Kohlrausch,

die deutsche Geschichte.

Erste Abtheilung.

Die deutsche Geschichte.

Für

Schule und Haus

von

Dr. phil. Friedrich Kohlrausch,
Königlich Hannover'schem General-Schuldirector.

Funfzehnte Auflage.

Hannover.
Hahn'sche Hofbuchhandlung.
1866.

Vorrede

zur dreizehnten Auflage.

Meine dankbare Anerkennung der fortdauernden Theilnahme von Lehrern und Lernenden und sonstigen Freunden der vaterländischen Geschichte für mein Buch habe ich nicht besser bethätigen können, als indem ich diese *neueste* Ausgabe, so wie die vorhergehenden, durch möglichsten Fleiß in Benutzung der Hülfsmittel, welche besonders durch manche neuere Bearbeitungen einzelner Theile unserer Geschichte mir geboten waren, zu vervollkommnen gesucht habe. Ich hoffe, daß man dieses in den verschiedenen Abtheilungen des Buches erkennen wird.

Ueber den Charakter und den Zweck meiner Arbeit mich ausführlicher aussprechen, würde bei den wiederholten Auflagen derselben überflüssig sein; sie hat ihren Weg in diejenigen Hände gefunden, in welche ich sie zu bringen wünschte. Sie hatte recht eigentlich die Bestimmung, *die Liebe* der vaterländischen Geschichte in die Herzen der Jugend zu pflanzen, so wie auch außer dem Kreise der Schule den empfänglichen Gemüthern, welche sich mit ihr bekannt zu machen wünschten, die wichtigsten Erscheinungen derselben in möglichst anschaulicher Gestalt vor Augen zu bringen. Daher die Form zusammenhängender, das Allgemeine durch das Einzelnste beleuchtender, möglichst lebhafter Erzählung, untermischt mit Betrachtungen, Uebersichten und Vergleichungen; daher die Entfernung alles gelehrten Apparats. Ich hatte die reifere Jugend,

mit ihrer gemüthlichen Lernbegierde und ihrer regen Phantasie, nicht die schon Kundigen, mit ihren höheren Bedürfnissen, vor Augen, und was jene anspricht, ist sicher auch dem gebildeten Leser jedes Alters gemäß, der sich den Sinn für objective Anschaulichkeit der geschichtlichen Thatsachen bewahrt hat.

Hier wünschte ich nur noch kurz ein paar Punkte zu berühren, welche namentlich diese neueste Auflage betreffen.

Der erste ist, daß ich es für angemessen gehalten habe, die Geschichte der deutschen Freiheitskriege von 1813, 14 und 15, die bisher als eine gesonderte dritte Abtheilung behandelt war, in die Darstellung des letzten halben Jahrhunderts als integrirenden Theil einzureihen. Je weiter wir uns von jenen Zeiten entfernen, je mehr nehmen jene Begebenheiten ihren Platz im Zusammenhange des Ganzen ein. Es war nicht sicher, daß der Lehrer jedesmal diese Erzählungen aus der dritten Abtheilung an der rechten Stelle der Geschichte, wie sie in der zweiten verfolgt wird, einflechten würde; darum stehen sie jetzt an dem Platze, wo sie, um sich richtig an das Vorhergehende anzuschließen und auf das Folgende hinüberzuführen, im Unterrichte vorkommen müssen. Gleichwohl habe ich mich nicht entschließen können, um diese Erzählungen in eine mehr objective Ferne zu rücken, etwas von der lebhaften Farbe hinwegzunehmen, die in den Tagen der ersten Aufregung aus meiner Feder hervorgegangen war; der inwohnende Geist jener Darstellungen, die nicht mein Werk, sondern das jener gehobenen Zeit selbst gewesen, entwaffnete die kühlere Kritik. Diese Geschichte geht Viele der noch Lebenden im eigentlichen Sinne ganz nahe an; wir haben mitten inne gestanden; und indem wir uns glücklich preisen, sie selbst erlebt und die ganze Fülle der ergreifendsten Gefühle mit durchempfunden zu haben, haben wir ein Recht und eine Pflicht, die ganze Wärme unseres Innern zu wecken, wenn wir davon reden. Wir sollen uns nicht scheuen, das starke Bild und den ungewöhnlichen Ausdruck zu gebrauchen, welche der kühlere Verstand vielleicht übertrieben nennen möchte. Mag unsere jetzige Jugend aus der warmen Schilderung der damaligen Zeit erkennen, wie die Herzen für nationale Unabhängigkeit und für die Rettung aus der Gefahr, diese zu verlieren, erglühten, welche Opfer dafür zu bringen das Alter wie die Jugend bereit war, und wie in unserm Volke noch immer der Funke der Begeisterung für Ehre, Freiheit, Vaterland

und deutsche Einigkeit lebt, der nur des rechten Hauches bedarf, um zur hellen Flamme angefacht zu werden. — Und damit auch Bürger- und Volksschulen, welche die Geschichte nicht in ihrem größeren Umfange in ihren Unterricht ziehen können, doch Gelegenheit haben, wenigstens diesen ruhmvollsten Abschnitt aus unserer neueren Geschichte kennen zu lernen, so ist eine besondere Ausgabe der Freiheitskriege von der Buchhandlung veranstaltet, welche einzeln ausgegeben wird, um etwa auch als Lesebuch in den Stunden des deutschen Unterrichts gebraucht zu werden.

Ein zweiter Punkt betrifft die Fortführung der Geschichte bis auf den Augenblick, in welchem wir stehen. Man kann zweifelhaft sein, ob diese neuesten Begebenheiten, besonders in einem auch für Schulen bestimmten Buche, behandelt werden sollen. Im Sinne der Parteistellung gehalten würde dieses allerdings tadelnswerth, ja selbt ein Unrecht sein, denn die Jugend, unreif zum selbstständigen Urtheile und nicht berufen zum Eingreifen und Handeln, soll in keine politische Parteiansicht hineingezogen werden; ihre Partei soll die des Rechtthuns, des Gehorsams, der Bescheidenheit im Urtheile, der Treue in der Ausbildung für ein künftiges Wirken, der Verehrung ächter menschlicher Größe und Güte und der göttlichen Weltordnung sein. Aber eben deshalb, damit sie nicht durch das laute Geschrei des Tages verleitet werde, soll der, welcher sich bewußt ist, durch reifere Lebenserfahrung und geschichtlich gebildetes Urtheil freier dazustehen, das Wort nehmen und der Jugend den einfachen Hergang des Geschehenen mittheilen; denn verschweigen läßt sich ihr die Geschichte der Gegenwart doch nicht, sie wird ihr willig und widerwillig täglich entgegengetragen. Die schlichte factische Darlegung lehrt schon durch diese ihre Gestalt, daß ein gegründetes Urtheil über Sinn und Bedeutung der außerordentlichen Begebenheiten im Lichte geschichtlicher Wahrheit noch nicht möglich ist; zugleich aber wird der Ernst der Gesinnung, der sich, wenn er im Innern vorhanden ist, auch in der einfachen Darstellung nicht verläugnen kann, die gleiche Stimmung in der Jugend erwecken und dieselbe vor voreiligen Urtheilen bewahren. Mit solchem Sinne wird der tüchtige Lehrer auch die Geschichte der letzten Zeiten der Jugend mit Nutzen für ihre innere Kräftigung vortragen können, er wird ihnen ein heilsames Gegengewicht gegen

die verwirrenden Einflüsse von Oberflächlichkeit oder gar Schlechtigkeit, denen er seine Schüler nicht entziehen kann, darbieten.

Hannover, Ende August 1851.

Der Verfasser.

Dem obigen Vorworte zur dreizehnten Auflage weiß ich nichts hinzuzusetzen; es paßt vollständig auf die vorliegende funfzehnte. Ich begleite diese daher mit denselben Gedanken und Wünschen auf ihrem Wege in die Hände, und gebe Gott auch in die Theilnahme, deutscher Leser.

Hannover, im März 1865.

Der Verfasser.

Uebersicht des Inhalts

der ersten Abtheilung.

Erster bis fünfter Zeitraum.

Von den ältesten Zeiten bis zum Ende des Mittelalters.

Einleitung.

Das alte Deutschland und seine Bewohner.

Aeltere deutsche Geschichte.

Erster Zeitraum.

Von den ältesten Zeiten bis auf die Eroberungen der Franken unter Chlodwig, 486.

Zweiter Zeitraum.

Von Chlodwig's Eroberungen bis auf Karl den Großen. 486—768.

Das Mittelalter bis zur Reformation.

Dritter Zeitraum.

Von Karl dem Großen bis Heinrich I. 768—919.

Vierter Zeitraum.

Von Heinrich I. bis Rudolph von Habsburg. 919—1273.

II. Die sächsischen Kaiser. 919—1024.

III. Die salischen oder fränkischen Kaiser. 1024—1125.

IV. Die schwäbischen Kaiser oder die Hohenstaufen. 1138—1254.

Das Mittelalter.

Fünfter Zeitraum.

Von Rudolph von Habsburg bis Karl V. 1273—1520.

V. Kaiser aus verschiedenen Häusern. 1273—1437.

VI. Die Kaiser aus dem östreichischen Hause. 1438—1806.

Einleitung.

Das alte Deutschland und seine Bewohner.

1. Die Quellen unserer ältesten Geschichte.

Die Geschichte des Ursprunges und der frühesten Schicksale unseres Volkes ist in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Keine Urkunde sagt uns, wann und unter welchen Umständen unsere Vorfahren aus Asien, der Wiege des Menschengeschlechts, in unser Vaterland eingewandert sind, welche Ursachen sie zu der Aufsuchung des Landes im Norden getrieben haben, noch welche Stammverwandte sie in den Gegenden, aus welchen sie kamen, zurückließen. Sparsame und dunkle geschichtliche Spuren, sowie die Uebereinstimmung mancher Sitten und Einrichtungen, am bestimmtesten aber die Verwandtschaft der Sprachen, deuten auf eine Verwandtschaft mit den Indern, Persern und Griechen hin.

Die Dunkelheit unserer ältesten Geschichte kann uns nicht befremden, denn jedes Volk, so lange es, ohne Schrift, in einem halbrohen Zustande lebt, entbehrt jeder Kunde seiner Geschichte, außer etwa in Sagen und Liedern, welche von Geschlecht zu Geschlecht gehen. Aber wie diese schon in ihrem Ursprunge das Wahre mit der Dichtung vermischen, so werden sie noch dazu im Laufe der Jahrhunderte vielfach entstellt, so daß kaum der Faden geschichtlicher Wahrheit darin zu entdecken ist. Und selbst von jenen Liedern und Sagen, in welchen auch unsere Vorfahren, nach dem Zeugnisse der Römer, die Thaten und Schicksale des Volks besangen, ist kein Laut auf uns gekommen.

So fängt unsere Geschichte erst mit dem Augenblicke an, da unsere Vorfahren, nachdem sie Jahrhunderte, ja vielleicht ein Jahrtausend, in unserm Vaterlande gewohnt hatten, mit einem Volke in Berührung kamen, welches schon Geschichtschreibung kannte und übte. Dieses geschah zuerst in entschiedener Weise durch den Zug der Cimbern und Teutonen gegen das römische Gebiet, im Jahre 113 v. Chr. Aber diese Berührung war nur vorübergehend und die Fremdlinge waren den Römern zu unbekannt und zu fremdartig, als daß sie, die mit sich selbst genug zu thun hatten und dazu auf alles Fremde hochmüthig herabsahen, sich von deren Herkunft und Geschichte gründlich hätten unterrichten sollen.

Und selbst die Erzählung dieses Kampfes gegen die deutschen Völker, so wichtig er für die Römer war, müssen wir mühsam aus vielen Schriftstellern zusammensuchen; denn die Quelle, aus welcher wir am reichsten wür-

den schöpfen können, ist gerade hier versiegt; die Bücher des römischen Geschichtsschreibers Livius, welche von diesem Kriege ausführlich handeln, sind mit vielen andern verloren gegangen; wir haben nur, — und selbst dieses ist ein Glück, — die dürren Inhaltsanzeigen derselben erhalten, nach denen, namentlich des 63. bis 68. Buches, wir wenigstens die Reihe der Haupt-Begebenheiten des Krieges verfolgen können. Außerdem schöpfen wir das Einzelne aus römischen Geschichtschreibern des zweiten und dritten Ranges, welche nur kurze, zum Theil verstümmelte Nachrichten geben und sämmtlich zu lange Zeit nach den Begebenheiten selbst lebten, um als Quellen betrachtet werden zu können. Dahin gehören: 1) des Florus epitome rerum romanarum (nach einigen ein Buch aus dem August. Zeitalter, nach andern ein Werk des L. Annaeus Florus, der im Anfang des 2. Jahrhunderts unter Hadrian lebte); 2) des Vellejus Paterculus Weltgeschichte, in kurzen Umrissen bis auf Tiber; (lebte um Chr. Geb.); 3) des Frontinus (um 100 n. Chr.) strategematicon enthält gute Notizen über den cimbrischen Krieg; 4) des Valerius Maximus (um 20 n. Chr.) dicta et facta memorabilia; 5) des Justinus (um 150 n. Chr.) Weltgeschichte, und 6) des Eutropius (um 375 n. Chr.) Abriß der römischen Geschichte, liefern auch manches; manches andere römische Schriftsteller, die nicht gerade Geschichte geschrieben haben, gelegentlich.

Unter denen, die griechisch geschrieben, steht oben an: 1) Plutarchos (um 100 n. Chr.) in der Lebensbeschreibung des Marius; ferner geben gute Einzelheiten: 2) Diodor von Sizilien (um Chr. Geb.) in seiner historischen Bibliothek; 3) Appian (um 160 n. Chr.) in seiner ethnographisch geordneten Geschichte der Römer; 4) Dio Cassius (um 222 n. Chr.) in den Fragmenten, die von seiner römischen Geschichte erhalten sind; unter den Geographen vorzüglich Strabo (um Chr. Geb.)

Nach der cimbrischen Zeit vergeht wieder ein halbes Jahrhundert, ehe die Römer von Neuem der Deutschen erwähnen. Erst in der Mitte des letzten Jahrhunderts v. Chr. kommt Julius Cäsar an die Grenzen des eigentlichen Deutschlands; er selbst erzählt uns, wie er mit Ariovist in Gallien und dann mit deutschen Völkerschaften an der linken Rheinseite gekämpft; wie er die Ufer dieses Stromes zweimal durch eine Brücke verbunden und den Fuß auf die rechte Seite gesetzt habe; ferner, was er durch Nachforschungen bei Galliern, bei reisenden Kaufleuten und bei deutschen Gefangenen über Germaniens Beschaffenheit und des Volkes Art und Natur in Erfahrung brachte. Seine Nachrichten sind für uns unschätzbar, obwohl sie immer noch dürftig, abgerissen und zum Theil unzuverlässig sind. Denn der große Feldherr, der nach der Herrschaft strebte, der die Menschen, — er ist nicht davon frei zu sprechen, — als Mittel zu seinen Zwecken gebrauchte, der von der Höhe einer schon verdorbenen Kultur den einfachen Naturzustand eines Volkes nicht zu würdigen vermochte, und der endlich, um in Allem glaubwürdig zu sein, viel zu sehr die Kunst verstand, die Begebenheiten zu seinem Vortheile darzustellen, — dieser Schriftsteller darf nicht ohne einiges Mißtrauen von uns zu Rathe gezogen werden.

Nach ihm tritt wiederum ein Zwischenraum von bald 50 Jahren ein, in welchen das Dunkel unserer Geschichte fast durch gar keinen Lichtstrahl fremder Beobachtung erhellt wird, bis in den nächsten Jahrzehnden vor und nach Christi Geburt die Römer auf längere Zeit den deutschen Boden betreten. Sie lernen das südwestliche und nordwestliche Deutschland ziemlich

genau kennen, sind aber nicht selten ungerecht in ihrem Urtheile über Land und Menschen. Von denen, welche sich Barbaren nannten, durch Gewalt der Waffen mehrmals hart beschädigt, selbst durch Klugheit und Kriegslist oft übertroffen, zuletzt, trotz entschiedener Siege, deren sie sich rühmten, vom deutschen Boden vertrieben, mußten sie, um nicht mit zu großem Schimpf zu bestehen, ihr Unglück verkleinern, daß der Feinde vergrößern, diese oft der Hinterlist beschuldigen, wo vielleicht ein ganz anderes offenes Verhältniß stattgefunden hatte, und überhaupt auf die Deutschen und ihr Land vielfache Beschuldigungen häufen. Kein unparteiischer Mann aus ihrer Mitte, der Augenzeuge ihrer Züge gewesen, schildert uns treu die Begebenheiten und unser Volk. Der einzige Geschichtschreiber jener Zeit, der es gekonnt hätte, Vellejus Paterculus, Diener des Kaisers Tiberius und Freund seines Günstlings Sejan, der im Heere Tiber's in den nächsten Jahren vor und nach Christi Geburt selbst in Deutschland, namentlich an den Ufern der Elbe, gewesen ist, zeigt sich in den übrigens auch ganz dürftigen Nachrichten, die er giebt, als einen Schmeichler seines despotischen Herrn, dessen Thaten er in einer schwülstig übertreibenden Sprache bis in den Himmel erhebt.

Ein zweiter römischer Schriftsteller, der Deutschland selbst gesehen, ist Plinius der ältere (st. im J. 79 n. Chr.); er ist an der Nordküste Deutschlands, im jetzigen Ostfriesland oder Oldenburg, bei den Chauken gewesen, sicher aber nicht weit in's Land gekommen. Er giebt uns in seiner historia naturalis, welche eine Encyklopädie gemeinnütziger Kenntnisse ist, manche schätzbare Nachrichten über die natürliche Beschaffenheit unseres Vaterlandes und die Stämme und Völker desselben. Doch müssen seine Nachrichten und Urtheile mit Vorsicht benutzt werden, da sein kritischer Scharfsinn oft zweifelhaft erscheinen muß. Ein unersetzlicher Verlust für uns ist aber der seiner zwanzig Bücher über alle Kriege der Römer mit den Deutschen, von welchen nichts auf uns gekommen ist. Er lebte der Zeit der That noch so nahe, daß er die Nachrichten so gut, als sie irgend zu haben waren, sammeln konnte. Trösten mögen wir uns einigermaßen damit, daß Tacitus (um 100 n. Chr.), der seinen Vorgänger als Zeugen aufführt, des Plinius Werk benutzt hat; aber Tacitus erzählt die deutschen Kriege nur zum Theil, und nicht als Hauptsache, und auch von ihm ist uns viel wichtiges verloren gegangen. Seine Annalen, welche die römische Geschichte vom Tode August's bis zum Tode Nero's erzählen, fangen erst nach der Zeit der großen deutschen Freiheitsschlacht gegen Varus an, und auch von ihnen ist das 7. bis 10. Buch verloren, und das 5. und 16. nur unvollständig auf uns gekommen. Gleichwohl erkennen wir in ihm bei weitem den Hauptschriftsteller für unsere Vorzeit und verehren sein erhabenes Gefühl für sittliche Würde, für Wahrheit und Recht, auch in dem, was er über den Kampf der Römer und Deutschen, wenn gleich ohne seine Schuld nicht immer aus lauterer Quelle, erzählt. Am höchsten jedoch verehren wir ihn wegen des Kleinods, welches er uns in der Beschreibung unseres Landes und Volkes (de situ, moribus et populis Germaniae) hinterlassen hat. Sein tiefes Gefühl für Sitteneinfalt und gesunde Naturkraft hatte ihn zum warmen Freunde des deutschen Volkes gemacht, und eine getreue Schilderung desselben schien ihm ein seiner würdiges Werk zu sein, so wie sie auch seinen verdorbenen Landsleuten ein Bild vor Augen stellen mußte, welches manches noch nicht ganz unempfängliche Gemüth zur Erkenntniß des

eigenen widernatürlichen Zustandes bringen konnte. Er sammelte zu diesem Ende, was er in früheren Schriftstellern fand und durch mündliche Nachrichten von Römern, die in Deutschland gewesen, und Deutschen, die in römischen Kriegsdiensten waren, erfahren konnte. So entstand dieses für uns unschätzbare Buch, welches ein Ehrentempel des deutschen Volks genannt werden darf und gleich einem hellen Sterne den Anfang unserer, sonst dunklen, Laufbahn erleuchtet. Zwar mag einiges von ihm mit zu großer Vorliebe dargestellt oder einseitig aufgefaßt sein; allein wenn auch vieles abgerechnet wird, so bleibt doch des Ruhmwürdigen genug übrig, und daß die Hauptsache wahr sei, dafür bürgt uns die, aus allen seinen Schriften siegreich sprechende, unbestechliche Wahrheitsliebe des edlen Römers.

Zu den übrigen, minder bedeutenden, Geschichtschreibern, welche Beiträge zu unserer ältesten Geschichte liefern und schon bei Gelegenheit des cimbrischen Krieges genannt sind, — Dio Cassius ist unter ihnen wichtig, — kommen für spätere Kriege noch: Suetonius (110 n. Chr., geachtet von Trajan und Hadrian), in seinen Lebensbeschreibungen der zwölf ersten Kaiser; die Scriptores historiae augustae, gegen das Ende des 3. Jahrhunderts, unter ihnen Aelius Spartianus, Julius Capitolinus und Flavius Vopiscus; Aurelius Victor (330 n. Chr.) in den Lebensbeschreibungen der Kaiser von Augustus bis Constantinus; Ammianus Marcellinus (zur Zeit der Völkerwanderung), in seiner Kaisergeschichte von Nerva bis zum Tode des Valens; Paulus Orosius (417 n. Chr.) in seiner Geschichte. Unter den Geographen ist, außer Strabo und Pomponius Mela (48 n. Chr.), besonders Claudius Ptolemaeus zu nennen (140 n. Chr.), der ein System der Geographie auf ein verlornes Werk des Tyriers Marinos baute und besonders sorgfältig in Bestimmung der Längen- und Breiten-Grade ist [1]).

Nehmen wir nun aber auch das Beste zusammen, was uns die alten

---

1) Ein besonderes schätzbares Hülfsmittel für die alte Geographie ist uns noch in einer ächt römischen Wegkarte erhalten, bestehend aus einem etwa 20 Fuß langen und 1 Fuß breiten Pergamentstreifen, auf welchem alle Hauptörter des römischen Reichs in seiner Ausdehnung, nach ihren Entfernungen von einander, aber ohne alle astronomischen und geometrischen Verhältnisse, verzeichnet sind. Sie wird zum Gebrauch für die römischen Heere gedient haben, deren Standlager und Straßen sorgfältig darauf angegeben sind. Nach der Meinung einiger Gelehrten stammt sie aus dem 3., nach andern vom Ende des 4. Jahrh. her. Eine mit longobardischer Schrift im 13. Jahrh. gemachte Abschrift, (die sich gegenwärtig auf der kaiserlichen Bibliothek in Wien befindet), wurde im Anfange des 16. Jahrh. aus dem Staube einer Klosterbibliothek hervorgezogen und erhielt von einem ihrer ersten Besitzer, dem Augsburgischen Stadtschreiber Conrad Peutinger, den Namen Tabula Peutingeriana. Kopien davon sind mehrmals nachgemacht. Eine ähnliche Bestimmung hatten die geschriebenen Reiserouten, von denen wir noch die Itineraria Antonini besitzen.

Ebenfalls mag hier der ältesten geographischen Nachrichten Erwähnung geschehen, welche über den Norden Europas existiren und von dem Astronomen Pytheas in Massilia (dem jetzigen Marseille), herrühren, welcher um 320 v. Chr. eine Forschungsreise auf einem Handelsschiffe seiner Vaterstadt in die nördlichen Meere unternahm. Leider sind uns von dem ganzen wichtigen Reiseberichte desselben nur wenige Bruchstücke durch Strabo und Plinius erhalten. Merkwürdig für uns ist es, daß er schon den Namen der Gothonen, die er Guttonen nennt, an den Ostseeküsten, und ebenso den der Teutonen, anführt.

Schriftsteller über unsere Vorfahren geben, und trösten uns über die großen Lücken, welche sie lassen, mit dem Gedanken, daß uns doch einiges, und zwar recht großes und wichtiges, durch sie überliefert ist, — so sind es doch immer nur die Zeugnisse Fremder, der deutschen Natur an Bildung und Wesen fern stehender Südländer, unserer Sprache unkundig, und, bis auf Einen, gleichgültig oder gar feindselig gegen uns gesinnt. Kein einziges Wort aus deutschem Munde, das römische Urtheil berichtigend oder die Fäden der Begebenheiten auseinanderlegend, welche die Römer nicht sehen noch verstehen konnten, redet zu uns aus jener Zeit. Wie viel reicher und sicher noch ehrenvoller würde das Gemälde derselben sich vor uns ausbreiten, wenn wir auch deutsche Quellen besäßen! Aber erst mehrere Jahrhunderte später, nachdem vielfache Umwälzungen vorgegangen und die meisten Bestandtheile der alten Zeit von ihrem Flecke gerückt waren, fangen einzelne, sparsame Quellen der Geschichte an aus deutschen Zeugnissen zu fließen von Schriftstellern, welche, mit ihrem Volke auf fremden Boden verschlagen, die Schicksale desselben zu erzählen versuchen. Ihre Namen werden im Anfange des zweiten Zeitraums genannt werden.

Nach allem Obigen müssen wir uns daher begnügen, aus den römischen und griechischen Schriftstellern, und durch Schlüsse aus späteren Zeugnissen auf frühere Zeiten, ein möglichst getreues Bild unserer Vorzeit aufzustellen, uns dabei bescheidend, daß sehr vieles dunkel, abgerissen, in Widersprüche gehüllt, erscheinen muß und daß die Meinungen über manches einzelne wohl immer getheilt bleiben werden. Die Zeit, für welche die folgende Schilderung gehört, ist die Zeit um Christi Geburt und die nächsten Jahrhunderte darnach.

2. Die Beschaffenheit des Landes.

Unser Vaterland war in den Zeiten, da die Römer dasselbe zuerst kennen lernten, nach ihrer Beschreibung ein rauhes und unwirthbares Land, voll ungeheurer Waldungen, Sümpfe und öder Strecken. Der große herzynische Wald dehnte sich, nach Cäsar's Angabe, in einer Länge von sechzig und einer Breite von neun Tagereisen weit durch dasselbe hin, und darnach müßten alle Hauptgebirge und Wälder des jetzigen Deutschlands die Ueberbleibsel dieses ungeheuren Waldgebirges sein. Nehmen wir also den herzynischen Wald in dieser ältesten und ausgedehntesten Bedeutung, so umfaßte er den Odenwald, Spessart, das Rhöngebirge, den Thüringerwald, das Erzgebirge, den Böhmerwald, die mährischen Gebirge und endlich die Karpathen, welche am längsten den Namen des herzynischen Waldes behalten haben. In Deutschland machte bis zur cimbrischen Zeit der herzynische Wald die Grenze zwischen den deutschen Stämmen, die im Norden desselben, und den Celten, die im Süden wohnten. Von letzteren hatten die Helvetier damals ihre Sitze am Rhein hinunter, bis an den Main und östlich bis an Böhmen, der große Stamm der Bojer aber in den östlichen Gegenden des herzynischen Waldes, und sie haben dem Lande Böhmen, Bojohemum, seinen Namen gegeben. Nach der Zeit des cimbrischen Zuges wenden sich die Helvetier nach und nach in ihre späteren Wohnsitze an den Alpen, und im südlichen Deutschland erscheint der mächtige Stamm der Sueven, den Cäsar, ein halbes Jahrhundert später, hier findet. Spätere Schriftsteller, namentlich Plinius und Tacitus, schränkten den herzynischen Wald auf die Gebirgsreihen ein, welche im Süden des Thü=

ringerwaldes Böhmen umschließen und nach Osten Mähren und Ungarn berühren. Auch nennen sie und der spätere Ptolemaeus manche einzelne Gebirge mit eignen Namen, z. B. Mons abnoba, der Schwarzwald (Ptolemaeus scheint darunter die Gebirge zwischen Main, Rhein und Weser zu verstehen); das Melibokos-Gebirge, der jetzige Harz; der Semana-Wald, im Süden des Harzes nach dem Thüringerwalde zu; das Sudeta-Gebirge, ein Theil des Thüringerwaldes; der Gabreta-Wald, der Böhmerwald; das Askiburgische Gebirge, nach einigen das Erz-, doch besser das Riesengebirge; der Taunus, die Höhe zwischen Wiesbaden und Homburg; der Teutoburgerwald, die Gebirgs- und Waldstrecke, die sich von der Weser in das Lippische und weiter nordwestlich bis nach Osnabrück ausdehnt. Cäsar nennt auch noch den Bacenis-Wald, wahrscheinlich der westliche Theil des Thüringerwaldes, der sich bis in das Fuldaische erstreckt und im Mittelalter Bocauna oder Buchonia hieß; und Tacitus nennt die silva Caesia, nicht weit vom Rhein, wovon nach Einiger Meinung noch der Häserwald und die Baumberge bei Coesfeld Ueberbleibsel sein sollen; Andere versetzen ihn in die Gegenden der Lippe. Mehrere andere minder wichtige oder ungewisse Namen übergehen wir.

Die großen deutschen Waldungen haben ohne Zweifel, wie jetzt, hauptsächlich aus Eichen, Buchen und Nadelholz bestanden. Vor allem bewunderten die Römer die ungeheuren Eichen, die ihnen gleich alt mit der Erde zu sein schienen. Plinius, der selbst im nördlichen Westphalen, im Lande der Chauken, gewesen war, drückt sich so über sie aus: „Mit der Erde selber entstanden, von den Jahrhunderten unberührt, übersteigen die ungeheuren Stämme durch ihr kräftiges Leben alle sonstigen Wunder der Natur.“ Unter den über den Erdboden sich erhebenden Wurzeln dieser uralten Eichen konnten, wie Plinius versichert, Reiter durchreiten; und ungeheure, von dem Meere fortgerissene Eichenstämme schreckten die Flotte des Drusus in der Nordsee.

Auch von deutschen Flüssen kennen die Römer schon die meisten; Danubius, Donau; Rhenus, Rhein; Moenus, Main; Albis, Elbe; Visurgis, Weser; Viadrus, Oder; Vistula, Weichsel; Nicer, Neckar; Luppia, Lippe; Amisia, Ems; Adrana, Eder; Salas, (nur bei Strabo), Saale; und einige andere. Auffallend ist es, daß die Römer die Lahn und die Ruhr, welche sie bei ihren Feldzügen im nördlichen Deutschland doch sicher kennen lernten, gar nicht nennen. — Die deutschen Ströme waren damals noch nicht durch Brücken gangbar; der Deutsche bedurfte derselben nicht, da er jene leicht durchschwamm und für größere Uebergänge seine Schiffe hatte.

Der Boden des Landes war nicht bearbeitet wie jetzt; doch nennen ihn die Römer stellenweise recht fruchtbar, und Ackerbau und Viehzucht waren die Hauptbeschäftigungen der Deutschen. Hafer, Gerste und nach Einiger Meinung auch Waizen und Roggen, wurden gezogen; Flachs war allgemein verbreitet; mehrere Wurzeln- und Rübenarten gab es gewiß; die Römer bewunderten Rettige von der Größe eines Kinderkopfes und nennen Spargel, den sie freilich nicht rühmten, und eine Art Zuckerwurzel, die ihnen wohlgefiel. — Die edlen Obstarten der Südländer, welche später auch zu uns verpflanzt sind, mochten damals nicht gedeihen, doch erwähnt Plinius einer Kirschenart am Rheine, und Tacitus rechnet wilde Baumfrüchte (agrestia poma), welche doch wohl besser als unsere Holzäpfel gewesen sein müssen, unter die Speisen der Deutschen.

Die Weiden waren grasreich und schön, und das Rindvieh, so wie

die Pferde, wenn gleich klein und unansehnlich, doch von sehr guter, dauerhafter Art.

Das edelste aller Gewürze, das Salz, quoll den Deutschen aus ihrem vaterländischen Boden empor. Auch das nützlichste aller Metalle, das Eisen, versagte er ihnen nicht, und sie verstanden die Kunst, es zu gewinnen und zu verarbeiten. Allgemeiner freilich war Erz, eine Mischung von Kupfer und Zinn oder Zink, im Gebrauch. Gold war häufiger als Silber.

Der stärkenden Heilquellen, deren unser Vaterland so viele zählt, erwähnen die Römer schon bei Spaa und Wiesbaden.

Das Klima war wegen der unabsehbaren Waldungen, deren Dickicht die Sonnenstrahlen nicht durchdrangen, und wegen der unausgetrockneten Sümpfe und Moore, kälter, neblichter und rauher als jetzt; doch wohl nicht ganz so schlecht, wie die im üppigen Italien verwöhnten Römer es schilderten. Nach ihnen standen die Bäume acht Monate im Jahre blätterlos, und die großen Ströme regelmäßig so fest vom Eise, daß sie Heereslasten tragen konnten. „Nur drei Jahreszeiten," sagt Plinius, „kennen die Deutschen: Winter, Frühling und Sommer; vom Herbst kennen sie weder Namen noch Gaben." Ueberhaupt fanden die Römer das Land so unfreundlich, daß sie es für unmöglich hielten, jemand könne Italien verlassen, um in Deutschland zu wohnen.

Unsere Vorfahren aber liebten dieses Land über Alles, weil sie als freie Männer darin geboren waren und weil des Landes Beschaffenheit ihre Freiheit schützen half. Die Wälder und Sümpfe schreckten den Feind; die rauhe Luft, so wie die Jagd der wilden Thiere, stählten die Körper der Männer, und bei einfacher, natürlicher Kost wuchsen sie zu so hohen Gestalten empor, daß die andern Völker sie staunend bewunderten.

3. Die Menschen.

Die Römer hielten das deutsche Volk, mit Recht, für ein uraltes, reines, ungemischtes Stammvolk. Es war nur sich selbst gleich; und wie die gleichartigen Gewächse des Feldes, die aus reinem Samen, nicht in der üppigen Pflege des Gartens, sondern in dem gesunden, freien Boden draußen emporwachsen, durch Ausartung nicht von einander abweichen, so war auch unter den Tausenden des einfachen deutschen Stammes nur Eine, feste, gleiche Gestalt. Ihre Brust war breit und stark; ihr Haar gelb, bei den Kindern im frühesten Alter blendend weiß. Auch ihre Haut war weiß, ihr Auge blau, ihr Blick durchdringend und kühn. Der starke riesenartige Körper, welchen die Römer und Gallier nicht ohne Schrecken ansehen konnten, zeugte, welche Kraft die Natur in dieses Volk gelegt hatte; nach den Angaben einiger Alten war ihre gewöhnliche Höhe sieben Fuß.

Von Jugend auf härteten sie ihren Körper auf alle Weise ab. Die neugeborenen Kinder wurden in kaltes Wasser getaucht, und das kalte Bad blieb für Knaben und Jünglinge, für Männer und Frauen, das Stärkungsmittel das ganze Leben hindurch. Ihr Kleid war ein weiter, kurzer Rock, mit einem Gurt befestigt, oder Felle wilder Thiere, die Siegeszeichen ihrer Jagden; bei beiden Geschlechtern war ein großer Theil des Leibes unbedeckt, und auch der Winter brachte sie nicht dahin, sich wärmer zu kleiden. Die Kinder liefen fast ganz nackend umher, und die verweichlichten Völker, welche ihre Kinder nur mit Mühe durch die früheren Jahre hindurchbrachten, wunderten sich, wie die Knaben der Deutschen ohne Wiege und Windeln in solcher Fülle der Gesundheit emporblüheten.

Die Römer nannten unser Volk **Germanen**, ein Name, der den **Tungern**, einer deutschen Völkerschaft, die in früher Zeit über den Rhein ging und sich unter den Galliern niederließ, zuerst beigelegt und der später auf alle Stammgenossen übergegangen sein soll.

Der Name des Volkes der **Deutschen** kommt erst mehrere Jahrhunderte nach dem Untergange der römischen Herrschaft vor; er stammt von dem Worte Diot (Gothisch Thiuda), welches **Volk** bedeutet, her. **Deutsch** wurde zuerst von der Sprache, dann von dem Volke selbst gebraucht.

Daß ein Gesammtname des ganzen Volkes in frühern Zeiten vielleicht wenig oder gar nicht bei ihm selbst in Gebrauch war, darf uns nicht befremden. Bei einem, in so viele Stämme getheilten, Volke kam im Verkehr der einzelnen Stämme gewiß nur der Name eines jeden vor, und später, als sich mehrere Völkerschaften in Genossenschaften vereinigten, nur der Name dieser: Sueven, Markomannen, Alamannen, Gothen, Franken, Sachsen. — Ob der Name „Deutsche" mit dem der Teutonen, den Pytheas 300 Jahre v. Chr. anführt, und der bei dem cimbrischen Kriege wieder erscheint, etymologisch zusammenhängt, ist zweifelhaft.

4. Die deutschen Stämme.

Es werden uns von den alten Schriftstellern die Namen vieler deutschen Völkerschaften genannt und ihre Wohnsitze, zum Theil genauer, zum Theil unbestimmter, bezeichnet. Auch reden mehrere unter ihnen von **Hauptstämmen**, unter welchen die einzelnen Völkerschaften sich vereinigten. Allein ihre Angaben sind weder übereinstimmend, noch genau genug, um daraus eine feste Uebersicht zu gewinnen, die wir uns doch so gern bilden möchten. Denn wie wichtig wäre es für uns, schon in der Wiege unserer Geschichte die Stammunterschiede nachweisen zu können, welche sich noch jetzt finden und durch die verschiedenen Mundarten der deutschen Sprache, so wie durch manche wesentliche Verschiedenheit in der Lebensweise des Volks, besonders des der Natur näher gebliebenen Landvolks, darthun! Aber die Nachrichten sind zu unvollständig, und nur einige, immer noch wichtige, Grundzüge werden sich als festes Resultat ergeben.

Am umfassendsten ist die fünffache Stammeintheilung, welche **Plinius** giebt. Von der äußersten Nordostküste, also etwa an der Weichselmündung, anfangend, nennt er zuerst die **Viniler** oder **Vindiler** (welche an den gothisch-vandalischen Stamm erinnern); weiter westwärts, an der Ostseeküste her und über die cimbrische Halbinsel hinaus, an der Nordsee bis zur Mündung der Ems, die **Ingävonen**; in den Rheingegenden bis zum Maine und an der linken Rheinseite noch weiter hinauf die **Istävonen** oder **Iscävonen**; in der Mitte Deutschlands, besonders in den Hochländern an der obern Weser, der Werra, Fulda und nach Süden zu bis in den herzynischen Wald, die **Hermionen**- oder **Herminonen**-Völker. Dem fünften Stamme giebt er keinen allgemeinen Namen, rechnet aber dazu die **Peuciner** und **Bastarner** in den Nieder-Donaugegenden bis nach Dacien.

Tacitus kennt drei dieser Namen auch und bringt sie mit dem mythischen Ursprunge des Volks in Zusammenhang. Der Sohn Tuisko's, Man, hatte drei Söhne, deren Nachkommen die drei Hauptstämme der Ingävonen, Istävonen und Herminonen bildeten. Von dieser Sage finden sich auch noch andere merkwürdige Spuren.

Wir möchten, wie schon erwähnt ist, sehr gern die vier- oder fünffache Stammeintheilung des Plinius mit den späteren Zeiten in Verbindung bringen, und ganz ohne geschichtliche Andeutungen sind wir nicht. Wenn der vandalische Stamm sich später in dem gothisch-vandalischen von selbst wiederfindet; wenn die Thüringer und Alamannen, als die Bewohner des innern und südwestlichen Deutschlands an die Herminonen erinnern dürften; so bleiben für den Norden und Nordwesten noch die Ingävonen und Iscävonen übrig; und da offenbar zwischen den Anwohnern des Mittel- und Niederrheines bis in die Gebirgsgegenden der Weser und des Harzes hin ein wesentlicher Unterschied ja Gegensatz gegen die Anwohner der Nordsee, die Friesen und Chauken und überelbischen Völker, schon in der frühesten Römerzeit stattfindet, welcher sich später in den Stämmen der Franken und Sachsen ausbildet, so hätten wir hier den dritten und vierten Hauptstamm des Plinius. Der fünfte fiel schon bei ihm außerhalb der Grenzen des eigentlichen Deutschlands und erscheint als eine bloße Abzweigung von keiner allgemeinen Bedeutung. Noch weiter fortschreitend, können wir die nach den Zeiten der Völkerwanderung in Deutschland gebliebenen Reste des gothischen Stammes in den Baiern wiederfinden, so daß zwischen den spätern vier Hauptvölkern in Deutschland, Franken, Sachsen, Schwaben und Baiern, ein Zusammenhang bis zu den Stammvölkern des Plinius stattfände. Gewiß haben solche Zusammenknüpfungen großen Reiz; allein wir wandeln doch auf zu unsicherm Boden, um geschichtliche Resultate gewinnen zu können.

Bestimmter ist, was uns die Alten, am ausführlichsten Cäsar und Tacitus, über die Eigenthümlichkeit eines deutschen Hauptstammes, welcher viele einzelne Völker umfaßte und sich vielleicht mit dem der Herminonen berührt, der Sueven nämlich, erzählen. Aus der Zusammenstellung des von ihnen entworfenen Bildes mit manchen anderen Schilderungen deutscher Sitten und Einrichtungen können wir die Eigenthümlichkeit eines zweiten Stammes mit ziemlicher Sicherheit bestimmen, wenn gleich die Römer ihm keinen allgemeinen Namen gaben. Wir stellen zuerst die Sueven dar, wie Cäsar und Tacitus sie schildern.

1) Die Völker suevischen Stammes wohnten in einem großen Halbkreise vom Ober- und Mittelrhein und von der Donau, durch die Mitte Deutschlands und weiter nach Norden bis an die Ostsee, so daß sie die Flußgebiete des Neckars, des Mains, der Saale, dann am rechten Elbufer der Havel, Spree und Oder inne hatten; ja, Tacitus setzt Sueven-Völker noch bis über die Weichsel hinaus, sowohl im innern Lande, als an den Ostseeküsten, und jenseits derselben in Schweden. Gründe der Wahrscheinlichkeit lassen jedoch zwischen Oder und Weichsel und an letzterem Flusse noch einen dritten, den gothisch-vandalischen Stamm, erkennen, den Tacitus aber nicht von den Sueven unterscheidet. — Die Sueven waren, wie Cäsar berichtet, schon früh zu einem großen Bunde vereinigt, dessen Grundzüge durchaus kriegerisch waren. Die Liebe der Waffen sollte in allen lebendig erhalten werden, auf daß sie zu jeder Unternehmung stets bereit sein möchten. Daher hatten die einzelnen kein bestimmtes Maaß an Länderei, sondern die Fürsten und Vorsteher theilten den Familien jährlich ihr Land zu, wie und wo es ihnen gut däuchte; auch durften sie nicht einmal denselben Acker zwei Jahre hinter einander bestellen, sondern mußten mit andern tauschen, damit keiner sich an den Boden gewöhnen und den festen Wohnplatz liebgewinnen möchte und die Lust des Krieges mit dem Ackerbau vertauschte. Wenn der

Einzelne ein weites Gebiet erwürbe, so möchte, fürchteten sie, der Mächtige den Armen verdrängen, sich zierliche Häuser erbauen, und es möchten durch Begierde nach Reichthum Parteiungen und Spaltungen entstehen. Außerdem mußten jährlich aus jedem ihrer hundert Gaue tausend Männer in den Krieg ziehen, die übrigen aber, die zu Hause blieben, den Acker für diese mit bestellen. Im folgenden Jahre waren umgekehrt die andern unter den Waffen und jene zu Hause; so daß sowohl der Feldbau als auch die Kunst der Waffen in beständiger Uebung war. Sie hielten es für einen Ruhm, wenn an ihren Grenzen das Gebiet weit herum wüst lag, zum Zeichen, daß die Nachbarvölker ihrer Gewalt nicht hatten widerstehen können. Auch mochte es ihnen also sicherer scheinen gegen plötzlichen Ueberfall.

In diesen, wenn gleich rohen, Grundzügen des suevischen Bundes zeigt sich schon ein großer Gedanke und beweiset, daß unsere Vorfahren zur Zeit vor Christi Geburt keineswegs zu den wilden Völkern gezählt werden dürfen. Was Lykurg durch seine Gesetzgebung bei den Spartanern bewirken wollte und weshalb auch er seinen Bürgern kein festes und abgesondertes Eigenthum gestattete, das sollte auch die Grundlage und die zusammenhaltende Kraft des suevischen Bundes sein: ein so starker, durchgreifender Gemeinsinn, daß der Einzelne sich durchaus dem Ganzen unterordnen, nur in dem Ganzen und für dasselbe leben sollte. Nicht durch Eigennutz, nicht durch Parteisucht, nicht durch Trägheit sollte sich irgend einer von den übrigen absondern oder sein eignes Wohl für wichtiger achten, als das des gesammten Bundes.

2) Im nordwestlichen Deutschland, zwischen der Niederelbe und dem Niederrhein, also um die Aller, Leine, den Harz, die Weser, Lippe, Ruhr um Ems, bis an die Küsten der Nordsee, nennen uns die Römer viele einzelne Völkerschaften, ohne sie mit einem gemeinschaftlichen Namen zu bezeichnen. Späterhin, im 2. Jahrh. n. Chr., kommt in diesen Gegenden der Name Sachsen vor, und in noch späterer Zeit ist er der herrschende in dem oben bezeichneten Landstriche. Man hat den Namen der Sachsen auch für die frühere Zeit zur gemeinschaftlichen Bezeichnung aller Völkerschaften in Niederdeutschland gebrauchen und durch ihn den Gegensatz bezeichnen wollen, in welchem diese Völker in ihrer ganzen Lebensweise gegen die Sueven standen. Denn wie diese sich ungern an feste Sitze binden und durch die größere Beweglichkeit in allen ihren Gliedern zu jeder kriegerischen Unternehmung bereit halten wollten, — sie waren als Eroberer in die früher von Celten bewohnten Länder gekommen und der Krieg hatte ihnen ihre Verfassung gegeben, — so hatten im geraden Gegensatze die Völker in Niederdeutschland sich früh an feste Wohnsitze gewöhnt und den Ackerbau zu ihrer Hauptbeschäftigung gemacht. Der Name der Sachsen, den man von Sitzen ableitete und mit Einsassen gleichbedeutend hielt, schien die Eigenthümlichkeit dieser Völker recht treffend zu bezeichnen, so wie dagegen der Name Sueven, der das schweifende Leben der übrigen ausdrücken sollte, sehr gut für diese zu passen schien. Allein diese Ableitungen sind mehr sinnreich als geschichtlich begründet. Der Name Sachsen ist vielmehr, nach aller Wahrscheinlichkeit, von den kurzen Schwertern dieses Volkes, Sax (Sahs) genannt, abzuleiten; der der Sueven aber ist in seiner Ableitung noch nicht gründlich aufgeklärt.

Ein gewisser Gegensatz zwischen Sueven und Nicht-Sueven ist übrigens nicht zu verkennen. Hier die größere Freiheit und Selbstständigkeit

des **Einzelnen**; dort die Kraft und Einheit des **Ganzen**, in welchem sich der Einzelne verlieren mußte; hier **Familienleben** in seiner vollen Geschlossenheit; dort **Staatsleben** in der, wenn auch noch rohen, Durchführung einer scharf aufgefaßten Idee.

Die einzelnen Völker, welche die alten Schriftsteller aus dem einen oder andern Stamme, und noch außerdem, aufzählen, werden wir später nennen. Hier schien es nöthig, gleich Anfangs des Einen Hauptunterschiedes zwischen den deutschen Völkern zu gedenken, weil viele Schilderungen der Alten von ihren Sitten und Einrichtungen nur auf den einen, andere nur auf den andern Stamm passen und sich in ihrem Widerspruche nur aus der Verwechselung der Nachrichten erklären lassen. Cäsar z. B. hat hauptsächlich die Sueven, Tacitus die niederdeutschen Völker im Auge. Doch wird sich bei der Darstellung des Einzelnen, zu welcher wir uns jetzt wenden, zeigen, daß der wesentliche Grundcharakter beiden gemein war.

5. Lebensart und Sitten.

Die Deutschen liebten das Leben in der freien Natur über alles. Städte baueten sie nicht, sie verglichen sie den Gefängnissen. Die wenigen Oerter, welche bei den römischen Schriftstellern unter dem Namen von Städten vorkommen, — der spätere Ptolemaeus nennt die meisten, — waren wohl nichts als die Wohnsitze der Vornehmen, etwas größer und kunstreicher gebaut, als die der gemeinen Freien, und mit Wall und Graben gegen feindliche Angriffe umgeben; oder auch Stationen auf den Handelsstraßen, die durch das Land gingen.

Die niederdeutschen Völker legten zum Theil nicht einmal zusammenhangende Dörfer an (obgleich es deren, auch nach Tacitus, in manchen Gegenden gegeben hat), sondern lebten auf Einzelhöfen. Die Häuser lagen in der Mitte der Feldmark, die zu ihnen gehörte und mit einem Gehege umschlossen war. Nicht künstlich war der Bau dieser Häuser. Mit der Axt zugehauene Balken wurden aufgerichtet und verbunden, die Fächer mit geflochtenen Weidenzweigen (Welgern), gefüllt und mit Lehm und Stroh zu einer festen Wand beworfen. Ein Strohdach deckte das Ganze, welches, (wie noch in Westphalen), auch das Vieh mit in sich faßte; und zur Zierrath färbten sie die Wände mit hellglänzenden Farben.

Wo ein Hain, wo eine Quelle sie lockt, sagt Tacitus, da wählen sie ihren Wohnplatz. Also mochte oft der Nutzen und die Bequemlichkeit der Liebe zu der freien und schönen Natur nachstehen; und auch deshalb mochten sie ihr Vaterland so sehr lieben, weil es eine so große Mannigfaltigkeit an Berg und Thal, an Wald und Wiese, und an Gewässern aller Art ihnen darbot.

Dieses starke Naturgefühl, welches in unsern Vorfahren von Anfang an gelebt hat, ist ein Grundzug des deutschen Wesens. Es wird uns, so lange wir es bewahren, vor der Erschlaffung der Sinne und der Sitten schützen, in welche die gebildetsten Völker des Alterthums, durch Ueberverfeinerung und Ueppigkeit, und durch Zusammendrängen in große Städte, versunken sind.

Der Deutschen Lieblingsbeschäftigung war, nächst dem Kriege, die Jagd; und sie war selbst ein Krieg. Denn die Wälder bargen, außer dem noch jetzt gewöhnlichen Wilde, auch Wölfe, Bären, Auerochsen, Wisentthiere (Bisons-Ochsen), Elenthiere, wilde Schweine und viele Arten der großen

Raubvögel. Daher wurde der Knabe von Jugend auf im Gebrauche der Waffen geübt, und das war ein festlicher Tag, wenn er zuerst mit dem Vater im Walde den reißenden Thieren nachjagen durfte.

„Ackerbau und Viehzucht und die Geschäfte des Hauses," sagt Tacitus, „überlassen sie den Weibern und Knechten. Denn man mag den Germanen leichter dazu bringen, den Feind herauszufordern und Wunden zu holen, als die Erde zu pflügen und die Ernte zu erwarten; ja, es scheint ihnen sogar feige, durch Schweiß zu erwerben, was man mit Blut gewinnen kann." Allein diese Schilderung unserer Vorfahrrn stellt, wie so oft die Darstellungen der römischen Schriftsteller, das Einzelne als etwas Allgemeines auf. Der kleinere Eigenthümer mußte ohne Zweifel, wie unser Bauer, selbst mit Hand anlegen seinen Acker zu bauen, während der größere Gutsbesitzer Zeit zur Jagd, zum geselligen Herumstreifen mit Gastfreunden und zu Festlichkeiten übrig behielt. Und was die Schilderung des vorherrschend kriegerischen Sinnes betrifft, der lieber durch Blut als Schweiß des Lebens Güter gewinnen wollte, so ist diese vorzugsweise von den Gefolgen kühner Anführer, wie eines Ariovist, und den Grenzwehren der Deutschen gegen die Römer, z. B. den Markomannen, zu verstehen. Denn wenn bei einem Volke einmal Ackerbau und Viehzucht zum Hauptgeschäfte geworden sind und ohne sie das Leben nicht bestehen kann, so können sie nicht zu den vom freien Mann verachteten Beschäftigungen gehören, welche er nur Weibern und Knechten überläßt.

Gleichwohl bleibt unbezweifelt wahr, daß bei den Deutschen der ältern Zeit kriegerischer Sinn und gewaltiger Trieb der Natur zu kühnen Unternehmungen, und überhaupt die ungebändigte Kraft mit ihren heftigen Fehlern, vorgeherrscht habe. Allein durch alle diese Züge drängt sich das erhebende Bild größerer Tugenden hervor. Bei keinem Volke der Geschichte zeigt sich, neben den Fehlern der ungebundenen Naturkraft, die edle Anlage, die Zucht und Ordnung, die großartige Vaterlandsliebe, die Treue und Keuschheit, wie bei den Deutschen. „Dort lächelt niemand," — so sagt der edle Römer, der für die Würde der unverdorbenen Natur empfänglichen Sinn bewahrt hatte, — „dort lächelt niemand über das Laster, und verführen oder sich verführen lassen heißt nicht vornehmer Ton; denn bei den Deutschen vermögen gute Sitten mehr, als anderswo gute Gesetze."

Diese sittliche Würde der Deutschen, welche durch alle Züge der Rohheit hervorleuchtet, hatte ihren wahren Quell und Mittelpunkt in der Heiligkeit der Ehe und der daraus entspringenden Innigkeit des Familienlebens; — wie denn überhaupt an diesen beiden Zügen die eigentliche Sittlichkeit eines Volkes am reinsten erkannt werden kann. In der Abhärtung seiner rauhen Jugend kräftig herangewachsen, gleich der kernigen Eiche in seinen Wäldern, durch Keuschheit und Zucht rein erhalten von entnervenden Begierden, wählte der junge Mann im reiferen Alter, wenn seine körperliche und sittliche Natur ihr Gleichgewicht gefunden hatte, die Jungfrau, an Alter wenig von ihm verschieden, zur Gattin. Nur seltene Ausnahmen gab es, wie Tacitus sagt, daß etwa ein Fürst, um durch Verbindung mit andern mächtigen Häusern sein eignes Ansehen zu mehren, mehr als eine Gattin nahm. —

Nicht die Frau brachte dem Manne eine Aussteuer, sondern dieser bezeugte den Werth, den er auf die Verbindung mit ihr legte, je nach seinem Vermögen, durch reichere oder einfachere Geschenke. Zu diesen gehörte,

außer einem Rindergespann, auch ein Schlachtroß, Schild und Waffe; eine Gabe, die bei einem Volke nicht unnütz war, wo die Frau, besonders bei großen Zügen, dem Manne oft in den Krieg folgte. Sie sollte Tapferkeit, Krieg und Waffen nicht für etwas ihr durchaus fremdes halten und wurde daher durch diese heiligen Zeichen der beginnenden Ehe erinnert, sie komme als Gefährtin der Arbeiten und Gefahren des Mannes, im Kriege, wie im Frieden, und so müsse sie leben, und so sterben. Sie empfange etwas, das sie unverletzt ihren Kindern übergeben und was ihre Schwiegertochter wiederum erhalten solle, um es den Enkeln zu überliefern. Und so war diese Gabe gleichsam, wie Tacitus sagt, die geheime, heilige Weihe und die Schutzgottheit der Ehe.

Eine solche Verbindung, auf Liebe und Tugend gegründet und auf festes Zusammenhalten in allen guten und schlimmen Fällen des Lebens bis in den Tod berechnet, mußte heilig und unverletzlich sein; und in der That war Verletzung der ehelichen Treue, nach Tacitus Zeugniß, fast unerhört. Die tiefste und allgemeinste Verachtung folgte dem sehr seltenen Verbrechen.

Die Kinder aus solcher Ehe waren den Eltern ein theures Pfand der Liebe. Sie wurden von ihrer Geburt an als freie menschliche Wesen geachtet. Die Mutter ernährte ihre Kinder an der eigenen Brust, sie wurden nicht Ammen und Mägden überlassen. Dafür verehrten auch die Deutschen die tugendhaften Frauen sehr hoch; ja, sie glaubten, es sei ihnen etwas Heiliges und Ahnungsvolles eingeboren, so daß sie ihren Aussprüchen oft in entscheidenden Augenblicken folgten.

Die Achtung des weiblichen Geschlechts in seiner menschlichen Würde, bei der so stark eingeprägten Liebe der Waffen, des Krieges und der Manneskraft, dieser großartige Zug in der Natur des deutschen Stammes, der ihn über die in anderer Hinsicht so hochbegabten Griechen und Römer erhebt, er zeigt am klarsten, wie die Natur ihren deutschen Sohn zum g a n z e n Menschen bestimmt hatte, der durch allseitige Ausbildung der menschlichen Kräfte ein neues, in dieser Freiheit und Vielseitigkeit Griechen und Römer übertreffendes, Zeitalter dereinst herbeiführen sollte.

Die L e b e n s w e i s e der alten Deutschen in Kleidung und Nahrung war einfach, der Natur gemäß. Der Frauen Schmuck bestand in dem gelben langen Haare, in der frischen Farbe ihrer reinen Haut, und in dem selbstgesponnenen und gewebten leinenen Gewande, mit einem Purpurstreif als Gürtel verziert. Der Mann kannte keinen Schmuck als seine Waffen; seinen Schild und seinen Helm, wenn er einen trug, verzierte er, so gut er konnte. Bei den Sueven trug er das Haar in einem Büschel auf dem Scheitel zusammengebunden, des kriegerischen Ausdrucks wegen; bei den Sachsen wurde es gescheitelt und hing, zu mäßiger Länge verschnitten, auf die Schultern herab.

Die einfache Kost bestand vorzüglich aus Fleisch- und Milch-Speisen. Aus Hafer und Gerste bereiteten sie ihr Lieblingsgetränk, das Bier. Auch Meth, aus Wasser und Honig, kannten sie; denn Honig bereiteten ihnen die wilden Bienen in den Wäldern in vorzüglicher Güte und Menge. Am Rheine verschmähten sie auch den von den Römern gebrachten Wein nicht.

Kein Volk ehrte die Rechte der Gastfreundschaft höher, als die Deutschen. Einen Fremden, wer es auch sei, von seinem Hause zurückzuweisen, wäre sehr schimpflich gewesen. Ein jeder nahm ihn an seinem

Tische auf, nach seinem Vermögen; war sein Vorrath aufgezehrt, so wurde der, welcher noch eben Wirth gewesen, der Wegweiser und Begleiter des Gastfreundes, und ungeladen traten beide in das nächste, beste Haus ein. Auch da wurden sie gleich freundlich empfangen. Wenn der Fremde Abschied nahm, so erhielt er als Gastgeschenk, was er begehrte; und der Geber forderte seiner Seits eben so frei und offen. Das gutmüthige Volk hatte Freude an Geschenken; aber sie rechneten weder die Gabe hoch an, noch hielten sie sich durch diejenige sehr verpflichtet, die sie empfangen hatten.

Nicht selten rathschlagten die Deutschen bei ihren Gastmählern über die wichtigsten Angelegenheiten, über die Versöhnung zwischen Feinden, über Bündnisse und Freundschaften, über die Wahl der Fürsten, ja über Krieg und Frieden, weil die Fröhlichkeit des Mahles und der Gesellschaft die Geheimnisse der Brust aufschloß. Aber am folgenden Tage wurde das, was so an's Licht gekommen war, in endliche Ueberlegung genommen, so daß das Verhältniß beider Zeiten richtig gestellt war; sie rathschlagten, wenn sie sich nicht verstellen konnten, und faßten den Beschluß, wenn sie zu ruhiger Ueberlegung fähig waren.

Bei ihren Mahlen hatten sie eine eigene Art von Schauspielen: Nackte Jünglinge tanzten zwischen bloßen Schwertern und aufgerichteten Spießen; nicht um Lohn und Gewinnst, sondern der Lohn dieses fast kühnen Muthwillens war das Vergnügen der Zuschauer und die Ehre solcher gefahrvollen Kunst.

Das Würfelspiel trieben sie, — wie uns Tacitus voll Verwunderung erzählt, — nüchtern, als ein ernstes Werk, und mit solcher Begierde um Gewinn und Verlust, daß sie, wenn Alles verloren war, auf den letzten Wurf ihre Freiheit und sich selbst wagten. Der Verlierende ging in die freiwillige Knechtschaft; wenn gleich jünger und stärker als der Gegner, ließ er sich doch geduldig binden und als Knecht verkaufen. So standhaft hielten sie ihr Wort, selbst in einer schlechten Sache; „sie nennen das Treue“, sagt der römische Schriftsteller.

6. Die bürgerlichen Einrichtungen.

Das ganze Volk bestand aus Freien und Unfreien. Unter den letztern scheint wieder ein wesentlicher Unterschied statt gefunden zu haben. Die eine Klasse, welche man mit den hörigen Leuten auf dem Gute eines Grundherrn vergleichen kann und zu denen auch des Tacitus Freigelassene gehören mochten, empfingen von dem Grundherrn Haus und Hof und ein Stück Land, und entrichteten ihm dafür eine bestimmte Abgabe von Korn oder Vieh oder an gewebtem Zeuge, welches in jeder Haushaltung selbst verfertigt wurde. Sie waren streng genommen nicht Unfreie, sondern persönlich Freie, nur ohne freien Grundbesitz; später werden sie als Liten bezeichnet. Aber auch ein Theil der rechtlich Unfreien befand sich in ähnlicher Lage. Diese, die eigentlichen Knechte, welche gekauft und verkauft wurden, wohl meistens Kriegsgefangene, mögen auch zu den gröbern Arbeiten des eignen Hauses und Feldes gebraucht sein. Aber auch ihr Loos war gewiß erträglich; denn ihre Kinder wuchsen mit denen des Herrn, fast ohne Unterschied, heran und so bildete sich in dem einfachen Leben ein Verhältniß gegenseitiger Anhänglichkeit. Der Waffen aber wurde der Knecht für unfähig gehalten; sie waren das Vorrecht und die Ehre der freien Männer.

Unter diesen gab es vornehme Geschlechter, nobiles, wie Tacitus sie nennt, und gemeine Freie, ingenui. In späterer Zeit unterscheidet die deutsche Sprache Adelinge und Frilinge. Das erste Wort hängt vielleicht mit Od, Odel, Gut, Erbgut, zusammen und könnte dann den großen Gutsbesitzer bezeichnen, der auf seinem Gute Hintersassen und hörige Leute zählte und in seinen Gütern schon die Mittel besaß, einen größeren Einfluß zu üben. Der Friling war dagegen der gemeine freie Mann, der sein kleines Gut mit eignen Händen und vielleicht wenigen Knechten bebaute. Wahrscheinlicher ist es jedoch, daß der Adel, der nicht zahlreich war, mit einem alten Herrscherrechte in den kleineren Abtheilungen des Volkes zusammenhing. In historischer Zeit hatte er keine bestimmten Vorrechte, genoß aber eines in der Vergangenheit begründeten höheren Ansehens. Nur wo Königswürde bestand, wurde diese, wie Tacitus sagt, aus dem Adel besetzt.

Eine Anzahl von Höfen großer und kleiner Gutsbesitzer machten eine Gemeinde aus, ein wichtiges Glied in den Verhältnissen der alten Deutschen. Familie und Gemeinde bildeten die beiden Grundlagen ihres Lebens. Die Mitglieder einer solchen Dorfschaft oder Bauerschaft standen in einer eigenthümlichen Gemeinschaft für die Benutzung des Ackerlandes, der Weide und des Waldes, die wir Feldgemeinschaft nennen; wo nur Gemeinschaft von Wald und Weide bestand, spricht man von Waldgenossenschaft. Zu der letzteren waren mitunter auch mehrere Gemeinden verbunden. Jede Dorfschaft hatte ihren Vorsteher, Schulzen.

Eine Anzahl von Gemeinen bildeten die Hunderte oder Cent, und mehrere Hundertschaften die größere Genossenschaft des Gaues, welche zum Schutz gegen äußere Feinde und für die Sicherheit des Lebens und Eigenthums im Innern rechtlich verbunden war. Der Gau war jedoch nicht etwa eine wirkliche Eintheilung nach Bodengröße oder dergleichen, sondern die natürliche Verbindung einer Völkerschaft, die einen Theil eines Volksstammes ausmachte, eine Volksgemeinde im weiteren Sinne[1]).

Der Hunderte stand ein gewählter Richter vor, der in älterer Zeit, wenigstens bei den norddeutschen Stämmen, wohl Aeltermann hieß, später Hueno (vom Hundert), oder Centner, (Centgraf) genannt wird. Wahrscheinlich hatte auch der Gau einen eignen Vorsteher, der gleichfalls gewählt wurde. Sie zusammen waren die principes des Gaues, die Vordersten und Ersten unter den Gleichen, wovon unser Wort Fürst herstammt. Die Belohnung für ihre Mühe bestand nicht in regelmäßiger Besoldung, sondern in Geschenken der Hausväter. Sie hatten den Oberbefehl im Kriege und daheim den Vorsitz in den Gerichten, wo das Volk das Recht fand und das Urtheil sprach, außerdem aber die Leitung anderer gemeinschaftlicher Angelegenheiten. Aber Heergewalt und Gerichtsgewalt waren jetzt und lange die Grundlagen aller öffentlichen Gewalt, aller Herrschaft bei den Deutschen.

Ueber Allen jedoch war die Volksversammlung, welche über alle wichtigeren Sachen Rath und Beschluß fassen mußte, so die Versammlung der Hundertschaft für ihre besonderen, die des Gaues für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten, die Gerichtspflege, die Wahl der Obrigkeiten u. s. w. Jeder freie Mann, der Vornehme wie der Geringe, war ein Glied der Volksversammlung und hatte Theil an dem Gedeihen des Ganzen.

---

1) Es ist zu bemerken, daß Tacitus in den meisten Stellen die Unterabtheilung des Gaues, die Hundertschaft, mit dem Worte pagus, die Einheit der Völkerschaft mit civitas zu bezeichnen scheint; vicus ist bei ihm Dorf.

Die Versammlungen wurden gern an Vollmonden und Neumonden gehalten; diese Zeiten hielten sie für die glücklichsten zu irgend einem Geschäft. Sie kamen bewaffnet, — Waffen waren das Merkmal der Freiheit, — und lieber setzten sie sich der Gefahr des Mißbrauchs aus, als daß Einer ohne Waffen erschienen wäre. Das Recht, sie auch in Friedenszeiten als Schmuck zu tragen, wurde dem Jüngling, wenn er das Alter erreicht hatte und würdig befunden war, in der Volksversammlung selbst ertheilt; dort schmückte ihn einer der Fürsten, oder sein Vater, oder ein Verwandter, feierlich mit Schild und Speer. Dieses war bei ihnen das Männerkleid, dieses der Schmuck der Jugend; vorher erschienen sie nur als Glied des Hauses, hinfort des Vaterlandes.

Wenn das Volk versammelt war, so stand die Versammlung unter dem besondern Schutze der Götter. Unter deren Ansehen hielten die Priester die Ordnung aufrecht und wachten, daß kein Friedensbruch geschah. Sie geboten Stillschweigen; die Fürsten, die Aelteren, welchen lange Jahre Erfahrung gaben, die Edlen, die von Voreltern erblich wußten, wie der Gau zu verwalten sei, die Tapfersten, die durch Kriegsthaten bei Allen in Achtung standen, redeten einfach, kurz, nachdrücklich; nicht im Tone des Befehlens, sondern durch die Kraft der Gründe. Mißfiel der Vorschlag, so verwarf ihn die Menge durch Zischen und Gemurmel; gefiel er, so schlugen sie die Waffen klirrend zusammen; die ehrenvollste Weise des Beifalls war, mit den Waffen zu loben.

Bei wichtigen Angelegenheiten rathschlagten erst die Fürsten, ehe sie die Sache vor das Volk brachten; und so geziemt es sich für eine gute Verfassung, weil die Menge nur über eine einfache und klar vorgelegte Sache einen Beschluß fassen kann.

In früheren Zeiten mag in manchen Gegenden und bei friedlichen Verhältnissen kein größerer Verein, als der der Gaue stattgefunden haben; äußere Gefahr aber und Verwandtschaft der Völkerstämme haben ohne Zweifel mehrmals Vereine mehrerer Völkerschaften desselben Stammes gestiftet, welche ihrer Gesammtheit auf verschiedene Weise eine Gestalt gegeben haben mögen. Mannigfaltigkeit der gesellschaftlichen Formen entsprach der Natur der Deutschen. Für den Krieg wurde dann ein gemeinschaftlicher Herzog nach Tapferkeit und Mannestugend gewählt, dessen Amt mit dem Kriege aufhörte. (Duces ex virtute sumunt. Tac.) Nach alter Sitte wurde der gewählte Herzog vom Volke auf den Schild gehoben und von Allen jubelnd begrüßt.

Der niederdeutschen Volksthümlichkeit, da das gesammte Volksleben von dem Bunde freier Hausväter, deren jeder seinen Hof nach patriarchalischer Weise regierte und vertrat, ausgegangen war, entsprach diese Form der freien Verfassung am meisten. Bei andern deutschen Völkern dagegen war von alter vorhistorischer Zeit her das Königthum vorhanden, wie bei den Gothen; und im Laufe der Zeit sehen wir auch solche Völker dazu übergehen, welche dasselbe ursprünglich nicht hatten, sondern in der eben geschilderten freien Verfassung lebten. So erscheint es bald bei den Sueven. Auch bei den Cheruskern findet sich, als sie gegen die Römer kämpften, kein König; Armin ist der von der Gemeinde anerkannte Herzog; später aber, im J. 48 nach Christo, berufen die Cherusker seines Bruders Flavius Sohn, Italicus, der bei den Römern erzogen war, zu ihrem Könige, um die innere Parteiung zu schlichten.

Bei der Wahl eines Königs trat überall der Grundsatz ein, daß derselbe aus dem Adel genommen werden müsse. (Reges ex nobilitate sumunt. Tac.)

Es gab alte königliche Geschlechter, die für besonders heilig galten und an die Götter angeknüpft wurden. Die Würde war also im gewissen Sinne erblich. Dazu kam in manchen Fällen eine weitere räumliche Ausdehnung der Herrschaft, während das Recht und die Befugnisse ursprünglich wohl nicht wesentlich verschieden waren von denen der gewählten Fürsten, deren Stellung deshalb, wenn sie länger bei einer Familie blieb, leicht in eine königliche überging.

In diesen wenigen Zügen uralter germanischer Einrichtungen zeigt sich der verständige Sinn unserer Vorfahren, welcher die Grundlage des Gemeinwesens darin suchte, daß in jedem Gliede des Volkes Gemeinsinn, Gehorsam gegen das Gesetz, und Ehrfurcht gegen die Religion, genährt werden müsse; so werde dem ganzen Gebäude eine innere Festigkeit gegeben, welche durch kein noch so künstlich berechnetes äußeres Mittel ersetzt werden könne.

7. Die Kriegsordnung und die Waffen.

Wenn eine große Gefahr dem Volke drohte, oder wenn ein großer Zug in Feindes Land geschehen sollte, so wurden alle freien Männer zu den Waffen gerufen, und das nennen wir den Heerbann[1]. Er zog aus unter dem Banner des Nationalgottes, welches die Priester vorantrugen. Die Fürsten und die Richter eines jeden Gaues waren auch seine Anführer im Kriege; die Genossen einer Mark und eines Geschlechtes fochten zusammen, und wenn der Zug eine förmliche Wanderung war, oder der eindringende Feind Alle aus ihren Sitzen aufschreckte, so schlossen auch Weiber und Kinder sich an. Auf solche Weise war alles vereinigt, was ihre Tapferkeit anfeuern konnte, neben jedem Streiter seine nächsten Verwandten, Genossen und Freunde und hinter der Schlachtordnung die Weiber und Kinder, deren Zuruf sie hörten. Zu den Müttern und Frauen kehrten sie verwundet zurück, und diese untersuchten und zählten unerschrocken die Wunden. Man liest, wie die Weiber einige schon wankende Schlachten wieder hergestellt haben durch ihr standhaftes Flehen, durch die Furcht vor ihrer Gefangenschaft, ja, indem sie selbst die Fliehenden mit den Waffen in der Hand wieder in die Schlacht zurück trieben.

Außer dem allgemeinen Aufgebote des Heerbannes gab es noch eine, auf freiwilliges Zusammentreten gegründete Waffenfreundschaft, die man das Gefolge nannte. Kriegslustige Jünglinge sammelten sich um den bewährten hochgeachteten Anführer und schwuren, vereint mit ihm zu leben und zu sterben. Unter diesem Gefolge war ein großer Wetteifer, wer bei seinem Kriegsfürsten die erste Stelle hätte; denn das Gefolge hatte seine Stufen. Nicht nur bei seinem Volke, sondern auch bei dem benachbarten, war es dem Anführer eines Gefolges ein hoher Ruhm, wenn er durch die Zahl und Tapferkeit seiner Genossen glänzte; man rief ihn zu Hülfe, man schickte ihm Gesandtschaften, man ehrte ihn mit Geschenken, oft wehrte er

1) In der Sprache der älteren Zeit ist Heerbann (heribannus) die Strafe welche demjenigen aufgelegt wurde, der beim allgemeinen Aufgebot zum Kriege seine Pflicht versäumte. Indeß ist das Wort einmal für das allgemeine Aufgebot so gebräuchlich und bezeichnend, und so schwer durch ein anderes zu ersetzen, daß es auch hier beibehalten werden mag.

Die Versammlungen wurden gern an Vollmonden und Neumonden gehalten; diese Zeiten hielten sie für die glücklichsten zu irgend einem Geschäft. Sie kamen bewaffnet, — Waffen waren das Merkmal der Freiheit, — und lieber setzten sie sich der Gefahr des Mißbrauchs aus, als daß Einer ohne Waffen erschienen wäre. Das Recht, sie auch in Friedenszeiten als Schmuck zu tragen, wurde dem Jüngling, wenn er das Alter erreicht hatte und würdig befunden war, in der Volksversammlung selbst ertheilt; dort schmückte ihn einer der Fürsten, oder sein Vater, oder ein Verwandter, feierlich mit Schild und Speer. Dieses war bei ihnen das Männerkleid, dieses der Schmuck der Jugend; vorher erschienen sie nur als Glied des Hauses, hinfort des Vaterlandes.

Wenn das Volk versammelt war, so stand die Versammlung unter dem besondern Schutze der Götter. Unter deren Ansehen hielten die Priester die Ordnung aufrecht und wachten, daß kein Friedensbruch geschah. Sie geboten Stillschweigen; die Fürsten, die Aelteren, welchen lange Jahre Erfahrung gaben, die Edlen, die von Voreltern erblich wußten, wie der Gau zu verwalten sei, die Tapfersten, die durch Kriegsthaten bei Allen in Achtung standen, redeten einfach, kurz, nachdrücklich; nicht im Tone des Befehlens, sondern durch die Kraft der Gründe. Mißfiel der Vorschlag, so verwarf ihn die Menge durch Zischen und Gemurmel; gefiel er, so schlugen sie die Waffen klirrend zusammen; die ehrenvollste Weise des Beifalls war, mit den Waffen zu loben.

Bei wichtigen Angelegenheiten rathschlagten erst die Fürsten, ehe sie die Sache vor das Volk brachten; und so geziemt es sich für eine gute Verfassung, weil die Menge nur über eine einfache und klar vorgelegte Sache einen Beschluß fassen kann.

In früheren Zeiten mag in manchen Gegenden und bei friedlichen Verhältnissen kein größerer Verein, als der der Gaue stattgefunden haben; äußere Gefahr aber und Verwandtschaft der Völkerstämme haben ohne Zweifel mehrmals Vereine mehrerer Völkerschaften desselben Stammes gestiftet, welche ihrer Gesammtheit auf verschiedene Weise eine Gestalt gegeben haben mögen. Mannigfaltigkeit der gesellschaftlichen Formen entsprach der Natur der Deutschen. Für den Krieg wurde dann ein gemeinschaftlicher Herzog nach Tapferkeit und Mannestugend gewählt, dessen Amt mit dem Kriege aufhörte. (Duces ex virtute sumunt. Tac.) Nach alter Sitte wurde der gewählte Herzog vom Volke auf den Schild gehoben und von Allen jubelnd begrüßt.

Der niederdeutschen Volksthümlichkeit, da das gesammte Volksleben von dem Bunde freier Hausväter, deren jeder seinen Hof nach patriarchalischer Weise regierte und vertrat, ausgegangen war, entsprach diese Form der freien Verfassung am meisten. Bei andern deutschen Völkern dagegen war von alter vorhistorischer Zeit her das Königthum vorhanden, wie bei den Gothen; und im Laufe der Zeit sehen wir auch solche Völker dazu übergehen, welche dasselbe ursprünglich nicht hatten, sondern in der eben geschilderten freien Verfassung lebten. So erscheint es bald bei den Sueven. Auch bei den Cheruskern findet sich, als sie gegen die Römer kämpften, kein König; Armin ist der von der Gemeinde anerkannte Herzog; später aber, im J. 48 nach Christo, berufen die Cherusker seines Bruders Flavius Sohn, Italicus, der bei den Römern erzogen war, zu ihrem Könige, um die innere Parteiung zu schlichten.

Bei der Wahl eines Königs trat überall der Grundsatz ein, daß derselbe aus dem Adel genommen werden müsse. (Reges ex nobilitate sumunt. Tac.)

Es gab alte königliche Geschlechter, die für besonders heilig galten und an die Götter angeknüpft wurden. Die Würde war also im gewissen Sinne erblich. Dazu kam in manchen Fällen eine weitere räumliche Ausdehnung der Herrschaft, während das Recht und die Befugnisse ursprünglich wohl nicht wesentlich verschieden waren von denen der gewählten Fürsten, deren Stellung deshalb, wenn sie länger bei einer Familie blieb, leicht in eine königliche überging.

In diesen wenigen Zügen uralter germanischer Einrichtungen zeigt sich der verständige Sinn unserer Vorfahren, welcher die Grundlage des Gemeinwesens darin suchte, daß in jedem Gliede des Volkes Gemeinsinn, Gehorsam gegen das Gesetz, und Ehrfurcht gegen die Religion, genährt werden müsse; so werde dem ganzen Gebäude eine innere Festigkeit gegeben, welche durch kein noch so künstlich berechnetes äußeres Mittel ersetzt werden könne.

7. Die Kriegsordnung und die Waffen.

Wenn eine große Gefahr dem Volke drohte, oder wenn ein großer Zug in Feindes Land geschehen sollte, so wurden alle freien Männer zu den Waffen gerufen, und das nennen wir den Heerbann[1]). Er zog aus unter dem Banner des Nationalgottes, welches die Priester vorantrugen. Die Fürsten und die Richter eines jeden Gaues waren auch seine Anführer im Kriege; die Genossen einer Mark und eines Geschlechtes fochten zusammen, und wenn der Zug eine förmliche Wanderung war, oder der eindringende Feind Alle aus ihren Sitzen aufschreckte, so schlossen auch Weiber und Kinder sich an. Auf solche Weise war alles vereinigt, was ihre Tapferkeit anfeuern konnte, neben jedem Streiter seine nächsten Verwandten, Genossen und Freunde und hinter der Schlachtordnung die Weiber und Kinder, deren Zuruf sie hörten. Zu den Müttern und Frauen kehrten sie verwundet zurück, und diese untersuchten und zählten unerschrocken die Wunden. Man liest, wie die Weiber einige schon wankende Schlachten wieder hergestellt haben durch ihr standhaftes Flehen, durch die Furcht vor ihrer Gefangenschaft, ja, indem sie selbst die Fliehenden mit den Waffen in der Hand wieder in die Schlacht zurück trieben.

Außer dem allgemeinen Aufgebote des Heerbannes gab es noch eine, auf freiwilliges Zusammentreten gegründete Waffenfreundschaft, die man das Gefolge nannte. Kriegslustige Jünglinge sammelten sich um den bewährten hochgeachteten Anführer und schwuren, vereint mit ihm zu leben und zu sterben. Unter diesem Gefolge war ein großer Wetteifer, wer bei seinem Kriegsfürsten die erste Stelle hätte; denn das Gefolge hatte seine Stufen. Nicht nur bei seinem Volke, sondern auch bei dem benachbarten, war es dem Anführer eines Gefolges ein hoher Ruhm, wenn er durch die Zahl und Tapferkeit seiner Genossen glänzte; man rief ihn zu Hülfe, man schickte ihm Gesandtschaften, man ehrte ihn mit Geschenken, oft wehrte er

---

1) In der Sprache der älteren Zeit ist Heerbann (heribannus) die Strafe welche demjenigen aufgelegt wurde, der beim allgemeinen Aufgebot zum Kriege seine Pflicht versäumte. Indeß ist das Wort einmal für das allgemeine Aufgebot so gebräuchlich und bezeichnend, und so schwer durch ein anderes zu ersetzen, daß es auch hier beibehalten werden mag.

blos durch den Ruf seines Namens einen Krieg ab. Wenn es zur Schlacht kam, so war es dem Führer eine Schande, an Tapferkeit besiegt zu werden, dem Gefolge aber, es der Tapferkeit des Fürsten nicht gleich zu thun; für das ganze Leben aber war es ein Schimpf, seinen Fürsten überlebend aus der Schlacht heimgekommen zu sein. Die Treue war so groß, daß kaum ein Beispiel dieser Art gefunden wurde. Den Waffenherrn vertheidigen, beschirmen, die eigenen tapferen Thaten seinem Ruhme zulegen, war die heiligste Pflicht. Die Fürsten stritten für den Sieg, das Gefolge für den Fürsten. Wenn der Stamm, zu welchem sie gehörten, in langem und trägem Frieden saß, so zogen die meisten kühnen Jünglinge mit einem solchen Waffenherrn freiwillig zu den Völkerschaften, die Krieg hatten; Ruhe war ihnen verhaßt, und unter Gefahren war Ruhm und Beute des Tapfern Lohn. Auch forderte das Gefolge von seinem Fürsten jenes kriegerische Roß, jenen blutigen und siegreichen Speer; und so erhielt sich ein großes Gefolge am leichtesten durch Krieg und Beute. Aber auch im Frieden gab es dem Fürsten Ehre und Ansehen, von einer Schaar auserwählter Jünglinge umgeben zu sein. — In obiger Weise schildert Tacitus diese kriegerische Einrichtung bei den Deutschen.

Die Hauptwaffen der alten Deutschen waren Schild und Speer, von ihnen Frame (framea) genannt, mit einem schmalen und kurzen Eisen, aber so scharf und zum Gebrauche geschickt, daß sie mit derselben Waffe, wie es eben Noth that, in der Nähe oder Ferne fochten. Auch lange schwere Lanzen kommen bei der Schilderung mancher Schlachten vor. Zum Kampf in der Nähe sind gewiß auch die Streitaxt von Stein, welche noch häufig in der Erde gefunden wird, und die gewöhnliche Keule, gebraucht worden. Aus Mangel an Eisen trugen wenige Panzer, und kaum einer oder der andere einen Helm; selbst Schwerter waren selten, und die Schilde nur von Holz oder aus Weidenruthen zusammengeflochten. Und dennoch richteten sie mit so einfachen Waffen so Großes aus, weil der Arm und der Muth mehr thun, als die Waffen.

Ihre Pferde waren weder durch Schönheit noch durch Geschwindigkeit ausgezeichnet, aber sehr dauerhaft; und die Deutschen wußten sie so gut abzurichten, daß sie oft die vollkommen bewaffnete und berittene römische und gallische Reuterei über den Haufen warfen. Sie achteten diese gering, weil sie Sättel gebrauchten: das schien ihnen unmännlich und weichlich, sie selbst saßen auf dem bloßen Rücken der Pferde. Doch war die Stärke der Schaaren im Fußvolk, und sie stellten die hurtigsten und kräftigsten ihrer Jünglinge, vermischt mit den Reutern, in's Vordertreffen, um den Reihen der letzteren Festigkeit zu geben. Die Reuter wählten sich diese ihre Gefährten selbst unter den Fußkämpfern, und so hatten bei ihnen, in der rohen Arbeit des Krieges, auch das Gemüth und die wechselseitige Liebe ihre Stimme. Diese nun hielten zusammen im Getümmel der Schlacht und kamen einander zu Hülfe, wenn der Streit hart war. Sank einer mit schweren Wunden bedeckt vom Pferde, so umstanden ihn schnell die Fußgänger und beschützten ihn. Wenn man rasch und weit vorwärts oder zurück sollte, so war die Geschwindigkeit der Fußgänger durch anhaltende Uebung so groß, daß sie, an den Mähnen der Pferde sich haltend, diesen im schnellsten Laufe gleich kamen.

Ihre Schlachtordnung war meistens keilförmig, damit sie die Reihen der Feinde schnell durchbrechen könnten. Vor der Schlacht sangen sie den

Schlachtgesang von den Thaten der Vorfahren und dem Ruhme des Vaterlandes. Auch kriegerische Instrumente, Hörner aus Erz oder von Auerochsen, und große Pauken, nämlich Felle über Wagenkörbe gespannt, ertönten zum Tact der zusammengeschlagenen Schilde. Die Gemüther wurden immer mehr entflammt. Im Anmarsch gegen die Feinde wurde der Gesang rauher und wilder, ein muthiges, kampflustiges Geschrei, welches Barrit genannt wurde, erst dumpfbrausend, dann stärker und voller, und im Augenblicke des Zusammentreffens mit dem Feinde bis zum Gebrüll wachsend. Der Feldherr hoffte oder fürchtete, je nachdem der Barrit kräftiger oder matter ertönte. Oft hielten sie, um den Schall fürchterlicher zu machen, die hohlen Schilde vor den Mund. Dieser furchtbare Schlachtgesang, verbunden mit dem Anblicke der riesigen Gestalten und der furchtbar drohenden Augen der Deutschen, war Römern und Galliern so schrecklich, daß sie sich nur sehr schwer daran gewöhnen konnten.

Den Schild im Stiche zu lassen, war eine unauslöschliche Schande; wer sich so beschimpft hatte, durfte weder dem Gottesdienste beiwohnen, noch in der Volksversammlung erscheinen, und viele, die der Schlacht glücklich entronnen waren, konnten ein so trauriges Leben nicht tragen, sondern endigten es durch freiwilligen Tod.

8. Die Religion.

Der Deutschen Gottesdienst schloß sich an die Natur an; er war eine Verehrung ihrer großen Kräfte und Erscheinungen; aber dabei war er viel einfacher und erhabener, als der Gottesdienst der andern alten Völker, und trug das Gepräge ihres unmittelbaren, tiefen Naturgefühles. Wenn gleich noch roh, trugen sie doch die Ahnung der unendlichen und ewigen göttlichen Kraft in ihrer Brust, denn sie hielten es der Würde der Gottheit entgegen, sie in Mauern einzuschließen, oder irgend einer menschlichen Gestalt nachzubilden. Nur selten reden die Schriftsteller von Tempeln bei den Deutschen, sondern sie weiheten Haine und Wälder, denen die Natur die Säulen gebaut hatte, und deren Decke der unendliche Himmel selbst war, zu Heiligthümern, in welchen die Altäre der Götter standen und ihnen Opfer gebracht wurden [1]). Selbst ihre uralten, dichterischen Erzählungen aus ihrer Götterwelt zeugen von der edleren Sinnesart der Deutschen, welche nicht, wie Griechen und Römer, ihren Gottheiten alle Schwächen der menschlichen Natur andichteten, sondern die Bilder der Stärke, der Erhabenheit, der Tapferkeit und Großmuth in ihnen aufstellten. Und noch mehr unterscheiden sie sich von allen alten Völkern durch den festen, heitern Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, der bei ihnen alle Todesfurcht vertilgte. In der Hoffnung eines andern glücklichen Lebens in Walhalla gaben sie sich selbst den Tod, wenn das Leben nur durch Knechtschaft erkauft werden konnte.

Diese edle Naturanlage und diese Reinheit ihrer Religionsbegriffe

1) Es muß uns nicht irre machen, daß die Deutschen, außer den Opfern von Thieren, besonders Pferden, ihren Göttern auch Menschenopfer brachten, wie schon das Opfern der römischen Tribunen und Centurionen nach der Varusschlacht beweist. Die Geschichte aller Völker thut dar, daß der Gedanke, das Vollkommenste, was die Erde hervorzubringen vermag, der Gottheit als Opfer darzubieten, dem nicht durch Offenbarung erhellten menschlichen Sinne nicht so fern liegt. Auch opferten die alten Deutschen in der Regel nur gefangene Feinde, durch deren Blut sie für die Hülfe des Sieg gebenden Gottes danken, oder dieselbe sich erwerben wollten.

machte die deutschen Völker späterhin besonders geschickt zu der Aufnahme des Christenthums. Sie wurden das Gefäß, welches sich Gott für die reine Bewahrung seiner Lehre ausersehen hatte. Denn Juden und Griechen und Römer waren schon durch Sinnlichkeit und Laster entkräftet; sie konnten die neue Lehre nicht fassen noch halten, wie, nach dem Bilde der Schrift, der alte Schlauch den neuen Most nicht halten kann.

Die alten Deutschen verehrten, gleich den verwandten nordischen Völkern, deren Mythologie wir noch genauer kennen, als obersten Gott den Wodan, Wuotan, nordisch Odhinn; sie nannten ihn auch mit einem schönen Namen Allvater. Er war ihnen der allmächtige und von seinem Throne im Himmel alles überschauende Gott, von dem alles Gute und besonders der für kriegerische Völker so wichtige Sieg ausging. In den heiligen Hainen hielten sie ihm weiße Pferde, welche, vor den heiligen Wagen gespannt, von dem Priester und dem Fürsten geführt wurden. Diese achteten sorgfältig auf ihr Wiehern, denn das galt ihnen, wie den Persern[1], als eine Vorbedeutung für die Zukunft und als ein Zeichen des Willens der Gottheit.

Die Gemahlin des Odhinn war Frigga, nicht zu verwechseln mit Freyja, der freien, schönen und erfreuenden Göttin, die mit der altklassischen Venus verglichen worden ist, wie Frigga mit der Juno.

Als die wohlthätigste Göttin verehrten sie die Mutter Erde: sie nannten sie Nerthus (die Ernährende?)[2], und von ihrer Verehrung wird uns Folgendes erzählt: „Es war auf einer Insel im Meere[3] ein heiliger Hain und in demselben ein geweihter mit Teppichen bedeckter Wagen. Bisweilen (das merkten die Priester), stieg die Göttin von den heiligen Wohnungen herab, dann fuhr der Wagen, mit geweihten Kühen bespannt, vom Priester in tiefer Ehrfurcht begleitet. Dann waren die Tage fröhlich, die Orte festlich, die sie ihrer Gegenwart würdigte; dann zogen sie in keinen Krieg, ergriffen keine Waffen, verschlossen ruhte alles Eisen; man kannte nur Frieden und Ruhe und liebte sie allein, bis der Priester die, des Umgangs der Sterblichen gesättigte, Göttin in den Tempel zurückführte. Darauf wurde der Wagen und Teppich, und wenn man es glauben will, die Göttin selbst in einem geheimnißvollen See gebadet; Sklaven verrichteten den Dienst, die sogleich derselbe See verschlang. Daher ein geheimes Grauen und eine heilige Unwissenheit, was das sein möge, das nur, die sterben mußten, erblickten."

Unter den Göttern ist noch Donar, der altnordische Thoor, hervorzuheben, der über Wolken und Regen gebietet und seine Kraft in Donner und Blitz kund giebt.

Auf Weissagungen und Vorbedeutungen hielten die Deutschen viel. Wenn sie einen Krieg hatten, so nahmen sie oft von dem feindlichen Volke einen Gefangenen und ließen ihn mit einem von ihren Landsleuten, jeden mit seinen vaterländischen Waffen, einen Zweikampf halten; der Sieg des einen oder des andern wurde als eine Vorbedeutung oder als ein Gottesgericht angenommen. — Auch mit Stäben, aus dem Zweige eines Frucht-

1) Man denke an die Wahl des Darius Hystaspis.
2) Tacit. Germ. 40. Die Lesart Hertha ist nur eine Conjectur, und Nerthus die ursprüngliche Lesart.
3) Manches deutet auf die Insel Rügen; doch sind überwiegende Gründe dagegen.

baums geschnitten, deuteten sie die Zukunft, indem besondere Zeichen (Runen), auf jedes Stäbchen geschnitten und diese dann auf ein weißes Gewand gestreut wurden. Dann betete, bei öffentlichen Angelegenheiten der Priester, bei Privatsachen der Hausvater, zur Gottheit und nahm mit aufgehobenen Augen dreimal einzelne Stäbe, aus deren Zeichen die Deutung geschah.

Sehr hoch wurden heilige Seherinnen geehrt, deren einige die Geschichte nennt, welchen der Glaube der Völker einen großen Einfluß auf die öffentlichen Beschlüsse einräumte. Tacitus nennt eine Aurinia (vielleicht Alruna, mit dem Geheimniß der Runenzeichen vertraut), dann die berühmte Veleda, welche an den Ufern der Lippe von einem Thurme die Völker des Niederrheins leitete; endlich eine Gauna zu den Zeiten Domitian's. Auch bei dem Zuge der Cimbern und dem Heere des Ariovist kommen weissagende Frauen vor.

Bei den Begräbnissen war kein Gepränge; nur wurde der Leichnam des Vornehmen wohl mit kostbarem Holze verbrannt, und zugleich mit ihm seine Waffen oder ein Streitroß. Das Grabmal, welches die Asche und die Gebeine des Verstorbenen deckte, war ein Hügel von Rasen. Prächtige Denkmäler verschmähten sie, als den Todten lästig. Wehklagen und Thränen legten sie bald, die Traurigkeit aber spät ab. Den Frauen hielten sie die Klage für geziemend, den Männern aber Erinnerung.

9. Künste und Fertigkeiten.

Wenn wir, nach allem Obigen, auch nach der Ausbildung der alten Deutschen in den Künsten des Lebens fragen, so sind darüber die Nachrichten der römischen Schriftsteller leider sehr dürftig. Von ihrem Standpunkte verfeinerter Bildung herabsehend, hielten sie es nicht der Mühe werth, die Anfänge von Künsten, Gewerben und Kenntnissen zu beachten, welche sich bei solchen Völkern fanden, die ihnen Barbaren hießen. Dieses Stillschweigen hat zu dem Glauben verleitet, die Deutschen um die Zeit von Christi Geburt seien als Halbwilde, den nordamerikanischen Huronen ähnlich, zu betrachten. Allein die Geschichte darf, wo sie kein ausdrückliches Zeugniß findet, Schlüsse ziehen aus dem, was unbestrittene Thatsache ist. Und so dürfen wir mit voller Wahrheit also schließen: die Deutschen um und bald nach Christi Geburt, die in Waffen und Klugheit einem Feinde die Spitze boten, der in fünfhundertjährigen Kriegen mit allen Völkern der Erde die höchste Stufe der Kriegs- und Unterjochungskunst erlernt hatte; die Deutschen, die schon weit in ihren bürgerlichen Einrichtungen vorgeschritten waren; denen Ehe und Häuslichkeit, die Ehre des Volks und der Vorfahren heilig war; die in ihren religiösen Vorstellungen ein tiefes Gefühl für die höchsten Ideen des Menschengeistes zeigten; die endlich durch eine edle Naturanlage und schöne Züge der Sitten, trotz unläugbarer Wildheit und ungebändigter Leidenschaften, jenen edlen Römer zu begeistern vermochten, welchem ein hoher Sinn für das Tüchtige und Große in der menschlichen Natur einwohnte, diese Deutschen können nicht rohe Barbaren, nicht nordamerikanische Wilde gewesen sein. Ihre Ausbildung stand schon, so weit ihr Naturleben und ihre zerstreute Wohnart es erlaubten, auf einer nennenswerthen Stufe.

Ackerbau und Viehzucht in Verbindung, also eine geregelte Landwirthschaft, setzt die erforderlichen Geräthe voraus, wenn sie auch noch so einfach waren. Der Deutsche verfertigte sie sich selbst. Das Eisen dazu, wie zu seinen Waffen, mußte er zu bearbeiten verstehen, und die Bearbeitung des

schwerflüssigen Eisens ist nicht leicht; mochten sie auch nur das zu Tage liegende Eisen benutzen und nicht eigentlichen Bergbau kennen. Doch nennt Tacitus schon Eisengruben bei den Gothinen im jetzigen Schlesien. Daß die Verfertigung eiserner Geräthe schon eine höhere Stufe der Kunstfertigkeit bezeichnet, lehrt der in den ältesten Zeiten der Völker sehr häufige Gebrauch des Kupfers oder einer Mischung desselben mit Zinn oder Zink, des Erzes, zu solchen Werkzeugen, wozu das Eisen viel besser ist. Kupfer ist leichter zu bearbeiten.

Bei den Zügen und Schlachten der Deutschen, namentlich schon der Cimbern und Teutonen, kommen viele Wagen und Karren vor, auf denen die Weiber und Kinder fuhren und die zur Verschanzung des Lagers umhergestellt wurden. Eben so erscheinen die Deutschen auf den Flüssen und an den Küsten ihrer Meere mit Schiffen und liefern sogar den Römern Schlachten zu Schiffe Völker, welche künstliche Geräthe dieser Art zu verfertigen verstehen, können nicht mehr Wilde sein.

Die Kunst des Spinnens und Webens ist ebenfalls nicht ohne zusammengesetzte Geräthe möglich; sie gehörte zu den täglichen Geschäften der Frauen.

Wenn auch die Kunst des Häuserbauens nicht in's Große getrieben wurde, so war doch gewiß die Burg des Vornehmen, deren einige in den Geschichtserzählungen vorkommen, von der Hütte des gemeinen Mannes schon wesentlich verschieden, und daß dabei schon das Mauern mit Steinen angewendet ist, möchten wir aus den unterirdischen Gruben schließen, in welchen die Vorräthe verwahrt wurden und die Frauen häufig ihr Leinen webten, und welche daher wohl ausgemauert sein mußten.

Handel und Verkehr waren den alten Deutschen nicht fremd; sie kannten sogar schon den Hebel alles Verkehrs, ein allgemeines Tauschmittel, das Geld. Tacitus bemerkt, daß sie die alten guten Münzsorten der Römer recht wohl zu unterscheiden wußten und lieber Silber als Gold nahmen, zum Verkehr im Kleinen. Die große Menge römischer Münzen, die nach und nach aus deutscher Erde gegraben sind, beweiset, daß der Verkehr nicht ganz gering gewesen, wenn auch vieles bei den Niederlagen der Römer als Beute den Deutschen in die Hände gefallen sein mag. Armin bietet vor der Schlacht von Idistavisus jedem römischen Ueberläufer täglich 100 Sestertien.

Die Tonkunst beschränkte sich wohl auf den Schlachtgesang und die rohen, kriegerischen Instrumente, die früher genannt sind, und auf das Heldenlied bei festlichen Mahlen. Gewiß hat die deutsche Vorzeit auch ihre begeisterten Sänger gehabt, wie die der Griechen ihre Homeriden; das Zeugniß des Tacitus sagt es uns, und der Sinn des Volkes für Großes und Ruhmwürdiges, wie er in den Thaten selbst hervortritt, würde uns auch ohne jenes Zeugniß dafür bürgen.

Es ist darüber gestritten worden, ob die Deutschen um Christi Geburt Schrift gehabt haben oder nicht? Tacitus sagt ausdrücklich, daß Männer und Frauen die Schreibekunst nicht verstanden, (literarum secreta viri pariter ac feminae ignorant. Germ. 19.) Und wenn diese Stelle auch etwa in einem beschränkteren Sinne gedeutet werden könnte, falls ausdrückliche Zeugnisse für das Gegentheil vorhanden wären, so ist sie doch, bei deren Ermangelung, sprechend genug für die Unkenntniß der Schreibekunst bei den alten Deutschen. Es kommen freilich Briefe von Marbod und Adgandaster, einem Kattenfürsten, nach Rom vor; allein diese waren offenbar la-

teinisch geschrieben und beweisen nur, wenn sie von den Fürsten selbst geschrieben sind, daß die Vornehmen, welche mit den Römern verkehrten und vielleicht in Rom selbst längere Zeit lebten, der Römer Schreibekunst selbst erlernt haben mögen. Das Volk war ihrer ohne Zweifel unkundig.

10. Die deutschen Völkerschaften.

A. Die Wohnsitze der **niederdeutschen Völkerschaften** sind schon im 4. Kapitel im Allgemeinen angedeutet; hier folgen die Namen und Sitze der Einzelnen, so weit sie sich mit einiger Sicherheit angeben lassen:[1])

1. Die Sigambrer, ein angesehenes Volk an der rechten Rheinseite, in den Gegenden der Sieg und weiter abwärts. Hier findet sie Cäsar um das Jahr 56, hier Drusus im Jahre 12 v. Chr., zu welcher Zeit sich ihr Gebiet bis an die Lippe ausdehnte; sie waren Nachbaren der Cherusker und der Chatten. Geschwächt durch die Angriffe der Römer, denen sie zunächst ausgesetzt waren, mußte sich ein Theil von ihnen durch Tiberius nach Gallien versetzen lassen; ein anderer blieb wahrscheinlich in den alten Wohnsitzen und kämpfte mit den Cheruskern gegen Germanicus, doch kommt ihr

1) Die Geographie des alten Deutschlands ist sehr in Dunkel gehüllt. Die römischen und griechischen Geographen geben meistens nur kurze und unvollständige Notizen und die Geschichtschreiber stehen oft mit ihnen und unter sich im Widerspruche. Dazu kommt die Verschiedenheit und Undeutlichkeit der aufgezeichneten Namen, die einem römischen und griechischen Ohre allerdings sehr schwer aufzufassen sein mochten, und endlich mannigfacher Wechsel in den Wohnsitzen einzelner Völker, so daß sie in verschiedenen Zeiten auch in verschiedenen Gegenden erscheinen. — Viele Gelehrte älterer und neuerer Zeit haben mit großem Fleiße Licht in die Verworrenheit zu bringen gesucht, dennoch ist noch immer vieles dunkel und wird es auch wohl bleiben. Von den älteren Gelehrten, die über alte deutsche Geographie geschrieben haben, mögen hier nur Cluver, Grupen, Junker, Adelung, Mannert, Barth und Reichard genannt werden. In neuerer Zeit hat A. B. Wilhelm in seiner Germania und seine Bewohner, 1823, dieses Feld bearbeitet; hat Leop. v. Ledebur in seinem Werke über das Land und Volk der Brukterer, 1827, umfassende Untersuchungen über Westphalen, den für die Römerkriege um Christi Geburt wichtigsten Landestheil, angestellt. Noch tiefer eingehend, aber wenig Positives zu Tage fördernd, ist Ukert in seiner Germania, nach den Ansichten der Griechen und Römer, 1843. Am umfassendsten und gründlichsten in Benutzung der Quellen behandelt Zeuß in seinem Werke: Die deutschen und die Nachbarstaaten, 1837, den Gegenstand; aber auch er hat, obgleich er vieles festgestellt hat, doch andere zahlreiche Widersprüche nicht zu lösen vermocht und läßt sich durch seine Vorliebe für den, aus weiter Ferne, in Aegypten, unser Vaterland beschreibenden Ptolemäus zu manchen gewagten Hypothesen verleiten. Die genannten Männer verdanken einen großen Theil ihrer guten Gedanken dem großen deutschen Sprach- und Alterthumsforscher Jacob Grimm, der in fast allen seinen Werken, besonders in der Geschichte der deutschen Sprache, die bedeutendsten und geistreichsten Winke giebt. — Außerdem ist eine große Anzahl von Monographieen über die deutsche Urzeit, die Römerkriege, die zahlreich aufgefundenen römischen und deutschen Alterthümer u. s. w. erschienen, welche hier nicht aufgezählt werden können. Zwei jedoch nennen wir, die bei den folgenden Abschnitten vorzugsweise benutzt sind: erstlich die Abhandlung des Dr. Müllenhoff über die deutschen Nord- und Ostseevölker im ersten Bande der Nordalbingischen Studien, Kiel 1844, und zweitens die Schrift des Hofraths Essellen über das Castell Aliso, den Teutoburger Wald und die pontes longi, 1857, welche viele scharfsinnige Untersuchungen über die Geographie des alten Westphalens enthält. — Uebrigens kann die nachfolgende geographische Uebersicht, dem Zwecke und Umfange unseres Buches entsprechend, nur das Hauptsächlichste berühren.

Name in diesen Kämpfen nicht vor. Die Sigambrer dagegen, die in den untern Rheingegenden wohnten, erscheinen später als Hauptstamm der Franken, als Salier, sei es, daß Sigambrer und Salische Franken ein und dasselbe Volk sind, oder daß die Sigambrer durch Verschmelzung mit den Saliern deren Namen angenommen haben. Der König Klodwig wird bei seiner Taufe von dem Bischof Remigius mitis Sicamber angeredet. Der Name Salier kommt höchst wahrscheinlich von den Wohnsitzen an der Yssel, die auch Isala oder Sala hieß, her.

2. Die Usipeter und Tenchterer, fast immer Nachbaren und gleiche Schicksale mit einander theilend. Aus ihren Stammsitzen, die nicht näher angegeben werden, um das J. 56 v. Chr. von den Sueven weiter nach Norden gedrängt, wurden sie, als sie über den Rhein gingen, von Cäsar zurückgeschlagen und zum Theil vernichtet. Der Rest wurde von den Sigambrern aufgenommen; und zur Zeit des Drusus wohnen die Usipeter in dem Landstriche nördlich von der Lippe am Rheine; die Tenchterer aber hatten schon um das J. 36 v. Chr., als die Ubier an das linke Rheinufer versetzt wurden, deren Gebiet am rechten eingenommen, so daß also beide Völker wieder Nachbaren waren und in dem Herzogthume Berg und einem Theile von Cleve wohnten. Nach der Varusschlacht finden wir sie mit den Tubanten an beiden Seiten der Lippe.

3. Die Brukterer, ein mächtiges Volk in dem Lande nördlich der Lippe, bis an die untere Ems, da wo sie schiffbar wird, (denn Drusus kämpft mit ihrer Flotte auf der Ems) und von der Nähe des Rheins bis nahe an die Weser, also recht eigentlich im heutigen Münsterlande und einigen angrenzenden Landstrichen. Sie wurden in die großen und kleinen Brukterer getheilt, nahmen als Bundesgenossen der Cherusker thätigen Antheil an dem Freiheitskriege gegen die Römer und erhielten aus der Beute nach der Varusschlacht einen der drei eroberten Legionsadler. Um das J. 98 n. Chr. wurden sie in einem innern Kriege von ihren Nachbaren fast vernichtet, so daß Tacitus die Chamaver und Angrivarier sich in ihr Gebiet theilen läßt. Allein diese Erzählung war sicher übertrieben, denn ihr Name kommt später bei Ptolemäus in denselben Gegenden vor. Nachher werden sie von den Sachsen unterworfen, als diese sich über Westphalen ausdehnten, und als ihr Land noch später unter fränkische Herrschaft gekommen war, dauert ihr Name als Gauname in den unteren Lippegegenden fort.

4. Die Marsen, Nachbaren der Brukterer, treten ebenfalls in den Ems- und Lippegegenden als thätige Feinde der Römer um die Zeit von Christi Geburt auf. In der Varusschlacht erbeuteten sie einen Adler, den Germanicus nachher wiedergewann; und eben dieser Feldherr eröffnete seine Feldzüge gegen Niederdeutschland im J. 14 n. Chr. mit einem Zuge von Vetera Castra (bei Xanten) durch den Cäsischen Wald in das Gebiet der Marsen, wobei er das berühmte Heiligthum der Tanfana zerstörte. Diese Begebenheiten zeigen uns die Marsen als ein westphälisches Volk, nicht sehr weit vom Rhein wohnend. Weiter läßt sich nichts mit Bestimmtheit über ihre Wohnsitze aussagen. Diese Ungewißheit mag davon herrühren, daß die Marsen mehrmals ihre Wohnsitze verändert haben. In älterer Zeit scheinen sie weiter nördlich am Niederrhein gewohnt, später, vielleicht mit der Versetzung der Sigambrer nach Gallien zusammenhängend, sich nach Süden gewendet und deren Wohnsitze an der Lippe eingenommen

zu haben. Das Heiligthum der Tanfana suchen einige im Teklenburgischen, andere zwischen Lippe und Ruhr.

5. Die Tubanten, ebenfalls Nachbaren der Brukterer und mit ihnen gegen Germanicus kämpfend, sind auch in den Lippegegenden zu suchen. Genaueres läßt sich nicht mit Bestimmtheit über ihre Wohnsitze angeben.

6. Die Chamaven werden von Tacitus an den Niederrhein, nicht weit von der Insel der Bataver, gesetzt. Um das J. 98 n. Chr. sollen sie, in Vereinigung mit den Angrivariern, den Brukterern einen Theil ihres Landes genommen haben; aber später kommen sie wieder in ihren alten Wohnsitzen an der Yssel vor, wo der Gau Hamaland ihren Namen noch bis in's Mittelalter erhalten hat.

7. Die Ansibarier oder Amsivarier, nördlich von den Brukterern an der Ems. Im J. 59 n. Chr. wird ein Theil von ihnen durch die mächtigen Chauken vertrieben, sucht lange vergeblich andere Sitze bei den Nachbarvölkern und verschwindet endlich bei den Cheruskern. Ein Theil muß aber in den alten Sitzen geblieben sein und kommt später als Theil der Franken vor.

Einige andere Völkerschaften, welche noch im westphälischen Lande und in den Wesergegenden, aber ohne genauere Bestimmung ihrer Wohnplätze, genannt werden, als Chasuaren (vielleicht an der Haase), Chattuaren und Dulgibiner, haben keine historische Bedeutung. Ebenfalls sind die meisten der Städtenamen, die Ptolemäus in den Gegenden zwischen Rhein und Weser nennt, wie Mediolanum, Bogadium, Munitium u. s. w., gar nicht sicher auf spätere und jetzige Oerter zu deuten und können also füglich mit Stillschweigen übergangen werden. Zwei Namen dagegen sind für die Römerkriege in dieser Gegend von großer Bedeutung, nemlich Aliso und Arbalo.

Ueber Aliso, das von Drusus im J. 11 v. Chr. nach der Angabe des Dio Cassius am Zusammenfluß des Elison und der Lippe angelegte Castell, sind drei Hauptmeinungen vorhanden und mit beachtenswerthen Gründen vertheidigt. Die ältere nimmt das Dorf Elsen bei Paderborn am Zusammenflusse der Alme und Lippe an; eine zweite, von Ledebur getheilte, setzt Aliso in das jetzige Kirchspiel Liesborn, in den Raum, der durch den Einfluß der Liese in die Glenne und der Glenne in die Lippe gebildet wird, bei dem Stifte Cappeln. Die neueste, schon von Niebuhr angedeutete und in dem oben genannten Werke von Essellen mit fast überwiegenden Gründen ausgeführte behauptet, daß das römische Castell noch weiter nach Westen gesucht werde müssen und daß ein Punkt westlich von der Stadt Hamm, wo der Ahsefluß in die Lippe mündet, der rechte Platz sei; denn nur bis dahin sei ein zu allen Jahreszeiten für die römischen Heere gangbare Straße von Wesel aus an der Lippe vorhanden gewesen; weiter östlich nach Lippstadt zu gehe der Fluß durch eine, noch vor nicht langer Zeit in den schlimmen Jahreszeiten ungangbare Gegend, die zur Römerzeit durch Wald und Sumpf für Heereszüge höchst schwierig gewesen sein müsse. In diese schlimme Gegend versetzt diese Meinung auch die Varusschlacht.

Arbalo, wo Drusus von den Deutschen auf der Grenze des Landes der Cherusker, Chatten und Sigambrer, in's Gedränge gebracht wurde, war höchst wahrscheinlich zwischen Nühden und Gesecke, wo das Haargebirge in die Ebenen des Hellweges ausläuft, und wo sich im Mittelalter ein Gau

Arpesfeld befand. Die Endsylbe Lo am Namen bedeutet Wald; Feld, im Gegensatze von Wald, deutet also auf urbar gemachten Wald.

Dicht am linken Ufer der Weser wohnten, außer den Dulgibinern, auch die übrigen kleinen Bundesvölker der Cherusker; und jenseits dieses Flusses:

8. Die Cherusker selbst, das berühmteste germanische Volk der frühern Zeit, an welches sich große Erinnerungen knüpfen. Um Christi Geburt, zur Zeit ihrer größten Blüte, hatten sie ein weites Gebiet inne, von welchem jedoch nicht genau anzugeben ist, wie viel davon ihr eigentliches Stammland und wie viel das Land ihrer engeren Bundesgenossen war, welche die Römer oft schlechtweg Cherusker nennen. Dieses Gebiet erstreckte sich vom Harze, dem Mittelpunkte desselben, östlich bis an die Saale und Elbe, nördlich bis nahe an die Aller, westlich bis an die Weser und auch noch etwas auf das linke Ufer derselben, südlich bis an die Werra und den Thüringer Wald. Von der Zeit des Drusus bis zur Befehlshaberschaft des Varus, in den zwanzig Jahren, da die Römer in Niederdeutschland fast heimisch wurden und schon von einer römischen Provinz sprachen, hielten die Cherusker Freundschaft mit den Römern, ihre Fürstensöhne traten in römischen Kriegsdienst, Augustus hatte eine deutsche Leibwache, und alles schien friedlich. Allein unter Varus traten die Cherusker an die Spitze fast aller Völker zwischen Rhein und Weser; besonders schlossen sich die kleineren Völkerschaften an der linken Seite der Weser an sie an, welche die Römer oft Clienten der Cherusker, oft auch geradezu Cherusker nennen. Später, als Arminius gegen Marbod zog, verbanden sich ihre mächtigen Nachbaren in Osten, die Langobarden und Semnonen, mit ihnen. — Aber nach Arminius Tode verfiel der Glanz der Cherusker. In langer Unthätigkeit erschlafften sie und wurden von den Langobarden, Chauken und Chatten nach und nach so geschwächt, daß nur der Schatten ihrer vorigen Größe übrig blieb, (bis sie als Sachsen sich wieder erhoben.)

Mit den Cheruskern sanken auch ihre Bundesgenossen:

9. Die Fosen, an der Fuse, im heutigen Braunschweigischen.

10. Die Angrivarier, auf beiden Seiten der Weser unterhalb Minden, die Nachbaren und treuen Bundesgenossen der Chauken, mit denen sie auch später als ein Bestandtheil des Sachsenvolkes, unter dem Namen der Engern, auftreten. Der sächsische Landstrich an der Weser hieß Angaria.

11. Die Chauken wohnten an der Nordsee, von der Mündung der Ems bis zur Elbe, die Weser umschließend, und wurden von dieser in die größern und kleinern getheilt. Plinius, der selbst ihr Land betreten hatte, entwirft von den Küstenbewohnern ein trauriges Bild: „Hier überströmt der Ozean zweimal des Tages einen großen Landstrich und bringt einen ewigen Streit in der Natur hervor, so daß man zweifelhaft wird, ob man diese Gegend Land oder Meer nennen soll. Das armselige Volk bewohnt die Hügel der Küste oder Erdhaufen, so hoch als das Wasser steigt mit Händen aufgeworfen. Da wohnen sie bei der Flut Seefahrenden ähnlich, bei der Ebbe Schiffbrüchigen. Die vom Meer hergetriebenen Fische fangen sie mit Netzen von Binsen und Seegras. Sie haben kein Vieh und nähren sich nicht, wie ihre Nachbaren, von Milch; nicht einmal Wild zu jagen ist ihnen vergönnt, da kein Strauch bei ihnen zu sehen ist. Den mit der Hand gewonnenen Schlamm (Torf) trocknen sie mehr an der Luft als an der Sonne, um damit ihre Speisen zu kochen und ihre vom Nord=

winde erstarrten Eingeweide zu wärmen. Sie haben kein andres Getränk als Regenwasser in Gruben aufbewahrt. Und dennoch, wenn diese Völker von den Römern sollten überwunden werden, so würden sie sagen, sie wären Sklaven geworden!" — Tacitus dagegen, welcher das ausgebreitete Volk der Chauken, mehr im Innern des Landes, im Auge hat, rühmt sie als das angesehenste Volk unter den Germanen, friedlich gesinnt und doch kriegerisch und tapfer. Sie waren lange treue Bundesgenossen der Römer, die mehrmals durch ihr Land gegen die Völker an der mittleren Weser zogen, wahrscheinlich aus einer Stammfeindschaft gegen die Cherusker. Ja, unter Nero's Regierung verdrängen sie die gegen die Ems vorgeschobene Wehrmannei des Cheruskerbundes, die Ansibarier, und dehnen sich weit nach Süden aus, so daß Tacitus sie sogar bis zu den Chatten hinaufreichen läßt. Im 3. Jahrh. verheeren sie Gallien unter dem Kaiser Didius Julianus, und endlich verschwindet ihr Name unter dem der Sachsen und Friesen.

12. Die Friesen, an der Nordsee, von der mittleren Rheinmündung bis zur Ems, Bundesgenossen der Römer in den deutschen Kriegen. Im 4. u. 5. Jahrh. erscheinen sie unter dem Namen der Sachsen wieder und schiffen mit diesen sogar nach Britanien über. Die Römer nennen die Insel Borkum Burchana, und Ameland, Austeravia, an ihrer Küste, und in ihrem Lande: Fleum oder Flevum, am Dollart. In späterer Zeit verbreitet sich der Name der Friesen auch östlich über die Ems hinaus bis zur Wesermündung, wo früher die Chauken genannt werden. Da die Geschichte von keiner Veränderung der letzteren durch die Friesen weiß, so ist es wahrscheinlich, daß die alte Bevölkerung, die nach Sprache und Sitten sich mit den Friesen verwandter fühlte, als mit den übrigen Sachsen, auch den Namen der zahlreichen Westnachbaren erhielt und annahm. Ebenfalls finden wir in späterer Zeit Friesen an der Westküste Schleswigs, besonders auf der Insel Nordstrand, Föhr und Silt genannt. Die Zeit und Veranlassung ihrer dortigen Ansiedelung sind unbekannt.

Zwischen den niederdeutschen und suevischen Völkerschaften findet sich noch eines der merkwürdigsten deutschen Völker, welches keinem Theile anzugehören scheint, nemlich:

Die Chatten, die jetzigen Hessen. Sie sind sehr häufig mit den Römern, mit denen sie grenzten, in Berührung gekommen und werden oft von ihnen genannt. Schon Cäsar kennt sie, denn die Sueven, gegen welche er die Ubier schützt und die er durch seinen Rheinübergang bedroht, müssen, der Wohngegend nach, die Chatten gewesen sein, die er, in seiner Unkenntniß des überrheinischen Deutschlands, mit jenem allgemeinen Namen benannte. Tacitus trennt sie ausdrücklich von den Sueven, und wir mögen sie zur Zeit der Römerkriege am richtigsten als ein selbstständiges, eine Scheide zwischen den beiden großen Volksstämmen der Sueven und Niederdeutschen bildendes, Volk betrachten. In diesen Kriegen wird ihr Land oft von den Römern heimgesucht; zu Tacitus Zeit aber, nach der gänzlichen Schwächung der Cherusker, scheint ihr Gebiet den größten Umfang gewonnen zu haben, denn sie dehnen sich von der Gegend bei Hanau und wo sie an das römische Zehntland grenzten, über den Spessart und das Rhöngebirge bis an den Thüringerwald aus; dann nach Norden bis über die Gegend hinaus, wo die Werra und Fulda zusammenfließen, etwa bis an die Diemel, und nach Westen bis auf die Höhen des Westerwaldes.

Tacitus rühmt die Chatten besonders wegen ihrer Tapferkeit und besonnenen Kriegführung. Ihr Fußvolk war das beste unter allen Germanen. Sie waren mehr, als alle andere, an Kriegszucht und Ordnung gewöhnt und wußten befestigte Lager aufzuschlagen; dabei waren sie besonders groß, kraftvoll und unerschrocken, und ihr kriegerischer Blick flößte Schrecken ein. „Schlagen können sie alle," sagt Tacitus, „nur die Chatten wissen Krieg zu führen; und was sehr selten bei barbarischen Völkern ist, sie setzen mehr Vertrauen in den Feldherrn, als in das Heer. Das Glück zählen sie unter die zufälligen, die Tapferkeit unter die gewissen Dinge."

Ihre Jünglinge ließen Haar und Bart lang wachsen und trugen einen eisernen Ring, das Zeichen der Unfreien, am Arme, bis ein erschlagener Feind ihre Mannhaftigkeit erwies, über seinem Leichnam und der Waffenbeute machten sie das Gesicht wieder frei und rühmten sich dann erst, den Lohn für das Leben bezahlt zu haben und des Vaterlandes und der Vorfahren würdig zu sein.

In späterer Zeit werden die Chatten im weiteren Sinne auch zu den Franken gerechnet, ja sie scheinen der Kern der mittelrheinischen Franken gewesen zu sein.

Die alte Hauptstadt der Chatten war Mattium, welches viele für Marburg gehalten haben; es ist aber wahrscheinlich das jetzige Dorf Maden bei Gudensberg am Flusse Eder.

Die Mattiaker, ein Zweig der Chatten, welche bei den Kriegszügen des Drusus und Germanicus auch nur unter diesem Namen vorkommen, von Tacitus aber mit ihrem Specialnamen genannt werden, wohnten zwischen Lahn und Main bis an den Rhein, also im heutigen Nassauischen und etwas weiter an der Lahn. Die Römer setzen sich früh in ihrem Lande fest, legen Verschanzungen auf dem Taunusgebirge an und betrachten die Mattiaker als unterworfenes Volk. An der Empörung des Civilis nehmen sie noch Theil und belagern Mainz. Später verschwindet ihr Name und Alamannen nehmen ihr Land ein. Plinius kennt hier warme Quellen, die er Fontes Mattiaci nennet, ohne Zweifel Wiesbaden, (Matten = Wiesen), wo viele Ueberbleibsel römischer Bauanlagen, Bäder u. s. w. gefunden werden. Arctaunum, die Römerkastelle auf der Höhe bei Homburg, deren Spuren auch noch vorhanden. Ptolemäus nennt auch Mattiacum, wahrscheinlich das heutige Marburg.

B. Suevische Völkerschaften nach Tacitus.

1. Die Semnonen oder Senonen nennt Tacitus die ältesten und angesehensten unter den Sueven und läßt sie in hundert Gauen wohnen. Ptolemäus bestimmt ihre Sitze zwischen der Elbe und Oder, im südlichen Theile des Brandenburgischen und in der Lausitz, bis an die böhmische Grenze. Es wird erzählt, daß bei ihnen das Bundesheiligthum ein heiliger Hain gewesen sei, in welchem die Bundesopfer gefeiert wurden. „Hier wohnt der Regierer Aller, Gott, sagt Tacitus, hierhin blickt ihr Glaube, als sei hier der Ursprung ihres gesammten Volkes." Sie selbst scheinen deshalb in der älteren Zeit in besonderer Achtung bei allen Suevenvölkern gestanden zu haben. Nach dem 2. Jahrh. der christlichen Zeitrechnung kommt ihr Name aber gar nicht mehr in der Geschichte vor; sie werden unter dem allgemeinen Namen der Alamannen und später dem der Sueven begriffen

sein, welche den Sturm unter Ranageisus auf Italien machten und mit den Alanen und Vandalen nach Spanien zogen.

2. Die Langobarden, gering an Zahl, aber die kriegerischsten aller Sueven. Sie wohnten, als die Geschichte sie zuerst nennt, um Christi Geburt, westlich von der mittleren Elbe, dem Semnonen gegenüber, in der Altmark und dem Lüneburgischen, wo der Name der Stadt Bardewik, die Dörfer Barleben und Bartensleben und der Bardengau ihr Andenken erhält. Dann ziehen sie sich auch an das östliche Elbufer bis an die Havel. Mit Armin streiten sie gegen Marbod; später tragen sie aber auch zur Verkleinerung der Cherusker bei, die eine Zeitlang in gewisser Abhängigkeit von ihnen gewesen zu sein scheinen. Ptolemäus giebt ihnen im 2. Jahrh. ein sehr großes Gebiet, von der Elbe über das Cherusker-Land und das der Tubanten und Marser hin bis an den Rhein. Sie mögen, wenn des Ptolemäus Angabe richtig ist, glückliche aber kurze Eroberungszüge gemacht haben. Dann schweigt die Geschichte von ihnen, bis gegen das Ende des 5. Jahrh., da sie an der Donau in Ungarn erscheinen; und im 6. Jahrh. gründen sie ihr Reich in Italien.]

Ihren Namen sollen sie, nach ihrer alten vom König Rothari aufbewahrten Volkssage, von ihren langen Bärten, nach Andern von ihren langen Hellebarden, erhalten haben. — Ptolemäus nennt bei ihnen Mesuium, vielleicht das jetzige Magdeburg.

3. Wir fügen an dieser Stelle auch noch den Namen der Teutonen ein, obgleich über den Namen und Wohnsitz derselben von jeher großer Streit geführt ist. Wir folgen dem Plinius, der selbst in dem nördlichen Deutschland gewesen ist und die Teutonen zu den Völkern an der Nordküste zählt, ohne freilich ihre Wohnsitze näher anzugeben. Aber Ptolemäus stellt sie den Langobarden gegenüber von der Elbe zur Oder. Jedenfalls deutet ihre Verbindung mit den Cimbern bei dem großen Zuge nach Süden auf ein nördliches Volk.

4. Nordwestlich von den Semnonen und Langobarden nennt Tacitus eine Reihe von Völkerschaften, welche das jetzige Holstein, Schleswig und Jütland bewohnten.[1]) Zuerst kommen die Reudinger in den Elbmarschen, Stormarn und Ditmarschen; nördlich von ihnen an der Westküste auf den Werdern, von der Elbe und Eider gebildet, die Avionen; dann die Angeln im südlichen Schleswig; die Variner oder Varnen im nördlichen Schleswig und südlichen Jütland; zuletzt in der Spitze der jütischen Halbinsel die Eudosen. Im innern Holstein die Nuithonen oder besser Withonen, und im südlichen Holstein und in Lauenburg die Suardonen.

Der einzige Ptolemäus nennt in diesen Gegenden auch den nachher so wichtigen Namen der Sachsen und sie müßten etwa da gewohnt haben, wohin Tacitus die Avionen setzt. Allein wahrscheinlicher ist, daß der Name Sachsen, (von Sachs oder Sax, ein kurzes Schwert, welches sie gebrauchten) allen den genannten überelbischen Völkern, deren einzelne Namen mehr örtlichen Ursprungs sein mochten, gemeinschaftlich war und zum Ehrennamen wurde, als sie ihre alten Sitze verließen oder auch nur auf gemeinschaftliche Unternehmungen auszogen; denn nach den Waffen benannten sich die kriegerischen Deutschen gern. Im 4. und 5. Jahrh. machten sich die Sachsen

1) Wir folgen hier vorzüglich dem Dr. Müllenhof.

durch ihre Seeräubereien furchtbar. Von der Verbreitung ihres Namens über einen großen Theil des nördlichen Deutschlands wird die Geschichte später reden.

In der oben angeführten Reihe der überelbischen Völkerschaften nennt Tacitus an dieser Stelle auch nicht die Cimbern, obgleich er an einer andern Stelle der Germania die Cimbern in die äußersten Gegenden der Halbinsel setzt. Daß sie überhaupt dorthin gehören und daß auch ein Theil von ihnen nach ihrem großen Auszüge im zweiten Jahrhundert v. Chr. Geburt dort zurückgeblieben war, beweisen, außer der Stelle im Tacitus, noch andere alte Schriftsteller, namentlich auch Strabo, der ausdrücklich sagt, daß sie noch ihre alten Sitze bewohnten. Und der Name „Cimbrische Halbinsel" hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

An der Küste der Ostsee weiter nach Osten fortschreitend, nennt Tacitus noch eine Reihe von Völkern, die er zu dem suevischen Stamme rechnet; wahrscheinlich ist aber in denselben noch ein dritter, nämlich der gothische Stamm, zu erkennen und wir verlassen daher für jetzt jene Richtung, um zu den unbestritten suevischen Völkerschaften im innern Deutschland uns zu wenden. Hier treffen wir zuerst:

5. Die Hermunduren. Die Nachrichten über die Wohnsitze dieses Volkes, welches übrigens vom Vellejus Paterculus an bis Dio Cassius (mit Ausnahme des Ptolemäus), fast von allen Schriftstellern, welche der Deutschen erwähnen, genannt wird, sind sehr widersprechend, was von mehreren Veränderungen in ihren Wohnsitzen herrühren mag. Tacitus kennt sie als Freunde und Nachbarn der Römer am nördlichen Donauufer, von wo aus sie mit den Römern im friedlichen Handelsverkehr standen, namentlich in der Hauptstadt Rhätien's, Augusta Vindelicorum, Augsburg, und läßt sie ferner an der fränkischen Saale, (besser wohl an der oberen Werra,) mit den Chatten um Salzquellen streiten, so daß sich also ihr Gebiet zwischen Donau und Main über das jetzige Franken erstreckte. Hierhin waren sie zur Zeit von Christi Geburt gekommen, als die Markomannen unter Marbod sich nach Böhmen zogen; sie waren von dem römischen Feldherrn Domitius Aenobarbus aufgenommen worden. Daher ihre Freundschaft mit den Römern. Vorher wohnten sie wahrscheinlich weiter nordöstlich im fränkischen und böhmischen Gebirgslande bis an die Elbe. — Von der Zeit der Markomannenkriege unter Marcus Aurelius an erscheinen die Hermunduren nur unter dem Stammnamen der Sueven, und sie sind es wahrscheinlich, die denselben, weiter nach Südwesten ziehend, als Schwaben bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

6. Die Narisker in der Oberpfalz, zwischen Hermunduren und Markomannen.

7. Die Markomannen, der wichtigste unter den südlichen Suevenstämmen, oder wohl besser die vorgeschobene Grenzwehr gegen die Gallier und später gegen die Römer, — daher Mark- oder Grenzmannen, — bewachten die Grenzen Germanien's zwischen dem Rhein, dem Main und der Donau. Bei der zunehmenden Schwäche der Gallier versuchten sie es, im Lande ihrer Feinde Eroberungen zu machen; Ariovist war aller Wahrscheinlichkeit nach ein Markomanne. Wie sie sich um Christi Geburt unter Marbod vor den Römern nach Böhmen zogen und später furchtbare Feinde der Römer waren, wird die Geschichte erzählen. Ihr Name verschwindet in der Völkerwanderung wahrscheinlich wieder in dem der Sueven,

unter welchem Stammnamen sie mit andern Suevenvölkern nach Spanien gewandert sein mögen.

8. Die Quaden, das südöstlichste suevische Volk, an der Donau in Oesterreich und Mähren bis zum Granflusse in Ungarn, wo sie an das sarmatische Volk der Jazygen stießen. Sie lebten in Frieden mit den Römern bis zu dem großen markomannischen Kriege unter Mark Aurel, an welchem sie Theil nahmen. Von da an immer Feinde der Römer. Im 5. Jahrh. verschwindet ihr Name gleichfalls wieder in dem der Sueven, unter denen sie noch einmal in Spanien genannt werden. — Ptolemäus nennt in ihrem Lande viele Ortsnamen, da eine große Handelsstraße von Carnuntum, Preßburg, durch das Quadenland führte und Leben in dasselbe brachte; ihre Uebereinstimmung mit den gegenwärtigen Mährischen Städten ist aber sehr zweifelhaft.

9. Im Rücken dieser Völker, nach Osten zu, zeichnen die alten Schriftsteller noch viele Namen von Völkerschaften auf, ohne jedoch genauere Kunde von ihnen geben oder auch nur bestimmt sagen zu können, daß sie deutschen Stammes seien. So die Gothiner und Osen, in den Gebirgen, die an Mähren und Böhmen nach Oberschlesien hinlaufen, von denen Tacitus selbst angiebt, daß jene die gallische, diese die pannonische, also sarmatische, Sprache redeten. Von den Marsignern dagegen sagt Tacitus ausdrücklich, daß sie die deutsche Sprache redeten. Ihre Wohnsitze scheinen nach ihm in einem Theile von Niederschlesien, östlich vom Riesengebirge gewesen zu sein.

10. Die Lygier, ein mächtiger Völkerverein im östlichen Theile von Schlesien und in dem Theile Polens, der von dem Bogen der Weichsel von ihrer Quelle bis nach Bromberg umschlossen wird. Tacitus hält sie, wohl mit Recht, für Sueven, wenn gleich Sitten und Lebensweise schon sehr an die wilden sarmatischen Nachbaren erinnern, weshalb auch einige neuere Geschichtsforscher sie zu dem slavischen Stamme rechnen. Sie gehörten, da wir zuerst von ihnen hören, zu Marbods Völkerverein und ihre Verbindung mit den Markomannen und Hermunduren scheint auch später fortgedauert zu haben. Im 3. Jahrh. erscheinen sie mit den Burgundern am Rheine und werden vom Kaiser Probus geschlagen; der Hauptstamm aber, der im Lande zurückgeblieben war, hat sich wahrscheinlich zur Zeit der Völkerwanderung den Gothen angeschlossen; ihr Name wird nicht weiter genannt.

Von den lygischen Völkerschaften nennt Tacitus die Arier, Helveconen, Manimer, Elysier und Naharvalen; auch seine Burier, die er nicht zum lygischen Vereine rechnet, gehörten wahrscheinlich dazu. Sie wohnten an den Oder- oder Weichselquellen. Die Arier schildert Tacitus als die mächtigsten aber wildesten der Lygier. Sie färbten ihre Schilde schwarz, bemalten den Leib und wählten dunkle Nächte zu ihren Schlachten, und erregten durch den furchtbaren, gleichsam höllischen, Anblick des leichenhaften Heeres Schrecken bei den Feinden.

Bei den Naharvalen war ein heiliger Hain, in welchem ein jugendliches Zwillingspaar, mit Castor und Pollux zu vergleichen[1]), verehrt und von einem Priester in weiblicher Kleidung bedient wurde.

Durch das Gebiet der Elysier, die wahrscheinlich in Schlesien gewohnt und dem Fürstenthum Oels den Namen gegeben haben, ging gewiß

1) Tacitus nennt das Heiligthum oder die Gottheit Alcis, wahrscheinlich das Gothische Alhs.

eine römische Handelsstraße, was die vielen römischen Münzen beweisen, die man daselbst in der Erde gefunden hat und noch findet.

In dem großen lygischen Gebiete giebt Ptolemäus viele Städtenamen an, unter andern: Budorgis, wahrscheinlich Ratibor; Lygidunum, Liegnitz; Calisia, Kalisch, u. a.

11. Ueber ein tapferes und vielfach genanntes Volk, die Bastarner, welches schon in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts vor Chr. von Livius als in den Diensten des macedonischen Königs Perseus im Kriege gegen die Römer stehend genannt wird und an den Ausflüssen der Donau in's schwarze Meer wohnte, sind die Stimmen noch immer getheilt, ob es wirklich zu den Germanen gehörte, wie auch schon Tacitus darüber in Ungewißheit ist. Waren sie Deutsche, so wären sie das erste deutsche Volk gewesen, welches auf dem Schauplatze der Geschichte genannt wird.

c. Die gothischen Völker.

1. Die Gothen. Tacitus, der nur Sueven und Nicht-Sueven unter den deutschen Völkern kennt, rechnet auch dieses Volk, welches er Gothonen nennt, zu den Sueven; Plinius dagegen, der eine fünffache Stammeintheilung macht, zu dem Stamme der Vindiler, das ist der Vandalische Stamm. Daß die Völker dieses Stammes sämmtlich im äußersten Osten des alten Germaniens wohnten, darin stimmen diese, wie die übrigen Schriftsteller, welche die Namen derselben nennen, überein. Die spätere Geschichte findet mehrere dieser Völker ebenfalls in Vereinigung, oder doch in gleichen Richtungen und Bestrebungen; sie sind es, welche dem Koloß des römischen Reiches den Hauptstoß versetzten. Wenn daher auch über so dunkle Verhältnisse, für deren Beleuchtung das Licht der Geschichte fehlt, nichts Bestimmtes ausgesagt werden kann, so wird es doch auch nicht verwerflich, vielmehr zur leichteren Uebersicht des bunten Gemisches förderlich sein, wenn wir diese Völker, als wahrscheinlich einem dritten, den Sueven verwandten, Hauptstamme zugehörig, den man den vandalischen mit Plinius, oder nach dem spätern Hauptvolke den gothischen, nennen mag, hier zusammenstellen.

a) Die Gothen oder Gothonen, eigentlich Guttonen, kennt Pytheas um das J. 320 v. Chr. an der Bernsteinküste; wir dürfen ihre Wohnsitze an der Weichselmündung suchen. Tacitus setzt sie jenseits der Lygier, also auch noch an die Weichsel, aber nicht mehr bis an das Meer reichend, denn an der Küste nennt er Rugier und Lemovier. Aber diese Völker gehörten höchst wahrscheinlich zum gothischen Stamme. Ptolemäus, beinahe 50 Jahre später, setzt sie ebenfalls an die Weichsel, mitten in's Land, und nennt an der Küste die Veneden oder Wenden. Daraus dürfen wir schließen, daß schon um diese Zeit die große Bewegung der wendischen und slavischen Völker von Nordosten nach Südwesten, wodurch die Deutschen in derselben Richtung fortgedrängt wurden, ihren Anfang genommen hatte. Im Anfange des 3. Jahrh. finden wir die Gothen schon wieder südlicher, in Dacien nämlich, wo sie sich festsetzten. In dieser Zeit erscheinen sie auch in zwei große Zweige, die Ostro-Gothen und Wisi-Gothen, Ost- und West-Gothen, getheilt. Ihre Schicksale zur Zeit der Völkerwanderung werden in der Geschichte weiter erzählt werden.

Als einzelne Völkerschaften werden noch die Gepiden, Mösogothen, Therwinger und Greuthunger genannt, Zweige des gothischen

Stammes, über deren Verwandtschaft und Stellung zu einander noch verschiedene Meinungen herrschen.

b) Die Burgundionen werden von Plinius an die Spitze des vandalischen Stammes gestellt, von Tacitus gar nicht genannt. Ptolemäus weist ihnen als Stammsitz das Land zwischen Oder und Weichsel, wo die Netze und Warthe fließen, an. Von den Gepiden aus diesen Gegenden vertrieben, wendete sich ein Theil von ihnen nach Norden und ließ sich auf der Insel Bornholm (Burgunda-Holm), zwischen Schweden und Dänemark, nieder, der größte Theil zog nach Südwesten, griff Gallien an, wurde vom Kaiser Probus zurückgeschlagen, wohnte eine Zeitlang in den Maingegenden, dann aber am Oberrhein, und erhielt gegen die Mitte des 5. Jahrh. von dem römischen Statthalter Aëtius Wohnsitze im südöstlichen Gallien, wo ihr Name noch fortdauert. In ihrem alten Gebiet kennt Ptolemäus die Stadt Ascaucalis, wo jetzt Bromberg liegt.

c) Die Rugier werden von Tacitus an die Ostsee gesetzt; er nennt neben ihnen die Lemovier, die kein anderer nennt und die auch in der Völkerwanderung nicht wieder erscheinen. Der Name der Rugier lebt in der Insel Rügen und einigen benachbarten Namen fort. Zur Zeit der Völkerwanderung kommen sie im Heere des Attila vor, als er gegen Gallien zieht; nach seinem Tode lassen sie sich auf der Nordseite der Donau in Oestreich und Ungarn nieder, welche Gegend nach ihnen Rugiland genannt wurde, und bald darauf tritt Odoaker, König der Heruler, Rugier, Sciren und Turcilinger, — bald wird er mit dem einem, bald dem andern Namen genannt, seiner Geburt nach war er ein Scire, — auf und vernichtet im J. 476 n. Chr. das weströmische Kaiserthum. Die vier genannten Völker waren aller Wahrscheinlichkeit nach gothischen Stammes und fanden sich, nachdem sie aus den Ostseegegenden zwischen Weichsel und Oder ausgewandert, nach mancher Trennung und nach verschiedenen Schicksalen, von denen abgerissene Notizen in der Geschichte vorkommen, unter Odoaker wieder zusammen. Ein Theil der genannten Völker scheint sich mit den Bajoariern (Baiern) zu einem Volke vereinigt zu haben.

d) Die Vandalen kommen als einzelnes Volk nur beim Dio Cassius vor, der auch das Riesengebirge das vandalische nennt, in welchem die Elbe entspringe. Daß der Vindiler-Stamm des Plinius der vandalische sei, so wie, daß Tacitus denselben, als von einigen angenommen, wirklich den vandalischen nennt, ist früher angegeben; spätere Schriftsteller sagen ausdrücklich, daß die Vandalen mit den Gothen eines Stammes gewesen seien und gleiche Sprache und Gestalt, gleiche Gesetze und Einrichtungen gehabt haben. Ihre Schicksale zur Zeit der Völkerwanderung werden weiter unten erzählt werden.

Tacitus läßt sein Sueven-Land noch nicht mit den Küsten der Ostsee bis an die Weichselmündung schließen, sondern führt seine Leser auch noch zu den Aesthyern an der Bernsteinküste. Sie sollten den Sitten und der Tracht nach Sueven sein, der Sprache nach aber den Britanniern näher stehen. Sie bauten mit Eifer Getreide und sammelten den Bernstein, den sie glesum (Glas) nannten, und empfingen mit Verwunderung den hohen Preis, den die römische Ueppigkeit dafür darbot. Tacitus beschreibt den Bernstein sehr genau und richtig.

Auch jenseits der Ostsee im heutigen Schweden wohnen ihm noch Sueven, die Suionen nämlich, „gleich stark, wie er sagt, durch ihre Flotten als durch ihre Männer und Waffen. Bei ihnen herrschen Könige mit unumschränkter Gewalt. Jenseits der Suionen ist ein anderes Meer, zäh und fast unbewegt. Daß dieses Meer den Erdkreis begrenze, glaubt man deshalb, weil der Glanz der untergehenden Sonne bis zum Aufgange fortdauert, so hell, daß er die Sterne verdunkelt.“ Man hatte also doch Kunde von den Polarländern. Auch auf die starken Nordlichter jener Gegenden scheint Tacitus hinzudeuten, indem er noch die Sage anführt, daß besondere Strahlen am Himmel gesehen und dabei Töne gehört würden. — An die Suionen schließen sich noch die Stämme der Sitonen an, über welche ein Weib herrscht. „So weit,“ sagt Tacitus, „sind sie nicht nur von der Freiheit entartet, sondern auch in Knechtschaft. — Hier ist das Ende von Suevien.“

Daß die Schweden deutschen Stammes, mag als ausgemacht, und daß sie mit den Gothen am nächsten verwandt sind, als wahrscheinlich angenommen werden. Der Name der Insel Gotland und manche Namen in Schweden reden dafür. Der gothische Geschichtschreiber Jordanis läßt die Gothen geradezu aus Skandza (d. i. Skandinavien, der allgemeine Name der nördlichen Länder bei den alten), zu Schiffe auswandern und sich an der Weichsel niederlassen. Er giebt aber mehr eine Heldensage, als eine Geschichte seines Volks, und es mag wohl eben so richtig sein, daß die Gothen von unserer Küste nach Schweden hinübergegangen sind.

D. Ueberrheinische Völkerschaften.

Im Westen war der Rhein nicht die eigentliche Grenze der deutschen Völker, sondern mehrere derselben waren schon vor Christi Geburt über den Fluß gegangen und hatten sich an seinem linken Ufer niedergelassen. Zu diesen gehörten:

1. Vangionen, Nemeter und Tribocker, in dem Landstrich am linken Rheinufer von Bingen unterhalb Mainz bis nach Breisach. In ihrem Gebiete finden sich mehrere Städte, die den Römern zum Theil ihre Entstehung, zum Theil ihre Vergrößerung verdankten, z. B. Moguntiacum, Mainz, eine alte gallische Stadt im Lande der Vangionen, unter den Römern ein wichtiger Waffenplatz. Schon im J. 70 n. Chr. brachte die 22. Legion, welche von der Eroberung Jerusalems kommend hier ihr Standquartier erhielt, wahrscheinlich das Christenthum hierher. Bonconica, Oppenheim; Borbetomagus, Worms; Noviomagus, Hauptort der Nemeter, Speier; Taberna, Rheinzabern; Argentoratum, Straßburg, im Lande der Tribocker, (nach Zeuß der Nemeter,) die vorzüglichste Waffenfabrik für Gallien.

2. Die Ubier wohnten früher an der rechten Rheinseite, wurden aber von den Sueven so hart gedrängt, daß sie den Julius Cäsar zu Hülfe riefen, und, nachdem dieser ihnen nur kurze Zeit Ruhe verschafft hatte, im J. 36 v. Chr. sich durch den römischen Feldherrn Vipsanius Agrippa auf das linke Rheinufer versetzen ließen. Sie waren immer treue Bundesgenossen der Römer. Ihr Land fing am Ausflusse der Nahe in den Rhein an, und hier war Bingium, Bingen, der erste Ort ihres Gebietes; ferner:

Bontobrice, Boppart; Confluentes, Koblenz; Antunnacum, Andernach; Bonna, Bonn; gegenüber als Brückenkopf, von Drusus erbaut, Gesonia, das jetzige Dorf Geusen; Colonia Agrippina, Köln, eine Hauptstadt der Römer am Rheine, nach der Agrippina, der Tochter des Germanicus und Gemahlin des Kaisers Claudius, so benannt, die in dieser Stadt der Ubier geboren war und im J. 50 n. Chr. eine Kolonie von Veteranen hierher schickte, um ihren Geburtsort auszuzeichnen. Konstantin ließ hier auch eine Brücke über den Fluß schlagen, deren Ueberbleibsel bei niedrigem Wasser noch sichtbar sind; auf der rechten Seite war Divitia, das heutige Deuz, der Brückenkopf. Novesium, Neuß; Gelduba, oft genannt bei den Römern, das jetzige Dorf Gelb bei dem Städtchen Uerdingen.

3. Die Gugerner, nördlich von den Ubiern, nicht weit von Gelduba anfangend, am Rheine hinunter bis dahin, wo die Waal sich von ihm trennt. Oerter: Asciburgium, Asburg bei Meurs; Vetera (castra), Xanten oder Büderich, Wesel gegenüber.

4. Die Bataver und Kanninefaten, beide chattischen Stammes, waren nach Tacitus durch einen Aufruhr aus ihrem Vaterlande vertrieben und hatten sich an den Ausflüssen des Rheins in dem von Gewässern umflossenen Lande niedergelassen, welche die Insel der Bataver genannt wurde[1]). Sie waren Bundesgenossen der Römer, bis sie sich im J. 70 n. Chr. unter Civilis empörten. In ihrem Gebiete lagen: Lugdunum, Leyden; Ultrajectum, Utrecht; Noviomagus, Nymwegen.

Außer diesen Völkern waren noch mehrere in den überrheinischen Gegenden, welche früher dahin ausgewandert und noch immer auf ihre deutsche Abkunft stolz waren, als wenn der Ruhm ihres Geschlechts sie von der Aehnlichkeit und Feigheit der Gallier schiede. Die hauptsächlichsten unter ihnen waren: die Trevirer, Trierer, mit der Hauptstadt Augusta Trevirorum, das jetzige Trier, die wichtigste Stadt des römischen Reichs in unsern nördlichen Gegenden; und die Nervier, zwischen der Maas und Schelde.

Im Süden der Donau wohnten nicht mehr reine deutsche Völkerschaften, sondern solche, die aus gallischen und andern Einwanderern gemischt waren. Die Donau kann als die Grenze des damaligen Germaniens angesehen werden, und die römischen Provinzen an ihrer Mittagsseite von der Schweiz bis über Kärnthen und Krain hinaus hießen: Helvetien, Rhätien, Vindelicien, Noricum und Pannonien.

E. Römisches Zehntland.

Wichtiger für die alte Geographie unseres Vaterlandes ist aber die Betrachtung des südlichen Theiles von Deutschland, am Rheine hinunter bis etwas über den Main hinaus, welcher das römische Zehntland, agri decumates, genannt wurde. Aus diesen Gegenden hatten sich die Deutschen nach und nach vor der römischen Uebermacht, welche sie vom Rheine und der Donau her bedrohte, weiter in's Innere gezogen, — der Rückzug der Markomannen ist bekannt, — und nun betrachteten die Römer das Land als Theil ihrer Provinz und erlaubten gallischen und andern

1) bat = gut, uwe = Aue.

Kolonisten, sich hier, gegen Entrichtung eines Zehnten, anzubauen. Davon erhielt auch das Land, welches nun als ein Vorland des Reiches gegen die Barbaren betrachtet wurde, seinen römischen Namen. Tacitus kennt dasselbe schon als solches. Zur Sicherung gegen die räuberischen Einfälle der Deutschen wurde nach und nach eine lange Reihe von Grenzbefestigungen, Wälle, Gräben, Mauern mit Thürmen u. s. w. angelegt, deren Spuren durch unermüdete Nachforschungen im ganzen südlichen und mittleren Deutschland wieder aufgefunden sind, so daß wir diese römischen Grenzwehren fast ununterbrochen verfolgen können.

Der Anfang derselben befindet sich in sehr beträchtlichen Spuren von Verschanzungen drei Meilen oberhalb Regensburg, bei dem Einfluß der Altmühl in die Donau. Die Verschanzung läuft von hier, dem Volke sehr wohl bekannt unter dem Namen der Teufelsmauer und des Pfahlgrabens, zwölf Meilen ununterbrochen nach Nordwesten fort, oft drei bis vier Fuß über den Erdboden erhaben, dann wieder südwestlich und westlich, in's Würtembergische, bis in die Nähe des Neckars, und in der Entfernung einiger Meilen von diesem Flusse fast immer nördlich bis in den Odenwald. Die Mauer ist aus den Steinen, welche der benachbarte Boden lieferte, verfertigt und alle halbe Stunden fast regelmäßig mit Thürmen versehen gewesen. Wenn auch hin und wieder die Spuren der Linie von der Zeit verwischt sind, so finden sie sich doch bald wieder. Im Odenwalde sind nur die Spuren einzelner Kastelle aufzufinden; höchst wahrscheinlich waren sie hier, wo das Holz so reichlich war, durch eine Pfahlhecke, eine Pallisadenreihe, mit einander verbunden, deren Spuren natürlich ganz verschwunden sind. Wenn wir aber die Ueberbleibsel der einzelnen Verschanzungen verfolgen, so stößt die Linie endlich bei Obernburg, östlich von Aschaffenburg, an den Main, nachdem sie von der Donau aus eine Strecke von ungefähr vierzig Meilen gemacht hat.

Nördlich vom Main sind die Spuren nur schwach, doch führen sie durch das Hanau'sche und Darmstädt'sche bis nördlich von Nidda, wo der Pohl- und Pfahlgraben wieder sichtbar beginnt und über Butzbach nach Homburg läuft. Hier liegt die Salburg, wahrscheinlich das von Drusus auf dem Taunus errichtete Kastell Arctaunum. In dieser Gegend ist der Grenzwall wohl zwanzig Fuß hoch und mit eben so alten Bäumen bewachsen, als der Wald selbst. Er läuft über den ganzen Taunus, dann durch die Gebirge am rechten Rheinufer bis zum Bade Ems, und von da wieder über Wald und Berg bis in die Gegend von Neuwied. Hinter dem Siebengebirge verliert sich seine Spur. Bis an die Sieg bei Siegburg erstreckt sich die römische Grenzlinie wohl gewiß, vielleicht auch noch weiter nordwärts. Wenigstens legte Tiberius, wie Tacitus erwähnt, auch im Cäsischen Walde einen Grenzwall, limes, an; doch ist von einem Zusammenhange desselben mit den südlichern Befestigungen noch keine Spur gefunden. — Gewiß wurde auch unter den spätern Kaisern immer von Neuem an den Befestigungslinien gearbeitet, bis die wiederholten Einbrüche alamannischer Kriegshaufen sie überwältigten. Im Anfange des 4. Jahrh. waren die Alamannen im Besitze des ehemaligen Zehntlandes.

Als römische Niederlassungen innerhalb der befestigten Grenzlinie werden außer denen, die im Norden des Mains schon früher genannt sind, noch folgende angeführt:

1. Castellum Valentiniani, in der Gegend von Mannheim.

2. Civitas Aurelia Aquensis, auch blos Aquae genannt, das heutige Baden; wird zwar nicht in römischen Schriftstellern genannt, allein durch aufgefundene Steindenkmäler ist es ausgemacht, daß mindestens schon am Ende des 2. Jahrh. hier eine römische Besatzung und Bäder waren.

3. Tarodunum, bei Freiburg im Breisgau, wo noch die Mark Zarten vorkömmt.

4. Ara Flavia, Rotweil, und mehrere andere. Ueberhaupt ist das Zehntland voll von Ueberbleibseln römischer Anlagen, Kastelle, Tempel, Brücken, Straßen, Säulen und Badeanlagen.

Aeltere deutsche Geschichte.

Erster Zeitraum.

Von den ältesten Zeiten bis auf die Eroberungen der Franken unter Chlodwig. 486.

Die römischen und griechischen Schriftsteller, welche über diesen Zeitraum Nachricht geben, sind schon im Anfange der Einleitung genannt. Hier ist noch der späteren kleinen Chroniken von Prosper und seinen Fortsetzern, besonders Marius, von Idacius und Marcellin, zu gedenken, welche von Roncallius, vetustiora Latinorum Chronica, 2 Voll., gesammelt sind. Ferner ist Beda venerabilis, ein sehr gelehrter englischer Mönch, gest. 735, zu nennen, der eine Chronik, de sex aetatibus mundi, bis 726, und eine hist. eccles. gentis Anglicanae hinterlassen hat. Endlich schöpfen wir auch manches aus dem, bei dem zweiten Zeitraume zu nennenden, Jordanis schon für diese frühere Zeit.

---

1. Cimbern und Teutonen. 113 bis 101 vor Christi Geburt.

Man hat die Spuren von Wanderungen und Kämpfen deutscher Stämme auf römischem und griechischem Boden in sehr frühe Zeiten hinauf zu verfolgen, und namentlich den Einfall der Gallier unter Brennus in Italien im J. 389 v. Chr., und den Zug der Gallier unter einem zweiten Brennus durch Thracien und Macedonien bis nach Delphi im J. 278 v. Chr., auf deutsche Völkerschaften aus den Alpengegenden zu deuten versucht. Allein diese Spuren sind viel zu dunkel und abgerissen, um irgend Sicherheit für die historische Forschung zu gewähren, und ihre Verfolgung würde überdies keinen wesentlichen Gewinn für die Kenntniß unserer Volksgeschichte darbieten. Wir fangen daher den fortlaufenden Faden unserer Geschichte nach wie vor mit dem Zuge der Cimbern und Teutonen an.

Es war das hundert und dreizehnte Jahr vor Christi Geburt, als ein wildes und unbekanntes Volk über die Donau herangezogen kam und an den Alpen erschien, da, wo die Römer die Zugänge nach Italien bewachten. Noch in diesem Jahre schlugen sie den römischen Consul Papirius Carbo, der hier das Heer befehligte, bei Noreja, in den Gebirgen des jetzigen Steiermark. Carbo hatte sich treulos gegen sie bewiesen; auf ihr Verlangen, mit ihm Freundschaft zu halten, hatte er ihnen falsche Wegweiser gegeben, die sie auf längerem Wege in den Gebirgen herumführten,

während er auf kürzerem heranzog und sie überfiel. Für dieses Unterfangen bestraften sie ihn, und er würde mit allen den Seinigen umgekommen sein, wenn ihm nicht ein schweres Gewitter zur Flucht behülflich gewesen wäre.

Woher die furchtbaren Schaaren ursprünglich kamen, wußte keiner; sie nannten sich, wie die Römer angaben, Cimbern und Teutonen. Wenn wir die abgerissenen Nachrichten der Schriftsteller zusammenstellen, so ergiebt sich, mit überwiegender Wahrscheinlichkeit, daß diese Völker nördliche Germanen waren; — selbst die nachher mit ihnen in Verbindung ziehenden Ambronen, die weiter nicht unter den deutschen Völkern genannt werden, rechnen wir, eben dieser Verbindung wegen, zum deutschen Volksstamm. Der Zug hatte schon längere Zeit gedauert; schon hatten sie mit mehreren Völkern, namentlich den Bojern, gestritten und erschienen jetzt von der Donau her an den römischen Grenzen. Ob sie als auf einer Wanderung begriffene Völkerschaften zu betrachten sind, oder nur als Kriegshaufen, welche auf Unternehmungen ausziehend, wie späterhin suevische Krieger unter Ariovist, sich immer mehr zu einer Volksschaar mit Weibern und Kindern bildeten und nun auch eines Vaterlandes bedurften, wo sie sich anbauen konnten, — dieses Alles kann, bei dem Mangel bestimmter Zeugnisse, nicht unzweifelhaft entschieden werden.

Nachdem die Cimbern bei Noreja gestritten hatten, zogen sie durch die fruchtbaren Gefilde, welche zwischen der Donau und den Alpen liegen, nach dem südlichen Gallien, und mehrere Völker aus Deutschland, Gallien und der Schweiz verstärkten ihren Haufen, besonders die Tiguriner (Zürcher), ein tapferes Volk am Fuße der Alpen. — Bei den Römern hielten sie um ein Land an; sie versprachen dafür Hülfe und Zuzug in jedem Kriege. Die Römer aber verweigerten ihr Begehren; da beschlossen sie, mit Schwert und Muth zu suchen, was sie durch Vertrag nicht erlangen konnten. Vier römische Heere nacheinander wurden von ihnen und ihren Bundesgenossen geschlagen und fast vernichtet; das eine unter dem Consul Junius Silanus, das zweite unter dem Consul Cassius Longinus, der selbst in der Schlacht umkam; das dritte unter dem Legaten Aurelius Scaurus, welcher gefangen wurde. Als dieser nun in den Kriegsrath der Deutschen geführt wurde, um von der Alpen Uebergange Kunde zu geben, mahnte er sie von diesem Zuge ab und nannte die Römer unüberwindlich. Im Zorne über dieses Wort stand ein junger deutscher Fürst, Bojorix, auf und erschlug den Scaurus mit seinem Schwerte.

Die Römer, die schon den Erdkreis zu erobern dachten und nun von solchen geschlagen waren, deren Namen sie kaum kannten, brachten ein neues großes Heer unter dem Consul Marcus Manlius zusammen und schickten dasselbe dem Consul Caepio, dessen Legat Scaurus so eben geschlagen worden war, zu Hülfe. Aber es war Neid und Zwietracht zwischen den Feldherren, und dieses benutzten die Deutschen wohl und brachten dem großen Heere eine solche Niederlage bei, daß der gefallenen Römer und Bundesgenossen 80,000 waren und der getödteten Knechte 40,000. Manlius fiel mit zwei Söhnen und Caepio entkam, wie es heißt, nur mit zehn Mann. Dieser Tag wurde hinfort von den Römern zu den unglücklichsten gezählt und die Stadt Rom, sowie das ganze Land, war von Schrecken voll, so daß man in Rom noch lange Zeit nachher eine ganz ungemeine Bestürzung einen „cimbrischen Schrecken" nannte. Die Feinde aber benutzten diesen Augenblick nicht, — die Ursache ist nicht bekannt; — statt nach

Italien zu gehen, wandten sie sich wieder nach dem südlichen Frankreich und nach Spanien und ließen den Römern Zeit, sich zu erholen.

Diese hatten nur einen Mann, auf welchen sie jetzt alle ihre Hoffnung setzten; das war Cajus Marius, ein stolzer und rauher Mann, aber ein tapferer Kriegsheld. Er war von niedriger Herkunft und allein durch seine Kraft emporgestiegen; deshalb haßten ihn die von alten, vornehmen Geschlechtern; nun aber mußten sie ihn, gegen die bisherige Ordnung und gegen das Gesetz, vom J. 104 an mehrere Jahre hinter einander zum Consul machen, damit er sie nur von den furchtbaren deutschen Feinden befreiete.

Marius sammelte sein Heer und führte es über die Alpen nach Gallien, an den Fluß Rhodanus (Rhone), und schlug ein verschanztes Lager auf. Unter dem Heere stellte er die alte Zucht und Ordnung wieder her, die lange Zeit versäumt worden, wodurch hauptsächlich so großes Unheil über sie gekommen war. Dazu hielt er sich lange ruhig in seinem Lager, um seine Krieger erst an den Anblick der großen, riesigen Leiber der Fremdlinge und an den Ton ihrer furchtbaren Stimme zu gewöhnen. Und wenn er eine günstige Gelegenheit ersah, daß ein kleiner Haufen der Feinde allein war, so that er schnell einen Ausfall auf sie mit Gewalt und Ueberzahl, damit die Seinen nur erst im Kleinen siegen lernten. Solches Zaudern ermüdete die streitlustigen Deutschen, sie kamen oft an die Wälle des Lagers, höhnten das römische Heer und forderten es zum Kampfe heraus; aber Marius ließ sich nicht aus der Fassung bringen.

Die Feinde nun hatten sich in zwei Haufen getheilt; die Cimbern waren an dem Rhodanus hinauf, durch die Schweiz und Tyrol, nach Italien gezogen, die Teutonen und Ambronen aber waren gegen Marius geblieben. Als diese sahen, daß er ihre Herausforderung zur Schlacht nicht annahm, brachen sie endlich auch auf, zogen an seinem Lager vorbei, des Weges nach Italien hin, und riefen spottend den römischen Soldaten zu: „Ob sie etwas an ihre Weiber zu bestellen hätten?" — Ihre Menge war so groß, daß sie sechs Tage lang in ununterbrochenen Reihen an dem Lager vorüberzogen.

Marius folgte ihnen zur Seite nach, sich immer auf den Höhen haltend, damit sie ihn nicht unversehens angreifen konnten; dann lagerte er sich ihnen gegenüber bei Aquae Sextiae (das ist das jetzige Aix im südlichen Frankreich). An dem Lagerplatze, den er gewählt, war wenig Wasser; und als seine Krieger unwillig über Durst klagten, zeigte er mit der Hand auf einen Fluß, welcher nahe bei des Feindes Lager floß, und sagte: „Dort ist euch ein Trunk für Blut feil." Sie erwiederten: „Warum führst du uns denn nicht gleich gegen sie, so lange unser Blut noch flüssig ist?" Er aber sagte mit gelassener Stimme: „Zuerst muß unser Lager befestigt werden." — Und die Krieger, obwohl unwillig, gehorchten; so hatte der strenge Feldherr die Kriegszucht herzustellen gewußt.

Von den Troßknechten eilte aber dennoch eine Menge an den Fluß, um für sich und die Lastthiere Wasser zu schöpfen; sie stießen auf einige wenige Feinde, welche sich mit Baden ergötzten, und wurden mit ihnen handgemein; und indem auf das Geschrei der Kämpfenden von beiden Seiten immer mehrere zur Hülfe herbeieilten, entspann sich mit den Ambronen, welche an dieser Seite ihr Lager hatten, ein heftiges Treffen. Die Ambronen wurden bis in ihre Wagenburg zurückgeschlagen; und da erst

entstand noch ein harter Kampf mit den Weibern, die mit Schwertern und Beilen herausstürzten und zugleich auf die Ihrigen, die da flohen, und auf die verfolgenden Römer loshieben. Die Nacht trennte die Fechtenden. Aber diese Nacht war auf mancherlei Weise fürchtbar und grauenvoll. Aus dem Lager der Deutschen tönte es im wunderlichen Gemisch der Stimmen herüber, nicht wie Wehklagen und Jammern, — obgleich es eine Todtenklage über die Gefallenen sein mochte, — sondern gleich einem dumpfen Gebrüll, wie von wilden Thieren, daß die Gebirge umher und die Ufer des Stromes davon wiederhallten. Schrecken ergriff die Römer; sie fürchteten, jene möchten einen nächtlichen Angriff machen, welcher Alles leicht in Verwirrung bringt; denn ihr Lager war wegen des Gefechtes noch ohne Wall und Graben. Aber die Feinde kamen nicht und hielten sich auch ruhig beim Anbruch des folgenden Tages. Da traf Marius seine Vorkehrungen zur Schlacht. Das Fußvolk stellte er vor das Lager, die Reiter schickte er aber in die Ebene hinab, und den Unterfeldherrn Claudius Marcellus ließ er mit 3000 Schwerbewaffneten die mit Wald bewachsenen Höhen im Rücken der Feinde besetzen, mit dem Befehle, im Augenblicke des Kampfes aus seinem Hinterhalte hervorzubrechen.

Als die Teutonen die Römer in Schlachtordnung herausrücken sahen, waren sie von solcher Kampflust entbrannt, daß sie dieselben nicht in der Ebene erwarteten, sondern gegen sie die Anhöhen hinanrannten. Aber die Römer empfingen sie, da sie athemlos ankamen, herzhaft und in geschlossenen Reihen und trieben sie wieder in die Ebene hinab. Diesen entscheidenden Augenblick versäumte Marcellus nicht, sondern brach mit seinen Dreitausend im Laufe und mit Geschrei aus dem Gehölze hervor, den Feinden in den Rücken, die, von beiden Seiten gedrängt, bald in Unordnung geriethen und die Flucht nahmen. Die Römer verfolgten sie und fingen oder erschlugen über Hunderttausend. Es wurde auch bald nachher der Fürst der Teutonen, T e u t o b o d, auf der Flucht in den Gebirgen gefangen und mußte späterhin des M a r i u s T r i u m p h in Rom zieren; ein Mann, so groß, nach der Römer Erzählung, daß er über alle Siegeszeichen hervorragte, und dabei so gewandt, daß er über vier bis sechs neben einander gestellte Pferde wegspringen konnte. Von den Waffen aber und der ganzen Beute verbrannte Marius dasjenige, was er nicht als das Seltenste und Kostbarste für den Triumph aufbewahrte, als ein großes und prächtiges Opfer den Göttern. — Diese Schlacht bei A q u a e S e x t i a e war im J. 102 v. Chr., im 11. Jahre nach der Schlacht bei Noreja.

Des Marius und der Seinigen Freude wurde bald durch die Botschaft getrübt, daß der Consul C a t u l u s in Oberitalien von den Cimbern zurückgetrieben sei. Diese waren, obschon spät im Jahre, über das Alpengebirge gegangen und trieben die Römer, welche in den Gebirgspässen Wache hielten, vor sich her. Staunend sahen diese, wie die gewaltigen Fremdlinge, in ihrer Lust an dem vaterländischen Schnee und Eise, so wie im Gefühle ihrer Abhärtung, sich nackend beschneien ließen, über Eis und tiefen Schnee auf die Berge stiegen und dann, auf ihren breiten Schilden sitzend, von den Spitzen steiler Abhänge herabfuhren. — Der Consul mußte hinter die Athesis, Etsch, zurückweichen, ließ aber an beiden Seiten der Brücke, die er hatte schlagen lassen, Verschanzungen anlegen. Als die Cimbern, näher heranziehend, den Fluß besichtigt hatten, fingen sie an, Riesen gleich, Felsen von den herumliegenden Hügeln niederzubrechen, Bäume aus-

zureißen, und diese, nebst Steinen und Erde, in den Fluß zu werfen, um sich einen Damm zu bilden; und die Pfeiler der römischen Brücke erschütterten sie mit großen Lasten, welche von den Fluten krachend dagegen getrieben wurden, so daß die Römer in ihrem Schrecken ihre Schanzen und ihr Lager verließen und die Flucht ergriffen. Erst hinter dem Po-Flusse nahmen sie wieder eine Stellung.

Nun verbreiteten sich die Cimbern über die reichen und schönen Gefilde von Oberitalien und versäumten dagegen, geradeswegs auf Rom loszugehen; die Anmuth des Landes fesselte sie. Statt des rauhen Lagers unter freiem Himmel gewöhnten sie sich an Obdach und Bequemlichkeit; statt der kalten Bäder nahmen sie warme, statt des rohen Fleisches genossen sie leckere Speisen; vor allem aber versanken sie in Unmäßigkeit des Weintrinkens. — Catulus wartete indeß hinter dem Po, bis Marius mit seinem siegreichen Heere aus Gallien herbeikam und zu ihm stieß. Hierauf rückten beide über den Fluß vorwärts. Als dieses die Cimbern erfuhren, sammelten sie ihre Haufen, und in Erwartung der Teutonen, deren Unglück sie nicht wußten oder nicht glaubten, schickten sie zum Marius, um noch einmal von den Römern Land für sich und ihre Brüder zu fordern. Als sie ihre Brüder, die Teutonen, nannten, verspottete sie Marius und sprach: „Lasset nur die Brüder, die haben ihr Land, und ihr werdet es auch zur Genüge von uns empfangen.“ Die Gesandten schalten ihn wegen seines Spottes, und sagten, er werde schon seine Strafe erhalten, von den Cimbern auf der Stelle, von den Teutonen aber, wenn sie herankämen. — „Sie sind da,“ sagte Marius, „und es wäre nicht schön, euch ziehen zu lassen, ehe ihr die Brüder begrüßt habt.“ Und damit ließ er die gefangenen Fürsten der Teutonen in ihren Fesseln vor sie führen.

Da kehrten die Gesandten betroffen zurück und die Cimbern brachen auf der Stelle auf; Bojorix, ihr Fürst, ritt an das Lager und forderte den Marius mit den Römern zur Schlacht an einem Platze, den er selbst bestimmen möchte. Marius erwiederte: „Die Römer seien zwar nicht gewohnt, ihren Feinden die Schlacht vorauszusagen, doch wollte er auch hierin den Cimbern sich gefällig erzeigen;“ und so bestimmte er zum Platze ihres Kampfes die raudische Ebene zwischen Vercellae und Verona, und zum Tage desselben von da an gerechnet den dritten Tag.

Nachdem diese Zwischenzeit verflossen war, zogen die Cimbern in guter Ordnung aus ihrem Lager, ihr Fußvolk stellten sie in ein Viereck von gleichen Seiten, ihre Reiterei aber, 15,000 Mann stark, wandte sich rechts und suchte durch diese Wendung die Römer zwischen sich und daß Fußvolk zu bringen. Diese Reiter waren zum Theil auf das Prächtigste gerüstet; sie trugen Helme, welche die Gestalt von Rachen fürchterlicher Thiere oder sonst schreckliches Ansehen hatten, mit fliegenden Helmbüschen, welche ihre riesige Gestalt noch vergrößerten. Ihre eisernen Harnische und glänzenden Schilde strahlten weit hin. Jeder Reiter hatte einen doppelten Wurfspieß und für den Kampf in der Nähe ein großes gewichtiges Schwert. Diese ausgesuchten Waffen mochten sie auf ihren langen Zügen in siegreichen Schlachten erbeutet haben. So zogen sie heran. Das Fußvolk aber ergoß sich über die Ebene daher, wie ein unermeßliches, wogendes Meer. Da wusch Marius seine Hände, hob sie zu den Göttern empor und gelobte ihnen ein großes Opfer, wenn er siegen würde; auch Catulus that, mit aufgehobenen Händen, dem Glücke dieses Tages ein Gelübde. Und als dem Marius

die Eingeweide der Opferthiere von den Priestern gezeigt wurden, rief er mit lauter Stimme, daß es die Menge hörte: „Mein ist der Sieg!“

Nun begann ein harter und schwerer Kampf. Für die Römer kämpfte die Hitze und die Sonne, welche den Deutschen in die Augen schien; denn diese, in kalten schattigen Gegenden aufgewachsen, konnten sehr wohl die Kälte, aber nicht die Hitze ertragen; der Schweiß entkräftete ihre Körper und sie hielten die Schilde gegen die Sonne vor ihr Gesicht. Es war eben die heißeste Zeit des Sommers, am 29. Juli. Auch der Staub war ihnen entgegen, der sie ganz umhüllte und den Römern ihre Zahl wie ihren furchtbaren Anblick verdeckte, so daß diese, ohne durch das Anschauen im Voraus erschreckt zu sein, nur geradezu auf die feindlichen Reihen losgingen. Es kam zu dem schrecklichsten Handgemenge, in welchem die Römer durch die kurzen, breiten Schwerter großen Vortheil über die Feinde hatten. Auch waren ihre Körper so an Kriegsarbeit gewöhnt, daß man in der erstickenden Hitze doch nicht einen Römer Schweiß vergießen oder außer Athem sah. Marius hatte ferner eine neue Waffe erfunden, lange Speere mit Widerhaken, welche die Römer in der Feinde Schilde warfen und diese damit herabzogen, so daß der Mann entblößt dastand.

Also geschah es, daß der größte und streitbarste Theil der Cimbern getödtet wurde. Die vorderste Reihe hatte sich, um nicht auseinander gerissen zu werden, mit langen Ketten oder Stricken, die an die Gürtel geheftet waren, zusammengebunden; und nun lagen sie wie an einer Schnur hingestreckt. Als die Römer die Flüchtigen bis in ihre Wagenburg verfolgten, erblickten ihre Augen ein sehr trauriges Schauspiel. Die Weiber der Deutschen standen, schwarz angekleidet, auf den Wagen und tödteten selbst die Zurückfliehenden, ja ihre eigenen kleinen Kinder, sie unter die Räder der Wagen und die Füße der Lastthiere werfend, damit sie nur nicht den Römern in die Hände fallen sollten; und dann gaben sie sich selbst den Tod. Auch viele der Männer tödteten sich selbst, weil sie die Knechtschaft mehr fürchteten als den Tod. Dennoch sollen 60,000 gefangen und noch einmal so viele an diesem Tage getödtet worden sein.

Auf solche Weise endigte der große und schwere Krieg, der den Römern eben so gefährlich däuchte als der frühere, vor fast 300 Jahren, da die Gallier unter Brennus Rom verbrannten; sie nannten den Marius den dritten Stifter der Stadt. — Aber die Knaben und Jünglinge der Cimbern und Teutonen, die in den Schlachten gefangen und zu Sklaven weggeführt waren, rächten nachher das Blut ihrer Väter und Brüder an Tausenden von Römern, die sie in dem Sklavenkriege, unter Spartakus Anführung, erschlugen.

2. Cäsar und Ariovist. 58 v. Chr.

Noch nicht funfzig Jahre nach der ersten Waffenprobe der Germanen mit den Römern waren jene schon wieder im Anrücken gegen die römischen Grenzen; zwar in geringerer Zahl, als das erste Mal, und wohl nicht mit dem deutlich gedachten Plane, bis nach Italien vorzudringen; allein der Sieg und die Aussicht der Beute würde ihre Zahl bald vermehrt haben, und fruchtbare Triften, so wie die vollen Speicher der Landbewohner, hätten sie von einer Provinz zur andern gelockt, bis der Ruf des lachenden Landes jenseits der Alpen ihnen auch den Weg über diese Grenzscheide gezeigt

hätte. Aber sie fanden einen Gegner, der den Krieg wenigstens eben so gut verstand, als Marius.

Ariovist, ein König über Markomannen-Sueven zwischen Donau und Neckar, war von einem gallischen Volke, den Sequanern, gegen ein anderes, die Aeduer, zu Hülfe gerufen worden; er war im J. 72 v. Chr. an der Spitze eines Heeres über den Rhein gegangen und hatte den Sequanern den Sieg verschafft; allein die schönen Fluren des jetzigen Burgund gefielen ihm so sehr, daß er sie nicht wieder verlassen wollte. Gleich feindlich gegen Sieger und Besiegte, bemächtigte er sich einer Strecke Landes, und als sich die Gallier gegen ihn verbündeten, schlug er sie bei Magetobria in die Flucht. Vielleicht war er Anfangs nur wie ein Herzog mit seinem Waffengefolge zu diesem Abenteuer ausgezogen, nun aber fanden sich, durch den Ruf des schönen Landes gelockt, immer mehr Deutsche bei ihm ein, so daß er bald ein Heer von 120,000 Mann zusammen hatte. Ganz Gallien zitterte vor ihm; schon glaubten sich die Völkerschaften besiegt oder aus den alten Sitzen vertrieben. Die Römer aber, welche in Süd-Gallien schon eine unterworfene Provinz hatten, erkannten den Ariovist als König in seinem eroberten Lande an und nannten ihn Freund.

Allein bald nachher erschien Julius Cäsar, einer der größten und kühnsten römischen Feldherren, in Gallien. Ein flammender Ehrgeiz trieb ihn zu großen kriegerischen Unternehmungen, und er war in keiner andern Absicht in diese Gegenden gekommen, als ganz Gallien den Römern zu erobern. An diesen wandten sich nun die Aeduer und andere gallische Völker und baten ihn um Hülfe gegen die Deutschen. Cäsar ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, tiefer in Gallien vorzudringen, versprach Hülfe und ließ den Ariovist zu einer Unterredung auffordern.

Ariovist antwortete stolz und kühn: „Wenn er etwas von Cäsar begehrte, so würde er zu ihm kommen; verlange jener daher etwas von ihm, so möge er das Gleiche thun. Uebrigens begreife er nicht, was in seinem Gallien, welches er durch der Waffen Gewalt bezwungen, sowohl Cäsar als das römische Volk überhaupt zu thun habe?"

Cäsar ließ ihm erwiedern: „Weil er seine Einladung zur Unterredung zurückgewiesen, so verlange er kurz von ihm dieses: Zuerst, daß er keine Deutschen weiter über den Rhein führe; dann, daß er den gallischen Völkern ihre Geißeln zurückgebe und sie auf keine Weise weiter feindlich behandle. Wenn er dieses geleistet, so werde das römische Volk beständig Frieden und Freundschaft mit ihm halten; wenn nicht, so werde Cäsar die Beleidigungen der Aeduer nicht gleichgültig ansehen."

In seiner Antwort hierauf berief sich Ariovist kühn und offen auf das Recht der Waffen, nach welchem der Sieger mit dem Besiegten verfahren dürfe, wie es ihm gut dünke. So sei auch das römische Volk gewohnt zu handeln und verstehe gar wohl, sich seines Rechtes zu bedienen; nun möge man ihm dasselbe gestatten. Und auf Cäsars Wort, er werde die Beleidigungen der Aeduer nicht ungeahndet lassen, erwiederte Ariovist: „Es habe noch Niemand mit ihm, als nur zu seinem Verderben gestritten. Wenn Cäsar wolle, so möge er den Streit beginnen; er werde erfahren, was unbesiegte Germanen, in den Waffen auf's Beste geübt, die binnen vierzehn Jahren unter kein Dach gekommen, vermöchten."

Wahrlich die Sprache eines Helden der Völkerwanderung, dem sein gutes Schwert statt Erbrechts und Urkunde gilt, und der mit seinen Waffen-

brüdern unter kein Obdach tritt, bis er das gesuchte Land der neuen Heimath erkämpft hat. Bei einem andern Gegner möchte er mit dieser kühnen Erklärung durchgedrungen sein; Cäsar aber, welcher selbst in Rom nicht der Zweite zu sein ertragen konnte, wurde um so mehr gereizt, sich mit solchem Feinde zu messen. Er rückte gegen ihn an und besetzte Vesontio (Besançon), die Hauptstadt der Sequaner, welche sehr fest und mit allem Kriegsbedarf reichlich versehen war. Da er hier einige Tage verweilte, bemächtigte sich plötzlich seines Heeres eine sehr gefährliche Muthlosigkeit. Die Erzählungen der oft von den Germanen geschlagenen Gallier, die Schilderungen der Kaufleute, welche ihr Land durchreiset hatten, die Nähe des furchtbaren Feindes selbst, alles stellte den Römern ein solches Bild von der Stärke, der Tapferkeit und der Wildheit der Deutschen, vor deren Blick man nicht einmal bestehen möge, vor die Seele, daß viele, die dem Cäsar freiwillig gefolgt waren, sich nicht scheuten, jeden Vorwand zu erfinden, um nur nach Hause kehren zu dürfen. Andere, welche die Scham zurückhielt, konnten sich doch so wenig beherrschen, daß sie oft in Thränen ausbrachen und traurig in ihren Zelten ihr Unglück beklagten. Im ganzen Lager wurden öffentlich Testamente gefertigt; und endlich wurden auch die von der Furcht angesteckt, welchen die Gefahren des Krieges doch keineswegs fremd waren. Allgemein aber murrte man gegen den verwegenen Feldherrn, der so gefährlichen Kampf ohne Noth aufsuche.

Diese Stimmung seines Heeres zu überwältigen, bot Cäsar alle Kraft seiner Beredsamkeit auf. Er versammelte die Führer des Heeres und stellte ihnen vor, daß der Krieg mit Ariovist noch keinesweges gewiß sei; er hoffe vielmehr, dieser werde der Stimme der Billigkeit und des Friedens nachgeben; und sollte er dennoch aus rasender Lust am Kampfe diesen durchaus wollen, so möchten sie nur der Besiegung der Cimbern und Teutonen gedenken, und des eben geendigten Sklavenkrieges, in welchem auch Germanen besiegt seien, so wie der Helvetier, die den römischen Waffen nicht zu widerstehen vermochten. — Und wenn alle diese Gründe sie dennoch nicht beruhigen könnten, und Niemand ihm folge, so werde er mit der zehnten Legion allein dem Feinde entgegengehen, an deren Treue zweifle er nicht.

Diese Rede machte tiefen Eindruck auf die Gemüther. Die zehnte Legion dankte ihm sogleich für sein Zutrauen und die andern beeiferten sich nun um die Wette, ihre Bereitwilligkeit gleichfalls an den Tag zu legen. Sogleich brach Cäsar auf und rückte dem deutschen Heere näher. Eine Unterredung, die er noch mit Ariovist, auf dessen Verlangen hielt, war ebenso fruchtlos, als die früheren Verhandlungen, und nun wünschte Cäsar nichts mehr als eine Schlacht. Aber Ariovist nahm eine Stellung an, in welcher er den Römern die Zufuhr abschnitt, und ließ täglich seine Reiterei, die den Römern durch die Vermischung mit den leichten Fußgängern überlegen war, kleine Gefechte liefern; allein die Schlacht, obgleich Cäsar sie täglich anbot, nahm er nicht an.

Da erfuhr Cäsar von den Gefangenen den Grund dieses Zögerns, welches der Deutschen Sitte sonst nicht war. Die wahrsagenden Frauen nämlich, nach deren Ausspruch sich das Heer richtete, hatten Unglück verkündet, wenn sie vor dem Neumond stritten. Nun suchte Cäsar noch eifriger, als vorher, die Schlacht, und rückte zur Ausforderung dicht an der Deutschen Lager. Da führten sie endlich ihre Schaaren heraus und jede

Völkerschaft nahm ihren Platz ein: die Haruder, Markomannen, Tribocker, Vangionen, Nemeter, Sedusier und Sueven; ihre Schlachtordnung umringten sie mit Wagen und Karren, auf denselben saßen die Weiber mit fliegenden Haaren, die Vorüberziehenden anflehend, sie nicht in die Knechtschaft der Römer dahin zu geben. Die Schlacht nahm ihren Anfang. Bald war sie allenthalben auf's heftigste entbrannt. Die Deutschen rannten mit solcher Schnelligkeit vor, daß die Römer nicht einmal Zeit hatten, die Wurfspieße zu schleudern, und daß ihr linker Flügel in die Flucht getrieben wurde; aber ihr rechter siegte seinerseits, und nun zeigte sich der Vortheil und das Uebergewicht vollkommener kriegerischer Ordnung. Der geschlagene Flügel der Römer sammelte sich wieder, als das dritte Treffen zur Hülfe heranrückte, der der Deutschen aber nicht, weil ihr Heer, wenn auch aufs höchste tapfer, doch der strengeren Kriegszucht und Ordnung ermangelte. So wurden sie zuletzt auf allen Punkten in die Flucht getrieben und eilten dem Rheine zu. Aber die römische Reiterei holte sie größtentheils alle ein, und nur wenige, unter ihnen Ariovist, retteten sich durch Schwimmen oder auf Kähnen über den Fluß. Ariovist's beide Frauen kamen auf der Flucht um, und von seinen beiden Töchtern wurde die eine getödtet, die andere gefangen. Von Ariovist berichtet die Geschichte weiter nichts.

3. Julius Cäsar am Rheine.

Als Cäsar den Ariovist über den Rhein zurückgetrieben hatte, begann er die Unterwerfung der gallischen Völker, welche den Deutschen an Tapferkeit nicht gleich waren. Er bezwang eines derselben nach dem andern und rückte dem Niederrheine immer näher. Da kam auch Botschaft zu ihm, daß zwei deutsche Völkerschaften vom Niederrhein, die Usipeter und Tenchterer, von den Sueven, die sich vielleicht für den Verlust ihrer gallischen Eroberungen in Deutschland schadlos halten wollten, gedrängt, über den Rhein gegangen wären, um sich neue Wohnsitze in Gallien zu suchen. Sie hatten ihre Weiber und Kinder, ihre Knechte und Heerden, und alle ihre Habe mit sich, und waren über 430,000 Köpfe stark. Weil Cäsar aber glaubte, Gallien gehöre ihm zu, so wies er sie wieder über den Rhein zurück. Sie antworteten ihm: „Sie seien von den Sueven gezwungen worden, aus ihrer Heimath auszuwandern; sie verlangten nichts, als ein Land zum Wohnen; er möge ihnen die Felder lassen, die sie mit den Waffen eingenommen hätten, oder ihnen andere zutheilen. Uebrigens sei es nicht germanische Weise, einen Krieg durch Bitten abzuwenden, sondern dem gegenüber zu treten, der den Streit wolle; daher stehe es ihm frei, ihre Freundschaft oder den Krieg zu wählen. Sie wichen niemandem, als den Sueven, denen selbst die unsterblichen Götter im Kampfe nicht gleich wären; sonst sei auf Erden keiner, den sie nicht überwinden könnten."

Dennoch wurden sie von Cäsar überwunden, aber durch wälsche Hinterlist. Als ihre Fürsten und Aeltesten zur Unterhandlung zu ihm kamen, nahm er sie plötzlich gefangen, überfiel das feindliche Lager und schlug und zersprengte das Volk, das ohne Führer war. Einige von ihnen waren über den Rhein zurück zu den Sigambrern entflohen. Da verlangte Cäsar ihre Auslieferung. Die Sigambrer aber antworteten: „Wenigstens sei doch der Rhein die Grenze des römischen Reiches; wenn er nicht wolle, daß die Deutschen wider seinen Willen über den Rhein gingen, warum er sich denn auf ihrer Flußseite anmaße Befehle zu geben?"

Solche Sprache verdroß den stolzen Römer. Auch war es ihm noch im frischen Andenken, daß die Sueven unter Ariovist in Gallien eingefallen waren; daher beschloß er, eine Brücke über den Rhein zu schlagen und die deutschen Völker in ihrem eigenen Lande der Römer Macht fühlen zu lassen. Er erbauete in zehn Tagen eine große hölzerne Brücke mit vieler Kunst im Lande der Ubier, unterhalb des Ortes, wo die Mosel in den Rhein fällt, nach einigen bei Bonn, nach andern bei Andernach, und ging mit seinem Heere über unsern vaterländischen Strom. Es war im J. 55 v. Chr. Er wollte den mächtigen Bund der Sueven angreifen; diese aber brachten Habe und Gut, und Weiber und Kinder in die Wälder und sammelten alle streitbare Mannschaft in der Mitte ihres Gebietes, um hier den Feind zu erwarten. Sie hatten ihren Kampfplatz sehr gut ausgewählt, denn Cäsar hielt es nicht für rathsam, ihnen bis dahin zu folgen. Er verweilte nur 18 Tage auf der rechten Seite des Rheines, verwüstete die Gegenden an der Sieg, wo die Sigambrer damals wohnten, durch Sengen und Brennen, und kehrte dann über den Fluß zurück. Den Ubiern, die ihm bei dieser Gelegenheit treue Helfer gewesen, gab er den Namen römischer Bundesgenossen.

Die Sueven aber waren so wenig vor den Römern in Furcht, daß sie bald nachher den Trevirern gegen sie Hülfe schickten. Daher beschloß Cäsar, zum zweitenmale über den Rhein zu gehen. Er baute eine zweite Brücke etwas oberhalb des vorigen Ortes, nach einiger Meinung bei Neuwied, setzte aber nur eben den Fuß in Deutschland, denn die Sueven hatten ihre Anstalten eben so klug getroffen, als das erstemal.

Nach dem Zusammenhange der Begebenheiten und der Gegend, wo Cäsar den Rhein überschritt, müssen die, welche er Sueven nennt, die Chatten gewesen sein, und diese entweder damals zum suevischen Bunde gehört, oder Cäsar, in der Unkenntniß der deutschen Verhältnisse, muß sie dazu gerechnet haben.

Nach dieser Zeit ist Cäsar nicht wieder nach Deutschland gekommen, wohl aber hatte er die Deutschen als so starke und tapfere Männer kennen gelernt, daß er aus ihnen Mannschaft für seine Legionen zu werben trachtete. Dieses gelang ihm bei dem muthigen Volke sehr leicht, wo immer kühne Männer für Sold und Beute und Kriegslust auszuziehen bereit waren. Auch war Cäsar ein Held, der es wohl verstand die Herzen seiner Krieger zu gewinnen; er führte sie stets zum Siege. Deutsche Hülfsvölker halfen ihm von nun an seine Schlachten gewinnen, und bei Pharsalus, als er gegen Pompejus den letzten Kampf hatte und entschieden werden sollte, wer von beiden die Welt beherrschen werde, da leisteten sie ihm den wichtigsten Dienst. Nachdem lange und hart gestritten war, schickte Pompejus seine Reiterschaaren gegen den Feind, damit sie der Schlacht die Entscheidung gäben; es waren aber die Reiter meistens stolze römische Jünglinge aus vornehmen Geschlechtern, die da glaubten, es könne ihnen niemand widerstehen. Da gab Cäsar seinen deutschen Fußvölkern Befehl, die Reiter zurückzutreiben, und rief ihnen zu: „Gesellen, zielet nur immer nach dem Gesicht!“ Er wußte wohl, daß die eitlen Jünglinge aus der Hauptstadt ihre glatten Gesichter lieber hatten, als Narben. Und die Deutschen, die groß und stark genug waren, liefen gegen die Reiter an, als wären sie zu Pferde und die andern zu Fuß und schreckten sie solchergestalt, daß sie schnell die Flucht ergriffen. Dadurch wurde die Schlacht für Cäsar gewonnen. —

Von nun an blieben fortwährend deutsche Söldner im römischen Dienste und die nachherigen Kaiser bildeten sogar aus ihnen ihre Leibwache.

4. Der Anfang der großen deutschen Kriege.

Julius Cäsar wurde ermordet, als er sich zum Alleinherrscher in Rom machen wollte. Aber die Römer waren nicht mehr würdig ein freies Volk zu sein; darum kamen sie dennoch bald unter Herren, welche schlechter waren als Cäsar. Der erste unter ihnen war der Kaiser Augustus, und seine Regierung dauerte von dem Jahre 30 vor bis 14 nach Christi Geburt.

Zu seiner Zeit hatten die Römer schon einen großen Theil des damals bekannten Erdkreises unter ihr Joch gebracht; von Europa waren ihnen, außer Italien, auch Griechenland und Macedonien, Hispanien und Gallien unterthan. Damit ließen sie sich aber nicht genügen, sondern trachteten auch nach den Ländern, welche jenseits der Alpen und des Rheines lagen; denn die Herrschsucht und Habsucht der Römer kannte keine Grenze, und es mochte ihnen auch sehr wünschenswerth scheinen, über die kräftigen Männer des deutschen Stammes nach Willkür verfügen und den Kern ihrer Heere aus ihnen bilden zu können, um so die übrige Welt mit ihrer Hülfe im Gehorsam zu halten. Zuerst griffen sie die Völkerschaften an, welche an der Nordseite der Alpen, nach Deutschland zu, in den Gebirgen von Graubünden, Tyrol, Salzburg und Oestreich wohnten; wilde Völker, theils celtischen, theils unbekannten Ursprunges, die der Uebermacht der Römer nicht widerstehen konnten, aber nicht sowohl bezwungen, als ausgerottet oder zu Sklaven verkauft wurden. Im Jahre 15 vor Christi Geburt war dieser Kampf beendigt. — Von nun an wurde auf dieser Seite der Donaufluß die Grenze zwischen den Römern und Deutschen. Von der andern Seite sollte es der Rheinstrom nicht mehr sein; Augustus schickte seinen Stiefsohn Claudius Drusus nach Gallien, um die Deutschen in ihrem eigenen Lande anzugreifen; und dieser war ein Held, der Großes auszurichten im Stande war.

Drusus hat vier Feldzüge in Deutschland unternommen, in den Jahren 12 bis 9 vor Christi Geburt. Er hat mit den Sueven, Chatten, Sigambrern, Usipetern, Tenchterern, Bructerern und Cheruskern gekriegt; er ist vom Niederrhein aus, an den Flüssen Lippe und Ems hinauf, bis an die Weser, und auf dem vierten Zuge sogar bis an die Elbe vorgedrungen. Aber seine Züge waren keine Eroberungen. Die Deutschen verstanden es sehr wohl, wie sie gegen einen solchen Feind Krieg führen mußten; sie wichen aus ihren einzeln liegenden Höfen zu beiden Seiten von dem Wege, den er nahm, in die Wälder, zerstörten die Vorräthe, die sie nicht mit sich nehmen konnten, brachten die Ihrigen in Sicherheit und harrten bis zum Herbst. Dann mußten die Römer wiederum den Rückweg suchen, weil sie in dem öden Lande, aus Mangel des Unterhalts, nicht überwintern konnten; und das war der Augenblick, welchen die Deutschen mit Ungeduld erwartet hatten. Nun beunruhigten sie den Feind auf jedem seiner Tritte; griffen, an den gefährlichsten Stellen plötzlich aus den Wäldern hervorbrechend, seine einzelnen Haufen an, erschlugen die Ermüdeten, raubten das Gepäck und den Troß, und gönnten ihnen weder Tag noch Nacht Ruhe; und so kamen die Römer nie ohne beträchtlichen Verlust an den Rhein zurück.

So brachten die schnellen und weiten Züge in Deutschland dem Drusus zwar viel Ruhm bei den Römern, den Deutschen aber wenig Schaden.

Im Herbst und Winter und Frühjahr wohnten sie ruhig an den Orten, welche die Feinde wiederum verlassen hatten. Doch hätte Drusus wohl endlich das Mittel gefunden, seine Herrschaft in Niederdeutschland zu befestigen, wenn er länger gelebt hätte. Einen Anfang dazu hatte er gemacht. Er baute feste Schlösser an den Mündungen der Flüsse, die in den Rhein und die Nordsee fließen, damit er die Schifffahrt auf denselben in seiner Gewalt hätte; denn auf einer Flotte von vielen kleinen Schiffen brachte er einen Theil des Heeres sicherer in das Land und führte bequem die Lebensmittel nach. Zu diesem Ende legte er auch einen Kanal an, welcher nach ihm der Drusus=Graben hieß (noch jetzt wird er Drusus=Vaart genannt) und den Rhein zwischen Doesburg und Yſſelort mit der Yſſel verband. Durch diesen Kanal wurde der Rhein mit dem Zuidersee, Flevum ostium der Alten, in Verbindung gebracht, und die Römer konnten nun aus allen ihren Anlagen am Rheine durch diese Ausfahrt in die Nordsee gelangen. Drusus selbst hat diesen Weg genommen, um sich mit den Friesen zu verbinden und zur See die Mündung der Ems zu erreichen, und an der Mündung der Ems baute er, wahrscheinlich dem heutigen Emden gegenüber, ein Kastell. Am Rheine legte er wohl 50 solcher Kastelle an, befestigte vorzüglich Bonn und Mainz, letzteres auf der Grenzscheide gegen die Sueven, und versah sie mit Brücken und Flotten zu ihrer Vertheidigung; und auf dem Taunusgebirge gründete er das Kastell Arctaunum, gegen die Chatten gerichtet, auf der jetzigen Höhe bei Homburg. Wäre er nun mit solchen Befestigungen von Jahr zu Jahre immer nur um ein weniges in Deutschland vorgerückt, so daß er im Herbste das befestigte Land nicht wieder zu verlassen brauchte, so möchte die Herrschaft der Römer, mit ihrer Sprache und ihren Sitten, auch in unser Vaterland eingedrungen sein. Aber sein Ziel ward ihm schon in dem vierten Jahre seiner stürmischen Züge gesteckt.

Wir geben eine kurze Uebersicht dieser Züge. Den ersten machte er, nachdem seine Legaten die frühere Niederlage des Lollius an den Sigambrern gerächt hatten, mit der Flotte den Rhein hinunter, durch seinen Kanal und den Zuidersee in die Nordsee und lief in die Mündung der Ems ein. Die Friesen waren Bundesgenossen; die Bructerer aber hatten eine Flotte auf der Ems gesammelt und widersetzten sich; sie wurden geschlagen. Drusus legt an der Mündung des Flusses sein Kastell an und schifft dann an der Ostfriesischen und Oldenburgischen Küste noch bis an den Ausfluß der Jade, wo seine Schiffe durch die Ebbe auf das Trockene gesetzt, aber mit Hülfe der Friesen und der Fluth wieder flott gemacht werden. Der Winter nöthigt zur Rückkehr.

Im zweiten Feldzuge dringt Drusus zu Lande über die Lippe bis an die Weser in der Gegend von Höxter; allein ein Aufstand der Völker in seinem Rücken zwingt ihn zum Rückzuge. Da wurde er plötzlich bei Arbalo von den Deutschen umringt. Nur ihre zu große Zuversicht auf einen gewissen Sieg, die sie zu einem regellosen Angriff verleitete, und ihre Beutelust retteten ihn und sein Heer. Er baute darauf, am Zusammenfluß des Aliso und der Lippe, das feste Schloß Aliso [1]), um hier einen Stützpunkt für seine Unternehmungen gegen die Völker an der Weser zu haben.

Den dritten Feldzug machte er gegen die Chatten, die, vorher friedlich, jetzt mit den Sigambrern gegen ihn zusammengetreten waren, weil er

1) Ueber die Lage von Arbalo und Aliso s. die Einleitung.

gegen sie das Kastell auf dem Taunusgebirge errichtet hatte; sie wurden besiegt, aber nicht unterworfen.

Im vierten Feldzuge im J. 9 v. Chr. ging Drusus von dem Kastell auf dem Taunus in das Land der Chatten, schlug diese, so wie die Markomannen unter Marbod, und nöthigte die letzteren sich weiter nach Osten zu ziehen. Sie werfen sich auf die Bojer und diese müssen weichen. So half Drusus selbst, daß die Deutschen die gallischen Völker vollends vertrieben und ihre eigenen Sitze ausdehnten. — Hierauf wandte sich Drusus wieder links gegen die Cherusker, drang über die Gebirge an die Saale und an dieser hinunter bis an die Elbe (vielleicht in der Gegend von Barby). Als er hier einsam am Ufer der Elbe stand, welche nach seinen Gedanken noch nicht die Grenze seines Vordringens sein sollte, erschien ihm, so wird erzählt, ein wunderbares Weib und redete ihn so an:

„Wie weit willst du noch vordringen, unersättlicher Drusus! Es ist „dir nicht beschieden, alle diese Länder zu sehen. Weiche von hinnen! „Deiner Thaten und deines Lebens Ziel ist nahe!"

Mag nun diese Erscheinung ein Werk seiner Einbildung, oder vielleicht die List einer der wahrsagenden Frauen unter den Deutschen gewesen sein, welche das Schicksal ihres Volkes in bekümmerter Seele erwog; Drusus stürzte auf dem Rückwege mit dem Pferde und starb nach einigen Wochen an den Folgen dieses Unfalls.

Nach ihm befehligte sein Bruder **Tiberius** in verschiedenen Zeiträumen die Legionen, welche gegen die Deutschen standen. Dieser, der ein listiges und verschlagenes Gemüth hatte, gebrauchte neben den Waffen noch andere, schlimmere Mittel gegen uns; durch List entzweite er die Völker, durch Treulosigkeit führte er sie in's Verderben. Die Sigambrer, die eines der stärksten und tapfersten Völker am Rheine waren, vermochte er mit den Waffen nicht zu bezwingen, da forderte er eine Gesandtschaft von ihnen zu sich, des Friedens halber, wie er sagte; und als nun die Fürsten und Führer in großer Anzahl kamen, ließ er sie gefangen nehmen und in die gallischen Städte umher vertheilen. Und von dem Volke, welches seiner Führer beraubt war, verpflanzte er gleichfalls 40,000 an die Mündungen des Rheins [1]). Die Fürsten aber, denen das Leben bei einem fremden Volke eine unerträgliche Last war, und die nicht wollten, daß ihr Volk sich ihretwegen vom Rachekriege gegen die Römer enthalten sollte, tödteten sich selbst.

Durch solche Mittel war es freilich nicht schwer, die nächsten Gegenden am Rheine und den Flüssen, die sich in ihn ergießen, im Zaume zu halten; ja durch die festen Schlösser an den Flüssen und durch die Grenzwälle oder Landwehren (limites), welche das besetzte Land einfriedigten, schien der nordwestliche Theil des deutschen Landes bis nahe an die Weser schon unterworfen und eine römische Landschaft zu sein. **Domitius Aenobarbus**, Großvater des nachherigen Kaisers Nero, der in den letzten Jahren vor Christi Geburt den Befehl führte, drang sogar bis über die Elbe. So weit war keiner gewesen. Eben dieser legte auch einen künstli-

1) Diese Verpflanzung der Sigambrer, durch welche Tiberius das Volk zu vertilgen meinte, gereichte denselben zum Heile. Aus diesen neuen Wohnsitzen gingen später die Salischen Franken hervor, welche den Grund zu der Größe des Frankenreiches legten.

chen Weg zwischen Rhein und Ems, pontes longi genannt, an, nämlich Dämme und Moorbrücken, welche von vetera castra bei Wesel nach der Emsgegend hin durch Moor und Sümpfe führten[1]).

Als Tiberius zum zweitenmal, vom Jahr 3 nach Christi Geburt an, in Deutschland war, bezwang er vollends einen neuen Aufruhr der niederdeutschen Völkerschaften, schiffte auf dem Ocean bis in die Elbemündungen, bekämpfte die Langobarden, und hielt unter den beruhigten Völkern sein Winterlager in den Lippegegenden, wahrscheinlich bei dem festen Aliso. Dieser Ort war von nun an der Mittelpunkt der Unternehmungen der Römer gegen das mittlere Deutschland, an dessen Grenzen sie jetzt angekommen waren; und mit dem nächsten Volke desselben, den Cheruskern, hatten sie schon die Verbindung unter dem Namen von Freundschaft und Bundesgenossenschaft angeknüpft, welche noch sicherer als die Waffen zur Unterwerfung der Völker zwischen Rhein und Weser geführt hatte. Das Werk der innern Anordnung dieser Provinz schien beginnen zu können. Aber in so großer Bedrängniß des Vaterlandes schlief der deutsche Muth nicht; wie er denn zu allen Zeiten wohl einmal gebeugt, aber niemals gebrochen worden ist. Die Helfer entstanden aus dem eigenen Volke.

5. Marbod, König der Markomannen.

Eine Anzahl edler, deutscher Jünglinge war durch mancherlei Veranlassungen nach Rom gekommen: im römischen Kriegsdienste, oder als Abgesandte, ferner als Geißeln, einige vielleicht aus Ehrgeiz. In der Hauptstadt der Welt aber sahen sie nicht Größe und Freiheit, sondern die Knechtschaft, welche die Sünde neben sich führt: Erniedrigung neben dem Uebermuth, Schmeichelei, Wollust, Erschlaffung und Faulheit. Von solchen Herren beherrscht zu werden, als die damaligen Römer waren, däuchte ihnen das Schimpflichste zu sein. — Zugleich lernten sie aber auch der Römer Kriegswesen, ihre Staatskunst, ihre Listen kennen; und was jene zu ihrer

---

1) Ueber die pontes longi sind die Meinungen verschieden; als die verbreitesten haben sich zwei herausgestellt: die eine findet dieselben in den Niederungen bei Bochold und dann wieder in der Gegend von Coesfeld bis in die Baumberge, die nach dieser Ansicht für die silva Caesia des Tacitus gehalten werden. Eine Hauptstraße der Römer nämlich soll durch diese Gegenden bis an die Ems hingeführt haben, etwa bei Rheine, wo Flotte und Heer sich vereinigten und das letztere an der Ems hinauf in die oberen Lippegegenden gezogen sei. Da aber die Ems bis Rheine für eine große Kriegs- und Transportflotte schwerlich jemals schiffbar gewesen ist, so nimmt eine andere (in dem Werke von Essellen neuerdings mit Scharfsinn vertheidigte) Meinung an, daß eine Hauptstraße der Römer sich an der rechten Rheinseite mehr nach Norden zu wendete, um mit dem Lande der verbündeten Friesen in Verbindung zu kommen und das Landheer zu einem Vereinigungspunkte mit der Flotte an der unteren Ems nordwärts von Meppen zu führen. Diese Straße mußte zuletzt durch das Burtanger Moor gehen, in welchem im J. 1818 die Ueberbleibsel einer großen Moorbrücke von übereinandergelegten starken Bohlen, einige Fuß unter der Oberfläche des Moores, in der Gegend des Klosters Apel und des Ortes Terhave in der holländischen Provinz Trente entdeckt ist. Vielfache Untersuchungen haben diese als ein Werk aus der Römerzeit erkennen lassen, obgleich von anderer Seite auch Widerspruch erhoben ist. Eine Römerstraße vom Rheine her über Coesfeld und dann an der Ems bis zur oberen Lippe scheint auch deshalb nicht annehmbar zu sein, weil schon eine gute Hauptstraße vom Rheine aus an der Lippe selbst hinaufführte.

Unterdrückung angewendet hatten, beschlossen sie dagegen zur Befreiung ihres Vaterlandes zu gebrauchen.

Ein solcher Jüngling war Marbod, ein edler Sueve, von dem Grenzvolke der Markomannen. Von Gestalt beschreiben ihn die Römer als groß und adelig, an Muth trotzig, und mehr seiner Geburt als seinem Geiste nach als einen Barbaren, mit welchem Namen sie in ihrem Stolze alle die, welche nicht Römer oder Griechen waren, benannten. Er war früh nach Rom geschickt und dort am Hoflager des Kaisers Augustus vorzüglich geehrt worden. Er aber, als er genug in Rom gesehen hatte, kehrte zu den Seinigen zurück; und weil er einsah, daß sie in ihren jetzigen Sitzen am Neckar und am Rheine sich gegen die große römische Macht nicht wohl behaupten konnten, welche sie, nach Eroberung der Alpen, von der Donau her und, nach der fast vollendeten Unterwerfung Norddeutschlands, auch vom Maine her bedrohete, so beschloß er, nachdem ein Versuch, in Verbindung mit den Chatten den Drusus aufzuhalten, vergeblich gewesen war, den Mittelpunkt der Markomannischen Macht weiter nach Osten hin zu verlegen. Die Markomannen, durch ihre kriegerische Verfassung zu jeder Bewegung leicht fertig und entschlossen, gingen gern auf seinen Plan ein; Marbod führte sie nach Bojohemien oder Böhmen, dem Lande, welches rund umher von Gebirgen wohl beschützt ist, vertrieb das gallische Volk der Bojer, das schon vor Alters dort eingewandert war, unterwarf sich viele Völker umher und stiftete ein großes, wohlgeordnetes, markomannisches Reich. Seine Hauptstadt war Bubienum, auch Marobudum genannt, nach einigen das jetzige Prag, nach andern Budweis. Die Hermunduren, Langobarden, Semnonen, der Kern der Sueven, wurden abhängig, und so erstreckte sich seine Macht von der Donau bis über die Mitte Deutschlands an die Elbe hin. Zu den römischen Kaisern aber sprach er von nun an nicht demüthig, als ein Schwacher, sondern wie zu seines Gleichen.

So weit hatte er seine Sache löblich geordnet, und er hätte nun eine Vormauer für die Freiheit des ganzen deutschen Landes sein können; aber es scheint fast, als hätte er in Rom zu viel gelernt. Er hatte von den römischen Kaisern auch die Herrschsucht gelernt und ihnen zugleich die Künste abgesehen, wodurch man die Gewalt über sonst freie Menschen befestigen kann. Er hielt sich eine Leibwache und führte auch im übrigen die römischen Ordnungen ein; und noch niemals war im deutschen Volke von einem Einzelnen solche Gewalt geübt worden. Sein Heer war 70,000 Mann zu Fuß und 4000 zu Pferde stark und er übte es in beständigen Kriegen gegen die Nachbaren, so daß man wohl sehen konnte, er bereite es zu noch größeren Zwecken vor. Das aber war der große Unterschied und der Tadel, weshalb man ihn nicht in Wahrheit einen großen Mann nennen kann, daß Alles dieses nicht für die Freiheit und das Glück seines Volkes, sondern lediglich für ihn selbst geschah, auf daß er nur groß und mächtig hieße, und geehrt und gefürchtet wäre.

Den Römern schien er schon so gefährlich, daß Tiberius, des Kaisers Sohn, im J. 7 n. Chr. mit einer großen Heeresmacht gegen ihn aufbrach; er wollte ihn mit 22 Legionen von zwei Seiten angreifen; und schon war er in vollem Anzuge, als plötzlich Botschaft zu ihm kam, daß in Ungarn, in Dalmatien und Illyrien ein großer Aufstand ausgebrochen sei und daß alle Völker vom adriatischen bis an das schwarze Meer, die an der Donau und die in den Gebirgen wohnten, sich gegen die Römer verschworen und

200,000 Mann zu Fuß und 9000 Reiter zusammengebracht hätten, mit denen sie Italien stürmen wollten. Zu Rom war Schrecken und Furcht, und der Kaiser Augustus sagte im Senat: „Den zehnten Tag könne der Feind im Angesichte Roms stehen."

Sogleich schloß Tiberius mit Marbod einen Frieden, der für diesen günstig war, eilte mit dem ganzen Heere gegen die pannonischen Völker, und nach drei Jahren des hartnäckigsten Krieges wandte er die große Gefahr ab und brachte die Völker wieder unter seines Vaters Herrschaft.

Aber dieser hatte wenig Freude an solchem Glücke; denn auf einer andern Seite seines Reiches hatten ihm die Deutschen den größten Verlust zugefügt und den schwersten Kummer über ihn gebracht, den er in seinem Leben erfahren hatte."

6. Arminius.

Des Drusus Kriegszüge und Festungen und des Tiberius listig schleichende Künste hatten, wie wir oben gesehen, schon so viel in Niederdeutschland bewirkt, daß bis über die Weser hinaus kein gerüstetes Volk mehr offen widerstand. Alles war gebeugt, die Bündnisse der Völkerschaften zerrissen und mancher Vornehmen Sinn durch die Lockungen der Römer vergiftet. Andere Menschen schienen sie schon zu werden, Gewohnheit und Umgang mit den Fremdlingen fingen schon an, die vaterländische Sitte zu verdrängen. Um die römischen Lager entstanden Märkte und reizten die Deutschen zu Kauf und Tausch. Ja, Erde und Himmel, sagt ein römischer Schriftsteller, schienen sanfter und milder zu werden; denn die Wälder waren durchbrochen, durch die Sümpfe Dämme und Brücken aufgeworfen. Drei vollständige Legionen, die besten des römischen Heeres, hielten die Wache in den vielen Kastellen und Lagern, und mitten in unsern hohen Eichenwäldern war eine römische Statthalterschaft eingerichtet, waren römische Gesetze, Gerichte und Sachwalter. Vieles hatte zu diesen Veränderungen der römische Statthalter Sentius Saturninus beigetragen, der in den Jahren 5 und 6 nach Chr. Geb. in Deutschland war; ein Mann, der alt-römische Biederkeit mit Freundlichkeit vereinigte. Er liebte Feste und Genüsse und flößte auch den Deutschen immer mehr Liebe zu der verfeinerten Lebensweise der Römer ein. Ihm folgte im Herbst des Jahres 6 Quinctilius Varus, ein Mann von schwachem Gemüthe, der für die Geschäfte des Friedens geschickter war, als für den Krieg, und überdieß dem Geize ergeben. Denn es hieß von ihm, er habe die reiche Provinz Syrien, wo er vorher Statthalter gewesen, arm betreten, habe sie aber so wieder verlassen, daß er reich und sie arm war. Diesem wenig scharfsinnigen Manne schienen die Deutschen vollkommen unterworfen, weil sie ruhig waren, und er suchte die Knechtschaft unter ihnen durch jene stillwirkenden Mittel zu befestigen, welche verderblicher sind, als die Gewalt des Schwertes, weil sie unschuldiges Ansehen haben. Er saß unter den Germanen zu Gericht, als unter Römern, sprach über deutscher Männer Leib und Gut, und die römischen Sachwalter suchten statt der geraden und einfachen deutschen Herkommen die feinen und verwirrenden Künste des römischen Rechtsganges einzuführen. Wenn man aber einem Volke einen heimlich fressenden, giftigen Wurm an die Seele setzen will, der es von allen großen Gedanken, von der Liebe des Vaterlandes und der Mitbürger, in ein kleinliches, eigensüchtiges Treiben herabzieht, so muß man ihm die Liebe zu Rechts-

händeln und Streitigkeiten einflößen, damit es sich unter einander erbittere und ein jeder nichts Größeres wisse, als den eigenen Vortheil. Und weil die gerichtlichen Verhandlungen alle in der römischen Sprache geführt wurden, so sollten sie auch das Mittel sein, diese unter den Deutschen einzuführen. Denn um die Eigenthümlichkeit, die Freiheit und den selbstständigen Sinn eines Volkes zu vernichten und es in eine fremde Gestalt zu gießen, muß man ihm auch seine Sprache nehmen.

Darin aber hatte sich Varus sehr verrechnet, daß er glaubte, die rohen Deutschen hätten kein Gefühl für solche Kunstgriffe. Der Verstand der Naturvölker ist gar scharfsinnig gegen den, der sie mit Netzen umgarnen will, und die Germanen waren von der Natur mit gesundem Sinn und guter Einsicht ausgerüstet. Sehr scharf sahen sie den Quell und den Mittelpunkt des Verderbens, und vor allen Dingen wurden sie mit innerm Grimme erfüllt bei dem Anblick der Ruthen und Beile des römischen Statthalters, welche die Zeichen seines Rechtes waren, körperliche Strafen und selbst den Tod zu verhängen. Nichts war den freien Deutschen entehrender als körperliche Züchtigung, die Schande der äußersten Knechtschaft, und das Recht der Todesstrafe räumten sie nicht einmal ihren Fürsten, sondern nur der Gottheit ein, welche das Urtheil durch den Mund der Priester aussprach.

Allein ihr Grimm durfte nicht laut werden und blieb lange in der Brust der einzelnen verborgen, weil keiner war, der mit kühnem Geiste die glimmenden Funken zu einer großen Flamme vereinigte. Da mußte Rom selbst den Retter deutscher Freiheit großziehen. Es war Arminius, den wir Hermann zu nennen gewohnt sind, den Sohn des Cheruskerfürsten Segimer, ein Jüngling tapfern Armes und Herzens, von klarem und schnellem Geiste, aus dessen Auge das Feuer seiner Seele sprach. Er hatte durch ausgezeichneten Kriegsdienst die Würde eines römischen Bürgers und Ritters erlangt und war, wohlunterrichtet und geübt in allen Künsten des Krieges und Friedens, zu seinem Volke zurückgekehrt. Hier sah er die Schmach und das Verderben, welches dem Vaterlande bereitet wurde; sein Geist sann auf große Mittel. Er fand bald die gleiche Stimmung bei den Edelsten der Cherusker und der benachbarten Völker; sein flammendes Wort fachte ihren Muth noch mehr an; sie entwarfen den großen Rettungsanschlag, und um die Römer desto sicherer zu verderben, lockten sie den Varus, welcher im Cheruskerlande nicht weit von der Weser stand, durch absichtliche Empörung eines Volkes in seinem Rücken — so erzählen die römischen Schriftsteller, — in die Tiefen des großen Teutoburger Waldes, durch welchen er ziehen mußte, um den Aufruhr zu dämpfen.

Varus hätte seinem Schicksale entgehen können. Unter den Deutschen selbst war der Verräther; es war der Cheruskerfürst Segestes, ein Feind des Segimer und zugleich neidisch auf Armins großes Ansehen, weil der viel jüngere Mann durch seines Geistes Kraft und seine Heldentugend die Augen der Völker auf sich zog. Noch am Tage vor dem Ausbruche der Verschwörung; als Varus die Fürsten bei einem Gastmahl vereinigt hatte, bat ihn Segest auf das dringendste, den Arminius gefangen zu halten; aber eine blinde Zuversicht auf seine Macht verdeckte ihm den Abgrund, der sich vor seinen Füßen öffnete. Er zog noch tiefer in das mit Wald bedeckte Land und die Fürsten entfernten sich mit dem Versprechen, mit ihren Hülfsvölkern alsbald zu ihm zu kommen. Sie kamen; — der Plan war groß und glücklich angelegt; — mitten in einer unwirthbaren Gegend, wo

von allen Seiten Berge und enge Schluchten waren, sollte der Angriff geschehen. Nirgends ein gebahnter Weg, überall dicht verwachsenes und undurchdringliches Gehölz. Die Bäume mußten umgehauen, Gräben und Moräste ausgefüllt und Brücken geschlagen werden. Es war die stürmische Herbstzeit des Septembermonats; starker Regen hatte den Boden schlüpfrich und alle Tritte unsicher gemacht und der Sturmwind sauste in den Gipfeln der riesenhohen Eichen, aus denen die alten Schutzgötter zürnend herabzudrohen schienen. Krieger, Lastthiere, Gepäck und Troß, alles zog unbesorgt, wie in völliger Sicherheit, durcheinander.

Unter diesen Schrecknissen der Natur erschienen plötzlich auf allen Höhen umher die Deutschen als Feinde und schleuderten auf die zusammengedrängten Haufen der Römer ihre Geschosse. Diese konnten sich, in ihrer schweren Rüstung, auf schlüpfrigem Boden und mit Waffen, die durch den anhaltenden Regen schon verdorben waren, wenig vertheidigen. Dennoch setzten sie, unter beständigen Anfällen, ihren Zug fort und gelangten am Abend zu einem Platze, wo ein Lager aufgeschlagen werden konnte. So ermüdet alle waren, boten sie doch die äußersten Kräfte auf, Verschanzungen zu errichten, die den Feind zurückhalten konnten, um sich wenigstens eine ruhige Nacht, vielleicht die letzte, zu verschaffen. So wurde der Tag unter Furcht und Hoffnung erwartet. Am Morgen verbrannte man alles, was an Gepäck entbehrlich war; die Soldaten wurden dadurch leichter zum Kampf, der Troß kleiner; diesen, so wie die Weiber und Kinder, deren eine große Menge bei dem Zuge war, weil man keinen Krieg erwartet hatte, nahmen sie in die Mitte und setzten nun ihren Rückzug, wahrscheinlich in der Richtung nach ihrer Festung Aliso zu, fort. Ihr Schicksal schien sich aufzuhellen; sie kamen auf einen freien Raum, wo sie ihre Reihen ordnen konnten und die Deutschen keinen Angriff wagten; allein ihres Bleibens war hier nicht, sie mußten weiter, und der furchtbare Wald nahm sie wiederum auf. Die Feinde erneuerten und verdoppelten ihre Angriffe; das Unwetter dauerte fort; die Deutschen riefen: „Siehe das thut unser Gott, der uns heute an unsern Feinden rächen will." Viele der tapfersten Römer erlagen vor ihren zornigen und immer kühneren Anfällen.

In solcher Noth erschien die Nacht zum zweitenmale und sie suchten sich wiederum zu verschanzen. Aber die mit Siegesgeschrei anstürmenden Feinde ließen ihnen nicht Zeit. Da, als Himmel und Erde entgegen und nirgends Rettung zu hoffen war, entfiel auch den Tapfersten der Muth. Varus, da er Alles verloren sah und schon mehrere Wunden empfangen hatte, stürzte sich, dem Beispiele seines Vaters und Großvaters folgend, in sein Schwert; viele der Anführer desgleichen; das ganze Heer wurde niedergemacht oder gefangen, und nur einzelne wenige entkamen [1]).

---

1) Der Ort der Varianischen Niederlage gehört auch zu den Streitpunkten auf dem Gebiete unserer alten Geschichte, und gern möchten wir ja genau den Fleck kennen, auf welchem der große deutsche Freiheitskampf stattfand. Jedenfalls ist der Umkreis nicht groß, in welchem das Schlachtfeld zu suchen ist. Der Zug des Varus von seinem Standlager im Lande der Cherusker nahe an der mittleren Weser rückwärts nach dem Rheine zu mußte durch die Südspitze des Teutoburger Waldes gehen, um an die Lippe und zu dem festen Aliso zu gelangen. Wird nun das Dorf Elsen bei Paderborn für Aliso genommen, so liegt es nahe, das Schlachtfeld des Varus an der südlichen Grenze des Lippeschen Landes, etwa zwischen Horn und Lippspringe, zu suchen und dahin vereinigte sich bis in die neuere Zeit die Mehrheit der Stimmen.

So war das schönste und tapferste unter allen römischen Heeren, mit den Hülfsvölkern an 40,000 Mann stark, vernichtet. — Es war die Stunde schwerer Rache, die von der Wuth eines hartbeleidigten, freiheitsliebenden und noch rohen Volkes an solchem Tage zu erwarten war. Viele der römischen Tribunen und Centurionen bluteten als Opfer auf den Altären der vaterländischen Götter; andere, die das Leben behielten, wurden zu den niedrigsten Arbeiten gebraucht, so daß, wie die Römer selbst berichten, mehr als Ein vornehmer Mann, dem zu Hause schon der Eingang zum Senate offen stand und der die Triumphe seiner Vorfahren zählte, als Hüter deutscher Heerden, oder Wächter an deutschen Thüren, sein trauriges Leben beschloß. Auch wird erzählt, wie die Deutschen sich besonders erbittert gegen die römischen Sachwalter zeigten, gleichsam in dem Gefühle, daß ihnen durch deren Künste die größte Gefahr für Freiheit und Selbstständigkeit bereitet sei; und wie ein Deutscher einem solchen Sachwalter im Zorne die Zunge ausriß, mit den bittern Worten: „Nun höre auf zu zischen, Natter!"

So war der Hergang der großen deutschen Freiheitsschlacht nach der Erzählung der Feinde selbst; in wie ganz anderm Lichte noch würde sie uns erscheinen, wenn wir das Zeugniß auch nur Eines deutschen Mannes über sie hätten! Der Besiegte beschönigt seine Unfälle und sucht oft im Verrathe der Feinde die Ursachen seines Unglücks, die doch in der Gewalt der Umstände und in der Verkehrtheit seiner eigenen Handlungen lagen.

Das Urtheil steht fest, und der Römer eigenes Geständniß bestätigt es, daß unser Vaterland dem Siege im Teutoburger Walde seine Freiheit verdankt, und wir die Enkel, daß noch ungemischtes deutsches Blut in unsern Adern fließt und das reine, deutsche Wort auf unsrer Zunge ist. In Rom aber war Bestürzung und Kummer. Während die Deutschen frohlockten, die Festen diesseits des Rheines erstürmten [1]) und das ganze Land von der römischen Art säuberten, war der Kaiser Augustus außer sich, rannte in der Betäubung mit dem Kopfe gegen die Wand und rief beständig:

„Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder!"

Einige Monate lang ließ er Haar und Bart wachsen, die Wachen der Stadt wurden verdoppelt, damit nicht etwa ein Aufruhr entstände; die Deutschen

---

Seitdem aber Aliso weiter westlich an der Lippe, bei Liesborn oder bei Hamm gesucht wird, läßt sich auch das Schlachtfeld etwas weiter nach Westen verlegen und so ist in dem schon mehrfach angeführten Werke von Essellen mit sehr beachtenswerthen Gründen die Gegend südlich von Beckum, im Regierungsbezirke Münster, wo im Havixbrock die Ueberreste eines großen alten Kriegslagers aufgefunden sind, als der Schauplatz der Varusschlacht dargestellt. Die Gegend ist eine der unwegsamsten in Westfalen, zum größeren Theile noch jetzt mit Waldung bedeckt, hügelig, ja bergig. mit Höhen, die sich 100 bis 480 Fuß über den Spiegel der Lippe erheben, und zahlreichen Schluchten. Der Boden ist Lehmboden und in nassen Jahreszeiten tief und morastig. Da diese Waldhöhen nicht sehr weit von dem Bergzuge des Osning entfernt sind, den man mit dem Teutoburger Walde für gleichbedeutend hält, so können sie als Ausläufer desselben auch noch vor Tacitus dazu gerechnet sein. Jedenfalls kam ja auch Varus vom Teutoburger Walde her. — Auch das Auffinden des Schlachtfeldes durch Germanikus im J. 15 wird in dem Essellenschen Werke sinnreich mit der Lage im Beckumer Kreise in Einklang gebracht.

1) Aliso hielt sich am längsten. Es war so fest, daß die Deutschen, ohne Belagerungskunst und Werkzeuge, es nicht mit Gewalt erobern konnten. Sie wollten daher den Hunger zu Hülfe nehmen; aber die römische Besatzung wußte sich durch eine Kriegslist, im unbewachten Augenblicke, durchzuschleichen und gelangte, wenn auch mit Verlust, an den Rhein.

wurden aus Rom fortgeschafft, sogar die deutsche Leibwache übers Meer auf die Inseln gebracht. Endlich gelobte Augustus seinem Jupiter große Feste, „wenn sein Reich in eine glücklichere Lage käme." So war es auch geschehen im Cimbrischen Kriege.

Um den größeren Unternehmungen der Germanen, die man als gewiß erwartete, zu begegnen,. mußte Tiberius mit einem schnell zusammengerafften Heere an den Rhein eilen; zu seinem Erstaunen fand er Alles ruhig. Die Deutschen wollten nicht erobern, sondern nur ihre Freiheit schützen; wie denn schon die Natur eines Bundes es mit sich bringt, daß, nach abgewendeter Gefahr, jeder in seine Heimath zurückkehrt. — Tiberius hielt das wankende Gallien in Gehorsam und ging abermals über den Rhein, doch ohne tief einzudringen; und als er nach wenigen Jahren dem Augustus in der Herrschaft Roms folgte, trug er seinem Neffen Germanikus, des Drusus Sohn, den Krieg gegen die Deutschen auf.

Germanikus und Arminius 14 — 16 nach Chr. Geb. Germanikus, ein junger feuriger Held, hatte das große Beispiel seines Vaters vor der Seele und beschloß des Varus Niederlage zu rächen. Er unternahm drei Hauptzüge in Niederdeutschland, immer in dieselben Gegenden, wo auch früher der Krieg war, an der Lippe und zugleich vom Meere her an der Ems hinauf, auf Weser und Elbe zu. Deutschland schwebte in neuer Gefahr; denn Germanikus war ein Kriegsheld, würdig der bessern Zeiten Roms. Aber wie Arminius gegen den schlechteren Feldherrn den vollständigen Sieg gewonnen hatte, so wiederstand er dem besseren, welcher mit großer Heeresmacht herankam, mit solcher Klugheit und Tapferkeit, daß er, wenn auch nicht immer siegreich in den Schlachten, doch nach jedem Feldzuge den Gegner zwang, sich nach seinen Festungen am Rheine zurückzuziehen. Und so that er in diesen Jahren nicht weniger für des Vaterlands Freiheit, als in der Vertilgung der Varianischen Legionen.

Den ersten Feldzug im Jahr 14 n. Chr. Geb. machte Germanikus mit 12,000 Mann Römer und einer Anzahl Bundesgenossen vom Rheine aus, da, wo jetzt Büderich und Wesel liegen, durch den Cäsischen Wald in das Gebiet der Marsen, überfiel die Ungewarnten, die sich im tiefen Frieden glaubten und eben ein großes Fest feierten, hinterlistig von mehreren Seiten und verwüstete das Land zehn Meilen weit mit Feuer und Schwert. Kein Alter, kein Geschlecht wurde verschont nnd ein weit umher berühmtes Heiligthum, der Tempel der Tanfana (nach Einigen im Tecklenburgischen, wahrscheinlicher aber zwischen Lippe uud Ruhr) [1]), wurde zerstört. Weiter drang er nicht in Niederdeutschland ein, denn schnell erhoben sich die Brukterer, Tubanten und Usipeter, das Unglück der Freunde und die Zerstörung des Heiligthums zu rächen. Der Rückzug der Römer war nicht ohne Beschwerde; nur durch kluge und feste Ordnung führte Germanikus die Legionen glücklich über den Rhein zurück.

Im folgenden Jahre befreite er, nachdem er zuerst die Chatten, welche sich dem Bunde der Völker unter Arminius angeschlossen, überfallen hatte, den bei den Seinigen verhaßten Segestes, der ihn um Hülfe anrief, aus den Händen seiner Gegner. Der Streit zwischen den beiden feindlichen Fürstenhäusern war wieder ausgebrochen. Arminius hatte Segest's Tochter Thusnelda, die er liebte und die ihm der Vater verweigerte, entführt

1) Grimm sucht ihn in der Gegend von Dortmund.

und zum Weibe genommen. Der Vater raubte sie wieder und brachte sie nach seiner Veste[1]; hier belagerte ihn Arminius, um seine Gemahlin wieder zu befreien; aber Germanikus entsetzte den Segestes und bekam bei dieser Gelegenheit Armins Gemahlin Thusnelda gefangen und führte sie nach Rom. Sie aber vergaß ihres Gemahles und der Hoheit ihres Standes niemals, und war in ihrer Gesinnung mehr ihm, als ihrem Vater, gleich. Segestes dagegen, der nun einen Beschützer gefunden hatte, redete zu dem Römer in gleichem Sinne, wie zu allen Zeiten solche, die das Vaterland verrathen haben:

„Dieses ist nicht der erste Tag meiner Treue und Beständigkeit gegen das römische Volk!" — so sprach er: „Seit ich von dem göttlichen Augustus mit dem römischen Bürgerrechte beschenkt bin, habe ich bei der Wahl meiner Freunde und Feinde nur auf euren Vortheil gesehen; nicht etwa aus Haß gegen das Vaterland, — Verräther sind ja selbst denen verhaßt, zu welchen sie übergehen, — sondern in der Ueberzeugung, daß Römern und Germanen dasselbe fromme, und weil ich Frieden dem Kriege, das Alte dem Neuen und das Ruhige dem Stürmischen vorziehe. Zugleich kann ich nun, da ich bei dir bin, dem Volke der Deutschen ein nützlicher Fürsprecher sein, wenn es lieber Reue als Verderben will."

So redete Segestes. Der Cäsar versprach ihm Schutz und wies ihm einen Wohnsitz am Rheine an. Arminius aber fühlte den heftigsten Zorn in seiner Brust und vor allem schmerzte es ihn auf's Tiefste, daß das Kind, welches seine Gemahlin unter dem Herzen trug, in der Knechtschaft der Römer das Licht der Welt erblicken sollte. Er flog durch das Land der Cherusker, Krieg gegen Segestes, Krieg gegen die Römer ausrufend. Voll bitterer Kraft sind seine Worte: „Der herrliche Vater! der große Feldherr! das tapfere Heer! deren Aller Hände ein schwaches Weib weggeschleppt haben. Vor mir sind drei Legionen und eben so viele Feldherren erlegen; ich führe nicht durch Verrath und nicht gegen schwangere Weiber Krieg, sondern offenbar, gegen Bewaffnete; und noch erblickt man in den deutschen Hainen die römischen Banner, die ich den heimischen Göttern dort aufgehängt habe. Mag Segestes das unterjochte Rheinufer bewohnen, mag er seinem Sohne dort wieder die Priesterwürde verschaffen; die Germanen werden es ihm niemals vergessen, daß sie zwischen Rhein und Elbe römische Ruthen und Beile und die römische Toga gesehen haben. Wenn euch Vaterland und Verwandte und die alte germanische Sitte lieber sind, als Herren und neue Ansiedler, so folgt vielmehr dem Arminius, der zum Ruhm und Freiheit, als dem Segestes, der euch zu Schande und Knechtschaft führt!"

Durch solche Reden entflammte er die Cherusker und die verbündeten Völker; auch sein Oheim Inguiomar, wie ihn die Römer nennen, der in großem Ansehen bei den Römern stand, trat auf seine Seite.

Germanikus hatte seine Legionen schon wieder an den Rhein zurückgeführt; bei der Nachricht von dem neuen, großen Aufstande der deutschen Völker beschloß er jedoch einen zweiten Zug in diesem Jahre, damit sie nicht selbst einen Angriff auf den Rhein machten. Um desto schneller und von mehreren Seiten in das Herz des feindlichen Landes einzudringen, führte er, nach seines Vaters Beispiele, einen Theil seines Heeres zur See in die

---

1) Nach Ledebur die zur Zeit Karls des Großen so berühmte Eresburg, das jetzige Marsberg, nach andern Warburg zwischen Paderborn und Cassel.

Mündung der Ems; zwei andere Haufen unter Cäcina und Pedo zogen vom Rheine aus durch das Land, und so stießen Fußvolk, Reuterei und die Flotte an der Ems zusammen. Leider waren die Römer nicht ohne deutsche Hülfsvölker, denn die Chauken hatten Hülfstruppen gestellt. Was zwischen der Ems und Lippe lag, wurde verheert; die Brukterer verbrannten selbst ihr Land, damit vor den Römern eine Wüste läge; diese aber drangen dennoch vor, erbeuteteten bei der Verfolgung der Brukterer den Adler der (neunzehnten) Legion, den jene in der Varusschlacht gewonnen hatten, und kamen bis in die Gegend des Teutoburger Waldes, wo Varus umgekommen war. Den Germanikus ergriff die Begierde, dem gefallenen Feldherrn und Heere die letzte Ehre zu erweisen; er schickte den Cäcina voraus, um die Berge und Schluchten zu erforschen und Brücken und Dämme über die trügerischen Sümpfe zu legen; dann betraten sie die traurigen, durch Anblick und Erinnerung graußenvollen Orte. Varus erstes Lager konnte man an dem größern Umfange, für drei volle Legionen, noch erkennen; das zweite war kleiner, der Wall halb eingerissen, der Graben flach; man sah, daß die zusammengeschmolzenen Ueberbleibsel des Heeres sich dort zu lagern versucht hatten, bis sie endlich überwältigt wurden. In der Mitte des Gefildes weiße Gebeine, wie die Haufen geflohen waren, wie sie Widerstand geleistet hatten; jene weiter auseinanderliegend, diese auf einen Haufen zusammengedrängt; daneben Lanzensplitter, Pferdeknochen, an Baumstämme geheftete Köpfe. In den benachbarten Hainen standen noch die Altäre, bei welchen die Befehlshaber und Hauptleute den Göttern geopfert waren. Und einige, welche die Schlacht überlebt hatten und aus der Gefangenschaft entkommen waren, erzählten, hier seien die Anführer gefallen, dort die Adler erobert, da habe Varus die erste Wunde empfangen und dort mit unseliger Hand sich den Todestoß gegeben; auch zeigten sie den Hügel von welchem herab Arminius geredet und die Fahnen und Adler beschimpft habe.

Darauf bestattete das römische Heer, im sechsten Jahre nach der Niederlage, die Gebeine der drei Legionen, ohne daß Einer wußte, ob er die der Seinigen oder Fremder mit Erde bedeckte. Den ersten Rasen zu dem Grabhügel legte der Heerführer selbst und das Heer zog nun mit vermehrtem Grimme gegen den Feind. Arminius hatte seinen Vortheil wohl verstanden und sich wieder in die Wälder und Sümpfe gezogen; und als die Römer ihm unvorsichtig dahin nachfolgten, brach er hervor, schlug die feindliche Reiterei und trieb sie auf das Fußvolk. Als aber Germanikus mit den geordneten Legionen heranzog, ließ er ab und das Treffen blieb unentschieden. Dennoch war der Erfolg, wie der eines Sieges; die Römer traten sofort ihren Rückzug bis an die Ems an und von da ging Cäcina mit vier Legionen quer durch das Land, nach dem Rheine zu, Vitellius, ein anderer Anführer, mit zweien an des Meeres Ufer hin, wo er durch die einbrechenden Sturmfluten in große Noth gerieth; und Germanikus mit dem dritten Haufen auf den Schiffen.

Der Weg des Cäcina waren die obengenannten Pontes longi[1]),

---

1) Ueber die pontes longi s. die Anmerkung pag. 51. Wir fügen hier noch hinzu, daß die Sandrücken am Burtanger Moore, die sich zwischen den Mooren erheben, nicht unbedeutend hoch sind und ehemals mit Waldungen bedeckt waren, — die Gegend führt noch jetzt den Namen Westerwalde, — und daß auch größere und kleinere Bäche darin vorkommen, welche die Deutschen durch Abdämmen auf das römische Lager hinableiten konnten.

oder die langen Brücken, eine schmale Dammstraße, die durch unabsehliche Moräste lief. Rings umher waren sanft aufsteigende Waldhöhen; diese hatte Arminius, welcher dem schwer beladenen römischen Heere zuvorgekommen war, besetzt, von ihnen herab griff er die Römer herzhaft an und wenig fehlte, daß Cäcina das Schicksal des Varus erlitten hätte. Der Damm und die Brücken waren vor Alter zerfallen, sie mußten ausgebessert, zugleich ein Lager aufgeworfen und der Feind abgewehrt werden. Viele der Römer versanken im Sumpf, denn die Deutschen, welche die Gegend genau kannten, trieben sie an die gefährlichsten Stellen, und da jene gewohnt waren, zwischen Sümpfen zu kämpfen, bei der Länge ihrer Leiber, mit ihren ungeheuren Wurfspeeren, die sie selbst aus der Ferne zu schleudern verstanden, brachten sie die mit Panzer und schweren Waffen beladenen und tief einsinkenden Römer in große Noth. Nur die Nacht rettete die schon wankenden Legionen aus der verderblichen Schlacht. Aber auch da nahmen sich die Feinde keine Zeit zur Ruhe, sondern leiteten alle Quellen, welche auf den Höhen umher entsprangen, auf die unten gelagerten Römer herab.

Es war das vierzigste Jahr, daß Cäcina im Dienste gehorcht oder befehligt hatte; ihm war Glück und Unglück des Krieges gleich wohl bekannt und eben deßhalb war sein Geist in allen Lagen unerschrocken. Mit Ruhe ordnete er an, was in der Noth das Zweckmäßigste war. Die Nacht war auf verschiedene Weise unruhig; die Germanen erfüllten mit Freudentaumel und Jauchzen die unter ihnen liegenden Thäler, daß die Waldhöhen davon wiederhallten; bei den Römern nur einzelne schwache Feuer, abgebrochene Stimmen, sie selbst zerstreut an dem Walle liegend, oder unter den Zelten umherschleichend, mehr weil sie schlaflos, als weil sie wachsam waren. Cäcina selbst wurde durch einen bösen Traum geschreckt. Es däuchte ihn, als steige Varus, mit Blut befleckt, aus dem Sumpfe empor und rufeihn; er aber folgte ihm nicht, und als jener die Hand nach ihm ausstreckte, stieß er sie zurück.

Beim Anbruch des Tages ward der Zug fortgesetzt, wie Cäcina ihn geordnet, indem zwei Legionen auf beiden Seiten ihn deckten. Sie verließen aber ihren Platz, als die Deutschen mit neuer Wuth den Angriff machten, geführt von Arminius, der ihnen zurief: „Hier Varus! hier die in ein gleiches Schicksal verstrickten Legionen!“ Der Kampf war hart und heftig; Arminius brach mit einer auserlesenen Schaar in den Zug ein und ließ vorzüglich die Pferde verwunden, die nun wild gemacht, alles vor sich niederwarfen. Cäcina selbst stürzte mit seinem durchbohrten Pferde; er war verloren, hätte die erste Legion sich nicht vorgeworfen. Das stärkste Gedränge war um die Adler, welche weder gegen die andringenden Geschosse vorwärts getragen, noch in dem schlammigen Boden befestigt werden konnten. Gepäck und Troß fielen in Feindes Hand; doch waren sie der Römer Rettung; sie lockten die raubbegierigen Deutschen vom Morden ab zu der Beute, und die Legionen konnten endlich das freie, offene Feld gewinnen, wo sie lagerten. Dennoch war ihr Zustand jammervoll, und schon klagten sie laut, daß so viel Tausenden nur noch Ein Tag zum Leben übrig sei; und so groß war die Furcht, daß, als ein Pferd sich losriß und einige im Wege Stehende umlief, alle glaubten, die Germanen seien in's Lager gebrochen, und nach dem hinteren Thore desselben flohen. Cäcina, sie zum Stehen zu bringen, wandte Bitten, Befehl, Drohungen und Strafen an; vergebens. Da warf er sich mitten im Thore zur Erde nieder, daß die

Fliehenden hätten über seinen Körper wegschreiten müssen; und dieser Anblick des alten, verehrten Feldherrn brachte sie zur Besinnung und hielt die Flucht auf.

Indessen hatten die Deutschen das Lager umzingelt. Arminius, der die Festigkeit römischer Verschanzungen kannte, wollte keinen Sturm wagen, sondern die Feinde durch Mangel bezwingen; sein Oheim Inguiomar dagegen rieth zum schnellen Angriff, und sein Rath, weil er kühner erschien, gefiel den Deutschen besser. Sie stürmten; aber im entscheidenden Augenblicke, da die Deutschen schon in den Verschanzungen steckten, ließ Cäcina seine Römer in den Rücken der überraschten Angreifer hervorbrechen und brachte ihnen eine große Niederlage bei. Arminius verließ unverwundet, Inguiomar aber mit schwerer Wunde die Schlacht, und die Legionen, so viel von ihnen übrig geblieben war, gelangten glücklich an den Rhein.

Zu dem dritten Feldzuge im J. 16 n. Chr. machte Germanikus noch größere Rüstungen, als zu dem vorigen. Eine Flotte von tausend Schiffen, größeren und kleineren, mit tiefgehendem weitem Bauche und andere mit flachem Kiel zum Landen, wurde zusammengebracht, um das ganze Heer, ohne die alten Schwierigkeiten des Landzuges, in das Herz von Norddeutschland und, wenn nöthig, auch wieder zurück zu bringen. Während dieser Zurüstungen machte Germanikus einen raschen Zug mit 6 Legionen, wahrscheinlich auf der Straße von Wesel aus an den Ufern der Lippe, bis nach Aliso, um diese den Deutschen wieder entrissene und hergestellte Veste, die jetzt von ihnen belagert wurde, zu entsetzen. Es gelang, denn die Feinde zerstreuten sich bei seiner Annäherung und er befestigte die Heerstraße zwischen Aliso und dem Rheine mit neuen Grenzwehren und Dämmen. Da aber der Hauptangriff von einer andern Seite geschehen sollte, so kehrte er an den Rhein zurück und schiffte nun sein ganzes Heer von nicht weniger als 90,000 Mann vom Rheine aus durch die fossa Drusiana in die Nordsee und landete in der Mündung der Ems. Die Chauken mußten ein Hülfsheer stellen, die Angrivarier, an der Nieder-Weser, sich unterwerfen. Das Heer rückte bis in die Gegend des jetzigen Minden. Arminius, an der Spitze des Cheruskischen Bundes, stand ihm entgegen, und es kam zur Schlacht bei Idistavisus, an der Weser (wahrscheinlich zwischen Preußisch Minden und Vlotho). Nach langem und heißem Streite mußten die Deutschen den Römern das Feld lassen, nachdem diese die Hügel gewonnen hatten, welche das Schlachtfeld beherrschten. Sie verdankten ihren Sieg aber vorzüglich den deutschen Hülfsvölkern von der Nordsee und den Rhätiern und Vindeliciern, die sie von der Donau her mit sich geführt hatten; und so mußte es schon im Anbeginn unserer Geschichte sich ereignen, daß Deutsche den Fremden zur Bezwingung ihrer deutschen Brüder halfen. In dieser Schlacht wurde Arminius selbst verwundet und entkam nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes und die Nachsicht der im römischen Dienste fechtenden Chauken, die ihn erkannten und, eingedenk des Vaterlandes, durch ihre Reihen entfliehen ließen. So groß war das Blutvergießen, daß von Mittag an bis in die Nacht gemordet wurde und das Land zehntausend Schritte weit mit Leichen und Waffen bedeckt war.

Schon hatten die gebeugten Völker dieser Gegend beschlossen, ihre Sitze an der Weser zu verlassen und über die Elbe zurückzuweichen; da erblickten sie die Siegeszeichen, welche die Römer nach der Schlacht mit den Namen der besiegten Völkerschaften aufgerichtet hatten; und dieser An-

blick entflammte ihren Zorn mehr, als die eigenen Wunden und die gefallenen Freunde. Das Volk, die Großen, die Jünglinge, die Greise, alle griffen zu den Waffen und rückten von Neuem gegen die Römer. Eine zweite blutige Schlacht entspann sich in einer waldigen Gegend zwischen der Weser und dem Steinhuder See, welche bewies, daß des Volkes Kraft noch nicht gebrochen war; denn obgleich die Römer sich wiederum den Sieg zuschrieben, begaben sie sich doch gleich darnach auf den Rückweg und das Vaterland war gerettet. Von der Zeit an sah die Weser kein römisches Heer wieder.

Den größten Theil seiner Krieger führte Germanikus auf dem Rückwege wieder zu Wasser, durch die Ems in die Nordsee. Dort aber überfiel ihn ein schrecklicher Sturm, zerstreute seine Flotte und zertrümmerte eine Menge der Schiffe an den britannischen Küsten. Bald darauf rief ihn Tiberius, eifersüchtig auf seinen Kriegsruhm, nach Rom zurück und suchte seinen Unmuth unter den Ehren eines glänzenden Triumphs zu verstecken. Hinter dem Siegeswagen des Germanikus ging, mit andern gefangenen Fürsten, Segestes Sohn und Thusnelda mit ihrem dreijährigen Knaben Thumeliko, den sie in der Gefangenschaft geboren hatte. Segestes aber, von den Römern geehrt, war Zuschauer. Germanikus indeß sollte die Früchte seiner Siege nicht genießen; Tiberius schickte ihn nach Asien, wo er in der Blüte seiner Jahre durch Gift umkam.

Des Arminius Ende. 11 n. Chr. Geb. So sah der deutsche Held, der im Siege wie in zweifelhaften Schlachten gleich groß war, sein Vaterland von der Gefahr des fremden Joches befreit; die Schnelligkeit und die Kraft, mit welcher er sich selbst im Unglück wieder emporraffte und seinem Volke neuen Muth einzuflößen wußte, hatten es gerettet. Und nicht etwa hatte er mit der erst beginnenden oder schon gesunkenen römischen Macht zu kämpfen, sondern als sie in ihrer höchsten Blüte und Ausdehnung dastand. Einem solchen Heere, wie bei Idistavisus und am Steinhuder See in schönster Kriegsordnung gegen den deutschen Landsturm kämpfte, hatten bis dahin die mächtigsten Reiche der Erde nicht widerstanden.

Nachdem er die Grenzen gesichert wußte, wandte sich Arminius gegen einen innern Feind, welchem der Kampf für deutsche Freiheit gleichgültig gewesen war und den seine, den römischen Sitten nachgebildete, Herrscherweise bei den Seinigen, wie bei den Nachbarn, verhaßt gemacht: das war Marbod, der Markomannenkönig. Nach der Schlacht im Teutoburger Walde hatte Arminius den Kopf des Varus an Marbod geschickt, vielleicht als beschämendes Siegeszeichen, weil er an dem Bunde gegen Rom nicht Theil genommen, vielleicht als eine Aufforderung, in diesem entscheidenden Augenblicke von seinem, den römischen Kernprovinzen so nahen und gefährlichen Standpunkte aus gegen die Römer loszubrechen. Marbod that es nicht. Ferner mag auch der Kaiser Tiberius, nach seiner Kunst, mehr durch List als Waffen die Deutschen zu besiegen, das Seinige dazu beigetragen haben, die beiden deutschen Fürsten zu entzweien. Armins Macht wurde durch die Semnonen und Longobarden verstärkt, welche, der Herrscherweise des Marbod müde, sich von ihm lossagten und zu den Cheruskern hielten; Arminius dagegen mußte seinen eigenen Oheim, Inguiomar, zu Marbod übertreten sehen. Marbod scheint den Krieg begonnen zu haben, denn er kam aus seinen Grenzen hervor, wahrscheinlich um die abgefallenen Semnonen und Longobarden zu strafen. Es kam zu einer blutigen Schlacht,

in welcher, wie Tacitus sagt, nicht in ungeregeltem Anlauf, sondern mit eingeübter Kriegskunst gestritten wurde. Der Ausgang war zum Nachtheil Marbods, er mußte in sein Land zurückweichen, verlor dadurch noch mehr den Glauben seiner Völker und floh endlich, von dem Gothenfürsten Katualda vertrieben, zu den Römern; sie gaben ihm ein Jahrgehalt, vielleicht als Lohn dafür, daß er in dem Augenblicke der Entscheidung ruhig geblieben war, und er beschloß sein durch römische Wohlthaten gefristetes Leben nach 18 Jahren unrühmlich zu Ravenna in Italien.

Ueber Armins letzte Jahre haben wir keine Nachricht, außer daß Tacitus mit wenigen Worten erzählt, er sei selbst in den Verdacht der Herrschsucht gekommen; es sei eine Verschwörung gegen ihn entstanden, an welcher seine Verwandten (wahrscheinlich Segestes und Inguiomar), Theil genommen, und er sei im Jahr 21 n. Chr. Geb. im 37. seines Alters und im 12. seiner Feldhauptmannschaft ermordet. Allein wir dürfen nicht vergessen, daß die Römer diese Erzählung wahrscheinlich von Armins Mördern, vielleicht von ihrem alten Freunde Segestus selbst, hatten; denn der ganze Geist und Gehalt seines großen Lebens bürgen uns dafür, daß er für sich gewiß nicht mehr, als Rechtens war, begehrte. Wohl aber mag er gestrebt haben, dem norddeutschen Bunde, dessen Haupt er im Kriege gewesen war, auch für den Frieden Festigkeit und Dauer zu geben und die Bande enger zusammenzuziehen, damit ein neuer Feind sie nicht unvorbereitet fände; und als darin seine große Absicht verkannt wurde, benutzten sein alter Feind Segestes und sein Oheim, der des jüngeren Mannes großen Ruhm beneiden mochte, die Stimmung der Gemüther zu seinem Untergange. Am höchsten ehrt ihn das Zeugniß des großen Geschichtschreibers unter seinen Feinden, Tacitus, der, nach jener kurzen Erzählung seines Todes, so von ihm redet: „Arminius war ohne Widerrede der Befreier Germaniens. In Schlachten nicht immer Sieger, blieb er im Kriege unbesiegt. Noch wird er in Liedern bei den Deutschen besungen; den Jahrbüchern der Griechen ist er unbekannt, denn diese bewundern nur sich selbst, auch bei den Römern steht sein Ruhm nicht hoch genug, denn wir erheben nur das Alte und achten zu wenig auf das Neue."

7. Fernere Kriege zwischen Deutschen und Römern.

Von dieser Zeit an dachten die Römer nicht mehr daran, Deutschland zu bezwingen, sondern nur, wie sie sich der Einfälle der deutschen Völker in ihre Grenzländer erwehren möchten. Sie befestigten daher die Ufer des Rheines und der Donau immer mehr und hielten ein ansehnliches Heer, welches aus ihren besten Legionen bestand, als Wache an der Grenze. Der Kaiser Claudius ertheilte dem Hauptorte der Ubier die Ehre einer Colonie von Veteranen, und sie hieß von nun an, seiner dort gebornen Gemahlin Agrippina zu Ehren, Colonia Agrippina (Köln). Das feste Lager am Taunusgebirge, welches die Römer gleichfalls als einen der wichtigsten Punkte in den Rheingegenden ansahen, ließ Claudius auch wieder einrichten. — Im Jahr 69 brach ein neuer gefährlicher Krieg am Niederrhein aus unter Claudius Civilis, einem Anführer batavischer Hülfsvölker, aus königlichem Geschlechte. Einäugig, wie Hannibal, und wie dieser überlegenen Geistes und voll Haß gegen die Römer, war er unter Nero in Fesseln nach Rom geschleppt und dort nur mit Mühe dem Tode entgangen. Als jetzt von den Batavern Zins verlangt ward, da sie doch nur Kriegs=

dienste zu leisten verpflichtet waren, lud Civilis die Vornehmen zu einem Mahle im heiligen Haine, theilte ihnen seine Entwürfe mit und gewann durch seine Beredsamkeit Alle für den Aufstand. Man schickte Boten zu den Nachbarn, ja nach Britannien; schnell losbrechend eroberte Civilis ein römisches Lager und gewann die Flotte auf dem Rheine; aber nicht zufrieden mit kleinem Erfolge, gelobte er, Bart und Haupthaar nicht zu scheren, bevor er einen großen Sieg errungen hätte. Nun vereinten sich Kaninefaten, Friesen und andere Völker mit ihm, und als er die castra vetera erobert und mehrere Legionen vernichtet oder gefangen hatte, erhoben sich alle Deutschen auf dem linken Ufer des Rheins; auch die Brukterer und andere am rechten Rheinufer; denn ihre Seherin Velleda, eine brukterische Jungfrau von hohem Ansehen, hatte geweissagt, Roms Macht gehe zu Ende. Ihr schickte Civilis die kostbarste Beute; von ihrem einsamen Thurme im Walde an der Lippe lenkte sie den Krieg. Alle Festungen, außer Mainz, wurden genommen, Köln mußte sich verbinden und die Rheinzölle aufheben auf Vedellas Ausspruch, daß der deutsche Handel frei sein müsse. Auch gallische Völkerschaften traten zu dem Bunde. — Da sandte der indeß auf den römischen Kaiserthron gelangte Vespasian den Cerealis, einen gewandten Feldherrn, ab. Dieser wußte Argwohn gegen Civilis zu verbreiten; die Gallier nach ihrer unbeständigen Art, wandten sich ab; und Civilis, zweimal geschlagen, mußte sich in die Sümpfe zurückziehen und die Dämme durchstechen. Viele verließen ihn, Velleda wurde gefangen, und Cerealis, der theils durch Milde theils durch heimliche Versprechungen die Gemüther gewann, bot den Frieden an. Da gab Civilis endlich nach; auf einem Flusse kamen die Feldherren, nach alter deutscher Sitte, zusammen: der Friede ward unter den alten Bedingungen der Kriegshülfe, ohne weitere Verpflichtung, hergestellt. Das weitere Schicksal des Claudius Civilis ist unbekannt.

Nach dieser neuen Waffenprobe versuchte es nur hin und wieder ein Kaiser, ob er Kriegsruhm gegen die unbesiegten Nachbarn gewinnen könnte; es gelang aber meistentheils sehr schlecht, und um die Schande zu verdecken, mußten sie manches zum Scheine künstlich aussinnen. Unverschämter und lächerlicher aber hat es wohl keiner begonnen, als der Kaiser Domitian, der zwischen den Jahren 80 und 90 regierte. Er hatte mit den Chatten Krieg angefangen, wagte es aber nicht, sie ernsthaft anzugreifen, sondern zog unverrichteter Sache wieder zurück, und um nicht mit Schimpf und Schande nach Rom zurückzukehren, kaufte er in Gallien große und starke Sklaven, ließ sie wie Deutsche kleiden, ließ ihnen die Haare blond färben und nach deutscher Art ordnen, und führte sie nun, als wären sie deutsche Gefangene, im Triumphe in Rom ein.

Der markomannische Krieg. 167 bis 180. — Im 2. Jahrh. nach Christi Geburt hatten die Römer einen sehr schweren Krieg gegen die Deutschen zu bestehen, den sie den markomannischen Krieg nennen, weil die Markomannen ihnen noch von Alters her am besten bekannt waren und weil die Angriffe derselben und der übrigen mit ihnen verbundenen Donauvölker, Quaden, Hermunduren u. andere, am unmittelbarsten Italien bedroheten. Es nahmen Völker Theil, die bisher tief im Innern saßen, selbst undeutsche, wie die Jazygen. Es war eine große Völkerbewegung, denn auch am Rheine und selbst an den Küsten der Nordsee hatten die Römer Kämpfe gegen Chatten und Chauken zu bestehen.

Leider sind aber die Nachrichten, die wir aus den späteren Geschichtschreibern (Jul. Capitolinus, Ael. Spartianus, Dio Cassius im Auszuge des Xiphilinus, Amm. Marcellinus, Orosius und andern) zusammensuchen müssen, sehr unvollständig. — Der Kaiser Marcus Aurelius sah die Größe der Gefahr wohl ein; er ließ die Priester von allen Orten zusammenkommen, große Opfer und Gebete anstellen, und die Orakel befragen wegen Ausgangs des Krieges. Es wird auch erzählt [1]), daß ein Wahrsager Alexander aus Egypten, der sich großen Ruf erworben hatte, wegen des markomannischen Krieges gefragt wurde. Er antwortete man sollte zwei Löwen, mit Specereien und wohlriechenden Kräutern gesalbt, über die Donau in des Feindes Land schwimmen lassen, dann werde der Sieg nicht ausbleiben. Es geschah nach seinen Worten. Die Deutschen aber, die diese Löwen für fremde Hunde hielten, schlugen sie mit Keulen todt und erfochten bald darauf einen Sieg über die Römer.

Der Krieg wurde nun so heftig, daß der Kaiser genöthigt war, Knechte, Fechter und andere Leute in sein Heer aufzunehmen, die sonst für unwürdig gehalten wurden, die Waffen zu tragen; sogar eine Bande Räuber aus Dalmatien wurde in Dienst genommen, und der Kaiser verkaufte um das Geld zu dem schweren Kriege zusammenzubringen, die Kostbarkeiten seines Schatzes, seine Gemälde und sein Gold- und Silbergeschirr. Zwei Monate dauerte diese Versteigerung.

Dennoch drangen die Markmänner bis an die Stadt Aquileja vor, welche an der Grenze Italiens liegt, und in Rom war Schrecken und Verwirrung, wie zu der Zeit als die Cimbern über die Alpen gekommen waren. Hätte damals ein schwacher Kaiser im römischen Reiche regiert, so wäre es vielleicht schon jetzt um dasselbe geschehen gewesen. Aber Marcus Aurelius war ein verständiger und tapferer Mann und rettete Rom noch einmal aus großer Gefahr.

Er führte 13 Jahre lang mit den verbundenen Völkern Krieg, hatte viele und mörderische Schlachten zu bestehen, mußte sogar mit den Jazygen ein hitziges Treffen auf der gefrornen Donau aushalten; und obwohl er manche der Völkerschaften zu einem besondern Frieden brachte und dadurch die Feinde schwächte, und obwohl es auch ihm gelang, deutsche Völkerschaften gegen deutsche aufzureizen, so erlebte er doch nicht das Ende des Krieges, sondern starb von den Anstrengungen der Feldzüge mitten im Kriege, zu Vindobona, in der Nähe des jetzigen Wien, im Jahr 180 nach Christi Geburt.

Sein Sohn Commodus sollte nun das Heer gegen die Feinde anführen und hielt auch über der Leiche seines Vaters eine Rede an die Soldaten, welche große Dinge er auszurichten gedächte, und daß nur der Ocean seinen Eroberungen eine Grenze setzen sollte; allein in seinem Herzen verlangte er nach den Annehmlichkeiten Italiens und nach den Wollüsten seiner Hauptstadt. Das wußten auch seine Schmeichler und Höflinge wohl, und weil sie selbst der Beschwerlichkeiten des Feldlagers müde waren, so redeten sie also zu ihm: „Wie lange willst Du noch Rom gegen die rauhen Ufer der Donau vertauschen, wo nichts als Kälte, Regen und ewiger Winter, kein fruchttragender Baum und nichts, was das Leben erheitern kann, anzutreffen ist? Wann wirst du aufhören, gefrorenes Donauwasser zu trin-

1) Lucian in Pseudomant.

ken, während andere sich in den warmen Bädern Italiens belustigen?" Solcherlei Reden hörte Commodus gern und sprach: „Wenn ich mein Leben schone, so kann ich die Macht der Feinde allmälig und sicherer schwächen, als wenn ich es im Kiege gegen sie der Gefahr aussetze." — Einige der Feinde waren durch seinen Vater so geschwächt, daß sie selber gern Frieden schlossen, von andern aber erkaufte er ihn schimpflicher Weise durch große Geschenke; dann kehrte er eilig nach Rom zurück. So tapfer aber hatten diese Völker gestritten, daß die Quaden allein über 50,000 und die Jazygen 100,000 römische Gefangene beim Frieden zurückgaben; und alles, was von den Römern durch so viel Blut erkauft war, bestand darin, daß es an diesen Grenzen des Reichs nun eine Zeitlang ruhig blieb.

8. Die größeren deutschen Völkerschaften.

Der Römer Nachbarschaft am Rheine, an der Donau, am Neckar hatte in den Sitten der Deutschen nach und nach manches geändert; mit vielen neuen Dingen waren sie bekannt geworden, guten und schlimmen. Durch die Römer lernten sie Geld und manche Bedürfnisse des Luxus kennen; die Römer hatten am Rheine Weinreben gepflanzt, Landstraßen, Städte Fabriken, Schauplätze, Schlösser, Tempel und Altäre angelegt; römische Kaufleute brachten ihre Waaren nach Deutschland, und holten dagegen Bernstein, Federn [1]), Pelzwerk, Sklaven, und — die Haare der Deutschen, denn es war jetzt in Rom der Gebrauch, blonde Berücken statt der eigenen Haare zu tragen. Von den Pflanzstädten, die die Römer anlegten, oder die selbst noch aus der celtischen Zeit herstammen, sind noch jetzt manche übrig, als Salzburg, Regensburg, Augsburg, Basel Straßburg, Baden, Speier, Worms, Mainz, Trier, Köln, Bonn, u. A. Im Innern Deutschlands konnten aber weder die Römer noch ihre Lebensweise Freunde gewinnen, noch auch kamen dort Städte nach römischer Weise zu Stande.

Leider ist in dem Zeitraume bis zur eigentlich sogenannten Völkerwanderung eine beklagenswerthe Lücke in unserer Geschichte, die wir gern ausgefüllt sehen möchten, um die Entwicklung der Verhältnisse im Zusammenhange verfolgen zu können. Es verschwinden nämlich in den bruchstückartigen Nachrichten der römischen Schriftsteller die Namen der Völkerschaften des Plinius und Tacitus zum großen Theil gänzlich, und andere umfassendere treten an ihre Stelle, welche bald den bedeutendsten Platz in der Geschichte einnehmen. Alamannen, Franken, Sachsen, Gothen treten auf den Schauplatz, beunruhigen das römische Reich zuerst durch räuberische Einfälle, sowohl auf den Landgrenzen, als an den Küsten, machen ihren Namen furchtbar, werden immer kühner, nehmen Provinzen in Besitz und stürzen zuletzt den morsch gewordenen und schon sehr zusammengeschmolzenen Koloß völlig über den Haufen.

Was bedeuten jene Völkernamen? Bezeichnen sie große, mit Plan und Absicht gebildete, freie Völkerbündnisse zum Widerstande und dann zum Angriffe gegen die Römer, wofür man sie lange gehalten hat? Oder sind sie durch Waffengewalt und Eroberungen erzwungene Völkervereinigungen, denen das siegreiche Volk seinen Namen aufdrückte? — Manche Erscheinungen deuten bald auf das eine, bald auf das andere, allein vor dem

1) Die Römer rühmten die weiße deutsche Gans, die sie sogar schon mit dem deutschen Namen Gant benennen. Plin. h. nat. X. 27.

kritischen Auge der Geschichte halten sie nicht Stich, denn eben so viele Erscheinungen wiedersprechen jenen Annahmen, und die römischen Schriftsteller verlassen uns hier ganz, oder sind so dürftig und unzuverlässig in ihren Andeutungen, daß nicht darauf zu bauen ist; und die Geschichtschreiber, welche später aus den deutschen Völkern selbst hervorgegangen sind, waren mit der früheren Geschichte derselben so unbekannt, daß sie nur alte Sagen zu geben vermochten und diese oft auf die wunderbarste Weise mit den Nachrichten der alten Schriftsteller in Verbindung brachten. An den trojanischen Krieg, an die Züge Alexanders des Großen und andere berühmte Namen und Thaten der alten Welt knüpfte man die Ursprünge der deutschen Völker.

Wir müssen uns also darauf beschränken, zunächst im Allgemeinen die Spuren der großen Bewegungen unter den deutschen Völkern zu verfolgen und aus ihnen, so viel wie möglich, das Einzelne zu erklären, dann aber die Facta aufzuzählen, die sich unzweifelhaft an die größeren Völkergruppen, die wir genannt haben, knüpfen.

Im Allgemeinen ist die Bewegung und Umgestaltung in den Verhältnissen der deutschen Völker so zu erfassen, daß von Osten her ein Stoß nichtgermanischer Völker die deutschen trifft. Die nordöstlichen Stämme, die sich bis zur Weichsel erstreckten, verlassen ihre Sitze, ziehen gegen den Süden und Westen und dringen auf die hier seßhaften Stämme ein. Das erste Symptom davon ist der Markomannische Krieg, entschieden nicht Folge eines planmäßig geschlossenen Bundes, sondern des Andrängens des Gothisch-Vandalischen Stammes auf den Suevisch-Herminonischen. Die weiter westlich und nördlich wohnenden Stämme werden durch diese Bewegung einigermaßen mit betroffen, nicht gerade bedrängt und verschoben, aber doch in Bewegung gesetzt. Die einzelnen unter sich verwandten Völkerschaften schließen sich mehr aneinander, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit tritt stärker hervor und thut sich in einem gemeinsamen Namen kund. Merkwürdigerweise schimmert dabei die alte Stammeseintheilung des Plinius und Tacitus wieder durch, denn wie die Alamannen offenbar zum Suevisch-Herminonischen Stamme gehörten, so sind Franken und Sachsen im Allgemeinen nichts als neue Namen für Istävonen und Ingävonen, wovon wir später die Spuren erkennen werden.

Wir beginnen:

1. mit den Alamannen, da ihr Name zuerst von den Römern genannt wird. Sie erscheinen zwischen der Donau und dem Main, und später, nachdem sie das römische Zehntland wieder gewonnen hatten, auch am Oberrhein und Neckar. Ihren Namen Alamannen (wie er in den älteren Urkunden immer vorkommt) nachmals auch Alemannen und Allemannen genannt, sollen sie nach der Meinung des Asinius Quadratus davon erhalten haben, daß sie aus allerlei Männern zusammengesetzt waren, aber sinnreicher sagt Grimm: „Die Alamannen waren edle Männer, Menschen im eigentlichen Sinne (ala verstärkt den Begriff man), sie erscheinen also als Nachkommen des Mannus, als Deutsche.

Sie waren jedenfalls nur ein Theil des Suevisch-Herminonischen Stammes, ein anderer lebt in den Thüringern fort, ein dritter in den Nordschwaben, ein vierter findet sich mit Gothischen Elementen vermischt in den Baiern wieder, ein fünfter endlich geht über die deutschen Grenzen hinaus (die Sueven in Spanien).

Die eigentlichen Alamannen, kriegerisch, wild und tapfer, machten den Römern nicht wenig zu schaffen. Dio Cassius nennt sie zuerst in der Geschichte des Kaisers Caracalla, also im Anfange des 3. Jahrhunderts, und von dieser Zeit an fallen sie in das Zehntland ein, werden zwar vom Kaiser Probus noch einmal zurückgedrängt, erobern aber nach dessen Tode das römische Gebiet diesseits des Rheines gänzlich und machen nun Raubzüge in das unkriegerische Gallien, im Süden über die Donau und sogar über die Alpen nach Italien, und bringen jedesmal reiche Beute in ihre Heimat zurück. In dieser stehen die einzelnen Gaugemeinden selbständig da, haben besondere Könige, die sich wohl mitunter verbinden, aber eben so oft für sich handeln und Frieden schließen, während die andern kriegen; doch kämpft auch wiederholt die ganze Masse des Volks gegen die Römer. — Auf die Dauer jedoch kann sich ihre Zersplitterung gegen ihre nördlichen Nachbarn, die Franken, nicht halten.

2. Der Name der **Franken** wird von der Mitte des dritten Jahrhunderts an vom Mittelrhein bis zu den Mündungen dieses Flusses genannt. Flavius Vopiscus nennt sie zuerst im Leben des Kaisers Aurelian ums Jahr 242, dann mehrere spätere Schriftsteller. Es sind die Völkerschaften des alten Iscävonischen Stammes, Chatten, Attuarier, Ampsivarier, Chamaven und vor allen Sigambrer, die unter dem fränkischen Namen auftreten. Dieser ihr Name ist am einfachsten davon hergeleitet, daß sie **franke** und **freie** Leute sein wollten; doch hat man denselben auch mit ihrer besonderen Waffe, einem mit Widerhaken versehenen Wurfspieße, zusammengestellt, denn die Schriftsteller Franziska nennen (vielleicht die alte framea der Deutschen).

In den früheren Zeiten besteht noch keine politische Vereinigung unter ihnen; denn die Franken, welche im J. 242 mit den Römern bei Mainz zusammenstießen, waren in keiner Verbindung mit denen am Niederrhein, bei welchen sich der Kern der nachherigen fränkischen Macht bildete. Von hier aus nemlich breiteten sich die **Salischen Franken**, die zuerst Ammian mit diesem Namen benennt, in den Zeiten der sinkenden Römermacht weiter nach Süden aus. Ihren Namen Salier erhielten sie höchst wahrscheinlich von ihren Wohnsitzen an der Yssel, die auch Isala hieß und wo noch später der pagus Salon oder das Salland vorkommt. In die Niederlande war drei Jahrhunderte früher, wie wir gesehen haben, ein Theil der Sigambrer verpflanzt worden und jetzt erscheint ihr Name wieder unter und neben den Saliern, so daß wir entweder annehmen müssen, die Sigambrer und Salischen Franken sei ein und dasselbe Volk, oder die von dem rechten Rheinufer hereindringenden Salier siedelten sich unter den alten Sigambrern, ihren Stammverwandten, an und verschmolzen mit ihnen zu einem Volke. Zwischen Rhein und Maas, vielleicht schon etwas weiter südwärts, erstreckt sich nun ihr Gebiet, freilich noch auf römischen Boden und der römischen Oberhoheit unterworfen; aber ihre deutsche Eigenthümlichkeit bewahrten sie treu, und bald werden sie auch äußerlich unabhängig, je schwächer das römische Reich wird. Sie durchstreiften schon im dritten Jahrhundert mehrere römische Länder, besonders Gallien, von einem Ende zum andern, so oft sie die Lust nach Raub und Beute trieb. Sie sind sogar über die Pyrenäen in Spanien eingefallen und haben die Hauptstadt Tarragona erobert. So weit war es schon im 3. Jahrh. in diesen Gegenden mit den Römern gekommen, daß die Franken und andere deutsche Kriegs=

horden, unter denen auch Burgunder und Vandalen genannt werden, an siebenzig angesehene Städte in Gallien inne hatten. Da stand nach langen Zeiten wieder einmal ein Held unter den römischen Herrschern auf, der Kaiser Probus (276—282); der trieb die Deutschen zurück, fiel sogar in ihr Land ein und bezwang so viele von ihnen, daß er, um sie zu schwächen, mehrere Tausende in ganz andere Gegenden seines Reiches verpflanzen konnte. Von den Franken, die an der Nordsee ihre Sitze hatten, brachte er einen Haufen wohl dreihundert Meilen weit nach fremden Landen, an die Küsten des schwarzen Meeres. Er meinte, die deutschen Männer sollten ihr rauhes Vaterland hier wohl vergessen, wo sie unter den schönsten, warmen Himmel, in einem köstlichen und anmuthigen Lande wohnten. Sie aber konnten ihre kalten Küsten an der stürmischen Nordsee nicht aus dem Sinne lassen, sondern trachteten nur darnach, wie sie wieder dahin kämen. Sie bemächtigten sich einiger Schiffe und fuhren mit ihnen, unter tausend Gefahren, durch unbekannte Gewässer, durch die Meere von Griechenland und Afrika, und an den Küsten von Italien, Spanien und Frankreich hin, ihrer Heimath zu. Sie mußten oft an das Land steigen und mit den Einwohnern um Lebensmittel kämpfen; sie eroberten sogar die große Stadt Syracus auf Sicilien, welche die Athenienser in alten Zeiten drei Jahre lang vergeblich belagert hatten; und kamen endlich durch den großen Ocean in die Nordsee und an ihre Küsten zurück. — Dieses ist geschehen um das Jahr 280 [1]).

Es wartete dieses Volkes eine hohe Bestimmung, denn was weder Alamannen, noch Sachsen, noch Gothen gelungen ist, Reiche auf deutschen Boden zu stiften, welche die Stürme der Völkerwanderung überdauerten, das haben die Franken vollbracht. Sie haben überhaupt eine deutsche Geschichte möglich gemacht. Und indem sie den heimischen Boden behaupteten, von diesem aus Eroberungen machten, die übrigen deutschen Stämme nach und nach zu einem Ganzen vereinigten, bürgerliche Ordnung stifteten und endlich durch Annahme und Ausbreitung des Christenthums die Deutschen zu Werkzeugen des neuen Weltaltars machten, welches die göttliche Vorsehung der Menschheit bestimmt hatte, haben sie auch über die Grenzen Deutschlands, ja Europa's, hinaus gewirkt. Von dem allen wird die weitere Geschichte reden. Das Vorgefühl der Kraft zu einer großen Bestimmung spricht sich schon in dem Eingange des salischen Gesetzes aus, wo es heißt: „Das hochberühmte Volk der Franken, das Gott zum Urheber hat, tapfer im Kriege, tiefsinnig im Rathe, ausdauernd in Bündnissen, edel, schön von Gestalt, kühn, behend, fest, das ist das Volk, welches, anfänglich klein an Zahl, durch Kraft und Muth das Joch der Römer gebrochen hat."

3. Die Sachsen werden in ihrer neuen größeren Bedeutung um 288 von Eutropius neben den Franken genannt; dann nennt sie Amm. Marcellinus um die Mitte des 4. Jahrhunderts, und nach ihm mehrere. Auch die Anfänge der sächsischen Geschichte sind in Dunkel gehüllt; wir können uns nur daran halten, daß Ptolemäus schon im zweiten Jahrhundert den Namen der Sachsen kennt und an die Mündungen der Elbe versetzt; daß sie später als Nachbarn der Franken aufgeführt, daß Chauken und Friesen Sachsen genannt werden, und dürfen daraus zu dem Schlusse kom=

1) Zosimus I. 71. Eumenius in Panegyr. IV. 18.

men, daß die alten Ingävonischen Völkerschaften, d. i. die Anwohner der Küsten der Nordsee von der Cimbrischen Halbinsel bis an die östlichen Rheinmündungen, den Kern des sächsischen Stammes bildeten. Weitere Spuren führen auch etwas tiefer in das Weserland hinein, so daß wir die alten Angrivarier und Cherusker als Theile der Sachsen anzunehmen berechtigt sind. Ebenfalls zeigt die Geschichte, daß die Sachsen sich auf Kosten ihrer Nachbarn ausgedehnt haben. Das Gebiet der Langobarden wird zum Theil sächsisch (ein anderer Theil kommt an die Slaven); ähnliches geschieht im Westen, wo die Unterwerfung der Brukterer ausdrücklich erwähnt wird. Und so geschieht es, daß wir zur Zeit Karls des Großen die Sachsen in der großen Ausdehnung finden, wo sie sich von den Dänen, von denen sie durch die Eider getrennt wurden, über Niedersachsen und den größten Theil Westfalens erstreckten und die Ufer der Elbe, Aller, Leine, Weser, Ems, Lippe und Ruhr besetzt hatten.

Sie erscheinen in dieser Ausdehnung in drei Kreise getheilt: in die Ostfalen, rechts von der Weser in den hannöverschen und braunschweigischen Ländern; die Westfalen, an der Ems und Lippe, in Münster, Osnabrück u. s. w. bis nach dem Rheine zu; und die Engern, in der Mitte zwischen beiden, in den Wesergegenden, vielleicht den Namen der Angrivarier, in abgekürzter Form, fortpflanzend. — Auch die Sachsen verstanden die Schifffahrt sehr wohl, ob sie gleich in den älteren Zeiten nur schlechte, aus Baumzweigen zusammengeflochtene und mit Rindshäuten überzogene Schiffe hatten, die aber dadurch, daß sie einen Kiel hatten, Vorzüge besaßen. Die Schiffe selbst wurden Kiele genannt [1]). Sie machten viele Raubzüge zur See, wie sie denn den Römern zuerst am Ende des 3. Jahrh. an den gallischen Küsten als Seeräuber bekannt wurden. Wir werden späterhin sehen, wie sie auch nach England hinübergefahren sind und dort neue Reiche gestiftet haben. Nur so lange Krieg dauerte, stellten sie sich unter Herzöge, im Frieden hatten sie gewählte Vorsteher an der Spitze der einzelnen Gauen. Eine spätere Nachricht erzählt, daß einmal im Jahre Abgeordnete aus allen Gauen und aus den drei Ständen der Edeln, Freien und Liten zusammenkamen und gemeinsame Beschlüsse faßten. So ist die Idee der Vertretung, welche die alten Völker nicht kannten, eine ächt deutsche.

Aber noch mächtiger, als alle diese Völker, wurden:

4. Die Gothen. Ihren Namen haben wir früher an den Ufern der Weichsel gefunden. Später aber wird derselbe von den Ufern des schwarzen Meeres bis zu denen der Ostsee genannt, und wie die Alamannen und Franken und Sachsen die Länder der Römer angriffen, die nach Abend zu lagen, so wendeten die Gothen sich vielmehr nach Mittag und nach Sonnenaufgang gegen das schwarze Meer und die Donau hin. Schon im 3. Jahrh. hatten die Römer schwere Kämpfe mit ihnen zu bestehen. Der gothische König Cniva fiel über die Donau in Mösien und Thracien ein, eroberte mehrere Städte, verwüstete das Land, und als der Kaiser Decius ihm entgegenzog, schlug er ihn bei Abrutum so auf's Haupt, daß der Kaiser selbst mit seinem Sohne auf dem Kampfplatze blieb. Von dieser Schlacht im Jahre 251 an wird daß Uebergewicht der Gothen und die Schwäche der Römer immer sichtbarer, wenn gleich noch mehrere kräf-

1) Die Stadt Kiel führt noch ein solches im Wappen.

tige Kaiser Siege über sie erfochten haben. Schon der Nachfolger des Decius, Kaiser Gallus, mußte den Frieden von den Gothen dadurch erkaufen, daß er ihnen alle Beute, selbst die vornehmen Gefangenen, ließ und dazu einen jährlichen Tribut versprach. — Nach dieser Zeit haben sie, in Vereinigung mit den Herulern, von der Nordküste des schwarzen Meeres aus, viele kühne und gefährliche Raubzüge zur See gemacht und die Küstenländer am schwarzen Meere und weiter hinaus am mittelländischen, verheert. Athen, mit vielen Denkmälern seiner schönen Zeit, die Gegend von Troja, und der prachtvolle Tempel der Diana zu Ephesus, sind von ihnen heimgesucht und letzterer gänzlich zerstört worden.

Der große Fürst der Gothen, der ihre Herrschaft am weitesten ausgebreitet hat, war Ermanrich; er lebte im 4. Jahrh. unserer Zeitrechnung und hatte mehr denn zwei Menschenalter über sie geherrscht und ist hundert und zehn Jahr alt geworden. Sein Reich erstreckte sich vom schwarzen Meere und der Donau über die Moldau, Wallachei, Ungarn, Polen und Preußen bis an die Ostsee.

Die Gothen theilten sich schon früh in zwei Hauptheile, die unter dem Namen der Ostgothen und Westgothen in der Geschichte vorkommen. Ueber die Ostgothen herrschten Könige aus dem Geschlecht der Amaler (wahrscheinlich die Reinen, ohne Maal), über die Westgothen der Königsstamm der Balthen (von balt, kühn). Unter den Ostgothen waren die Greuthunger, unter den Westgothen die Therwinger der Hauptstamm.

Die Gothen gehörten zu den edelsten und gebildetsten deutschen Völkern und hatten schon sehr früh das Christenthum angenommen. Schon im 4. Jahrh. zwischen 360 und 390 unternahm ihr Bischof Ulfilas oder Wulfila (Wölflein) das wahrhaft bewunderungswürdige Werk, in ihrer, zur Schrift noch wenig ausgebildeten, Sprache die Bibel zu übersetzen [1]), und so breiteten sich, mit dem Glauben an den Heiland der Welt, mildere Gesinnungen und Sitten schnell unter ihnen aus.

Außer diesen großen Völkergruppen fanden sich auch später noch einzeln stehende Völker in Deutschland, besonders aber zwei, die bald mit Kraft und Ansehen unter den übrigen auftreten werden: die Burgunder, früher an der Weichsel, die Langobarden an der Elbe.

9. Der Verfall des römischen Reichs.

Zu derselben Zeit, als die deutschen Völker in ihrer Jugendkraft blüheten und ihre Macht sammelten, wurde das alternde römische Reich immer schwächer in sich selbst und seine Größe war ihm eine Last. — Die meisten der römischen Kaiser, vom Jahr 180 an, waren träge und in ihrer Trägheit boshaft und argwöhnisch, oder sie waren offenbare Tyrannen und vergossen das Blut der besten Männer ohne Scheu und Scham. Und fand sich einmal ein guter Herrscher, der auf Recht und Ordnung hielt,

1) Diese Uebersetzung ist das älteste und für uns ein unschätzbares Denkmal unserer Sprache. Es waren lange nur zwei Handschriften davon vorhanden; der sogenannte Codex argenteus (von den silbernen Buchstaben) in Upsula und der Codex Carolinus in Wolfenbüttel. Sie enthalten aber nur die vier Evangelien und einen Theil des Römer-Briefes. Ulfilas hatte die ganze Bibel, mit Ausnahme der Bücher Samuelis und der Könige, übersetzt. In neuerer Zeit sind nun noch bedeutende Theile der übrigen Uebersetzung in Mailand aufgefunden und bekannt gemacht worden.

so wurde er von der wilden Rotte der Soldaten ermordet, denn diese waren es, die das Reich regierten. Sie setzten nach ihren Gefallen die Kaiser ein und wieder ab und trieben es so schamlos, daß sie sogar die Kaiserkrone öffentlich feilboten und demjenigen aufsetzten, der ihnen das meiste Geld gab. Im Laufe von 120 Jahren, von 180 bis 300 nach Chr. Geb., in welchen im ordentlichen Laufe der Dinge vielleicht sechs Regenten auf einander gefolgt wären, herrschten ihrer 36 im römischen Reiche, von denen 27 ermordet, 3 im Kriege gefallen und nur 6 eines natürlichen Todes gestorben sind. Und nicht genug, daß jeden Augenblick ein Kaiser umgebracht wurde; die Mörder richteten meistentheils seinen ganzen Anhang mit hin, so daß das Blut in Strömen vergossen wurde und die meisten sich in ihrer Selbstsucht wohl hüteten, ihren Fürsten treu und ehrlich anzuhangen. In solchen Zeiten mußten die Römer immer mehr ein verdorbenes, ruchloses und nichtswürdiges Volk werden, welches nur darnach trachtete, ohne Arbeit seine Tage in Wollust und Ueppigkeit hinzubringen. Denn wenn der Mensch keine Sicherheit für die Zukunft vor sich sieht und nicht weiß, ob die Frucht seiner Arbeit auf seine Kinder kommt, so denkt er nur daran, wie er den Augenblick genießen will; er wird den Thieren gleich, deren Antlitz der Erde zugekehrt ist und die auch nicht an eine Zukunft, an ein Recht und an eine Vergeltung denken.

Zwar hatte sich die Lehre Jesu im Stillen auch unter den Römern ausgebreitet und sicherlich Viele aus dem allgemeinen Verderben gerettet; sogar machte sie der Kaiser Konstantin, der seinen Kaisersitz von Rom nach Konstantinopel verlegte, im Jahr 311 zur herrschenden Religion seines Reiches; und wirklich ging es auch eine Zeit darnach besser mit den römischen Angelegenheiten; allein die Besserung war nicht gründlich. Die Römer hatten unter der Herrschaft der Sünde die höhere sittliche Kraft der Seele verloren, in welcher allein das göttliche Wort tiefe Wurzel schlagen kann; die alte Sündhaftigkeit vermischte sich mit der neuen Lehre, und so verdarb Altes und Neues mit einander, wie in einem stehenden Sumpfe das gute frische Wasser mit dem alten zugleich verderben muß.

Bei diesem Zustande der Welt ist es leicht zu begreifen, wie die Anfälle der deutschen Völker auf das römische Reich immer siegreicher werden mußten und wie sie gleichsam durch einen unwiderstehlichen Naturtrieb gedrängt wurden, so elende Nachbarn zu überwältigen, von denen sie zuerst angegriffen waren und die sich in ihrer Schlaffheit und Schlechtigkeit doch noch für ein edleres Menschengeschlecht hielten, als die unfeinen Deutschen, welche sie Barbaren nannten. Auch in der Natur ist es ein Gesetz, daß da, wo ein leerer Raum geworden ist, die lebendig bewegten Kräfte der Luft und des Wassers sogleich einzudringen streben.

10. Die Hunnen.

Anfang der Völkerwanderung. 375.

Um das Jahr 375, als Kaiser Valens in Konstantinopel regierte und der abendländische Theil des Reiches unter dem Jünglinge Gratian, seinem Neffen, stand, kam ein neues und fast unbekanntes, überaus wildes Volk aus Asien herangezogen, welches nicht von deutschem, sondern von finnischem Ursprunge war und die Hunnen geheißen wurde. Schrecken und Angst gingen vor ihnen her und die Menschen, die sie gesehen hatten,

beschrieben sie folgendermaßen [1]: „Das Volk der Hunnen überschreitet jedes Maaß von Wildheit. Sie haben gedrungene, feste Glieder und dicke Hälse, und ihre ganze Gestalt ist so ungeschlacht und breit, daß man sie für zweibeinige Thiere oder für solche Pfosten ansehen möchte, die man grob ausgehauen als Brückengeländer hinstellt. Weil man sogleich nach der Geburt in die Wangen der Kinder tiefe Einschnitte macht, damit das Hervorkeimen der Haare durch die zusammenlaufenden Narben gehindert werde, so bleiben sie bartlos und sehr häßlich bis zum Greisenalter. Bei dieser unholden und widerwärtigen Gestalt sind sie so roh, daß sie weder des Feuers bedürfen, noch sich die Speisen zubereiten; sondern Wurzeln wilder Pflanzen und das halbrohe Fleisch des ersten besten Thieres, das sie unter sich auf des Pferdes Rücken legen und so ein wenig mürbe reiten, ist ihre Nahrung. In Häuser gehen sie nur, wenn die äußerste Noth sie treibt; sie scheuen sie, als vom Leben abgeschiedene Gräber; vielmehr Berge und Thäler unstät durchschweifend lernen sie von der Wiege an Frost, Hunger und Durst ertragen. Sie kleiden sich in leinene Kittel oder in Pelze, von Mäusefellen zusammengenäht; ihren Kopf bedecken sie mit überhängenden Mützen, ihre Beine mit Bockshäuten. Ihre plump gemachten Stiefel hindern sie am freien Gehen, deshalb taugen sie wenig für Fußgefechte, sondern beinahe festgewachsen an ihren Pferden, die zwar dauerhaft, aber häßlich sind, richten sie auf ihnen alle ihre Geschäfte aus. Auf dem Pferde kauft und verkauft ein jeglicher dieses Volkes, auf ihm ißt und trinkt er, und auf den Hals des schnellen Thieres gelehnt, sinkt er in tiefen Schlaf, bis zur Gaukelei der Träume; und ist über ernste Geschäfte eine Rathschlagung, so geschieht auch sie in diesem Aufzuge."

„Sie beginnen die Schlacht mit einem scheußlichen Geheul; mit Blitzesschnelle sind sie da, zerstreuen sich absichtlich in demselben Augenblicke, kommen rasch wieder und schweifen so ohne geordnete Schlachtreihe im unstäten Morden hin und her, und ehe man sie wegen ihrer außerordentlichen Geschwindigkeit erblickt, stürmen sie schon den Wall oder plündern das feindliche Lager. In der Ferne fechten sie mit Wurfgeschossen, deren Spitzen mit seltener Kunst sehr sauber mit Knochen besetzt sind, in der Nähe aber mit dem Säbel; und indem die Feinde den Hieben ausweichen, werfen sie ihnen Schlingen über und schleppen sie mit sich fort."

„Niemand baut bei ihnen den Acker oder rührt nur den Pflug an; denn Alle schweifen umher ohne feste Sitze, ohne Heimat, ohne Gesetz und stehende Sitte immer Flüchtlingen gleich; die Weiber wohnen auf den Wagen, weben dort ihre groben Kleider und ziehen die Kinder groß. Auf die Frage, woher er ist, kann bei ihnen keiner antworten; anderswo entstanden, fernhin geboren, und weiterhin erzogen. — Treue der Verträge kennen sie nicht und gleich den unvernünftigen Thieren wissen sie kaum etwas von Recht und Unrecht; sondern sie fahren in ungestümer Wuth ihrer Begierden auf irgend ein Ziel los und sind bei jeder neu winkenden Hoffnung wieder wankelmüthig; ja, sie sind so veränderlich und jähzornig, daß sie zuweilen an demselben Tage ohne die geringste Beleidigung von ihren Bundesgenossen abfallen und eben so ohne alles Zureden sich wieder aussöhnen."

Diese leichtgerüstete und unbändige Menschenart, brennend von einer gräulichen Raubgier gegen die Fremden, brach am Asovschen Meer hervor,

---

1) Amm. Marcell. XXXI. 2. Jordanis, 24.

wohin sie schon viel früher durch Kriege und Unruhen aus ihren alten Weideplätzen an den Grenzen Chinas vertrieben waren, und fielen zuerst auf die Alanen, ein asiatisches Volk von den nördlichen Abhängen des Caucasus stammend. Die Hunnen sollen den Geistern ihrer alten Fürsten die ersten gefangenen Europäer geopfert haben. Dann wälzte sich ihr ungeheurer Schwarm auf die Gothen. Der mehr als hundertjährige, an einer schweren Wunde leidende, Ermanrich, da er sah, daß er den Hunnen nicht widerstehen könne, wollte seinen alterworbenen Ruhm nicht überleben und tödtete sich selbst. Sein Volk mußte sich der hunnischen Macht unterwerfen; und die Therwinger, welche nachher den allgemeinen Namen der Westgothen erhalten haben, wichen, Widerstand für unnütz haltend, aus ihren Sitzen und schickten eine Gesandtschaft an den Kaiser Valens, mit der Bitte: „Er möge ihnen Land und Weiden geben, jenseits der Donau, sie wollten Hüter der Grenzen sein." Als Vermittler wirkte hierbei wahrscheinlich auch der gothische Bischof Ulfila mit, der schon früher bei einer Christenverfolgung durch heidnische Gothenfürsten, mit vielen gothischen Christen auf römischem Boden am Fuße des Hämus Wohnsitze erhalten hatte und überhaupt 40 Jahre lang als Bischof segensreich unter seinem Volke wirkte. Der Kaiser nahm die Gothen auf. Von den Hunnen wurden sie nicht verfolgt; diese trieben mehr als 40 Jahre Viehzucht, Jagd und Raub in den Steppen und Wäldern vom jetzigen Südrußland, Polen und Ungarn, kamen dabei in mancherlei Berührung mit den Römern, denen sie oft im Kriege dienten, und milderten durch den Verkehr mit ihnen, so wie mit den deutschen Völkern, vieles in ihren Sitten.

Den Westgothen waren ihre neuen Sitze in Mösien bald zu enge und ihre Heerden lieferten ihnen nicht den nöthigen Unterhalt; sie baten um Erlaubniß, sich die fehlenden Bedürfnisse erhandeln zu dürfen. Die römischen Statthalter aber, Lupicinus und Maximus, bedienten sich der Noth der Gothen so schamlos, daß um ein Brod und etwa zehn Pfund elendes, manchmal Hundefleisch, ihnen ein Sklave verkauft werden mußte. Die meisten Heerden waren hin, hin die Sklaven, Hungersnoth bewog viele, um Brod ihre Kinder zu geben. Indeß das Volk unter diesem Jammer seufzte, wurde Fridigern, der gothische Fürst, von dem Lupicinus in Marcianopel zu Gaste gebeten. Er war ein tapferer Jüngling, des Heldenmuths seiner Ahnherrn voll; viele junge Leute, Waffenbrüder und Freunde, begleiteten ihn. Während er aß, erhob sich plötzlich das Geschrei seines Gefolges draußen, welches die Römer überfallen hatten und mordeten. Er, mit rachefunkelndem Blick sein Schwert in der Hand, auf und hinaus, rettet seine Freunde und sprengt mit ihnen fort [1]). Die Gothen, erbittert über der Römer Treulosigkeit, brachen alsdann auf, schlugen den Lupicinus auf's Haupt und durchzogen mit Mord und Brand die nächsten Provinzen; von den Mauern Konstantinopels sah man schon die Flammen der Dörfer und Landhäuser, die sie angezündet hatten.

Kaiser Valens zog mit einem Heere gegen sie; die Hülfe, welche ihm sein Neffe Gratian aus dem Abendland herbeiführte, wollte er nicht abwarten, um den Ruhm des Sieges allein zu haben, und wagte vorschnell bei Adrianopel die Schlacht. Es wurde hart gestritten, aber das gothische Fußvolk warf endlich die römische Reiterei und dann auch die Legionen

1) Amm. Marcell. XXXI. 5. und Jordanis, 26.

über den Haufen. Der Kaiser floh verwundet; sein Pferd stürzte; kaum vermochte er sich in eine benachbarte Bauernhütte zu retten. Die Gothen, weit entfernt zu glauben, daß unter diesem Strohdach der römische Kaiser sei, steckten diese Hütte, wie die andern, in Brand; Valens fand auf diese traurige Art seinen Tod. 378.

In dieser großen Noth des Reiches sollte der Umsturz noch einmal abgewendet werden durch den kräftigen und klugen Kaiser Theodosius, einen Spanier von Geburt. Er wußte die Gothen durch Parteiungen zu schwächen und brachte Fridigerns Nachfolger, Athanarich, zum Frieden. Er versprach den Gothen eine ansehnliche Lieferung an Lebensmitteln und diese überließen ihm dagegen 40,000 Mann an Hülfsvölkern.

11. Einbruch der Westgothen, Vandalen, Sueven, Burgunder und anderer Völker in das abendländische römische Reich.

Anfang des fünften Jahrhunderts.

Dieser Kaiser starb aber bald, im J. 395, und seine beiden Söhne Honorius und Arkadius, theilten das Reich unter einander; Arkadius nahm seinen Sitz in Konstantinopel, Honorius in Italien, und des ersteren Antheil wurde das morgenländische, der des andern das abendländische Kaiserthum genannt.

Die Söhne waren dem Vater nicht gleich; zu träge, die Herrschaft selbst zu führen, ließen sie ihre Kanzler regieren, den Gallier Rufin und den Vandalen Stilicho. Rufin, welcher der Kanzler in Konstantinopel war, verworfen und ehrgeizig, glaubte durch Krieg und Gefahren sein Ansehn und seine Macht zu heben; er reizte die Gothen unter Alarich zu einem Einfall in's Reich. Die Geschenke, die ihnen Theodosius versprochen hatte, wurden ihnen nicht gezahlt. Alarich verwüstete Thracien auf's Schrecklichste; Stilicho zog gegen ihn aus, wurde aber von dem eifersüchtigen Rufin zurückgeschickt. Diesen ermordete das erbitterte Heer; Alarich aber wandte sich gegen das damals wehrlose Griechenland, welches seiner letzten Schätze und Herrlichkeiten beraubt wurde. Plötzlich kam Stilicho und bedrängte die Gothen; doch Arkadius befahl ihm, zu weichen, unterhandelte mit Alarich und machte ihm zum Feldherrn von Illyrien, d. h. räumte es ihm ein, 396. Von hier brachen die Gothen im J. 400 gegen Italien auf und zogen über die Alpen. Noch einmal gelang es jedoch dem Stilicho, durch einen entschiedenen Widerstand den gefährlichen Feind wieder über die Grenzscheide der Gebirge zurückzudrängen. Und eben so rettete er im J. 405 Italien gegen den Angriff eines großen gemischten Heeres deutscher Völkerschaften, welches unter Radagaisus von einer andern Seite über die Alpen einbrechen wollte und vielleicht mit Alarich im Bunde war. Die Geschichte dieser Zeiten ist höchst verworren, und so ist es auch nicht klar, ob jener Haufen bei Fäsulä vernichtet ist, wie einige Schriftsteller erzählen, oder ob Stilicho es verstanden hat, auch ihn durch Verträge und Hinweisung auf Gallien zu entfernen. Es scheint, daß auch Stilicho ehrgeizige Pläne verfolgte; er hatte sich mit Alarich zu einem Angriff auf's östliche Reich verbündet, wurde aber von seinen Feinden des Verraths angeklagt und auf Befehl des Kaisers Honorius, seines eigenen Schwiegersohnes, im J. 408 ermordet. Sobald Alarich Stilicho's Tod erfuhr, zog er wiederum gegen Italien, drang durch die Pässe der Alpen, ging über den Po und

gerade auf Rom; den Kaiser ließ er in Ravenna sitzen, denn er verachtete den schwachen Fürsten. In Rom war Verwirrung und Schrecken, die Römer hatten seit 600 Jahren keinen Feind vor ihren Mauern und seit 800 Jahren keinen in denselben gesehen, und die Stadt nannte sich die ewige Stadt. Zwar wollten sie den alten Hochmuth noch einmal laut werden lassen und sprachen zu Alarich [1]): „Das römische Volk ist zahlreich und stark und ist durch beständige Uebung in den Waffen so beherzt worden, daß es sich nicht vor dem Kriege fürchtet." Aber Alarich lachte überlaut und sagte nur: „Das dichtstehende Gras ist leichter abzumähen, als das dünne." — Darnach fragten die Gesandten nach den Bedingungen des Friedens. Er forderte alles Gold, Silber und Geräth in der Stadt, und alle Sklaven von deutscher Abkunft. Sie fragten: „Was willst Du uns denn übrig lassen?" „Die Seelen," antwortete er. So sprach ein Mann, auf der Insel Peuce, am Ausflusse der Donau, unter einem barbarischen Volke geboren, zu der Stadt, welche Jahrhunderte lang den Erdboden beherrscht hatte und durch deren Thore und Straßen die stolzesten Helden im Triumphe eingezogen waren, mit Sieg über fremde Völker gekrönt und mit Siegesbeute aus Europa und Asien und Afrika beladen!

Darnach erboten sich Tuskische Wahrsager, die in der Stadt waren, sie wollten den Alarich durch Beschwörungen von Rom zurücktreiben, wenn man ihnen erlaubte, den alten Göttern öffentliche Feste und Opfer anzustellen. — Ueber solche ohnmächtige Anschläge mag der tapfere Alarich wohl noch lauter gelacht haben.

Als nun die Römer gar keine Rettung sahen, mußten sie der Feinde Willen erfüllen und ihnen 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber und außerdem eine Menge kostbarer Waaren versprechen. Es war aber so viel Gold und Silber bei den Einwohnern der Stadt nicht zu finden; deshalb mußte man die Zierrathen der alten Tempel zu Hülfe nehmen, und da soll es geschehen sein, daß unter andern Götterbildern auch das Bild der Tapferkeit zusammengeschmolzen wurde, und es war, als wäre damit alles, was noch von Tapferkeit zu Rom übrig war, gleichfalls vernichtet.

Der Kaiser Honorius wollte sich mit Alarich in keinen Vergleich einlassen; da kehrte dieser das nächste Jahr wieder zurück und setzte in Rom einen andern Kaiser, Namens Attalus, dem Honorius zum Widersacher ein; als dieser aber auch nichtswürdig war, stieß er ihn nach einem Jahre wieder in den Staub und die Stadt Rom, die sich widersetzte, nahm er mit Sturm ein. Dieses geschah den 24. August des Jahres 410. Die Gothen kamen in den kaiserlichen Palast und plünderten ihn, so wie die Häuser der Großen aus; insofern aber mäßigten sie sich, daß sie die Stadt nicht anzündeten. Es war ein großes Glück für die Römer, daß die Gothen Christen waren. Was sich in die Kirchen flüchtete, wurde nicht angetastet. Ja, ein wunderbaren Zufall, welcher uns erzählt wird, zeigt recht offenbar die fromme Sinnesart des Volkes. Ein Krieger, der bei einer christlichen Frau einkehrte, fand bei ihr silberne und goldene Gefäße. Sie sagte ihm, es gehören dieselben dem heiligen Apostel Petrus und seien ihr für die Kirche in Verwahrung gegeben; er möge nun thun, was ihm recht dünke. Da meldete es der Soldat dem Könige. Dieser aber schickte so-

1) Zosimus V, 34.

gleich hin und ließ die heiligen Gefäße feierlich in die Kirche zurücktragen. Die Römer, begeistert durch solche Großmuth, begleiteten den Zug und stimmten festlichen, feierlichen Gesang an, und die gothischen Krieger erstaunt über das unerwartete Schauspiel, ließen ab vom Plündern, schlossen sich mit an, und so ward die Wuth des Krieges durch christliche Rührung in Frieden verwandelt.

Alarich blieb nur wenige Tage in Rom, dann zog er weiter nach Unteritalien, mit großen Entwürfen in der Seele; denn es scheint er wollte nach der schönen Insel Sicilien und von da nach Afrika hinüberschiffen um diese Kornkammern Italiens auch zu erobern. Aber der Tod ereilte ihn in Cosenza im rüstigen Alter von 34 Jahren. Das ganze westgothische Volk betrauerte ihn und bereitete ihm ein denkwürdiges Grab. Sie gruben dem dortigen Flusse, Busento, ein anderes Bett und leiteten das Wasser dahin ab, und nun begruben sie den König im Grunde des Flusses in voller Rüstung, mit seinem Streitrosse und den Denkmälern seiner Siege; dann leiteten sie den Fluß wieder darüber hin, auf daß nicht römischer Geiz oder Rachsucht den großen Alarich in dem Grabe, wo er von seinen Siegen ruhete, entweihe und störe.

An seiner Stelle erwählten die Gothen den schönsten ihrer Edlen, den Jüngling Athaulf oder Adolf, den Schwager Alarichs, zum Könige. Er zog aus Unteritalien auf Rom. Der Kaiser Honorius mußte ihm seine Schwester Placidia zur Gemahlin geben; dann erst verließ er Italien, ging mit seinem Volke nach Gallien und Spanien, und er und sein Nachfolger Wallia sind die Stifter des großen westgothischen Reiches, welches das südliche Frankreich bis zur Loire und bald auch Spanien umfaßte, und dessen Hauptstadt Toulouse am Flusse Garonne ward. Im Jahr 419 traten die Römer das südliche Gallien förmlich an Wallia ab.

So ist der Anfang des fünften Jahrhunderts durch heftige Völkerbewegungen im höchsten Grade stürmisch. Fast alle germanische Völker senden Kriegshaufen auf Raub- oder Eroberungs-Züge aus, oder sie selbst, von übermächtigen Angriffen anderer Völker gedrängt, brechen zum größeren Theil auf, um mit den Waffen in der Hand neue Wohnsitze zu suchen; nur etwa die Schwächeren bleiben zurück, welche ihre väterlichen Wohnsitze nicht verlassen können oder mögen, und verlieren sich unter dem einrückenden neuen Volke. Außer den Gothen waren auch die Vandalen und Alanen durch die Hunnen vorwärts gedrängt und wälzten sich von Morgen her immer weiter nach Abend zu. Auf ihrem Zuge schlossen sich die Burgunder, die ebenfalls von ihren Sitzen an der Weichsel schon bis an die obere Donau gerückt waren, ein Theil der Sueven, namentlich die Quaden, und andere Völker an sie an. Von diesem gemischten Völkerhaufen war es wahrscheinlich ein Schwarm, der unter Radagaisus oder Radegast im J. 405 jenen Sturm auf Italien wagte, welcher durch ein besonderes Glück noch von Stilicho abgewehrt wurde. Dieser einzelne Haufe verliert sich, wie der Name seines Anführers, ohne eine Spur in der Geschichte zurückzulassen. Allein in ihren Angriffen auf Gallien und Spanien waren die genannten Völker glücklicher. Stilicho hatte ihnen den Weg geöffnet, indem er die Legionen vom Rheine und aus Gallien weggezogen hatte zur Rettung Italiens. Nun verheerten sie das Land von Straßburg bis Amiens; Trier wurde viermal geplündert, Mainz und

Worms zerstört, aus Straßburg, Speier, Rheims und andern Städten die Einwohner als Sklaven fortgeführt. Nachdem der Völkerschwarm endlich von den Römern und Franken nach Südfrankreich zurückgedrängt war, wurde er 408 durch den aufrührerischen römischen Statthalter Gervatius nach Spanien gerufen. Bis dahin war dieses Land in der furchtbaren Zeit verschont geblieben; nun kam auch seine Reihe. Die Vandalen, Alanen und Sueven gingen über die Pyrenäen und eroberten bald den größten Theil des Landes. Von den Alanen blieb ein Theil in Gallien zurück und erscheint später auf Seiten der Römer in der großen Schlacht gegen Attila; nachher verlieren sie sich. Eben so blieben die Burgunder unter ihrem Könige Gundikar (Günther) und stifteten im Elsaß zuerst ihr Reich, welches sich aber bald von dort in die Gegenden der Rhone und Saone und in die Schweiz zog, von wo es sich bis Savoyen ausdehnte. Im nördlichen Gallien aber scheinen die Franken schon um diese Zeit sich zu Herren gemacht zu haben, so daß Alles, was von Boulogne an der einen und Köln an der andern Seite nördlich liegt, ihnen unterworfen war. Noch vor der Mitte des Jahrhunderts blieb auch Trier, welches sie viermal erobert hatten in ihrer Gewalt. Den Römern blieb von Gallien nur der Strich zwischen der Loire Somme und Maas an beiden Seiten der Seine.

Die Vandalen, die mit den Alanen im südlichen Spanien ihre Sitze genommen hatten, gingen von da 429 unter ihrem Könige Geiserich oder Genserich, auf die Einladung des unzufriedenen römischen Statthalters Bonifacius, nach Afrika hinüber, eroberten die ganze Nordküste und stifteten dort auf ein Jahrhundert ein blühendes Reich, dessen Hauptstadt Karthago war. — Welche Wanderung von den Gestaden der Ostsee, wo dieses Volk zuerst in der Geschichte erscheint, bis an die Grenzen der afrikanischen Wüsten! — Geiserich, einer der kräftigen Männer seiner Zeit, aber wilden Gemüths, herrschte fünfzig Jahre lang, von 428 bis 477. Nach ihm verfiel das Reich der Vandalen durch innere Unruhen und durch Verweichlichung des sonst so kräftigen Volkes in dem üppigen Klima des Landes. Diesen Zustand benutzte der Kaiser von Konstantinopel, Justinian I., schickte seinen Feldherrn Belisarius im J. 534 mit einem Heere nach Afrika, und dieser bezwang die Vandalen in 8 Monaten. Ihren letzten König Gelimer führte er in goldenen Ketten in seinem Triumphzuge zu Konstantinopel auf.

Die Sueven blieben in Spanien zurück, wurden aber von den Westgothen unter Wallia und seinen Nachfolgern immer mehr in die Enge getrieben, bald nur auf den nordwestlichen Theil von Spanien und Portugal beschränkt und endlich 585 ganz mit dem westgothischen Reiche vereinigt.

In der Mitte des 5. Jahrh., 449, gingen auch die Angeln, Sachsen und Jüten nach England hinüber und stifteten dort neue Herrschaften. Unter dem Kaiser Honorius und gleich nach ihm hatten die Römer Britannien gänzlich verlassen; sie fühlten sich zu schwach, diese ferne Insel länger zu behaupten. Die Britannier aber waren unter ihrer Herrschaft so verweichlicht, daß sie nach dem Abzuge der römischen Besatzung sich unfähig fühlten, ihre Freiheit selbst zu beschützen. Ihre Nachbarn aus dem schottischen Hochlande, die kriegerischen Picten und Scoten, mit ungeschwächter Kraft aus den Bergen hervorbrechend, setzten ihnen hart zu;

sie wußten keinen Ausweg, als wiederum Fremde zu ihrem Schutze herbeizurufen. Ihre Wahl fiel auf die Völker sächsischen Stammes, welche die Küsten der Nordsee bewohnten und deren Tapferkeit sie schon oft kennen gelernt hatten, wenn diese mit ihren Raubgeschwadern an die britischen Küsten kamen. Zwei sächsische Brüder, Hengist und Horst oder Horsa, Helden aus edlem Geschlechte, welches von Wodan seinen Ursprung ableitete, nahmen des britischen Königs Vortigern Einladung an; nur mit dreien Schiffen, welche 1600 Krieger trugen, landeten sie; aber ihr tapferer Arm ersetzte die Menge, sie schlugen die Picten bei Stamfort, und bald zogen ihnen große Haufen ihrer Landsleute vom festen Lande nach. Da hätten die Briten die neuen Gäste gern wieder entfernt; sie blieben aber, unterwarfen sich ganz England bis auf das Land Wales und gründeten die bekannten sieben angelsächsischen Königreiche, von denen Kent, durch Hengist gestiftet, das erste war.

12. Attila, die Gottesgeißel. 451.

In einer Ebene zwischen der Donau und der Theiß in Ungarn, in einem sehr großen von Pfahlwerk umgebenen Dorfe, welches allmälig aus einem Lager entstanden war, erhob sich, mitten in einem geräumigen Hofe, ein hölzernes, mit vielen Gängen und Hallen geziertes Gebäude, die Wohnung Attila's oder Etzels, Königs der Hunnen. Er hatte das, bis dahin unter vielen Oberhäuptern zertheilte, Volk zu einer Herrschaft vereinigt und dazu nicht den Mord seines Bruders Bleda gescheut; alle von der Wolga bis in Ungarn zerstreuten Stämme der Hunnen und unterworfenen Völker verehrten seine Gebote; er war Herr der Gepiden, Langobarden, Avaren, Ostgothen und vieler Völker im südlichen Deutschland; doch behielten sie ihre Sprache, ihre Sitten und Gesetze, und wurden von eignen Fürsten regiert, so daß sie mehr als Bundesgenossen, denn als Unterthanen, zu betrachten waren; auch wurde an Etzels Hofe neben der hunnischen die gothische Sprache, also Deutsch, geredet; auch die lateinische und griechische hörte man dort. In Rom und Constantinopel fürchtete man den König Attila.

Er selbst war klein von Wuchs, hatte einen großen Kopf, tiefliegende Augen, die er stolz umherwarf, eine breite Brust, sehr viel Leibeskraft, einen Gang und eine Haltung, die zeigten, daß er in allem den Gebieter darstelle; wie denn sein liebster Name Godegisel, Geißel Gottes zur Bestrafung der Welt, war. Aber wie man bei Herrschern, welche große Reiche stiften, annehmen darf, daß sie ihre Macht nicht bloß ihrem Schwerte verdanken, so besaß auch König Attila noch andere geistige Vorzüge, außer der kriegerischen Tapferkeit. Wenn er schrecklich gegen seine Feinde und im Zorne vernichtend war, so war er auch voll Güte gegen die, welche er einmal in Schutz genommen hatte. Und wenn er im Kriege seine Völker immer selbst zur Schlacht führte, so saß er auch im Frieden selbst vor seinem Palaste zu Gericht und sprach Allen Recht ohne Unterschied. Er liebte die Pracht um sich her, nur er selbst lebte auf einfache Weise, als bedürfe seine Größe solches Zusatzes nicht. Sein Sattelzeug war ungeschmückt und wenig kostbar; bei den Gastmählern wurden allen Gästen goldene und silberne Geschirre vorgesetzt; er allein hatte hölzerne und aß nur wenig Gerichte von Fleisch, indem er, nach der Sitte des Volkes, selbst Brod verschmähte. An seiner Tafel ging nach jedem Gerichte der Becher herum auf

Attila's Wohl; Sänger priesen dort in Heldenliedern seine Thaten; nach ihnen fehlte auch der Hofnarr nicht, und bei den Gästen herrschte Freude und Scherz; nur er verlor nie den strengen Ernst. Blos wenn sein jüngster Sohn Irnak eintrat, erheiterten sich seine Züge und er liebkoste ihn; denn von diesem war ihm geweissagt, er allein werde Attila's erlöschenden Stamm erhalten[1]).

Dieser mächtige Herrscher, von dem man gesagt hat, daß, wenn er sein geheimnißvolles Schwert, — es war von einem Hirten in einer Steppe Scythiens gefunden und wurde für das Schwert des Kriegsgottes gehalten, — in die Erde stieß, hundert Völker erbebten und Rom und Konstantinopel in ihren Grundfesten erzitterten, brach im J. 451 mit seinem Heere auf und wandte sich gegen Abend. Mit 700,000 Mann zog er aus, alle unter ihm, jeder Stamm unter seinem Fürsten; alle Fürsten zitterten vor Attila, das ganze Heer hatte eine Seele, sein Wink lenkte alle Bewegungen. Sein Weg hieß Vernichtung; was nicht entfliehen konnte oder nicht umkam, mußte ihm folgen. Er zog durch Oesterreich und die allemannischen Lande über den Rhein, schlug den burgundischen König Gundikar (Günther), bis zur Vernichtung des Volkes (von dessen heldenmüthigem Widerstande ein Nachhall in den Nibelungen enthalten ist); eroberte und plünderte die Städte Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Trier und andere, und gelobte nicht eher still zu stehen, als bis am Meere. Aus den Ländern, welche er durchzog, schloß sich freiwillig oder gezwungen die Kriegsmannschaft an ihn an, und der ungeheure Haufe wuchs, gleich einer Schneelawine, mit jedem Schritte.

Aber auch die Römer und mehrere deutsche Völker hatten sich gerüstet gegen die große Gefahr, die dem Abendlande drohte; denn es war wohl auf dem Spiele, ob Europa germanisch oder hunnisch werden, ob deutsche Stämme auf den Trümmern des wankenden römischen Kaiserthums neue Reiche gründen sollten, oder der große Hunnenkönig. Die Römer hatten noch einmal einen guten Feldherrn zu dieser Zeit, mit Namen Aëtius, von gothischer Abkunft, der einst, von Valentinian verbannt, an Attila's Hofe Zuflucht gefunden hatte; der rüstete sich in Gallien und sprach auch den westgothischen König Theoderich oder Dietrich, der in Toulouse wohnte, um Hülfe an, denn auch dessen Reich war in großer Gefahr. Da antwortete Dietrich, obwohl in früheren Jahren Aëtius sein Feind gewesen war: „Nie hat ein gerechter Krieg einem Könige der Westgothen zu schwer geschienen, und nie hat einer Furcht gekannt, wenn es auf eine glorreiche That ankam; eben so denken die Großen meines Reichs; das ganze Volk der Westgothen greift freudig zu seinen allezeit siegreichen Waffen." — Auch die Burgunder hatten Hülfe versprochen, ferner Sangipan, der Alane, welcher an der Loire herrschte, ein Theil der Franken, die Stadt Paris, selbst ein Stamm der Sachsen, welcher an der Mündung der Loire, es ist unbekannt in welcher Zeit, angesiedelt war.

In der weiten Ebene in Frankreich, durch welche die Marne fließt, von den Alten die katalaunischen Gefilde genannt, weil die Stadt

---

1) Diese Schilderung von Attila und seinem Hofe giebt uns ein Augenzeuge, der Sophist Priscus, der mit einer Gesandtschaft des Kaisers Theodosius II. an Attila's Hof zog. Byzant. hist. script. I. Auch Jordanis schildert ihn cap. 35. Beide erzählen auch von dem Schwerte des Mars.

Chalons in dieser Ebene liegt, erhebt sich bei Mürty in der Nähe von Troyes, ein mittelmäßiger Hügel, welcher die Gegend beherrscht. Hier traf das Heer der Abendländer auf die hunnische Macht und eine große Schlacht wurde gekämpft; man kann sie eine Völkerschlacht nennen, denn die meisten europäischen Völker standen hier zum Streite gerüstet gegen einander. Den linken römischen Flügel führte Aëtius, den rechten Theodorich, in die Mitte nahmen sie den König Sangipan, dem am wenigsten zu trauen war. Unermeßlich schien andrerseits das Hunnenvolk; einen Flügel führte Ardarich, der Gepidenkönig, den andern Theudemir, Widemir, Walamir, Fürsten der Ostgothen, Attila die Mitte und das Ganze. Die Menge geringerer Könige achtete, wie Trabanten, auf seinen Wink und gehorchte stumm und ängstlich seinem Befehle; er allein, der Könige König, dachte für Alle. Als die Schlacht ihren Anfang nehmen sollte, berief er die Anführer und sprach: „Nichts Gemeines ziemt mir, euch zu sagen, oder euch, von mir zu hören. Seid Männer; greift an, brechet ein, werfet alles nieder; der Römer Schlachtordnung und Schilddächer verachtet! fallet auf die Westgothen und Alanen, in denen ist die Kraft des Feindes. Müßt ihr sterben, so werdet ihr sterben, auch wenn ihr flieht. Richtet eure Augen auf mich, ich schreite voran; wer mir nicht folgt, der ist des Todes!" —

Beide Heere trachteten, sich des Hügels zu bemächtigen; die Schlacht war ungemein wüthend und es war ein fürchterliches Würgen. Die Hunnen durchbrachen schon das Mitteltreffen, wo die Römer flohen; auch die Westgothen wichen vor den Ostgothen. Indem Theodorich zu seinem Volke redete, fiel er; aber sein Tod entflammte die Seinen zur Wuth; sein Sohn Thorismund warf durch gewaltigen Angriff die Feinde in die Flucht und gab so die Entscheidung des Tages; bei anbrechender Nacht mußte Attila sich in seine Wagenburg zurückziehen. Da er nicht wußte, ob der Feind ihn verfolgen würde, ließ er unzählige Pferdesättel und hölzerne Schilde zu einem Scheiterhaufen aufthürmen, um im Nothfall sie anzuzünden und in den Flammen zu sterben; zugleich um die Feinde abzuschrecken, gebot er, mit Waffen, Posaunen, Schlachthörnern und Gesang die ganze Nacht Lärm zu unterhalten. Doch die Feinde griffen ihn nicht an. Unter den dichtesten Haufen der Gefallenen suchten sie den Leichnam des Gothenkönigs und hielten ihm auf dem Schlachtfelde ein feierliches Leichenbegängniß, unter Wehklagen und Waffengetön, geschmückt mit hunnischer Waffenbeute, Angesichts der Hunnen, die die Bestattung nicht zu stören wagten. Thorismund folgte der Leiche des Vaters, und wollte dann den Angriff gegen die Hunnen erneuern; allein Aëtius selbst hielt ihn davon ab und rieth ihm, in sein Reich zurückzuziehen, damit seine Brüder nicht die Krone ihm vorweg nähmen. Aëtius wollte die hunnische Macht nicht gänzlich zerstören, um sie vielleicht bei einer andern Gelegenheit gegen die Gothen gebrauchen zu können [1]).

Attila, der auf solche Weise unverfolgt über den Rhein zurückgehen konnte, machte im folgenden Jahre noch einen Raubzug nach Italien und zerstörte auf eine schreckliche Weise Aquileja, Mailand [2]) und andere Städte.

1) So furchtbar war die Schlacht auf den katalaunischen Gefilden, daß die Sage noch Jahrhunderte nachher erzählte, in der Nacht hätten sich die Geister der Erschlagenen erhoben und den Kampf in den Lüften drei Tage lang fortgesetzt.

2) Suidas erzählt, hier sei dem Attila ein Gemälde in die Augen gefallen, wo

Rom rettete vor gleichem Schicksale nur die Bitte des Papstes Leo und das reiche Lösegeld, welches dieser ihm bot. Mangel und Krankheiten in seinem Heere nöthigten ihn, über die Alpen zurückzugehen; doch drohte er, nochmals zu kommen und rüstete sich schon; aber mitten unter den Rüstungen starb er im J. 453. Betrauert und begraben wurde er nach der Sitte des Volkes: die Hunnen zerfetzten ihre Gesichter mit Wunden und schoren sich die Haare ab, und in einer weiten Ebene, unter einem seidenen Gezelte, wurde sein Leichnam gezeigt; um denselben rannte, seine Thaten singend, die Reiterei, sie priesen das Glück, wie der große Attila, nach unsterblichen Siegen, in der herrlichsten Zeit seines Volkes ohne Schmerzen seine Laufbahn beschlossen und sich hinüber zu den Geistern der alten Helden begeben. In der Nacht wurde er in einen goldenen Sarg gelegt, dieser in einen silbernen und beide in einen eisernen; Pferdezeug, Waffen, Kostbarkeiten, wurden mit ihm begraben und darauf alle Arbeiter am Grabe umgebracht, damit keiner verrathe, wo der Hunnenheld ruhte.

Attila's, Etzels, Name ging später in die deutsche Sage über; er wurde mit dem Gothen Ermanrich und dem spätern Theoderich (Dietrich von Bern), verbunden, erscheint aber nicht als Feind der Deutschen, sondern als mächtiger ritterlicher Herrscher im Osten von Deutschland.

Als der Schrecken seines Namens die Völker nicht mehr zusammenhielt, entzweiten sie sich; viele versagten den Gehorsam; nachdem der erstgeborne seiner Söhne, Ellak, in einer großen Schlacht gegen Ardarich, den König der Gepiden, gefallen war, verschwand die Macht der Hunnen ganz; sie verloren sich weiter nach Osten hin. Den Kopf von einem der Söhne Attila's, — so wechseln die menschlichen Schicksale, — sah man später in der Rennbahn zu Konstantinopel zur Schau aufgesteckt. — Ardarich nahm das Land an der Nieder-Donau ein und die Ostgothen besetzten Ungarn, bis nach Wien. Auch die übrigen, der hunnischen Macht dienstbar gewesenen, deutschen Völker werden diesen Augenblick der wiedergewonnenen Unabhängigkeit benutzt haben, sich in ihren alten oder neuen Wohnsitzen gewissermaßen rechtlich zu befestigen; und so kann dieser Zeitpunkt als entscheidend für die Gestalt der nächsten Zukunft angesehen werden, bis der gänzliche Sturz der römischen Macht in Italien neue Umwälzungen für einen Theil Europa's veranlaßte.

13. Untergang der römischen Herrschaft im Abendlande. 476.

Das abendländische römische Reich, jetzt beinahe nur noch aus Italien bestehend, neigte sich immer mehr seinem Falle zu. Der elende Kaiser Valentinian III. ermordete den edeln Aëtius, der die Stütze des Reiches war und es noch einmal in den katalaunischen Feldern gegen Attila gerettet, mit eigener Hand, weil man ihm Verdacht gegen denselben eingeflößt hatte. Valentinian wurde wiederum auf Anstiften des Petronius Maximus ermordet, der nun Kaiser wurde und des Ermordeten Wittwe Eudoxia zwang, ihn zu heirathen. Diese aber, aus Rache, rief den Van-

---

Scythische Männer vor dem auf goldenem Throne sitzenden römischen Kaiser auf den Knieen gelegen hätten; da habe er dem gegenüber sich selbst auf dem Throne malen lassen, zu seinen Füßen die römischen Kaiser, Goldsäcke vor ihm ausschüttend.

dalenkönig Geiserich aus Afrika herbei; er kam, eroberte 455 die Stadt Rom und plünderte und verwüstete sie auf grausame Weise, vierzehn Tage hindurch, gleichsam als wolle das Schicksal durch ihn Strafe üben für die grausame Zerstörung Karthago's durch die Römer vor sechshundert Jahren. Darnach zog er mit vielen Schiffen voll kostbarer Beute [1]) und gefangener Menschen aus allen Ständen, die als Sklaven verkauft wurden, wieder nach Afrika.

Nach Valentinian, in Zeit von zwanzig Jahren, haben noch neun Kaiser den herabgewürdigten Namen der Herren Roms geführt. Endlich stieß Odoaker (Odovacar), ein Fürst scirischer Abkunft, Anführer eines verbündeten Heerhaufens von Sciren, Herulern, Rugiern und Turcilingern, ein Mann, durch Geisteskraft und Körpergröße gleich ausgezeichnet, den letzten dieser Schattenkaiser, Romulus Momyllus oder Augustulus, der noch ein Knabe war, vom Throne und nannte sich selbst König von Italien; des jungen Kaisers unschuldiges Alter, da er Purpur, Krone und Waffen ablegte und in sein Lager kam, verschonte er und schickte ihn auf ein Schloß in Campanien. Die obengenannten Völkerschaften, die wahrscheinlich zu dem gothischen Vereine gehört hatten, waren aus ihren frühern Wohnsitzen von der Ostsee immer weiter nach Mittag gezogen, bis sie an der Donau und der Grenze Italiens Wohnsitze fanden und den Römern häufig für Sold dienten. Dieser kleine Haufen also hat endlich das große römische Reich niedergeworfen im Jahre unserer Zeitrechnung 476 und im 1230. Jahre nach Erbauung Roms.

Auf folgende Weise waren um diese Zeit in Folge der Völkerwanderung, die hundert Jahre vorher angefangen hatte, die Länder des abendländischen Kaiserthums unter die fremden Völker vertheilt:

Italien war unter der Herrschaft Odoakers und sein Reich erstreckte sich nach Mitternacht über die Alpen bis an die Donau.

In Ungarn waren die Ostgothen mächtig.

Im Norden der Donau, nach der Theiß zu, hatten sich die Langobarden, aus ihren Sitzen an der Elbe schon längst vorgerückt, niedergelassen.

In Baiern bildete sich nach und nach, ohne daß die Geschichte bestimmte Nachweise davon geben könnte, aus Ueberbleibseln von Rugiern, Herulern, Sciren, Turcilingern, gewiß aber auch aus suevischen Stämmen, vorzüglich Markomannen, das Volk der Bojoarier unter dem Fürstengeschlechte der Agilolfen. Der Name deutet am meisten auf die Abstammung von den Markomannen, aus Böhmen herüberkommend, hin, indem der älteste Name dieses früher von den Bojern bewohnten Landes Boja oder Bojos in Bojoheim, Baiheim, Beheim übergegangen ist. Die früher in dieses Land eingewanderten Markomannen kehrten, nachdem die Donaugegenden frei geworden waren, zurück, setzten sich in Franken und Baiern fest und nannten sich Bojoarier oder Bojovaren.

Die Alamannen wohnten in der östlichen Schweiz, in Schwaben und an beiden Rheinufern hinab, bis an die Lahn. Am linken Rheinufer

---

1) Darunter auch die Gefäße aus dem Tempel zu Jerusalem, die Titus im Triumphe nach Rom gebracht hatte. Belisar führte sie später wieder aus Karthago nach Konstantinopel, und Justinian soll sie, wie Procop erzählt, aus Furcht vor einer Prophezeiung nach Jerusalem geschickt haben.

wurden sie nachher Alsassen genannt. Auch der Name der Sueven kommt in dieser Zeit wieder neben ihnen vor und hat sich im Namen des Landes Schwaben bis auf den heutigen Tag erhalten.

In der Mitte Deutschlands, vom jetzigen Harzgebirge bis in Franken, herrschten die mächtigen Thüringer, welche zuerst um die Mitte des 5. Jahrh. in der Geschichte erscheinen, ohne daß ein Schriftsteller ihres Ursprungs und ihrer früheren Geschichte gedacht hätte. Da sie jedoch in den Gegenden wohnen, wo früher die Hermunduren genannt werden, so ist mit Recht anzunehmen, daß sie dasselbe Volk mit diesen waren.

In Niedersachsen und Westfalen saßen noch immer in den alten Sitzen und in der alten Verfassung die Sachsen, und neben ihnen an den Küsten der Nordsee die Friesen.

Am Niederrhein, an der Maas und Schelde, bis in die Niederlande hin, und im nördlichen Frankreich wohnten die Stämme der Franken; die vorzüglichsten waren die Salier in den Niederlanden, und die Ripuarier, Uferbewohner am Rheine.

Neben ihnen, an der Seine, erhielt sich noch zehn Jahre lang, nachdem schon kein Kaiser in Rom mehr war, bis 486 ein römischer Statthalter, er hieß Syagrius. Die Nordwestspitze von Frankreich, das jetzige Bretagne, war schon früher von Flüchtlingen aus Britannien, welche vor den Pikten gewichen waren, bevölkert, und diese bildeten dort, unter dem Namen von Armorika, einen Bund freier Städte.

Das südöstliche Frankreich mit Savoyen und der westlichen Schweiz gehörte jetzt den Burgundern. Ihre Hauptstädte waren: Genf, Besançon, Lyon und Vienne. Die Burgunder waren wohl die mildesten unter den erobernden Völkern dieser Zeit, früh für Christenthum, Bildung und Kunst gewonnen; ihnen verdankt jener Theil Frankreichs noch die vielen Ueberbleibsel alter römischer Kunstwerke. In der Schweiz bezeichnet noch jetzt die französische Sprache ihre alten Grenzen gegen die Alamannen; denn die Burgunder vermischten sich mehr mit den Römern und nahmen viel von ihrer Sprache an.

Das südwestliche Frankreich, von der Loire und Rhone bis an die Pyrenäen, nebst einem großen Theile von Spanien, war den Westgothen unterthan; das nordwestliche Spanien aber den Sueven.

Die nördliche Küste von Afrika war Vandalisch.

In Britannien breiteten die Angeln und Sachsen ihre Herrschaft immer weiter aus.

Der östliche und nördliche Theil von Deutschland war durch das Drängen und Ziehen der Völker nach Mittag und Abend hin entblößt worden, und es wanderten immer mehr slavische Völker ein, welche an jenen Grenzen von Alters her gesessen hatten, vielleicht auch zum Theil den Deutschen unterworfen gewesen waren. Jetzt gewannen jene fremden Stämme das Uebergewicht und die Ueberbleibsel der Deutschen, welche ihre Stammsitze nicht verlassen wollten, wurden ihnen unterthan und verloren sich unter ihnen.

Zweiter Zeitraum.

Von Chlodwigs Eroberungen bis auf Karl den Großen. 486 bis 768.

Der Geschichtschreiber dieses Zeitraums sind nur wenige, und auch diese von sehr ungleichem Werthe. Was sie über die früheren Zeiten enthalten, beruht meist auf Sagen und läßt sich schwer mit den Nachrichten der römischen Schriftsteller vereinigen; für die Geschichte ihrer und der zunächst vorhergehenden Zeit jedoch sind sie von der höchsten Wichtigkeit.

1. Für die Geschichte der Franken ist Hauptschriftsteller: Gregor, Bischof von Tours (Gregorius Turonensis), gest. 595; er nennt sein Buch Kirchengeschichte, beschreibt aber allgemein die Thaten der Franken in 10 Büchern bis 591. Seine Sprache ist, wie überhaupt die seiner Zeit, barbarisch, seine Darstellung verworren, durch Wunder-Legenden unterbrochen, aber sehr ins Einzelne gehend und für die späteren Jahre als die eines Zeitgenossen sehr genau, wodurch er eben so lehrreich wird; er besitzt Redlichkeit und Wahrheitsliebe. Man hat ihn den Herodot dieser Zeit genannt.

Fredegar, um 650, hat aus Gregors Werke einen kurzen und mit Fabeln vermischten Auszug, (Historia Francorum epitomata), gemacht, der bis 584 läuft, und dann die Geschichte in einem Chronicum bis 641 weiter geführt. Dieses Chronicum haben drei andere Männer, jedoch mit Lücken, fortgesetzt bis 768, arm und ohne Zusammenhang, aber wichtig, weil die Verfasser meistens Zeitgenossen der Begebenheiten waren. Die Gesta regum Francorum sind gleichfalls zum Theil aus Gregor geschöpft, dessen Darstellung sie bis zum Jahr 720 kurz und nicht ohne viele Unrichtigkeiten fortsetzen.

Neben diesen und später: die Annalen, kurze Aufzeichnungen, die in den Klöstern alljährlich von den wichtigsten Begebenheiten gemacht wurden und so wenigstens zum Theil von Augenzeugen herrühren. Sie wurden später abgeschrieben, von einem Kloster dem andern mitgetheilt, dort oft vermehrt, später mehrere zusammengearbeitet, und erlangten so einen größern Umfang und Werth. Am wichtigsten sind diejenigen, die jetzt den einfachen Namen Annales Laurissenses, vom Kloster Lorsch im oberen Rheingau, führen und von 741 bis 788 gehen. Eginhardt setzte sie fort von 788 bis 829. Sie sind zum Theil in den älteren Sammlungen herausgegeben, am vollständigsten in der großen Ausgabe der Quellenschriften für deutsche Geschichte des Mittelalters, von der Frankfurter Gesellschaft, Monumenta Germaniae historica, von Pertz gesammelt.

2. Für die Geschichte der Gothen:

a) Cassiodorus, mit hohen Staatsämtern unter Odoaker, Theodorich und dessen Nachfolgern bekleidet, gest. c. 565 im Kloster Vivarosa, hatte eine Geschichte der Gothen geschrieben, die leider verloren ist. Erhalten sind seine XII Libri Variarum, sehr wichtig, weil sie Edicte, Instructionen und Schreiben enthalten, die im Namen der Könige geschrieben sind: gelehrt, elegant, aber eitel und redselig.

b) Der Mönch Jordanis oder Jornandes, ein Gothe um die Mitte des 6. Jahrhunderts, hat die verlorene Geschichte Cassiodors in einem Auszug — de rebus Geticis — gebracht, aber auch durch Einschaltung alles dessen, was er sonst wußte oder gehört hatte, verunstaltet. Obschon ohne Urtheil und geschichtliche Kenntnisse ist sein Buch doch von dem größten Werthe, da er für sehr viele Begebenheiten fast unsere einzige Quelle ist. Er geht bis 540.

c) Die Vergleichung von „Procopii Caesarensis Vandalica et Gothica“ kann im Einzelnen manches aufklären, weil der Grieche von ganz andern Ansichten ausgeht, als die abendländischen Schriftsteller.

d) Auch Isidor, Bischof von Sevilla, (Isidorus Hispalensis) gest. 636, hat eine kurze Geschichte der Gothen, Vandalen und Sueven, bis 628 geschrieben, welche aber über die frühere Geschichte dieser Völker nichts aufklärt und sich eigentlich nur auf Spanien bezieht.

3. Hauptschriftsteller für die Geschichte der Langobarden ist Paul

Diakonus, Warnefrieds Sohn, einer der ersten Männer seiner Zeit, an den Höfen des Königs Desiderius und Karls d. G. lebend, gestorben als Mönch auf Monte Cassino 799. De gestis Langobardorum Libri VI. Er schildert die Thaten seines Volkes mit großer Vorliebe und Sinn für die alte Sage; der Anfang ist ganz unhistorisch, später aber wird er sorgfältig und genau und giebt uns sehr schätzbare ausführliche Nachrichten.

4. Auch für deutsche Geschichte von großer Wichtigkeit sind die Lebensgeschichten der römischen Päpste, wenigstens seit dem 8. Jahrhundert von Zeitgenossen verfaßt; sie gehen bis in den Anfang des 9. Jahrhunderts.

5. Sehr wichtig ferner sind die auf uns gekommenen Briefe angesehener Männer aus jenem Zeitalter, besonders die des heiligen Bonifacius, so wie die Lebensbeschreibungen dieses Mannes und anderer Heiligen (vitae Sanctorum), welche oft das treuste Bild ihrer Zeit geben und die schätzenswerthesten Nachrichten uns erhalten haben.

Endlich 6 sind für die Erforschung der Lebensverhältnisse, der Sitten, Gewohnheiten und Einrichtungen sehr wichtig die Gesetze der deutschen Völker, welche zu dem fränkischen Reiche gehörten, der Salier, der Ripuarier, der Alamannen, Burgundier und Baiern (später sind die der Sachsen und Thüringer). Allein es bleibt in ihnen sehr vieles dunkel, weil sie hauptsächlich nur das Strafrecht dieser Völkerschaften enthalten und uns daher die gewünschten Nachrichten über die sonstigen Verhältnisse nicht geben können, nicht nach allgemeinen Grundsätzen geordnet sind, nichts von der Verfassung des Reiches enthalten, als nur, insofern von der Verwaltung des Rechtes die Rede ist, und vieles in ihnen für unser Auge ganz abgerissen dasteht.

---

14. Chlodwig der Franken-König. 482 bis 511.

Während der, eben erzählten, großen Völkerbewegungen waren die Franken nicht, wie Gothen, Burgunder und andere Völker, aus ihren Wohnsitzen ausgewandert, um sich anderswo niederzulassen; sondern sie blieben an ihrem Orte und eroberten von da aus nur den Theil Galliens hinzu, welcher im Norden des Ardennenwaldes liegt; und dieser Wald schützte sie zugleich, daß sie nicht mit in den großen Strom der Völkerwanderung hineingerissen wurden. Auch verhinderte sie ihre Zertheilung in mehrere Stämme, deren jeder seinen eigenen König oder Fürsten hatte, an großen gemeinsamen Unternehmungen.

Allein auch ihre Zeit kam. Um das Jahr 482 wurde Chlodwig (Chlodovech) oder, wie wir sagen würden, Ludwig, Childerichs Sohn, Fürst der salischen Franken; und bald bereitete er sich, die Entwürfe seines kühnen und weitschauenden Geistes auszuführen, denn sein leidenschaftlicher Sinn stand nach Krieg und Eroberungen. Chlodwig gehört zu denjenigen Herrschern der Weltgeschichte, deren Thaten und Erfolge von der Kraft ihres Geistes zeugen, deren Schöpfungen weit in die Geschichte der Völker hineingreifen, deren Charakter aber uns keine Achtung abgewinnen kann. Er hat den Anfang zu der großen Vereinigung deutscher Völkerschaften gemacht, welche später in Karls des Großen Reiche vollendet dasteht. Allein es waren ihm alle Wege, wenn sie nur zur Herrschaft führten, gleich gut, und er hat den Ruf seiner Kriegsthaten durch die schmählichste Treulosigkeit gegen seine Verwandten und Bundesgenossen geschändet. Zuerst nämlich schloß er mit den andern Fürsten der Franken, die noch neben ihm und größtentheils seine Verwandte waren, Bündnisse zum Kriege gegen andere Völker, und nachdem er diese mit ihrer Hülfe bezwungen hatte und mächtig geworden war, schaffte er nun auch die Freunde durch Gift und Dolch und Verrath aus dem Wege. Auf solche Weise wurde er gegen das

Ende seiner Regierung König aller Franken und seine Herrschaft faßte auf beiden Seiten des Rheins festen Fuß.

Von den äußeren Feinden griff er zuerst, als er nur einige zwanzig Jahre alt war, den römischen Statthalter Syagrius an, dessen wir oben gedacht haben, schlug ihn bei Soissons (Suessiones) aufs Haupt und nahm das Land bis zur Seine und später bis an die Loire ein. Syagrius, welcher zu den Westgothen geflohen war, mußte an Chlodwig ausgeliefert werden und wurde hingerichtet. Dieser Anfang der Eroberungen Chlodwigs war im Jahre 486, zehn Jahre nach der Absetzung des Romulus Augustus durch Odoaker.

Darauf zog er mit seinem Heere gegen die Alamannen, welche indeß in das Land der ripuarischen Franken, deren Hauptstadt Köln war, eingefallen waren, denn beide Völker, welche am Lahnflusse ihre Grenze gegen einander hatten, waren von Alters her Feinde. Bei Tulbiacum (höchst wahrscheinlich Zülpich im Jülichschen) trafen sie im J. 496 zusammen und stritten hart wider einander, und der Sieg neigte sich schon auf die Seite der Alamannen. Da, in der Hitze des Schlachtgetümmels, als seine Seele in Angst war, fiel Chlodwig nieder und gelobte Christ zu werden, und als der Sieg sich nun wirklich zu ihm gewendet hatte, ließ er sich am nächsten Osterfeste zu Rheims vom Bischof Remigius mit 3000 seiner Franken taufen. Dieses war der Anfang des christlichen Glaubens unter den Franken, und Chlodwig wurde hinfort der erste Sohn der Kirche und der allerchristlichste König genannt. Seine Gemahlin, Chlodechildis (Klothilde), eine burgundische Fürstentochter, hatte ihn schon lange durch die Gewalt sanfter Ueberredung zu dem besseren Glauben bekehren wollen; er aber verschmähte ihn, bis ihn die Noth der Schlacht überwältigte, und es war an ihm, wie an den Franken überhaupt, noch lange sichtbar, daß ihre Bekehrung ein Werk der Noth gewesen. Denn Chlodwig mordete nach wie vor seine Verwandten und unterjochte ein christliches Volk nach dem andern; und die Franken galten noch in den folgenden Jahrhunderten als das treuloseste unter den germanischen Völkern. Auch verbreitete sich das Christenthum bei den rückwärts liegenden alten salischen Franken erst im 6. und 7. Jahrhundert.

Die Alamannen wurden nicht so schonend behandelt, als die römischen Gallier; die Gegenden nördlich vom mittleren Neckar bis zum Main wurden Franken zur Ansiedlung übergeben und erhielten von diesen auch ihren Namen, der sich später, nach Besiegung der Thüringer, noch weiter in die oberen Maingegenden ausdehnte.

Nachdem die Alamannen unterworfen waren und das fränkische Reich sich am Rheine hinauf bis in die Schweiz erstreckte; und nachdem auch die Burgunder Tribut versprechen mußten, wandte Chlodwig seine Blicke auf das Reich der Westgothen, welche den schönsten Theil Frankreichs im Süden inne hatten. Obgleich er noch vor kurzem mit ihrem Könige Alarich eine Unterredung gehabt und ihnen Freundschaft geschworen hatte, beschloß er dennoch ihn feindlich anzugreifen.

Der weise ostgothische König Theoderich, der kurz vor dieser Zeit seine Herrschaft in Italien gegründet hatte, mahnte den unruhigen Chlodwig, dessen Schwester Audofleda seine Gemahlin war, auf alle Weise von der ungerechten Unternehmung gegen Alarich ab und zeigte ihm, wie den christlichen Völkern der Friede und die Eintracht gezieme; allein Chlod-

wig kannte nur die Sprache des Schwertes und der rohen Gewalt. Er berief im März bei Paris seine Franken, stellte ihnen die Nothwendigkeit vor, die ketzerischen Arianer aus Gallien zu vertreiben, warf seine Axt, Franziska, weit von sich ins Feld und gelobte, wo sie fiele, nach dem Siege eine Kirche zu bauen. Er griff das westgothische Reich an, gewann im Jahre 507 bei Vouglé, südlich von Poitiers, oder Vivonne, in einer Ebene am Vienne-Fluß, eine große Schlacht, in welcher Alarich selbst fiel, und nahm die Hauptstädte seines Landes weg; ja er würde vielleicht das ganze Reich über den Haufen gestoßen haben, wenn nicht der große Theoderich, mit gewaffneter Hand dazwischentretend, ihn zurückgewiesen hätte. Da mußte er sich mit dem Lande zwischen dem Loire- und Garonne-Flusse begnügen.

Chlodwig lebte nicht lange mehr darnach und starb zu Paris, welches er zur Hauptstadt seines Reiches gemacht hatte, während früher Tournay der Sitz der salischen Könige war, im Jahre 511, seines Alters im 45. Das Reich wurde unter seine Söhne getheilt, weil die königliche Würde nach damaligem Rechte sich auf alle Söhne vererbte; doch wurde das Land von der Maas und Somme bis zur Loire als Hauptsitz der fränkischen Herrschaft betrachtet und die Residenzen der Brüder waren Paris, Soissons, Rheims und Orleans. Auch bildete die Gesammtheit aller Herrschaften nur ein fränkisches Reich. Später bildet sich die Trennung des Reiches in den östlichen und westlichen Theil, Austrasien und Neustrien, immer mehr aus. — Die Nachkommen Chlodwigs auf den fränkischen Thronen, die man die Merovinger nennt, waren meistentheils ihres Stammvaters würdig; es war, als wenn Laster und Tyrannei, unerhörte Grausamkeit und wilde Nachbegierde in diesem Geschlechte erblich, und als wenn von vorn her ein Fluch über dasselbe ausgegangen wäre. In der Zeit von vierzig Jahren kamen sechs Merovingische Könige durch Gift oder Schwert um, und Ränke und Rachsucht böser Frauen spielen eine Hauptrolle in diesen Gräuelscenen. Es kann daher auch dem Zwecke dieser Geschichte nicht entsprechen, in das Einzelne dieser Begebenheiten tiefer einzugehen, welche eben so unerquicklich für das Gemüth, als unfruchtbar für die Erkenntniß des großen Ganzen unserer Geschichte sind. Das Volk der Franken konnte unter solchen Fürsten nicht aus seiner sittlichen Rohheit emporgehoben werden, es mußte vielmehr noch tiefer darin versinken, und ihre Vermischung mit den sehr verdorbenen Römern trug ebenfalls nicht wenig dazu bei. Ihre Macht jedoch breiteten sich noch weiter aus; sie unterwarfen sich nach und nach die Burgunder, und in Deutschland das mächtige Volk der Thüringer; und die Herzöge von Baiern gaben sich in ihren Schutz. Um die Mitte des sechsten Jahrhunderts waren alle deutschen Völker von der Grenze der Sachsen an bis zu den Alpen mit dem Reiche der Franken vereinigt: Franken, Thüringer, Alamannen oder Schwaben, und Baiern. Nur die Sachsen und Friesen saßen noch frei in ihren nordwestlichen Sitzen.

Im Anfange des 7. Jahrhunderts trat eine etwas bessere Zeit im fränkischen Reiche ein, von welcher weiter unten die Rede sein wird.

15. Theoderich, genannt Dietrich von Bern. 488—526.

Als nach König Attila's Tode das hunnische Reich auseinander fiel, waren die Ostgothen, wie schon erwähnt ist, unter ihren Amaler-Fürsten

auch wieder frei geworden und wohnten in Ungarn und den angrenzenden Donau-Ländern. Sie hatten oft Streit mit den Kaisern in Konstantinopel und bei solcher Veranlassung war Theoderich oder Dietrich, einer ihrer Fürstensöhne, als Geißel nach jener Stadt geschickt worden und sah hier, wie einst Marbod und Hermann in Rom, die Einrichtungen einer großen Herrschaft. Zehn Jahre blieb er da und wurde in griechischer Kunst und Wissenschaft unterrichtet, so daß kein deutscher Fürst seiner Zeit ihm an Bildung irgend gleich kam. Nach dem Tode seines Vaters Theodemir und seiner Oheime wurde er alleiniger König der Ostgothen und beschloß nun, gleich andern Herrschern, seinem Volke ein großes und schönes Reich zu stiften, denn sie verlangten in bessere Gegenden geführt zu werden, als die verödeten Länder an der Sau und Donau waren. Da wies ihm der Kaiser von Konstantinopel, der sich jetzt als den Erben des ganzen alten Reiches der Römer ansah, das Land Italien an, als Lohn für geleistete Dienste und statt der versprochenen Hülfsgelder. Italien war noch unter Odoakers Herrschaft; aber sein Reich war nicht eigentlich als deutsches anzusehen, weil seines Volkes, der Heruler und Rugier, nur eine geringe Anzahl war.

Theoderich brach im Jahre 488 mit dem Volke der Ostgothen auf, drang durch die Pässe Italiens und traf auf Odoaker bei Aquileja und bei Verona. Aber die Italiener stritten mit wenig Eifer für ihren König und er wurde beide Male in die Flucht getrieben. Von der letzten Schlacht heißt König Theoderich in Sagen und Liedern, die man viel von ihm sang, der große Held Dietrich von Bern (welches Verona bedeutet). Hierauf wurde Odoaker noch ein drittes Mal an der Adda geschlagen, nachdem ihm seine eigene Stadt Rom die Thore verschlossen hatte, und drei Jahre lang wurde er in Ravenna belagert, bis er 493 sich ergeben mußte und sein Land in Theoderichs Hände fiel. Er wurde bald darauf von Theoderich selbst getödtet. Sein Reich hatte siebenzehn Jahre gedauert. Theoderich wurde Herr von Italien und von den Ländern diesseits der Alpen bis an die Donau, und in den Kriegen der Franken und Westgothen bemächtigte er sich der Provinzen bis an den Rhone-Fluß; ein großes und sehr schönes Reich, welches lange hätte blühen können, wenn seine Nachkommen ihm an Weisheit und Tugend gleich gewesen wären. Seine Hauptstädte waren Ravenna und Verona.

Er selbst regierte über 30 Jahre und war nicht nur ein gütiger und milder Herrscher seiner Gothen, sondern auch der römischen Unterthanen und aller, die in Italien wohnten; so daß dieses Land seit mehreren Jahrhunderten nicht so glückliche Zeit erlebt hatte, als unter ihm, dem fremden Fürsten. Ackerbau und Handel blühten wieder auf; Kunst und Wissenschaft fanden an ihm ihren Beschützer, und alte, in Trümmern liegende, Städte wurden wieder aufgebaut. Italien genoß unter und nach ihm einer vierzigjährigen Ruhe und wurde so fleißig bebaut, daß es nicht nur genug Getreide für sich hatte, sondern sogar nach Gallien ausführen konnte; unter den römischen Kaisern dagegen hatte man immer Zufuhr aus Sicilien und Afrika nöthig gehabt.

Seine Weisheit und Gerechtigkeit erhob ihn über alle Könige seiner Zeit. Wie ein großer Familienvater und Friedensstifter stand er zwischen ihnen, und die fernsten Völkerschaften holten seinen Rath ein und ehrten ihn mit Geschenken. Den andern Königen deutschen Stammes, welche er fast

alle durch Verschwägerung mit sich verbunden hatte, schrieb er wie ein Vater: „Ihr alle habt Beweise meines Wohlwollens; ihr seid junge Helden; mir gebührt euch zu rathen. Eure Unordnungen betrüben mich; es ist mir nicht gleichgültig, daß ihr euch von den Leidenschaften beherrschen laßt; denn Neid und Leidenschaften der Könige sind das Verderben der Völker; dagegen sind ihre Freundschaft und Einigkeit gleichsam die Adern, durch welche die Wünsche der Völker zu einander hinüber fließen."

Solche Grundsätze stellte er ihnen vor Augen und bewies dadurch, daß er einen großen Bund aller christlichen Völker deutschen Stammes, die ihre Sitze in Europa genommen hatten, auf Gerechtigkeit und Weisheit gegründet, im Sinne trug; einen Bund, wie ihn die Vernunft allen Zeitaltern als ein erhabenes Bild vorhält und von Zeit zu Zeit durch den Mund erleuchteter Männer kund thut, auf daß Recht und Ordnung und der Geist christlicher Eintracht herrschen, und der Haß und die Raubsucht gebändigt werden, welche, so oft jener Geist fehlte, die Länder Europa's von einem Ende zum andern verheerend durchzogen haben. Hätte Theoderich einen solchen großen Bund zu Stande gebracht, so hätte er Größeres gestiftet, als die alten Römer, in deren Erbtheile er nun saß und deren Reich er nicht durch rohe Waffengewalt, sondern in der Gestalt eines friedlichen Völkervereins, herstellen wollte. Allein, wie die milde Gewalt der Wahrheit und des Rechts immer in der Selbstsucht derer ihren Feind findet, welche nur ihren Vortheil und ihre Leidenschaft wollen, so mußte auch Theoderich erfahren, daß die Welt für seine großen Gedanken noch nicht reif sei. Während er mit Ernst und Liebe den Frieden predigte, wüthete Chlodwig, der Franke, sein Wort verhöhnend, mit dem Schwerte und trachtete nur darnach, recht viele Völker unter seine Herrschaft zu beugen.

Der große Theoderich starb im Jahre 526. Sein Reich hatte keinen Bestand; denn sein Sohn Athalarich war erst zehn Jahr alt und starb bald nach dem Vater; die Großen des Reiches aber waren nicht einig, sondern erhoben und stürzten mehrere Könige nach einander. Auch konnten die römischen Unterthanen nicht vergessen, daß ihre Beherrscher Gothen und dem Arianischen Glauben zugethan waren. Sie wünschten sich wieder unter die griechischen Kaiser zurück, welche in Konstantinopel wohnten nnd der rechtgläubigen Kirche angehörten, obgleich das Reich dieser Kaiser höchst elend und zerrüttet war. Da machte sich der Kaiser Justinianus, welcher zu den vorzüglichsten in der Reihe gehört, diese Zwietracht zu Nutze und sandte seinen Feldherrn Belisarius und nach diesem den Narses nach Italien, um dieses Land seiner Herrschaft wieder zu unterwerfen. Es entstand ein langer und schwerer Krieg, von den Gothen mit alter Tapferkeit, aber unglücklich, geführt, der das Land verwüstete und besonders Rom durch mehrere Belagerungen fast ganz verödete, so daß von seinem alten Glanze nun keine Spur mehr vorhanden war. Das waren wiederum schreckliche Zeiten. — Noch einmal erhoben sich die Gothen, nachdem vier ihrer Könige zu Grunde gegangen waren, unter dem König Totilas, der würdig war Theoderichs Reich zu beherrschen; allein als auch er, nachdem er 11 Jahre rühmlich gekämpft hatte, 552 in einer Schlacht gegen Narses, und zehn Monate nachher sein Nachfolger Tejas in der dreitägigen Verzweiflungsschlacht bei Cumä, gefallen war, sank das gothische Reich in solche Vernichtung, 27 Jahre nach Theoderichs Tode und im Jahre unserer Zeitrech-

nung 553, daß die Ostgothen nicht nur besiegt, sondern fast gänzlich ausgerottet wurden. Nur wenige entkamen über die Alpen, um bei andern deutschen Völkern eine Freistatt zu suchen.

16. Die Langobarden in Italien. 568.

Fünfzehn Jahre nach der Ostgothen Untergange übte ein anderes, tapferes, deutsches Volk, die Langobarden, welches deren frühere Wohnsitze an der Donau eingenommen hatte, für sie die Vergeltung an den Griechen. Der griechische Statthalter Narses selbst, da er bei dem Kaiser Justinianus in Ungnade gefallen war, rief ihren König Alboin oder Albwin, der schon die Gepiden bezwungen hatte und jetzt in Ungarn, Oestreich, Krain, ja sogar in einem Theile von Baiern herrschte, herbei. Dieser König hatte den Heldenmuth, welcher sich den Herzen der Völker eingräbt; nicht nur sein Volk, auch Sachsen und Baiern sangen sein Lob Jahrhunderte nach ihm.

An dem zweiten Tage des Aprils im Jahre 568 brach der König Alboin mit allen langobardischen Männern, Weibern, Kindern, von 20,000 Sachsen begleitet, aus Ungarn auf; ihr bisheriges Land überließen sie ihren Bundesgenossen, den Avaren, welche noch Karl der Große daselbst fand. — Es war an einem herrlichen Morgen, als von der Höhe eines Vorberges der Alpen, welcher nachher der Königsberg genannt wurde, die staunenden Fremdlinge auf das neue, schöne Vaterland ihre Blicke warfen. Wo Alboin durchzog, ehrte er die Kirche und suchte die Liebe des Volkes. Durch die Eroberung von Pavia, am Zusammenfluß des Ticino und des Po-Stromes, gründete er seine Herrschaft in Oberitalien, welches bis auf den heutigen Tag von dem Volke der Langobarden die Lombardei genannt wird, und machte sie zur Hauptstadt dieser Gegenden. Auch in Unteritalien eroberte dieses Volk schöne Länder und stiftete das Fürstenthum Benevent, welches den größeren Theil des jetzigen Königreichs Neapel umfaßte. Rom aber und die Stadt Ravenna mit ihrem Gebiete blieben in den Händen der Griechen, welche durch Geschenke auch die Franken gewannen, um durch sie zu verhindern, daß die Langobarden nicht ganz Italien einnahmen und es zu einem starken und mächtigen Reiche vereinigten. Und diese Absicht ist ihnen auch zum Unglück des Landes vollkommen gelungen. Italien ist von jener Zeit an unvereinigt geblieben bis auf diesen Tag; die Fremden haben sich von jeher um seinen Besitz gestritten und sein Boden ist mit Strömen einheimischen und fremden Blutes getränkt worden.

Die Langobarden übrigens bauten das neuerworbene Land so schön, daß die traurigen Spuren alter Verheerungen immer seltener wurden. Auch der König nährte sich vom Ertrage seiner Güter, zog auf den Meiereien umher und lebte in der Einfalt eines Hausvaters, mit der Würde eines Heerführers. Die freien Männer, wie bei den alten Römern, arbeiteten selbst zur Urbarmachung der verödeten Aecker und unterschieden sich dadurch sehr von andern deutschen Stämmen. Zumal blühete der Feldbau um die Klöster. Die Geschichtsbücher von diesen, sagt ein großer deutscher Schriftsteller, enthalten die nicht so glänzende, als befriedigende Geschichte, wie man die Natur überwand, oder ihr half, und wie Fluren und lachende Triften die Trümmer des alten Italiens deckten.

17. Veränderungen in den Sitten und Einrichtungen der Deutschen.

Die meisten deutschen Völker waren in den Zeiten der Völkerwanderung in neue, von ihren alten gänzlich verschiedene Länder gekommen und fanden hier Einwohner von anderm Stamme, mit andern Sprachen, Sitten und Gesetzen. Daher konnten sie selbst nicht bleiben, wie sie in ihrer Heimath waren; und es ist wichtig, daß wir uns die große Verschiedenheit der als Eroberer in fremde Länder ausgewanderten, von den im Vaterlande und den alten einfachen Sitten gebliebenen Stämmen in ihren Hauptzügen vor Augen stellen.

Die deutschen Eroberer fanden in Gallien, Spanien, Italien und England Einwohner, aus Römern und Landeseingebornen gemischt. Sie ließen sie zwar, nachdem sie sich selbst einen Theil der Ländereien zugeeignet, in ihren Wohnsitzen, aber größtentheils als ein unedleres Menschengeschlecht, den Liten zu vergleichen. Nach den fränkischen Gesetzen brauchte man für einen erschlagenen Römer oder Gallier nur die Hälfte und in manchen Fällen nur den vierten Theil des Sühngeldes zu bezahlen, wie für einen freien Franken. Späterhin konnte es trotz der anfänglichen Absonderung nicht wohl ausbleiben, daß nicht nach und nach die Deutschen, besonders die nur sparsam in Gallien eingewanderten Franken, sich mit den Landesbewohnern vermischten, und daß manche von diesen, welche an Kenntnissen, so wie an List und Verfeinerung, den Deutschen überlegen waren, bald zu hohen Aemtern bei schwachen Königen gelangten und nun ihre vorigen Herren beherrschten. Ja, sie erhielten, da man Dienste nur mit Land bezahlte, auch Grundbesitz als Lehen und wurden dadurch Theilnehmer des Lehngefolges. Man hat Römer und Gallier unter den Grafen, Herzogen und Hausmeiern gesehen. Es entstand, wenn auch langsam, ein Gemisch der Völker, der Sitten, der Sprachen und Vorstellungsweisen.

Die alte, kräftige Natur derjenigen Deutschen, welche in warme und üppige Länder kamen, wurde durch Weichlichkeit und Sinnenlust geschwächt. So waren die Vandalen in Afrika und die Ostgothen in Italien schon ein paar Jahrzehnte nach ihrem Einzuge fast verwandelt und entartet und erlagen Feinden, welche früherhin kaum ihren Anblick ertragen konnten. Die Stämme dagegen, welche in Deutschland blieben, blieben auch hart und eisern, und wenn sie auch nachher allmälig milder geworden sind, gleich wie ihr Klima, so wurden ihre Wälder doch so langsam ausgerottet, daß die Veränderung ohne zu schnelle und dadurch schädliche Uebergänge geschah.

Die größte Veränderung bei den *ausgewanderten* deutschen Stämmen ging aber mit der *Sprache* vor. Denn da in den eroberten Ländern hauptsächlich die römische oder lateinische Sprache geredet wurde, und diese damals um vieles ausgebildeter war, als die deutsche, so konnte sie nicht durch diese verdrängt werden, sondern es entstand eine Mischung von beiden, wodurch beide verwandelt wurden; und oft fand sich noch die eigentliche alte Landessprache vor der römischen Zeit als ein drittes Bestandtheil dazu. Daher redet man in Frankreich, Spanien, Portugal und Italien *romanische*, das ist, aus dem Römischen gemischte Sprachen, die zum Theil wohl besser ins Ohr fallen mögen, als die unsrige, welche aus den alten Wäldern noch manche Rauhigkeit an sich trägt, die aber auch nicht so kräftig, nicht so treu und herzlich, nicht so reich an eigenthüm=

lichen Wörtern, und dabei schon lange alt geworden sind. Die unsrige ist noch immer jung und lebendig und kann noch alle Tage an Schönheit und Reichthum zunehmen. Sie ist ein Ursprache, deren Wurzeln bis in den uralten Boden unserer Volkseigenthümlichkeit zurücklaufen und ihre Nahrung aus dem reichen Quell des Lebens ziehen, mit welchem die Natur unser Volk ausgestattet hat; sie ist noch das lebendige Gewächs in fruchtbarem Boden, und unsere Arbeit an ihr ist nur die des Gärtners, der es pflegt und seiner wartet mit großer Liebe.

Die Verfassung mußte sich bei den erobernden deutschen Völkern gleichfalls wesentlich verändern. Zu Hause, in dem ursprünglichen Zustande, galt die königliche Gewalt, mit Ausnahme der salischen Franken, wo die Königswürde eine ursprünglich erbliche und daher kräftigere war, im Frieden nicht viel; die Grafen, als die bestellten Richter in jedem Gau, verwalteten die gewöhnlichen Angelegenheiten, richteten die Streitigkeiten nach dem Herkommen, und über wichtigere allgemeine Dinge wurde die Volksversammlung berufen. Aber im Kriege gilt die Gewalt des Anführers über Alles; mit Recht, weil es auf schnelle Entschlüsse ankommt. Da war also der König oder Fürst fast unumschränkter Gebieter und ihm wiederum standen seine Getreuen, aus dem Gefolge, am nächsten. Wenn ein solcher Krieg bald vorüber war, so trat auch der Fürst wieder in die Unbedeutenheit des Friedenszustandes zurück; aber in den vielen Jahren der Züge, unter steten Kämpfen, konnte sich seine Gewalt dauernd befestigen. Das ganze Volk wurde zum Heere; es gewöhnte sich an den Gehorsam, der im Kriege nothwendig ist; die Verfassung des Friedens verlor viel von ihrer Kraft; und da man im Ziehen kein Vaterland hatte, so mußte sich die ganze Liebe und das ganze Vertrauen auf den Anführer wenden, welcher zu Sieg und Beute und zur Erkämpfung eines neuen Erbes führte. Er war das Heil und die Hoffnung des Volkes, er war statt Heimat und Vaterland, und diejenigen die Beglückten, welche ihm als Gefolge am nächsten standen.

Diesen wies er, wenn die Eroberung vollbracht war, von der Beute und dem Lande vor Allem ihr Theil an, wie er ihnen in der älteren Zeit nur das Pferd, die Waffen und den Unterhalt gegeben hatte; er selbst aber nahm sich ohne Zweifel das Meiste und Vorzüglichste, vornehmlich die Güter der bezwungenen oder getödteten Fürsten; und so war seine Macht durch den Besitz und durch den großen Anhang begründet. Die Masse der gemeinen freien Männer mit ihren Familien erhielten ein hinreichendes Grundstück als Eigenthum. Die Gothen, die Burgunder, die Langobarden, welche als wandernde Völker mit Weib und Kind kamen, mußten von den Ueberwundenen einen bedeutenden Antheil vom Grundeigenthume fordern; die Ostgothen ließen sich in Italien einen Drittheil der Ländereien abtreten; die Westgothen und Burgunder von den Galliern sogar zwei Drittheile. Die Franken dagegen machten ihre Eroberungen von der Heimat aus, nicht sowohl als Volk, sondern als Heer des Fürsten, bestehend aus der Blüthe der kriegerischen Jugend. Ihre Zahl war nicht groß, und an Land war, bei der in den letzten Jahren stark verminderten Bevölkerung Galliens, kein Mangel, daher brauchten sie den Galliern und Römern keinen bestimmten Theil ihres Landeigenthums abzunehmen, obwohl sie, nach ihrem Begriffe vom Rechte des Eroberers, das Ganze als ihr Eigenthum betrachteten und in vielen Fällen auch gewiß vom Privateigen=

thum genommen haben, so daß das Loos der Gallier häufig um so schlimmer war, weil sie der regellosen Willkür anheimfielen [1]. Im Ganzen jedoch fanden die Eroberer an dem, was die Römer als Staatseigenthum dort besessen hatten, genug Land vor; in dem Theile Galliens ferner, den sie den Westgothen abnahmen, fielen ihnen wohl die meisten der Grundstücke zu, welche diese sich früher bei ihrer Eroberung zugeeignet hatten; denn viele von denselben kamen im Kriege um, viele verließen auch das abgetretene Land und zogen nach Spanien, um nicht den Franken dienstbar zu werden. Jene ganze Masse der eroberten Staatsländereien (nach dem römischen Ausdrucke Fiscus benannt), bildete nun, nachdem der König seinen Hauptttheil erhalten, das gemeinschaftliche Gut der Eroberer. Es wurde daraus, so lange diese als Heer zusammenhalten mußten, die Unterhaltung desselben bestritten; nachher, als sie sich unter ihren neuen Unterthanen niederzulassen und, der ursprünglichen Neigung germanischer Völker gemäß, Grundbesitz zu erwerben wünschten, erhielten sie diesen aus der Masse der eroberten Ländereien. Die Masse der gemeinen Freien erhielt auch hier ohne Zweifel freies erbliches Eigenthum, Allode, allein die dem Könige nahestehenden Getreuen, oder die überhaupt besondere Dienste geleistet hatten, bekamen aus den zur Verfügung des Königs stehenden Gütern besondere Schenkungen als beneficium, denn dieses ist die ursprüngliche Bedeutung des Wortes: Wohlthat und Lohn, sei es an Grundbesitz oder sonstigen Privilegien. Nach und nach geht die Bedeutung aber auf die Sache selbst über, mit welcher belohnt wird, und speciell auf das verliehene Land, so daß beneficium und Lehn gleichbedeutend wird. Denn geliehen war das Land nur, es wurde nicht freies Eigenthum, sondern behielt den Charakter einer königlichen Besitzung und der Beliehene konnte nicht darüber verfügen, nicht einmal für seinen Sohn; für diesen wurde eine neue Bewilligung nöthig, und gebrochene Treue machte auch noch bei Lebzeiten des Lehens verlustig. Der Beliehene war durch das beneficium noch enger an die Person des Königs geknüpft und ihm zur Treue verpflichtet, als er es schon wie Unterthan war, und da dieses vorzüglich im Kriege wichtig wurde, auch schon an sich an jedem Grundbesitz der Kriegsdienst haftete, so verstand es sich von selbst, daß der Lehnsmann vor allem Kriegsfolge leisten mußte.

Aus diesen Anfängen hat sich die ganze, nachher so wichtige und einflußreiche, Verfassung entwickelt, welche man das Lehnswesen nennt und welche, wenn auch nicht, wie man häufig angenommen hat, als Folge und weitere Entwickelung des Comitats des Tacitus angesehen werden kann, doch in seiner sittlichen Bedeutung schön mit demselben zusammenhängt. Die unverbrüchliche Treue, welche als ein Grundzug im deutschen Charakter liegt, war das Gefolge seinem Fürsten eben so schuldig, wie der Vasall seinem Lehnsherrn.

Die Lehnsverfassung ist nach und nach in den folgenden Jahrhunderten zu ihrer vollen Ausbildung gekommen, besonders, als sie sich auch rückwärts auf die alten Wohnsitze der Franken und die ihnen unterworfenen übrigen deutschen Völker ausdehnte. Das Streben nach Lehnen und dem damit verbundenen Dienstverhältnisse zu dem Fürsten wurde immer mehr vorherrschend; denn es gab Einfluß und Macht, und dafür gab mancher seine

---

1) Nec ullus muttire coram iis audebat sagt Gregor von Tours.

Freiheit auf. Der Dienst war entweder mehr an die Person des Königs geknüpft (Hofdienst), oder an den Krieg. Die Dienstmannen führten den Namen Getreue (Fideles) und Leute (Leudes) des Fürsten; in späterer Zeit, da das Lehnswesen sich vollständiger ausgebildet hatte, wird die Benennung Vassi und Vasallen die gebräuchliche für die Lehnsträger. Der Lehnsherr hieß Senior (davon Seigneur) oder Dominus. Der Name Antrustio bezeichnete den Getreuen, welcher einen besondern Eid der Treue in die Hand des Königs leistete und nun in truste dominica stand. Ministerialen hießen die Getreuen, als in einem näheren Dienstverhältnisse zu dem Fürsten stehend.

Da im fränkischen Reiche die Hauptleitung aller Regierungsgeschäfte vom König ausging, so war es natürlich, daß die Männer in der Nähe des Königs auch für die Regierung des Staates in Anspruch genommen wurden, daß Hofdienst und Staatsdienst sich vereinigten. Die Inhaber der Hofstellen und auch wohl sonst angesehene Männer ohne bestimmte Stellen, die Gefolggenossen des Königs, convivae regis, wohnten zum Theil im Palaste. Sie hießen proceres aulici, principes und ministri palatii, 2c. Der Marschall, comes stabuli, hatte die Aufsicht über das ganze Gesinde; der Schatzmeister, thesaurarius, hatte die königliche Kasse; der Referendarius oder Kanzler hatte zunächst die Urkunden des Königs auszufertigen und bewahrte den königlichen Siegelring; der Pfalzgraf, comes palatii, unterstützte den König in der Ausübung der höchsten Gerichtsbarkeit, wobei die Hofbeamten und Großen die regelmäßigen Beisitzer waren. Unter den untergeordneten Hofstellen finden sich auch Aerzte, Sänger und geschickte Goldschmiede. — Wichtiger aber als alle andern Hofbeamten wurde bald der Majordomus, Hausmeier oder Oberhofmeister, der als Oberaufseher über das Haus des Königs, über dessen Güter und Leute, den Marschall, den Domesticus und die übrigen Hofbeamten in den Hintergrund drängte und später die ganze Leitung des Staates an sich nahm, wie wir in der Geschichte sehen werden.

Der König ernennt, vermöge seiner Herrschergewalt, in den Provinzen des Reiches die Vorsteher der Gaue, die Grafen, welche an die Stelle der alten Gaufürsten traten und als Vertreter der königlichen Gewalt die Einheit des Reiches befestigten; denn die Gaueintheilung war im ganzen Reiche beibehalten oder eingeführt. Der Graf vertrat den König in seiner oberrichterlichen Gewalt, mußte für Recht und Frieden sorgen, führte den Vorsitz in den Volksgerichten, zu welchen er in Vollmacht des Königs die Ladung erließ, und sorgte für die Vollziehung des Gerichtsspruchs und die Bestrafung der Missethäter. Auch die Erhebung der königlichen Einkünfte, so wie die Anführung des Gaues im Kriege gehörte zu seinem Amte. Für seine Dienste wurde ihm, wie allen Beamten, kein eigentlicher Sold oder Gehalt, sondern ein Stück Land als beneficium gegeben, wodurch er noch inniger und fester an die Person des Königs geknüpft wurde. Er gehörte nun zu den Leudes und hatte als solcher ein höheres Wehrgeld, als der gemeine Freie, nemlich 600 solidi, während das Wehrgeld des letzteren nur 200 solidi war. Zu den Einkünften des Grafen gehörte auch ein Theil der Gerichtsgelder.

In einigen Theilen des Reichs standen auch mehrere Gaue unter einem gemeinschaftlichen Beamten, besonders im Kriege, das war der Herzog. Er war bald über 3 bis 4 Gaue, bald über mehrere, bis 12, wo=

bei die Zusammenhörigkeit der Stämme die Grundlage bildete Das war der Anfang der späteren selbständigen Gewalt der Herzoge, nachdem dieselbe in einer in der Provinz ansässigen Familie erblich geworden war.

Wichtig war auch die Gewalt der Bischöfe neben den weltlichen Beamten, die besonders in Gallien, wo sie in der letzten Zeit des römischen Reiches gestiegen war, bedeutend bleibt; am meisten in den Städten, wo der bischöfliche Sitz war. Ein gemeinschaftlicher Geist erfüllte die Bischöfe und erhielt sich in ihren regelmäßigen Zusammenkünften. Daher lag dem Könige sehr daran, daß die rechten Männer auf dem Bischofstuhle saßen, und er behielt sich daher die Bestätigung ihrer Wahl durch Clerus und Volk vor, ja ernannte sie oft unmittelbar. Dafür wurden den Bischöfen auch wohl die gräflichen Geschäfte und Rechte anvertraut.

Die Einkünfte des Königs bestanden, außer dem Ertrage seiner Domänen, die in allen Theilen des Reiches zerstreut lagen, ursprünglich nur in freiwilligen Gaben, welche bei den Frühlingsversammlungen dargebracht wurden; allein bald kamen auch wirkliche Steuern und Abgaben hinzu, zunächst von unterworfenen Völkern an Kühen und Pferden, später an Gelde; dann Abgaben von den Hörigen; in Gallien fortdauernde Steuern aus römischer Zeit, z. B. die Grundsteuer, sowohl an Naturalien, als an Geld, und von denen, die kein Grundeigenthum hatten, namentlich in den Städten, die Kopfsteuer. — Bedeutenden Ertrag lieferte auch das Friedensgeld, welches als Sühne für verwirkten Frieden gezahlt werden mußte und früher den Gemeinden oder ihren Vorstehern zugefallen war, nun aber dem Könige und seinen Beamten gehörte. Wer aber gar für friedlos erklärt war, verlor sein ganzes Gut. Wer den königlichen Befehlen nicht gehorchte, namentlich dem Bann zum Heere, wofür die Strafe Heerbann hieß, oder den Beamten des Königs nicht die nöthige Hülfe zur Verfolgung eines Uebelthäters leistete u. s. w., mußte Strafgeld bezahlen, welches in die königliche Kasse floß.

So war der fränkische König auch an Geld und Gut reich genug, wenn er dasselbe nicht durch Verschenkungen an seine Getreuen zu sehr zersplitterte, und nimmt man dazu den kräftigen Einfluß, den er durch die Kette seiner Beamten, die im Hofdienst ihre Schule für den Staatsdienst gemacht hatten und im Könige ihren Mittelpunkt fanden, bis in die entferntesten Provinzen übte, so muß man gestehen, daß der salische König mit einer Gewalt ausgerüstet dastand, die ihn zur Gründung eines großen Reiches befähigte, wenn die persönliche Kraft dazu in ihm lag.

Doch würde man irren, wenn man glaubte, die alte Freiheit der Nation sei in der Merovingischen Zeit ganz zu Grunde gegangen. Sie lebte zunächst in der Gemeindeverfassung und auf dem Gebiete des Rechtes und der Gerichtsverfassung fort. Die Gemeinde, bestehe sie in einem zusammenhängenden Dorfe, oder in Höfen, welche zu einer Dorfschaft vereinigt waren, dauerte fort und besorgte ihre Angelegenheiten unter ihrem Schultheißen, und ebenso die Eintheilung nach Hundertschaften unter dem Centenarius oder Hunno; und wo sie nicht bestanden, führten die Deutschen sie ein, wenn sie in solcher Zahl eingewandert waren, daß sie sich nicht den Bewohnern des Landes zu assimiliren brauchten. So hat der Deutsche, in seiner Liebe zu den alten Ordnungen und Gewohnheiten, überall in der alten wie neuen Welt, wohin er gekommen ist, seine vaterländischen Einrichtungen in's Leben gerufen.

Der Centenar wurde frei vom Volke gewählt, oder doch unter wesentlicher Mitwirkung desselben; er ist kein königlicher Diener und hat deshalb auch kein höheres Wehrgeld, seine Stellung stammt aus dem fernen Alterthum der selbständigen Volksgemeinden her.

Auch in den Gerichtsversammlungen der Hundertschaft wurde das Recht von den freien Gemeindegenossen selbst gefunden, obgleich der Graf als königlicher Beamter den Vorsitz führte, und so fand der freie Mann in seinen Standesgenossen seine Richter. Der Centenar unterstützte den Grafen in seinem Geschäfte. Der Begriff des Friedens und die Achtung vor demselben war die große Stütze aller bürgerlichen Ordnung, sowohl in deutscher Urzeit, als in der späteren Zeit des Ueberganges in größere Staaten. Wer das Recht eines andern verletzte, wurde als ein Friedebrecher betrachtet und mußte dafür die Buße entrichten, die seine Genossen ihm nach Recht und Herkommen auflegten. Die zwingende Gewalt wird mit dem Worte Bann bezeichnet; sie lag in der Hand des Königs und seiner Beamten, denen er sie als seinen Vertretern übertrug. Das Urtheilen war beim Volke, die das Urtheil vollziehende Gewalt beim Könige.

Nach dem ganzen Charakter des fränkischen Königthums konnte von den Gerichten der Hundertschaft an die höhere Instanz des Königs appellirt werden, so wie auch die Klagen gegen Beamte und höhere Geistliche vor den König gebracht wurden. Dann trat das Pfalzgericht zusammen. Auch dieses war öffentlich und wurde in den einzelnen königlichen Pfalzen gehalten.

Lebte so in der Handhabung des Rechtes noch die alte Selbständigkeit des deutschen Volkes fort, so war auch in sofern die Gewalt des Königs nicht unbeschränkt, als die Nation noch immer Antheil an der Entscheidung der wichtigsten Volksangelegenheiten und die Billigung der vom Könige abgefaßten Gesetze hatte; es wurden noch regelmäßige Reichs-Versammlungen gehalten, und zwar bei den Franken zuerst im März, nachher unter Pippin dem Kleinen im Mai, woher die Benennung des März- und Maifeldes kam. Sie waren hauptsächlich Heeresmusterungen, aber es wurden auch andere Geschäfte abgemacht, sogar über Krieg und Frieden verhandelt. Aber freilich war der große Unterschied gegen die alte Zeit der, daß nicht mehr die Mehrzahl aller freien Männer die Entscheidung gab, was schon der Ausdehnung des Reiches wegen nicht möglich war, sondern die Großen und die Lehnsmänner des Königs.

Der Zustand des großen Standes der gemeinen freien Leute wurde bei den Franken, welche als Eroberer in Gallien sich niederließen, dadurch einigermaßen geändert, daß sie mit den Bequemlichkeiten eines reicheren Lebens bekannt wurden und größeren Grundbesitz bekamen. Daher bedurften sie auch viel mehr Knechte, als in dem einfachen Leben der Heimat, und da die Kriegsgefangenen meistens zu Knechten gemacht wurden, so vermehrte sich die Zahl der letzteren eben dadurch. Ihr Loos verbesserte sich aber durch ihre Unentbehrlichkeit. Als geschickte Arbeiter, deren Kunstfertigkeit der Herr zu schätzen lernte, als Verwalter und Landbauer auf seinen Besitzungen, fanden sie eine schonendere Behandlung und traten fast in den Rang von Mitgliedern der Familie. Auch Freilassungen konnten schon nach der ältesten deutschen Sitte stattfinden, doch erhielt der Freigelassene nur die niedere persönliche Freiheit, die ihn den Hörigen oder

Liten gleichstellte. Er blieb mit dem Boden, den er bebaute, in Abhängigkeit eines Herrn und konnte mit dem Lande veräußert werden. Gleichwohl stand er bei den Franken doch so hoch, daß er im Wehrgelde dem Römer gleichgestellt wurde.

Bei dieser Annäherung der Freigelassenen und Liten an die volle Freiheit unterschied man die freigebornen, als Grundbesitzer vollberechtigten, Mitglieder der Volksgemeinde durch den ehrenvollen Namen boni homines, die guten biedern Männer. Der zu dieser Stellung berechtigende Grundsitz scheint ursprünglich die Hufe (30 bis 40 Morgen Land), gewesen zu sein, doch konnte natürlich mancher auch mehr besitzen.

Trotz der zunehmenden Macht des fränkischen Volkes und des theilweisen Zusammenlebens mit den verfeinerten Römern war doch ihr Zustand noch sehr roh, wie ihre Gesetze aus diesem Zeitalter zeigen. Todesstrafe zwar war, nach der uralten Sitte, fast auf kein Verbrechen gesetzt, außer auf Hochverrath; der Deutsche achtete die persönliche Freiheit so hoch, daß er keinem andern das Recht über sein Leben zugestehen wollte. Dagegen wurde als Wehre oder Gewährleistung für Leib und Leben ein Wehrgeld gesetzt, welches die Angehörigen eines Erschlagenen als Sühne und Ersatz dafür fordern konnten, weil sie einen ihrer Wehren verloren hatten, und weil sie, nach dem alten Rechte der Blutrache, das Blut des Beleidigers hätten fordern müssen. Diesem zufolge besaß die beleidigte Familie gegen die andere das Fehderecht, bis Genugthuung gegeben war. Sühne für die nicht geübte Familienrache war also die ursprüngliche Bedeutung des Wehrgeldes. — Ueberdies hätte die Todesstrafe die heftigen, gleich zu den Waffen greifenden Menschen, welche sehr wenig Furcht vor dem Tode hatten, doch nicht von der Befriedigung des augenblicklichen Rachegefühls abgehalten; die Geldstrafe dagegen war für jene Zeit sehr hoch und daher empfindlich, und wer sie nicht entrichten konnte, verlor die Freiheit und mußte des Beleidigten Knecht werden. Viele ärmere Freie verloren auf diese Weise ihre Freiheit, weil ihre Habe nur zu einem geringen Werthe angeschlagen war, z. B. ein Ochse nach dem salischen Gesetze zu 2, eine Kuh nur zu 1, ein Hengst zu 6, und eine Stute zu 3 Solidis oder Goldschillingen. Dagegen kostete ein Schimpfwort schon eine bedeutende Summe; wer einen andern einen Hasen schalt, mußte ihm 6 Schillinge oder 3 Ochsen geben, wer ihn Betrüger oder einen Feigen nannte, sogar 15 Schillinge. Die Höhe der Strafe trug auch gewiß öfter dazu bei, daß die Parteien sich gütlich verglichen, um einander wegen eines leidenschaftlichen Augenblicks nicht ganz ins Unglück zu stürzen. — Weil ein jeder bewaffnet ging und sich vertheidigen konnte, so wurde nach dem alamannischen Gesetz der Mord eines Mannes nur halb so schwer bestraft, als einer Frau, die wehrlos war; Diebstahl aber wurde mehr verabscheut, als Mord, weil auch ein Feiger sich an wehrlosen Dingen vergreifen kann. Nach dem sächsischen Gesetz wurde, wer ein Pferd gestohlen hatte, mit dem Tode bestraft; jeder Mord aber, selbst eines Edelmannes, konnte mit Geld gebüßt werden.

Das höchste Wehrgeld war das eines baierschen Herzogs, nämlich 960 Schill.; das eines Bischofs betrug 900. Für den König war kein Wehrgeld bestimmt; seine Person war heilig und unverletzlich. Bei den Franken war das Wehrgeld des königlichen Getreuen, Antrustio, wenn er ein Franke war, gleich dem des Grafen 600 Schillinge, des Freien 200, des Hörigen

(Litius) 100 Schill. Für den Römer galt in derselben Abstufung die Hälfte dieser Summe, also daß der römische Getreue (Romanus conviva regis) ein Wehrgeld von 300 Schill. (also 100 mehr als der freie Franke), der Romanus possessor von 100, der Romanus tributarius aber, statt 50, nur 45 Schill. hatte. — Nach den Gesetzen der übrigen Völker fanden manche Verschiedenheiten statt.

Auch jede körperliche Verletzung war sehr genau nach Geld angeschlagen; die Verstümmelung der Hand z. B. kostete 100 Schill., des Daumens 45, der Nase ebenfalls 45, des Zeigefingers 35, eines der andern nur 15.

Außer den Wehrgelde, welches der Beschädigte oder seine Angehörigen erhielten, mußte sowohl beim Diebstahl, als beim Morde und bei Verletzung, noch ein fredum, Friedensgeld, für den verletzten Frieden, gezahlt werden, welches die Obrigkeit erhielt.

Das Gericht wurde unter freiem Himmel an einem umzäunten Orte, der Malstätte oder Malberg hieß, vor einem aufgerichteten Schilde gehalten. Richter waren, unter dem Vorsitze des Grafen und unter Mitwirkung des Centenarius, der auch judex genannt wird, in Gegenwart der Gemeinde, welche in manchen Fällen selbst entschied, für freie Männer ebenfalls Freie, boni homines, in der Gerichtssprache Rachimburgi genannt. Sie wurden vom Grafen ernannt, in der Regel 7. In Fällen, wo die Rachimburgen das Urtheil nicht finden konnten, traten im salischen Lande die sogenannten Sagibarones, welche also vorzugsweise Rechtskundige sein mußten, ein. — Das regelmäßige Gericht, welches zu bestimmten Zeiten zusammenkam, hieß mallum legitimum, echte Ding. Zu ihm kam die ganze Bevölkerung, und es entschied darin die ganze Gemeinde, nicht die Urtheiler (Rachimburgi), welche das Urtheil nur fanden. In den außerordentlichen oder gebotenen Gerichten aber, zu denen sich außer dem Grafen und den Urtheilern nur wenige fanden, entschieden die Urtheiler zugleich; die übrigen Anwesenden traten nicht als Gemeinde auf, sondern nur als Zuhörer (Umstand).

Die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten herauszubringen, schien den Deutschen, bei ihrem scharfen Gefühle für die Heiligkeit des Rechtes, eine der unerläßlichsten Pflichten zu sein. Sie halfen sich daher, wenn die Wahrheit weder durch Geständniß noch durch Zeugen ermittelt werden konnte, mit den sogenannten Gottesgerichten. Des Angeklagten Unschuld schien ihnen dadurch erwiesen, wenn er bei den Gefahren, die im natürlichen Laufe der Dinge verletzen, unversehrt blieb; wenn z. B. seine Hand oder sein Fuß, indem er sie in siedendes Wasser oder auf ein glühendes Eisen hielt, keine Brandmalen bekam, oder wenn er im Zweikampf mit seinem Gegner obsiegte. Man hatte das Vertrauen, Gott werde die Unschuld nicht sinken lassen; und gewiß sehr oft hat, wenigstens im Zweikampfe, das Bewußtsein der Unschuld den Sieg gegeben.

Hauptvergnügungen waren noch immer die Jagd und der Krieg. Jene liebten sie so sehr und schätzten Alles, was dazu gehörte, so hoch, daß z. B. bei den Alamannen ein gestohlener Leithund mit 12 Schillingen, ein Pferd nur mit 6, und eine Kuh mit Einem ersetzt werden mußte. Ein gemeiner abgerichteter Falke galt 3, und einer, welcher einen Kranich fing, 6 Schillinge.

Der ganze sittliche und bürgerliche Zustand der deutschen Völkerschaften in den ersten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung ist in gewisser

Hinsicht schlimmer, als das alte einfache Leben, da sie den unmittelbaren Antrieben ihrer Natur folgten. Sie waren in dem Uebergange aus dem unbewußten Naturleben zu einiger Bildung, und diese Zeit eines Volkes ist die übelste, weil das Bewußtsein der sittlichen Würde zu erwachen anfängt, ohne daß die Kraft der Selbstbeherrschung da ist, um die gewaltigen Triebe und Leidenschaften zu überwinden.

18. Das Christenthum im inneren Deutschland.

Die Gothen, Burgunder, Langobarden und Franken hatten, wie erzählt ist, schon früher das Christenthum angenommen, im eigentlichen Deutschland erschien es ein paar Jahrhunderte später. Denn obwohl die Alamannen, Thüringer und Baiern den Franken unterworfen wurden, so gaben sich diese noch nicht viel Mühe, die heilige Lehre unter ihnen zu verbreiten, durch welches Geschenk sie ihnen für den Verlust der Freiheit einen Ersatz hätten geben können. Es schien, als wenn sie, die das Christenthum durch Noth und im Getümmel der Schlacht angenommen hatten, es auch nur durch das Schwert auszubreiten verstanden. Dagegen kamen aus einem fernen Lande die Apostel, welche die milde Lehre in den deutschen Wäldern pflanzten: aus England, Schottland und Irland, zuerst irische Mönche und dann auch angelsächsische. Die Angeln und Sachsen waren als Heiden dorthin gekommen und wurden langsam, nicht durch Gewalt, sondern durch Belehrung und Ueberzeugung zum Christenthum gebracht; und dafür schlug es so tiefe Wurzel in ihrem Gemüthe, daß bald eine Anzahl begeisterter, christlicher Männer aus diesen Ländern als Lehrer unter die Heiden zogen. Sie hatten nicht reiche Abteien und nicht Ehre und Lohn bei den Menschen, wohl aber Spott, Verachtung, Mangel und die äußersten Gefahren zu erwarten.

Solche Männer waren: der heilige Columba und Gallus, im 6. Jahrh., in der jetzigen Schweiz; im 7. und Anfange des 8. Jahrh.: Kilian in Franken (Würzburg), Emmeran in Baiern (Regensburg), Rupertus in Salzburg, sämmtliche Iren, dann der Angelsachse Willibrod bei den Friesen und Sachsen. Vor Allen wichtig ist der Engländer Winfried, welcher vom Papst Gregor II. den ehrenvollen Namen Bonifacius (der Wohlthäter) erhalten hat. Er arbeitete vom Jahr 718 bis 755 mit unerschütterlichem Muthe für das Christenthum; in Franken, Thüringen, Hessen, am Rhein, bei Sachsen und Friesen, pflanzte oder verbreitete und befestigte sein Eifer die göttliche Lehre. Zur Befestigung des neuen Glaubens legte er hin und wieder Bisthümer an, oder ordnete die schon vorhandenen, wie zu Salzburg, Passau, Freisingen, Regensburg, Würzburg, Eichstädt und Erfurt; die berühmte Abtei Fulda ist von seinem Schüler Sturm gestiftet, und zu Ohrdruf in Thüringen gründete er eine Pflanzschule künftiger Lehrer, die, ihrer Ordensregel gemäß, nicht allein das Christenthum, sondern auch die Kunst des Acker- und Gartenbaues eifrig verbreiteten.

Dabei scheute er sich nicht, mit eigener Lebensgefahr den rohen Sinn der Völker durch seines Glaubens Kraft zu bekämpfen. Er stürzte ihnen ihre Altäre und die heiligen Bäume um, unter denen sie ihren Göttern opferten. Einer darunter, die uralte Donnereiche zu Geißmar in Hessen, war besonders berühmt; Bonifacius aber ergriff selbst die Axt und half sie abhauen. Die umherstehenden Heiden glaubten sicherlich, der Gott, der in

dem Baume sei, werde alsbald mit Feuer herausfahren und den Frevler mit allen seinen Gefährten verzehren; aber der Baum fiel, ohne daß das Feuer erschien, und mit ihm fiel ihre alte Zuversicht zu ihrem Gotte.

Noch mehr, als über die Rohheit der Heiden, klagt aber Bonifacius über die schlechten christlichen Priester, die er bei den Franken fand. Sie lebten in allen Lastern und machten sich kein Gewissen daraus, zugleich den Götzen zu opfern und auch zu taufen, wie es jemand für Geld von ihnen verlangte. Und selbst die Bessern unter ihnen hatten eben so viel Lust an den Waffen und an der Jagd, als an der Sorge für ihr geistliches Amt. „Die Religion liegt seit sechzig bis siebzig Jahren ganz zu Boden," sagt er in einem Schreiben an den Papst Zacharias. „Die Franken haben mehr als achtzig Jahre lang weder eine Kirchenversammlung gehalten, noch einen Erzbischof gehabt; die Bisthümer sind meistens in den Händen geldbegieriger Laien, oder verbrecherischer Geistlichen, die auf nichts als den zeitlichen Gewinn sehen." — Daher war eine seiner Hauptsorgen, daß von Neuem Kirchenversammlungen der fränkischen Geistlichkeit gehalten wurden, um gute Sitten und die alte Kirchenzucht herzustellen, und daß die Geistlichen an den Versammlungen des Märzfeldes Theil nahmen, damit auch das Wohl der Kirche daselbst berathen würde; und vieles ist ihm rühmlich gelungen.

Im Jahr 748 wurde Bonifacius zum Erzbischof von Mainz ernannt und stand als solcher an der Spitze der ganzen ostfränkischen Geistlichkeit, welche er zum unbedingten Gehorsam gegen den römischen Bischof, der nun schon unbestritten als Papst an der Spitze der abendländischen Kirche stand, gewöhnte. Wie er selbst der erste fremde Bischof gewesen war, welcher (723) dem Papste den Eid des Gehorsams schwor, den bis dahin nur die Bischöfe des römischen Sprengels leisteten, so hatte er es auch bewirkt, daß 743 auf einem großen Concil die fränkische Kirche sich förmlich dem römischen Stuhle unterwarf. Er war der Wiederhersteller der Synoden und ein Hauptbeförderer der Mönchsklöster, so wie ebenfalls des Cölibats. Er selbst gehörte dem Orden des heil. Benedict an.

Obwohl nun Erzbischof, wollte er doch nicht in Ruhe bleiben und sein Alter genießen, sondern die Bekehrung der Heiden blieb wie vor seines Lebens Arbeit und Ziel; und darüber starb er endlich den Märtyrertod. Denn als er wiederum zu den Friesen gezogen war, um einige Neugetaufte feierlich einzusegnen, wurde er von einem bewaffneten Barbarenhaufen angefallen, welche an ihm Beute zu machen glaubten. Seine Diener ergriffen die Waffen, er aber verbot ihnen, Blut zu vergießen, und so wurde er mit 43 Gefährten von dem wüthenden Haufen erschlagen.

Die Stifter, Kirchen und Klöster, die Bonifacius und andere in Deutschland anlegten, wurden nicht nur die Funken, von welchen das Licht der Religion und Geistesbildung ausging, sondern viele von ihnen bildeten auch den Mittelpunkt für neue Städte und Dörfer, welche nach und nach um sie herum entstanden. Nicht nur bauten sich die Leibeigenen der Stifter bei ihnen an, sondern auch andere suchten unter ihren Mauern Schutz, und es fanden sich Kaufleute und Krämer ein, welche von den des Gottesdienstes wegen dort zusammenströmenden Fremden Gewinn hofften. Der Name der Kirchmessen hat davon seinen Ursprung.

19. Die Großhofmeister bei den Franken.

Das fränkische Reich war in drei Haupttheile getheilt, Neustrien und Austrasien, oder das westliche und östliche Reich und Burgund, welches seinen eignen König hatte. Neustrien zerfiel öfters wieder in mehrere Theile. In diesem westlichen Reiche behielt römische Sitte und Sprache die Oberhand; im östlichen dagegen blieb das germanische Wesen vorherrschend. Beide Theile waren häufig im Krieg und Unfrieden mit einander. Im Jahre 613 vereinigte Chlothar II. wiederum die getrennten Theile, trat aber doch bald Austrasien an seinen Sohn Dagobert ab, der nach des Vaters Tode im Jahre 628 wieder das Ganze zusammenbrachte. Unter diesen beiden Regierungen, welche zu den glücklichsten in der Reihe gerechnet werden können, kräftigte sich das Reich und die innern Verhältnisse bildeten sich durch die Bemühungen des Bischofs Arnulph von Metz und des Majordomus Pippin von Landen (Großvaters von Pippin von Heristal), zweckmäßiger aus.

Die Gesetzgebung nahm mehr einen christlichen Charakter an; nachdem ursprünglich heidnischen Rechte konnte jeder Mord, mit Ausnahme des Königsmordes, mit Geld und Gut gesühnt werden, jetzt wurde festgesetzt, daß jeder vorsätzliche Mord mit dem Tode bestraft werden sollte. Ferner erhielt die Geistlichkeit eine höhere und freiere Stellung, und auch dieses war, wenn das Christenthum nicht ganz wieder sinken sollte, nothwendig. Damit die Bischöfe wo möglich aus den Würdigsten genommen würden, wurde das kanonische Wahlrecht hergestellt, nach welchem die Bischöfe von der Geistlichkeit unter Mitwirkung des Volkes (clerus cum populo), gewählt werden sollten. Auch die Gerichtsbarkeit der Geistlichkeit wurde auf der großen Synode zu Paris 614 sicherer gestellt, und auf den Reichsversammlungen wurde der Einfluß derselben bedeutender, indem sie mit den großen Vasallen fast allein auf denselben erschienen.

Dagobert wohnte meistens in Paris. Unter ihm finden wir schon fortgesetzte Kriege zwischen den Franken und Slaven, wodurch eine friedliche Verbindung der Franken und Sachsen gegen jene veranlaßt wurde. Dagobert erließ den Sachsen ihren Zins von 500 Kühen.

Nach Dagoberts Tode 637 fing der Verfall des merovingischen Geschlechtes wieder an. Sieben Könige sehen wir alle von Vormündern gelenkt, und so sank das Königthum immer mehr. Die starke Macht, die dem Könige durch seinen Grundbesitz und die sonstigen Einkünfte zu theil geworden war, wurde dadurch geschwächt, daß die Könige Besitz und Rechte im Uebermaße den Großen des Reiches austheilten. Die Absicht, sie dadurch fester an das Königthum zu knüpfen, mißlang, weil dasselbe zu schwach und die Aristokratie zu mächtig geworden war.

Ueberhaupt nahm das Lehnswesen einen Gang, welcher nicht nur die königliche Gewalt schwächte, sondern auch die alte Volksfreiheit immer mehr untergrub. Die großen Vasallen konnten von ihrem Gute meistentheils wieder anderen minder Begüterten ein Lehen zutheilen, die sich in ihren Dienst begaben und so Aftervasallen wurden, und eben so gaben sich viele Freie, im Gefühle der Hülfsbedürftigkeit, in den Schutz, mundium, eines mächtigen Nachbarn, indem sie ihm ihr Gut übertrugen und es von ihm wiederum als Lehen empfingen und so seine Getreuen wurden. Mit diesen seinen Getreuen mußte der Lehnsmann des Königs dem Aufgebote desselben

zu jedem Unternehmen folgen, während der gemeine Freie, der nur sein Allode, sein freies Erbgut (im Gegensatz von Feode, feudum, Lehnsgut) [1]) besaß, nur zu großen Nationalkriegen, die von der Nation beschlossen waren und wozu der Heerbann im altgermanischen Sinne aufgeboten wurde, sich zu stellen brauchte. Bei ihrer wachsenden Macht und Zahl fingen die Dienstmannen an, auf den gemeinen freien Mann, wie auf einen Niedrigeren, hinabzusehen und sich für den Adel der Nation zu halten, und selbst das Gesetz dieser Zeit bestärkte sie darin. Die Getreuen (in truste dominica) hatten ein höheres Wehrgeld; es betrug das Dreifache von dem Wehrgelde des gemeinen Freien, und auch wenn der Getreue nur von römischer Herkunft war, so betrug doch sein Wehrgeld 300 Solidi, während das der gemeinen Freien nur 200 betrug.

Die Lehen waren anfänglich nicht erblich, wie wir gesehen haben, allein im Laufe der Zeiten, und besonders unter schwachen Regierungen, fanden die Vasallen Mittel, auf eine oder andere Weise den Besitz erblich und fast unabhängig zu machen. Die meisten waren auch mächtig durch ihr Allode, und wer wollte dem mächtigen Manne oder seinem Sohne das Lehen nehmen? Eigenthum und Lehen mischten sich leicht, weil derjenige, der das Eigenthum erbte, auch das Lehen erbte. Von der Erblichkeit der Lehen an bildet sich der neue Dienst- oder Lehensadel, der im ganzen Mittelalter gilt.

In der späteren merovingischen Zeit trat der Majordomus an die Spitze der gesammten fränkischen Aristokratie; er wurde aus dem ersten Hofbeamten in Wirklichkeit erster Reichsbeamter und unter schwachen Königen der eigentliche Regent. Wenn ein Krieg zu führen war, da traten die Großhofmeister an die Spitze der Schaaren und zeigten sich rüstig zu tapferer That; auch im Frieden übten sie das Gnadenrecht, vergaben die Stellen, vertheilten erledigte Kammergüter und ließen den Königen nur die Ehre des Namens und der Krone und die Schwelgerei im Innern des Palastes. Nur bei der Märzversammlung erschien der König öffentlich vor dem Volke. Dann saß er vor Aller Augen auf dem Stuhle seiner Väter, grüßte seine Großen, wurde von ihnen begrüßt, empfing das von der Nation dargebrachte Geschenk und reichte es dem an Throne stehenden Großhofmeister; vertheilte nach dessen Weisung die erledigten Güter, bestätigte die schon vergebenen. Dann stieg er auf den Wagen, der nach alter Sitte mit vier Ochsen bespannt war, fuhr wieder nach seinem Palast und blieb daselbst bis zum folgenden Märztage.

So sah es um Chlodwigs, des großen Eroberers, Nachkommen aus, noch ehe 200 Jahre nach seinem Tode verflossen waren. Um das Jahr 700 nach Christi Geburt war Pippin von Heristal [2]) bei Lüttich, nachdem er schon mehrere Jahre Austrasien als Herzog, ohne einen merovingischen König regiert hatte, Regent über das ganze Frankenreich, sowohl Neustrien als Austrasien. Die Gegner des Majordomus Bertharius von Neustrien hatten ihn gegen diesen, den sie haßten, zu Hülfe gerufen. Er zog mit seinen Austrasiern aus und schlug im J. 687 den Bertharius in der großen

1) Das Wort feudum kommt jedoch vor dem 11. Jahrhundert nicht vor.
2) Obwohl diese Beinamen: Pippin von Landen, von Herstall, Karl Martell, u. s. w. der gleichzeitigen Geschichte fremd und erst später gebräuchlich geworden sind, so bedienen wir uns ihrer doch sogleich hier in der Erzählung als der allgemein angenommenen.

Schlacht bei Testri, welche über die Zukunft des Frankenreiches entschied; denn hätte Pippin nicht wiederum Neustrien und Austrasien vereinigt, sondern sich mit der Herrschaft über letzteres begnügt, so fiel das Frankenreich auseinander und die deutschen Völker sonderten sich zu früh von den romanischen Landen und behielten nicht die Kraft, auch die noch heidnischen Völker, namentlich die Sachsen, in den Kreis des Christenthums zu ziehen und ein einziges Reich zu bilden. Ein Karl der Große hätte nicht seine welthistorische Bestimmung erfüllen können.

Pippin blieb zwar Herzog in Austrasien und übertrug die Hausmeierwürde in Neustrien seinem Sohne Grimoald und nach dessen Tode seinem Enkel Theudoald, allein er lenkte doch fortwährend das Ganze. Er war ein sehr kluger und rechtschaffener Mann, der Ordnung und Gerechtigkeit herstellte, die alten Märzfelder regelmäßig hielt und die Liebe und das Zutrauen des Volkes, dessen Rechte gegen die Leudes er gern aufrecht hielt, in solchem Grade gewann, daß er die Großhofmeisterwürde in seinem Geschlechte erblich machen konnte. Er starb im Jahre 714, gerade 100 Jahre vor Karls des Großen Tode. Sein Sohn, Karl Martell, der nach ihm Großhofmeister über das ganze Reich wurde, hat die Christenheit von einer großen Gefahr errettet.

20. Karl Martell, gegen die Araber. 732.

Es war ein Volk von Mittag herangekommen und hatte in kurzer Zeit mit Feuer und Schwert große Länder durchzogen und seiner Herrschaft unterworfen. Kein Volk konnte ihm eine Grenze setzen, sein Arm war unwiderstehlich und traf wie ein Blitz auf die Widersacher. Dieses Volk waren die Araber; sie kamen aus Asien her, und ihre große Kraft kam aus ihrem neuen Glauben. Denn der, den sie ihren Propheten nannten, Mohamed, hatte ihn vieles aus der Lehre Mosis und unseres Heilandes verkündigt, und dazu hatte er dem Volke, welches die sinnlichen Freuden über Alles liebte, große Belohnungen und immerwährenden Genuß im Paradiese versprochen, wenn es für den neuen Glauben begeistert kämpfte und ihn über alle Länder verbreitete. Mohamed lebte um das Jahr 622. Nun hatten die Araber schnell viele Länder in Asien und Afrika erobert und weniger als hundert Jahre nach Mohameds Tode, 711, gingen sie schon unter Tarik und Musa über die Meerenge von Gibraltar nach Spanien hinüber. Roderich, König der Westgothen, der Spanien beherrschte, stellte sich ihnen bei Teres de la Frontera entgegen; er stritt für die Krone, für die Freiheit und die Religion der Westgothen; lang und hart war der Kampf; heldenmüthig focht Roderich, bis ein verrätherischer Graf, der die Araber über die Meerenge gerufen hatte, zu dem Feinde überging. Da fiel der König und mit ihm die Blüte des Heeres. Das Reich der Westgothen wurde unter die Araber gebracht, und bald herrschten sie vom Meere bis an das Pyrenäengebirge, so daß nur ein kleiner Fleck vom nordwestlichen Spanien, in den galicischen Gebirgen, den Gothen als freier Besitz übrig blieb.

Nachdem die Araber Spanien bezwungen hatten, warfen sie ihre Augen auf Frankreich und fielen über die Pyrenäen in das Land ein. Zu gleicher Zeit waren sie auch mit einem großen Landheere und einer Flotte vor Konstantinopel erschienen, so daß sie das europäische Land von Abend und von Morgen her in ihre Mitte nahmen, um es ganz zu erdrücken und

das Christenthum auszurotten. Und hätten sie an beiden Seiten den Sieg erhalten, so würden sie immer weiter gezogen sein und beide große Heere wären vielleicht in Deutschland zusammengetroffen und hätten das Werk vollendet. Aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Die Stadt Konstantinopel widerstand durch ihre starken Mauern und durch das griechische Feuer, welches die Einwohner gegen die feindlichen Schiffe gebrauchten. In Frankreich aber widerstand ihn der starke Held Karl Martell, Pippins Sohn; Martell oder der Hammer heißt er in der späteren Geschichte, weil er wie ein Hammer die Feinde getroffen. Er ging ihnen mit seinen Franken bis über den Loirefluß entgegen und traf auf sie zwischen den Städten Tours und Poitiers, wo sich weite Gefilde ausbreiten. Hier geschah die Schlacht an einem Samstag im October des Jahres 732. Eng und undurchdringlich, mit einer Vormauer von Schilden bedeckt, unerschütterlich, standen die Franken und hielten den ersten ungestümen Angriff der Araber aus; denn dieser war immer der heftigste. Plötzlich aber brachen die Franken los, stürzten auf die Feinde, warfen sie nieder, und mit ihrem Feldherrn Abderrachman sollen ihrer mehr als 300,000 gefallen sein, die das Schwert der Franken würgte. Die, welche übrig blieben, flohen nach dem südlichen Frankreich, aus welchem sie Karl auch bald vertrieb und ihnen von dieser Seite auf immer eine Grenze setzte.

Karl, der wegen dieser That in allen Landen hoch geehrt wurde, starb im Jahre 741, nachdem er die letzten Jahre seines Lebens ohne König das Frankenreich regiert hatte.

I. Die Karolinger. 752—911.

21. Pippin der Kleine. 752.

Sein Sohn hieß Pippin der Kleine oder der Kurze; er war auch Großhofmeister bis zum Jahr 752 und regierte das Reich nach seinem Gefallen, klug und gerecht, während König Childerich III., den Pippin auf den Thron gesetzt hatte, wie ein Weib im Palaste saß und sich um das Reich nicht kümmerte. Da, als Pippin die Gemüther der Franken für sich günstig sah, brachte er es auf einer Versammlung der Franken im Jahre 751 dahin, daß eine Gesandtschaft nach Rom mit der Frage geschickt wurde: „Heißt derjenige mit Recht König, der die Königsgewalt in Händen hat, oder derjenige, welcher nur den Namen trägt?"

Der Papst Zacharias antwortete: „Derjenige muß auch König heißen, der Königsgewalt hat."

Der heilige Bonifacius hatte die Franken gewöhnt, bei besonderen Gewissenssachen den Papst, wie einen geistlichen Vater, um Rath zu fragen, und als Antwort auf solche Frage, als Rath und Gutachten, nicht aber als eine Absetzung des Königs Childerich vermöge einer dem Papste zustehenden Gewalt über die Kronen, ist der päpstliche Ausspruch zu betrachten. Die Franken versammelten sich darauf zu Soissons und nahmen Childerich III. dem letzten Merovinger, die Krone, ab, schnitten ihm das lange Haar, das Ehrenzeichen der fränkischen Könige ab [1]), und hießen ihm seine Tage in einem Kloster beschließen; und Pippin, Sohn Karl Martells und Enkel Pippins von Herstall, wurde 752 als König der Franken vom Erzbischof

1) Schon die älteste Sagengeschicht nennt die salischen Könige die gelockten (criniti).

Bonifacius gesalbt, 266 Jahre, nachdem Chlodwig, der Merovinger, auf eben diesen Feldern bei Soissons durch den Sieg über Syagrius das Reich gegründet hatte.

Pippin vergrößerte durch Muth und Weisheit die Macht seines Volkes. Papst Stephan, der 753 selbst über die Alpen kam, — der erste Papst, seit Gründung der Kirche, der diesen Weg machte, — rief ihn um Beistand gegen den Langobardenkönig Aistulph an, welcher Ravenna erobert hatte und vom Papste Zins und Unterwerfung forderte. Pippin versprach ihm Hülfe und behielt ihn den Winter über in Münster bei sich. Der Papst wiederholte die Salbung des heiligen Bonifacius noch einmal an dem Könige, der sich von nun an König „von Gottes Gnaden" nannte, salbte auch seine beiden Söhne Karlmann und Karl, nachdem er den 12jährigen Karl selbst aus der Taufe gehoben hatte, und stellte das neue Königsgeschlecht der Franken als ihr einziges rechtmäßiges vor. Auch übertrug er dem König Pippin das Patriciat von Rom und löste dadurch das letzte Band, welches noch Rom an den Kaiser in Konstantinopel gebunden hatte. Im Frühjahr des Jahres 754 zog der König nach Italien, schlug den Aistulph bei Susa, eroberte die Stadt Ravenna nebst dem Lande umher, was vorher den griechischen Kaisern gehört hatte, und schenkte es nach einem zweiten Zuge im folgenden Jahre dem Papste. Das ist der Anfang des Kirchenstaates. Zu derselben Zeit, als sich das fränkische Königthum zu neuem Aufschwunge verjüngte, wurde auch das Primat des römischen Stuhles im ganzen Abendlande zur Anerkennung gebracht.

Pippin starb 768 im 54 Lebensjahre und die Franken trauerten über seinen Tod, als wenn er aus dem alten Königsgeschlechte entsprungen wäre. — Sein Körper war klein, aber sehr stark. Als man einst, — so wird erzählt, — bei einem Thiergefecht über seine Gestalt scherzte, trat er auf den Kampfplatz, zog sein Schwert und schlug mit einem Hiebe einem Löwen den Kopf ab. „Nicht groß bin ich," sagte er, „aber stark ist mein Arm."

Seine Söhne Karl und Karlmann wurden von dem Volke der Franken in feierlicher Versammlung zu Königen gewählt und theilten das Reich gleichmäßig unter einander.

Das Mittelalter bis zu der Reformation.

Dritter Zeitraum.

Von Karl dem Großen bis Heinrich I. 768—919.

Die Thaten Karls des Großen wecken die Geschichtschreibung.

1. Die Annalen und Chroniken, von denen oben gesprochen ist, vermehren sich sehr und werden für die Geschichte dieser Zeit immer wichtiger. Die durch Karl beförderte Bildung zeigt sich auch in Sprache und Behandlung derselben.

2. Am wichtigsten für Karls Geschichte bleiben immer Einhard's oder Eginhard's Werke, denn sie sind von einem Manne verfaßt, der Karl'n nahe stand. Am ausführlichsten behandeln diese Zeit seine Annales von 741 bis 829, welche vollständiger sind, als die bei dem vorigen Zeitraume erwähnte Fortsetzung der Annal. Laurissenses. Die Vita Caroli Magni ist nach dem Vorbilde des Sueton geschrieben und schildert uns nach einer kurzen Uebersicht der Kriege Karls besonders sein sonstiges Leben und Wirken; sie wird von jedem mit Vergnügen gelesen werden. Beide Werke ergänzen einander in ihren Nachrichten. Auch Briefe haben wir von Eginhard.

3. Theganus, Bischof von Trier, starb 848, schrieb das Leben Ludwigs des Frommen, — de gestis Ludovici pii — zwar nicht unparteiisch und nur sehr kurz, doch mit Ehrlichkeit und genauer Kenntniß.

4. Die Vita Hludovici Pii auctore anonymo ist weit ausführlicher, von einem Hausgenossen des Kaisers verfaßt, reich an Thatsachen und mit Urtheil geschrieben.

5. Ebenfalls wichtig ist die poetische Darstellung des Zeitgenossen *Ermoldus Nigellus* in seinem elegischen Gedichte in honorem Hludovici Caesaris.

6. Nithard, Enkel Karls d. Gr. gest. 858, erzählt die Zwistigkeiten unter Ludwigs Söhnen am vollständigsten in seinen IV Libris de dissensionibus filiorum Ludovici pii; er ist entschieden auf Karls des Kahlen Seite.

7. Die vita Sti. Anskarii, von *Rimbert*, Erzbischof von Hamburg unter Ludwig dem Deutschen geschrieben, behandelt besonders die norddeutschen Verhältnisse.

8. Einhard's, Rudolfs und ihrer Fortsetzer Annalen von Fulda sind nach dem Schlusse Einhards für die deutsche Geschichte sehr wichtig. Rudolf giebt in seiner Schrift über die Translation d. h. Alexander eine sehr interessante Schilderung der Sachsen: er ist der einzige Schriftsteller, der den Tacitus gekannt und namentlich aus der Germania mehrere Kapitel wörtlich aufgenommen hat. Für die westliche Hälfte des fränkischen Reichs geben die Annales Bertiniani (benannt von der Abtei St. Bertin bei Gent) — 882 die besten Nachrichten. Die letzte Hälfte ist vielleicht vom berühmten Erzbischof Hincmar von Rheims geschrieben.

9. Ein Mönch in St. Gallen, Monachus Sangallensis, hat in zwei Büchern de Gestis Car. Magni das Leben dieses Kaisers auf eine eigenthümliche Weise nach Ueberlieferung und Volkssagen beschrieben, meistens ohne geschichtliche Treue, aber nicht ohne Anmuth.

10. Abbo, Mönch zu St. Germania, wohnte der Belagerung von Paris durch

die Normannen 885 bei und hat diese Begebenheiten in einem Gedichte de bellis Parisiacis recht lebendig geschildert.

11. Der sogenannte Poëta Saxo (900) hat das, was Einhard's Annalen von Karl d. Gr. erzählen, in Verse gebracht und zum Theil sehr gut dargestellt, wenn er auch selten oder nie als Quelle zu gebrauchen ist.

12. Die Chronik des Abtes Regino (gest. 915), die bis zum J. 907 geht, ist besonders für die letzten Karolinger wichtig.

13. Sehr wichtig sind die Briefe der Päpste, Könige, Fürsten u. s. w. aus dieser Zeit, besonders diejenigen, welche der Codex Carolinus enthält. Alsdann Alcuin's Briefe und Werke überhaupt, so wie die Briefe von Servatus Lupus, Eginhard's Freunde, und Hincmar, Bischof von Rheims.

14. Endlich versteht es sich, daß die Capitularia Regum Francorum, d. i. die Reichsgesetze und allgemeinen Verordnungen der Könige, eine Hauptquelle für die Geschichte bilden. Sie sind von Baluzius und neulich von Pertz im 3ten Bande der Monumenta gesammelt und herausgegeben worden.

---

22. Karl der Große. 768 bis 814.

Wie die außerordentlichen Menschen der Weltgeschichte meistentheils sehr verschieden, oft entgegengesetzt, beurtheilt werden, so ist es auch Karl dem Großen geschehen, daß er von vielen unter die erhabensten Helden und Weisen des Menschengeschlechts gerechnet, von einigen aber als ein blutdürstiger Tyrann verworfen ist, welchem nichts als Krieg und Zerstörung im Sinne gelegen. Wahr ist, daß er seine Schaaren von einem Ende seines großen Reiches bis zum andern in steten Kriegszügen geführt, daß er viele Völker mit den Waffen überzogen und seiner Herrschaft unterworfen, und so Europa eine andere Gestalt gegeben hat. Soll die Geschichte ihn segnen, oder ihm fluchen, wegen so außerordentlicher Thaten?

Derjenige wird sicherlich ein falsches Urtheil über große Männer und über die großen Schicksale der Völker fällen, welcher es nicht versteht, sich aus seiner Zeit hinweg in diejenige zu versetzen, deren Bild entworfen werden soll. In Zeiten des Kampfes zwischen Rohheit und Bildung, wenn aus den vorhandenen Bestandtheilen etwas neues und größeres aufkeimen will, wozu der ruhige, hergebrachte Ablauf der Dinge nicht hinreicht, schickt die Vorsehung Gewaltige aus, welche ein ganzes Zeitalter in seiner Entwickelung um viele Schritte weiter führen sollen; und sie rüstet dieselben mit desto größerer Kühnheit der Seele und desto stärkerer Willenskraft aus, je größer das Ziel ist, welches durch sie gewonnen werden soll. Und weil nun solche Geister nicht auf gewöhnlichen Wegen wandeln; weil vielleicht unter ihrem Fuße, während ihr Auge auf den fernen Bergesgipfel gerichtet ist, manche Blume zertreten wird; und weil sie in dem ungeduldigen Ringen, welches in dem kurzen Raume eines Menschenlebens den Lauf von Jahrhunderten vorbilden soll, manch heiliges Recht der Gewohnheit unbewußt verletzen; so wendet sich der ruhige, bürgerliche Sinn, für welchen die Heiligkeit der Rechte die Grundlage des Lebens sein muß, gegen das Gefäß, in welchem so ungeheure Kraft zusammengedrängt war. Er wird in seinem Urtheile oft hart und ungerecht. Wer aber will den Bergstrom schelten, daß er nicht fließt wie der Wiesenquell, sondern Steine und Bäume in seinem Laufe mit sich fortwälzt? Er soll vielleicht die faulen, abgestorbenen Stämme mit ihren Wurzeln ausreißen, damit dem jungen, frischen Anwuchse der lichte Himmel frei gemacht werde.

Damit sei nun keinesweges der Gewaltthätigkeit übermüthiger Herrscher das Wort geredet, deren Thun aus unlauterer Quelle fließt. Der Mensch

ist frei, und giebt sich selbst zum Werkzeuge der Vorsehung in ihrem großen Weltplane hin. Die Weise, wie er sich hingiebt, ist seine eigene, und rechtfertigt oder verdammt ihn. Nicht, daß er große Thaten verrichtet, daß unter ihm Tausende in den Schlachten geblutet und andere, im Jubel des Sieges, ihn wie ihren Gott verehrt haben, entscheidet über seinen Werth oder seine Verwerflichkeit; sondern, in welchem Sinne und zu welchem Zwecke er das außerordentliche verrichtete, ob von großen Gedanken geleitet, für ein würdiges und großartiges Ziel, oder nur für seinen Stolz, seine Herrschsucht und Eitelkeit; also, wie man es in einem Gleichnisse ausgedrückt hat, ob aus dem Spiegel seines Lebens der unendliche Himmel mti seinen Welten, oder nur sein eigenes stolzes Bild wiederstrahlt. Es ist dies aus vielen Zeichen, besonders aber daran zu erkennen, ob er die Würde der Menschheit, als etwas Heiliges, auch in dem Einzelnen ehrt, oder ob er eine solche Würde nicht sieht und erkennt, sondern, die Menschen verachtend, sie als bloße Werkzeuge zu seinen Zwecken gebraucht.

Dieses soll uns der Maaßstab des Urtheils sein, damit es sich weder auf der einen Seite von der bloßen Kraft ohne die sittliche Weihe hinreißen lasse, noch auf der andern gegen alle die Namen im voraus ungerecht sei, welche im Buche der Geschichte vielleicht oft mit Blut und Flammen geschrieben sind.

23. Wie Karl das Reich vorfand.

Die Werke eines großen Mannes erhalten ihr rechtes Licht aus dem Zustande der Welt, in welcher er auftritt; es ist also nöthig, die Lage Europa's kurz in einem Bilde zusammen zu fassen zu der Zeit, als Karl zur Regierung kam.

1. Das oströmische oder griechische Kaiserthum stand noch; aber schon in dem wunderlichen Gemisch von Altem und Neuem, von Glanz und Dürftigkeit, von Anmaßung und Schwäche, worin es ein Jahrtausend lang, ein Räthsel für die Weltgeschichte, dagestanden hat. Denn kaum ist es zu begreifen, wie sich ein bloßes Schattenbild von einem Alten, Großen und Herrlichen, gleichsam der ausgeputzte Leichnam des Alterthums, wie man jenes Reich sehr treffend genannt hat, so lange Zeit, ohne inneres Leben, erhalten konnte. Der Wechsel der Herrscher und die Unbeständigkeit aller Verhältnisse waren so groß, daß für einen Kaiser in Konstantinopel kein Titel schmeichelhafter war, als: „Der kaiserliche Sohn eines im Purpur gebornen Vaters“ zu sein (porphyrogenitus porphyrogeniti). Denn der Thron kam abwechselnd an Menschen, die im niedrigsten Stande geboren waren und ihre Erhöhung einem Verbrechen verdankten. Für Karl den Großen konnte dieses entfernte, ausgebreitete, doch schwache Reich zunächst kein Gegenstand weder der Furcht noch der Ehrsucht sein. Er hat mit den griechischen Kaisern Freundschaft gehalten und sie haben sich gegenseitig mit Gesandtschaften und Geschenken geehrt; denn auch den Griechen lag daran, mit ihm in gutem Vernehmen zu sein. Es war ein griechisches Sprichwort: „Halte den Franken zum Freunde, doch wehr' ihn von dir als Nachbar.“

2. England war während Karls Regierung noch unter mehrere angelsächsische Könige getheilt und eine geschlossene Welt für sich, ohne Einfluß auf die Völker des festen Landes. Dennoch wurde Karls Name auch bald in England bekannt und hochgeehrt; einer seiner vertrautesten Freunde,

Alcuin, war ein Engländer, und durch ihn ließ er oft an die dortigen Fürsten schreiben und sie ermahnen, einig zu sein und die Angriffe der Dänen tapfer abzuschlagen. Selbst die Thane (kleinen Könige) in Schottland nannten ihn nicht anders als ihren Herrn.

3. Der Norden von Europa war noch wenig bekannt; zwar die Wiege sehr tapferer Männer, welche das Eisen ihres Bodens mit kräftiger Hand zu führen wußten und nach Karls des Großen Zeit durch ihre Seezüge und Einfälle an allen europäischen Küsten einen furchtbaren Namen gewannen; jetzt aber waren sie noch ohne Gewicht für das fränkische Reich. Dennoch sah Karl in seinem weitschauenden Geiste die Gefahr voraus, welche von ihnen drohte. Es wird erzählt[1]), wie er einst in einer Seestadt (man sagt Narbonne) gewesen, als sich Schiffe der Küste näherten, aber von den Anwesenden nicht erkannt wurden. Karl mit scharfem Auge erkannte sie am Bau und der schnellen Bewegung für normännische Seeräuber. Sie wichen eilig zurück, als sie vernahmen, der große Kaiser sei da; und er trat wehmüthig an's Fenster, vergoß Thränen und hub endlich an: „Ihr wollt wissen, meine Getreuen, warum ich geweint? Nicht aus Furcht, seht ihr; nein, mich betrübt's, daß sie sich bei meinem Leben an dieses Ufer gewagt, und mit Schmerzen erkenne ich das Unheil voraus, daß sie über meine Nachfolger bringen werden."

4. Die spanische Halbinsel war, bis auf einige westgothische Orte in den Gebirgen, den Arabern unterworfen, aber ihr Religionseifer war schon erkaltet, ihre Kraft durch innere Uneinigkeiten gelähmt. Von Europa's Eroberung hatte sie Karls Großvater zurückgeschreckt und sie dachten nur an ihr eigenes Bestehen in Spanien. Aber Karl konnte die Feinde des christlichen Namens nicht gleichgültig als seine Nachbarn sehen.

5. Italien war unter mehrere Herrschaften vertheilt; die langobardische in Ober- und einem Theile von Unteritalien; die griechische in Unteritalien und Sicilien, noch mit dem Anspruche an Rom selbst. Rom aber war in einer gemischten Verfassung, indem die Gewalt zwischen dem Papst, dem Senat und dem Volke getheilt war; doch gewann der Papst immer mehr an Ansehen. Die oberste Schutzherrschaft der Stadt war dadurch von den griechischen Kaisern an die Könige der Franken gekommen, daß der Papst Stephan, im Namen des römischen Senats und Volkes, die Würde eines Patricius von Rom dem König Pippin und seinen Söhnen im J. 754 übertragen hatte. — Zwischen Römern und Langobarden bestand ein arger Haß und unversöhnliche Feindschaft, welche die nächste Veranlassung waren, den König Karl in die Angelegenheiten Italiens hineinzuziehen. Zwar hatte er versucht, die alte Eifersucht, die auch zwischen Franken und Langobarden obwaltete, auszugleichen, indem er die Tochter des Königs Desiderius, Desiderata, heirathete; allein bei dieser Gelegenheit schon schrieb ihm der Papst Stephan: „Welcher Wahnsinn von dem vortrefflichen Sohne eines großen Königs, sein so edles fränkisches Geschlecht durch die Verbindung mit der treulosen und stinkendsten Nation der Langobarden zu beflecken, die nicht einmal in die Zahl der Völker gerechnet werden darf, und von welcher ohne Zweifel das Geschlecht der Aussätzigen herstammt! Welche Gemeinschaft hat wohl das Licht mit der Finsterniß und ein Gläubiger mit einem Ungläubigen?" — Die Langobarden erwiederten

1) Der Mönch von St. Gallen. II. 22.

solchen Haß der Römer reichlich; einer ihrer Bischöfe sagt von ihnen: „Unter dem Namen eines Römers begreifen wir alles, was niederträchtig, furchtsam, geizig und lügenhaft ist, ja alle Laster zusammengenommen." — Karls Verbindung mit dem langobardischen Königshause war nicht von Dauer; er schickte dem Desiderius schon im zweiten Jahre die Tochter zurück, sei es, daß der Unwille des Papstes über diese Ehe oder andere unbekannte Ursachen ihn dazu vermochten; jedenfalls durfte der Bund mit Rom nicht gelöst werden. Bald werden wir hören, wie noch größere Veranlassung zur Feindschaft zwischen Karl und die Langobarden kam.

6. Im Südosten von Karls Ländern, in Oestreich und Ungarn, wohnten die Avaren, ein aus Asien gekommenes den Hunnen verwandtes Volk, welches lange gekriegt und die Provinzen des morgenländischen Kaiserthums ausgeplündert hatte, jetzt aber nur die in zwei Jahrhunderten zusammengeraubten Schätze ängstlich bewachte. Diese lagen in neun besonderen mit Wällen und Gräben umschlossenen Orten, die sie Ringe nannten, aufgeschüttet und schienen gleichsam einen jeden einzuladen, sie ihren Besitzern wieder zu nehmen, welche nicht verstanden, sie zu genießen.

7. Den übrigen Theil der östlichen und einen Theil der nördlichen deutschen Grenzen hatten die verschiedenen Stämme der Slaven und Wenden inne; rohe Völker, von weniger edler Naturanlage, als die Germanen. Von Deutschland besaßen sie das östliche Holstein, Mecklenburg, Brandenburg, Pommern, einen Theil Sachsens, die Lausitz, Schlesien, Böhmen und Mähren. In Holstein waren die Wagrier, in Mecklenburg die Obotriten, in einem Theile von Brandenbnrg die Wilzen, in einem andern die Heveller und Ukern, die Pommern in der Provinz, die von ihnen den Namen erhalten hat, — sämmtlich Stämme der Wenden. Im Meißnischen waren die slavischen Sorben, in den Lausitzen die Lausitzer, in Böhmen die Czechen, in Mähren die Morovaner.

8. In Deutschland selbst fand Karl größere Ruhe. Die den Franken unterworfenen Stämme, Alamannen, Baiern, Thüringer, hatten sich allmälig an die fremde Herrschaft gewöhnt, welche nicht drückend war, sondern ihnen ihre Sitten, Gesetze und Eigenthümlichkeiten gelassen hatte. Nur wurden sie, außer den Baiern, nicht mehr nach alter Weise durch eigene Herzöge, aus einheimischen Herrscherstamme, sondern, der fränkischen Einrichtung gemäß, durch Grafen ohne erbliche Macht in den einzelnen Gauen, regiert, oder Karl schaffte die Herzogswürde, wo er sie noch vorfand, ab. Daher fehlte ihnen der Vereinigungspunkt, und nur in den Baiern lebte der alte Sinn nach Unabhängigkeit noch am stärksten. Sehr ergeben waren dem neuen karolingischen Königshause die Bischöfe in allen diesen Provinzen.

Aber an den Grenzen seines Reiches im nördlichen Deutschland wohnten Nachbarn, welche seiner Kraft den ersten Gegenstand darboten, die Sachsen nämlich, unbezwungen und frei in ihren Grenzen vom deutschen Meere bis an Thüringen, und von der Elbe bis fast an den Rhein; ja noch nördlich von der Elbe bis an die Eider wohnte ein Zweig von ihnen in den Gegenden, wo ihr Name zuerst genannt wurde, die nordelbischen Sachsen. Während bei den Franken die altgermanische Verfassung schon vielfältig geändert war und die Leute vom Gefolge des Königs den ersten Rang an sich gerissen und den Platz der freien Leute eingenommen hatten, lebten die Sachsen noch in den alten Sitten ihrer Stammväter, ohne gemeinsames

Oberhaupt, ein jeder Gau unter seinen Vorstehern und nur zur Zeit des Krieges unter einem selbstgewählten Heerführer. Es war ein Volksstaat freier Männer auf freien Höfen. Das Innere ihres Landes wurde durch Wälder und sumpfige Brüche vertheidigt; an der Lippe, Ruhr, Diemel, Weser und Elbe waren feste Plätze zum Schutze der Grenzen angelegt. In ihren tausendjährigen Hainen opferten sie noch immer den Göttern ihrer Väter, während die anderen germanischen Völker schon alle das Christenthum angenommen hatten; ja sie wurden beschuldigt, sogar noch Menschenopfer zu bringen. Die Franken achteten sich ihnen durch das Christenthum, so wie durch ihre übrige Ausbildung, so überlegen, daß ihre Geschichtschreiber nicht genug von der Sachsen Rohheit und Wildheit zu erzählen wissen. Sie waren aber nicht sowohl gefährliche als lästige Nachbarn der Franken, weil sie, gleichfalls nach altem germanischen Brauch, nicht Eroberungen, sondern nur Raubzüge in das benachbarte Land machen wollten. Indeß hätte eine wohl bewachte Grenze wohl hinlänglichen Schutz gegen sie gewährt, wie ebenfalls gegen die Slaven und Avaren; und wir sehen überhaupt aus der ganzen, eben entworfenen Schilderung, daß Karl, gleich den Merovingern, ruhig im Besitz seines angestammten Erbes bleiben konnte, ohne große auswärtige Kriege zu führen. Das Frankenreich stand in selbst genügender Kraft, von den Pyrenäen bis an den Niederrhein, und von dem englischen Kanal bis an die Ens in Oestreich, da und hatte von allen seinen Nachbarn nichts zu fürchten.

Allein ein solcher Geist, der sich des ruhigen Besitzes erfreut, war dem König Karl nicht zu Theil geworden, die innere Kraft sollte in neue Bildungen ausströmen, und das war das Gesetz, seiner Natur eingepflanzt. Der Zustand der Welt forderte große, bildende Kräfte, wenn er nicht noch Jahrhunderte lang wüst und verworren da liegen sollte; vor allem sollte das Christenthum alle Germanen zu einer Familie versammeln. — Wir mögen Karl nicht schelten, daß er diesem Triebe seines Wesens folgte, sondern die Art und Weise, wie er ihm folgte und seine neuen Schöpfungen gestaltete, giebt den Maaßstab des Urtheils über ihn. Hat er nach großen Gedanken gebildet, und ist sein eigener Sinn großartig, oder ist er kleinlich und auf das Eitle gerichtet gewesen? — Darüber muß die Geschichte seines Lebens entscheiden.

24. Die Kriege Karls des Großen.

Nachdem Karl, der in seinem 26. Lebensjahre den Thron bestieg, und sein Bruder Karlmann einige Jahre gemeinschaftlich regiert hatten, starb der letztere 771; die Großen in Karlmanns Ländern verlangten den Bruder auch zu ihrem Könige und schlossen die zwei unmündigen Söhne Karlmanns von der Thronfolge aus. Die Mutter floh mit ihnen zu dem Langobardenkönig Desiderius. So war nun Karl Alleinherr der Franken.

Darauf versammelte er zu Worms einen großen Reichstag, 772, stellte der Versammlung die stets wiederholten Beleidigungen von Seiten der Sachsen und das Verdienst ihrer Bekehrung zum Christenthum vor, und so wurde der Krieg gegen die Sachsen von der Nation beschlossen: der erste und der längste Krieg, den Karl geführt hat; denn er hat, mit mehreren Unterbrechungen, bis zum J. 803, also in's 32. Jahr, gedauert. Karl besiegte in diesen Jahren die Sachsen im offenen Felde mit seiner Heeresmacht oft und zwang sie Frieden zu schließen, allein, wenn er

ihr Land wieder verlassen und an ein anderes Ende seines Reiches ziehen mußte, so brachen sie den Frieden, lehnten sich gegen die verhaßte Herrschaft auf, verjagten die fränkischen Besatzungen und thaten oft Einfälle in das Frankenland, bis Karl wieder erschien und sie von Neuem zur Unterwerfung zwang.

Der erste Zug in ihr Land, 772, war glücklich und kurz; er ging von Worms aus durch Hessen an die Weser und Diemel. Karl eroberte die Eresburg, der Sachsen Zufluchtsort unweit der Weser, in unwegsamer Gegend, auf einer steilen Höhe (es soll der Ort sein, wo jetzt Stadtberg oder Marsberg an der Diemel liegt); und zerstörte die berühmte Irminsul oder Irmensäule, das größte Heiligthum der Sachsen, von einem Gotte oder Heroen Irmin benannt. — Die Sachsen schlossen an der Weser Frieden und gaben zwölf Geißeln.

Karl war froh, so schnell einen guten Frieden gewonnen zu haben, denn schon rief ihn eine andere Angelegenheit nach Italien. Desiderius, der sich durch die Aufnahme der Wittwe Karlmanns schon als Feind gezeigt hatte, verlangte von dem neuen Papste Hadrian, daß er Karlmanns Söhne zu Königen der Franken salbe; und als Hadrian sich weigerte, überzog er ihn mit Krieg. Der Papst forderte Hülfe von Karl'n und dieser machte sich auf, zog über die Alpen, umging die Bergpässe, die Clausen genannt, welche die Langobarden besetzt hatten, und lagerte sich vor Pavia, im J. 774. Desiderius gedachte seine Hauptstadt so lange zu vertheidigen, bis Krankheit und Mangel die Franken zum Rückzuge nöthigten; allein Karl war nicht der Art, sich leicht ermüden zu lassen; sechs Monate ließ er sein Heer vor Pavia liegen, ging selbst zum Osterfeste nach Rom, welches er zum ersten Mal betrat, und bestätigte den Schenkungsbrief seines Vaters. Zu diesem Zuge hatte er auch seine Gemahlin Hildegardis mit ihrem kleinen Sohne Karl und ihrer Tochter Rothrud aus Deutschland kommen lassen. Es waren feierliche Tage, die er in Rom verlebte. Mit dem Papste Hadrian, den er wie einen Vater ehrte, schloß er innige Freundschaft; sie gelobten sich dieselbe am Grabe des Apostels Petrus und haben ihr Gelübde gehalten bis an den Tod. — Darnach kehrte Karl nach Pavia zurück, welches sich bald ergab, nahm den Desiderius gefangen und schickte ihn, nachdem er ihn hatte zum Mönche scheeren lassen, in das Kloster zu Corbie in Frankreich, wo er nach einiger Zeit starb. Karl nannte sich nun König der Langobarden, und ließ sich zu Monza krönen. Da die Sachsen unterdeß von Neuem den Krieg angefangen hatten, so machte er 775, nachdem er einen Reichstag zu Düren gehalten, einen neuen Zug in ihr Land und eroberte die Sigburg [1]), stellte die von den Sachsen zerstörte Eresburg wieder her, drang über die Weser bis an die Oker vor, empfing dort Geißeln der Ostfalen und auf dem Rückwege bei Bückeburg (Buchi) auch die der Engern; Herzog Hassi in Ostfalen und Bruno, Heerführer der Engern, stellten Geißeln. Weil indeß der langobardische Herzog Rotgaut von Friaul, dem er als Vasallen seines Reichs die Päße der Alpen anvertraut hatte, den Augenblick zu benutzen trachtete und sich empörte, war Karl schon wieder in Italien (776) und strafte die Abgefallenen, ehe sie ihn einmal benachrichtigt glaubten. Auch diesesmal wollte er nach Rom ziehen; da

1) Nicht Siegburg an der Sieg, sondern Hohen Syberg am Einfluß der Lenne in die Ruhr, wo noch Ruinen einer alten Burg zu sehen sind.

kömmt der Bote, die Sachsen seien von Neuem in Aufruhr, hätten die Eresburg wiedergenommen und belagerten die Sigburg. Er, schnell zurück, dringt durch alle ihre Verhaue, bis nach Lippspring, und hier ergeben sich die Sachsen wiederum und viele geloben Christen zu werden und lassen sich taufen. Er baute eine Feste an der Lippe, vielleicht wo das jetzige Lippstadt ist.

Im folgenden Jahre, 777, konnte Karl schon einen Reichstag oder das Maifeld im sächsischen Lande, zu Paderborn, halten, wo das Volk zum großen Theile Treue schwur. Ihr kühnster Anführer aber, Wittekind (sächsisch Widukind), in welchem Armins Geist lebte, hatte sich zu dem normännischen König Sigfried geflüchtet. Auf diesem Landtage war es, als vor Karl'n die Gesandten der arabischen Statthalter von Saragossa und Huesca in Spanien erschienen und seine Hülfe gegen den König Abderrachman anflehten. Er hielt es seines Namens würdig, die, welche sich in seinen Schutz begaben, nicht vergeblich bitten zu lassen; auch waren ihm die Ungläubigen, welche in Europa eingedrungen waren, die verhaßtesten Feinde. Er zog gleich im folgenden Jahre, 778, nach Spanien; die kleinen christlichen Fürsten in den Gebirgen von Navarra, die sich von den Mauren unabhängig erhalten hatten, schlossen sich an ihn an; er eroberte Pampeluna, Saragossa, Barzellona und Girona, und das Land bis an den Ebro huldigte ihm; es gehörte von nun an, unter dem Namen der spanischen Mark, wenn auch mit einer kurzen Unterbrechung nach dem Unfalle in den Pyrenäen, zu seinem Reiche und wurde für die noch übrigen Christen in Spanien ein Stützpunkt. Auf Karls Rückzuge nämlich, als sich, wie es dichterisch beschrieben wird, zwischen den rauhen Felsen der Pyrenäen, auf walddunklem schmalen Wege, sein Heer wie eine lange, eherne Schlange hinwinden mußte, gerieth sein Nachtrab, getrennt von dem Hauptheere, in den Bergschluchten von Roncesvalles in den Hinterhalt der Bergbewohner; die Franken konnten in ihren schweren Waffen nicht fechten und fielen mit ihrem Anführer Rutland, dem Grafen der Seeküste am Kanal. Das ist der berühmte Ritter Roland, welcher späterhin, so wie sein König Karl, in Sagen und Liedern so vielfach besungen ist.

Indessen hatten die Sachsen, ihrer Gewohnheit gemäß, als der König so weit entfernt war, wieder zu den Waffen gegriffen; sie fielen unter Wittekind in das Land der Franken und verheerten es mit Feuer und Schwert bis nach Deuz, Köln gegenüber. Dieser, wie die frühern Aufstände der Sachsen, waren nicht sowohl Kriege des Volkes, der eigentlichen Hausväter, sondern einzelner Anführer mit ihren Gefolgen, die sich an die Verträge nicht gebunden glaubten. Karl kehrte wieder, jagte die Feinde tief in ihr Land zurück und baute 780 schon Festungen an der Elbe, um ihnen einen scharfen Zaum anzulegen. Und nun glaubte er ihrer so gewiß sein zu können, daß er 781 eine Reise nach Rom machte, um seinen Sohn Pippin vom Papste zum König über Italien, und Ludwig über Aquitanien (Südfrankreich) salben zu lassen.

Die Sachsen hatten sich unterdeß im Ganzen ruhig verhalten; aber das Andenken der alten Freiheit wollte doch nicht in ihnen ersterben; und das Christenthum, welches ihnen von den verhaßten Nachbarn mit dem Schwerte gebracht war, konnte noch keine Gewalt über ihre Herzen gewinnen. Es kam ihnen unerträglich vor, daß der Mann einen Schimpf nicht selber rächen und daß ein Held nicht seinen besondern Himmel haben sollte. Auch

erschien ihnen die Abgabe des Zehnten, den sie der Kirche entrichten sollten, als höchst drückend. — Als jetzt auch Wittekind zurückkam und sich an ihre Spitze stellte, glaubten sie den besten Augenblick gewonnen zu haben, das Joch abzuschütteln; und wie ihre Vorfahren einst Varus im Teutoburger Walde überfallen hatten, so umringten sie jetzt auf dem Suntelgebirge, an der Weser, die fränkischen Heerführer Geilo und Adalgis, welche gegen die an der Saale wohnenden räuberischen Sorben ziehen sollten, und machten sie nebst einem großen Theile ihres Heeres nieder.

Diese That indeß entflammte den Zorn des Königs, der über ihre beständige Empörung schon im höchsten Grade unwillig war, so sehr, daß er in ihr Land brach, es weit und breit verheerte, und an fünftehalb tausend gefangene Sachsen, als ein schreckendes Beispiel für die übrigen und als Sühnopfer für sein durch Verrath erschlagenes Heer, — so erschien ihm die That der Sachsen, — bei Verden an der Aller enthaupten ließ; ein Flecken in seiner Geschichte, welcher nicht gerechtfertigt, sondern höchstens mit der raschen und wilderen Art jener Zeiten und des Königs gewaltigen Leidenschaften entschuldigt werden mag.

Als Folge seiner harten That mußte auch Karl 783 das ganze Volk der Sachsen, unter Wittekind und Abbio[1]), in solchem Zorne und solcher Einigkeit aufstehen sehen, als nie zuvor. Es kam zu zwei harten Schlachten, bei Thietmelle, jetzt Detmold, und an dem Flusse Hase im Osnabrückischen, die erste unentschieden, die zweite aber so unglücklich für die Sachsen, daß Karl bis an die Elbe vordrang und sich in diesem und im nächsten Jahre, wo er mit Frau und Kindern in Eresburg sein Winterlager hielt, in ihrem Lande immer mehr befestigte. Da sahen Wittekind und Abbio, daß der Himmel ihres Volkes Schicksal entschieden habe und daß ein fernerer Widerstand es ganz vernichten werde; sie gelobten dem gewaltigen Könige Unterwerfung und versprachen eidlich, selbst nach Frankreich zu kommen und sich zu Christen taufen zu lassen. Und sie hielten Wort. Im J. 785 kamen sie nach Attigny und Karl selbst war Taufzeuge bei dem Sachsen-Herzoge Wittekind und seiner Gemahlin Gera.

Von dieser Zeit an war das Sachsenland beruhigter und ließ sich die fränkischen Einrichtungen, so wie die christlichen, besser gefallen; auch hat Karl zur Befestigung des Christenthums unter ihnen nach und nach mehrere Bisthümer und Stifter gegründet, welche das Licht immer weiter umher verbreiteten, nämlich: Minden 780, Osnabrück 783, Verden 786, Bremen 788, Paderborn 795, Halberstadt, Elze (welches 822 nach Hildesheim verlegt wurde) und Münster 805[2]). — Dennoch war der Same der Unruhen noch nicht ganz ausgerottet; kleinere Zwistigkeiten entstanden noch oft, und auch von einer größeren werden wir bald hören.

Karls nächster Streit war mit dem Herzog Thassilo von Baiern, aus dem alten Geschlecht der Agilolfinger. Thassilo hatte noch alte Schuld auf sich, indem er Pippin und Karl'n keine Heeresfolge geleistet hatte; und jetzt wurde er hart angeklagt, daß er die Avaren aus Ungarn zum Kriege gegen den König aufgereizt habe. Seine Gemahlin Liutberga, eine Tochter des langobardischen Königs Desiderius, mochte Antheil an diesem Anschlage

1) Abbi und Abbio, nicht Albion, heißt der Name bei Einhard.
2) Die obigen, gewöhnlich angegebenen, Jahreszahlen sind zum Theil zweifelhaft und unsicher.

haben. Auf dem Reichstage zu Ingelheim, 788, wurde Thassilo, nachdem er auf dem Reichstage zu Worms auf des Königs Ladung nicht erschienen war, von den versammelten Großen zum Tode verurtheilt, von Karl'n aber begnadigt und auf seinen Wunsch, mit seinem Sohne Theodor, in ein Kloster verwiesen. Baiern wurde nun, gleich den andern fränkischen Ländern, durch königliche Grafen verwaltet und das Bisthum Salzburg zum Erzbisthum über ganz Baiern erhoben.

Im J. 786 unterwarf sich auch Arechis, langobardischer Herzog von Benevent in Unteritalien, des Königs Oberlehnshoheit. Er beherrschte das schöne Land bis Neapel und Brindisi. Zur Bedingung hatte er gemacht, daß er nicht selbst nach Deutschland zu kommen und vor Karl'n zu erscheinen brauchte, und es wurde ihm gestattet. Zu Salerno empfing der Herzog die Gesandten des Königs; sein Heer umringte den Palast, junge Edle, die Falken auf der Faust, bildeten Reihen auf der großen Burgtreppe, es füllten den Saal Vorsteher der Städte und die Räthe in festlichem Aufzuge; der Herzog saß auf dem vergoldeten Stuhl, stand auf und schwur dem Könige treu zu sein, Friede zu halten, und bis auf eine Stunde jenseits der beneventanischen Grenze Lehnspflicht zu leisten.

Darnach faßte König Karl den Entschluß, die Avaren in Oestreich und Ungarn für frühere Raubzüge heimzusuchen. Im Jahre 791 brach er gegen sie auf; die Franken zogen auf der Mittagsseite der Donau; die Sachsen mit den Friesen, die beide jetzt im Heerbann mitziehen mußten, am mitternächtlichen Ufer, und auf dem Flusse selbst kam die Flotte mit einem andern Theile des Heeres. Dieser Anblick schon trieb die Avaren voll Schrecken zurück; sie leisteten keinen Widerstand und Karl unterwarf das Land bis an die Raab seiner Herrschaft.

In den folgenden Jahren ließ er nur Streifzüge gegen sie machen; sein Heer blieb indessen in Süddeutschland stehen und arbeitete an einem Kanale zwischen dem Main und der Donau, durch Verbindung der Altmühl mit der Rednitz, der, wäre er vollendet, die Nordsee durch den Rhein mit der Donau und so mit dem schwarzen Meere in Verbindung gebracht haben würde; ein wichtiges, weit aussehendes Werk für den Handel! Die levantischen Waaren würden alsdann aus ihrer Hauptniederlage zu Konstantinopel auf diesem Wege gerade in Karls Staaten den Weg genommen haben. Aber ungünstige Witterung und Hindernisse des Bodens, vorzüglich aber die Ungeschicklichkeit seiner Werkleute, die nicht einmal das Sumpfwasser an den Orten, wo gegraben wurde, abzuleiten und die Wände des Kanals gegen Einstürzen zu sichern verstanden, vereitelten das Werk. Karl gab dasselbe auf, und erst in unseren Tagen ist die Ehre der Ausführung seines großen Gedankens einem Könige deutschen Stammes zu Theil geworden. Daß Karl nicht selbst die Avaren von Neuem angriff und sich den Weg nach Konstantinopel öffnete, daran war ein neuer Aufstand der Sachsen schuld. Diesen, die nicht lange Kriegszüge, sondern nur schnelle Streifereien kannten und liebten, war die beschwerliche Heeresfolge in so entfernte Gegenden überaus lästig. Sie weigerten sich derselben und hinderten auch die Friesen daran. Daher mußte der König wiederum seit 793 mehrere Kriegszüge in ihr Land machen, auf denen er 797 bis an den Ocean zwischen der Elb- und Wesermündung kam. Der Krieg gegen die Avaren wurde indeß durch seine Feldherren und dann durch seinen Sohn Pippin bis in's Jahr 796 mit Glück fortgesetzt, der Sitz ihres Chagans (so hieß ihr Oberhaupt), der

Hauptring ihres Landes, mit allen seinen Schätzen erobert und zerstört, und das ihnen entrissene Land, als neue Markgrafschaft, mit Einwohnern aus andern deutschen Ländern, besonders aus Baiern, besetzt. Die große Beute vertheilte Karl unter sein Heer und durch dieselbe vermehrte sich plötzlich im fränkischen Lande die Menge edler Metalle.

Diese Unternehmung Karls des Gr. gegen die Avaren hatte, so wie diejenigen gegen die slavischen Völker, vorzüglich die Sicherung der östlichen Reichsgrenze zum Zwecke. Es entstand dadurch eine Reihe von Grenzprovinzen oder Marken, welche sich vom adriatischen Meere bis zur Eider, längs der alten Grenze der Langobarden, Baiern, Schwaben, Franken, Thüringer und Sachsen hinzogen. Diesen Provinzen wurden Markgrafen vorgesetzt, die den Titel marchio, dux limitis, führten und ihren Sitz ursprünglich in den äußersten festen Plätzen einer alten Provinz hatten. So war der Sitz der Markgrafschaft Kärnthen, die sich vom adriatischen Meere bis an die Donau erstreckte, ursprünglich in Friaul, der Markgrafschaft Avarien oder Heunien an der Donau in Lorch. In Regensburg wohnte der Markgraf, der die Grenze gegen Böhmen beschützen sollte; von Erfurt aus wurde die thüringische Mark gegen die Sorben jenseits der Saale, limes Sorabicus, verwaltet. Gegen die Slaven auf dem rechten Ufer der Mittelelbe hatte Karl einen Markgrafen in Magdeburg, gegen diejenigen auf dem linken Ufer, nördlich der Ohre, in Altenzelle. Die am rechten Ufer der Niederelbe wohnenden Slaven, gegen welche der limes Saxonicus angeordnet war, wurden anfänglich von Bardewik aus bewacht. Gegen die Dänen wurden durch einen Vertrag im J. 811 die Eider und Schlei als Grenze festgesetzt, die auch ihren Grenzgrafen hatte.

Durch den Krieg und die meistens oft wiederholten Empörungen in diesen Grenzprovinzen ging die Bevölkerung derselben zum großen Theile zu Grunde und wurde durch deutsche Ansiedler ersetzt; zum Schutze derselben dienten die angelegten Burgen und gewährten zugleich die Möglichkeit, theils die Provinz zu erweitern, theils die benachbarten slavischen Fürsten zu unterwerfen, oder doch zu Verbündeten zu machen. Mehrere dieser Fürsten sind in späterer Zeit in die Reihe der Reichsfürsten getreten. Karls Anregungen und Anordnungen in diesen Gegenden wirkten weit in die folgenden Zeiten hinüber.

Die Streitigkeiten mit den Sachsen dauerten bis in den Anfang des 9. Jahrh. fort, aber die Kraft des Volkes wurde immer mehr gebrochen, besonders seit Karl, durch ihren hartnäckigen Widerstand zu diesem äußersten Mittel genöthigt, dazu schritt, Tausende der Sachsen aus ihrer Heimath weg in andere Gegenden seines Reiches zu verpflanzen. So kam das Volk immer mehr zur Ruhe und Karl konnte, ohne daß ein förmlicher Friede geschlossen wurde, — der bisher angenommene Friede zu Selz im J. 803 ist nicht zu erweisen, — seine Einrichtungen im Sachsenlande treffen. Das Christenthum befestigte er immer mehr unter ihnen, übrigens aber gestattete er ihnen eine größere Selbstständigkeit, als Alamannen und Baiern. Sie behielten ihr altes Recht und wurden großentheils von eingebornen Grafen, die freilich von ihm gewählt waren und unter den königlichen Sendboten standen, regiert. Es ist dieses also eher eine Vereinigung des sächsischen Stammes mit dem fränkischen Reiche, wie Einhard selbst sie nennt, als eine Unterwerfung zu nennen; und sie hatten solchen ehrenvollen Ausgang ihres langen Freiheitskampfes durch die Standhaftigkeit, mit der sie ihn geführt,

wohl verdient. Aber auch Karls Beharrlichkeit ist zu bewundern; denn wenn er auch die größere Zahl und die Ueberlegenheit der Kriegskunst auf seiner Seite hatte, so hatten die Sachsen dagegen die Vortheile des Bodens und der Wälder und Sümpfe, wie ehemals in ihrem Kampfe gegen die Römer. — Karl, um die Ruhe bei ihnen auf immer zu befestigen, verpflanzte im J. 804 etwa 10,000 der Widerspenstigsten von der Elbe und den Küsten der Nordsee in das fränkische Land und nach Flandern als Anbauer auf die Königshöfe, und von dieser Verpflanzung haben wahrscheinlich noch Sachsenhausen bei Frankfurt, so wie Sachsenheim und Sachsenflur in Franken, ihre Namen. Die leer gewordenen Gegenden jenseits der Elbe überließ er seinen Bundesgenossen, den wendischen Abodriten in Mecklenburg und wagrischen Slaven, von welchen der nördliche Theil Holsteins den Namen Wagrien erhalten hat.

25. Das Reich Karls des Großen.

Wenn wir auf diese, mit Kriegen erfüllten, ersten dreißig Jahre von Karls Regierung einen Blick zurückwerfen, so ist vor allem die Schnelligkeit zu bewundern, mit welcher er von Sachsen nach Italien, von da zurück an die Weser, darnach zweimal denselben Weg; dann nach Spanien an den Ebro, und zurück an die Elbe; von dort nach Ungarn an die Raab, und wiederum in sein Land eilt: — und wohin er kömmt, entscheidet seine Gegenwart auf der Stelle den Kampf. Das ist das Merkmal des Helden: diese Kühnheit und Schnelligkeit des Gedankens, des Entschlusses, der That; dieser Eindruck seiner persönlichen Größe, welchem nichts widersteht; und solche Größe hat niemand ihm abzusprechen gewagt. Allein, — was mehr ist, als dieses, — es war nicht eigentlich die Lust an Krieg und Eroberung und an der Ehre seines Namens, welche seine Völker so athemlos durch die Länder Europas getrieben hat, sondern ein großer bildender Gedanke waltete in seinen Entwürfen, für welchen er solche Opfer zu bringen erlaubt hielt.

Was schon der große ostgothische König Theodorich im Sinne getragen hatte, gleichsam als eine Vorbildung künftiger Zeiten, was ihm aber nicht beschieden war auszuführen, nämlich: eine Vereinigung der christlich-germanischen Völker zu Einem Ganzen, das hat Karl der Große ausgeführt. Freilich nicht auf Theodorichs Weise, durch die sanfte Gewalt des Wortes und der Ueberzeugung, — auf dem Wege war das Ziel nicht zu erreichen, — sondern nach der Weise seines Volkes und seines Zeitalters, durch die Furcht der Waffen. Doch kann ihm nicht Schuld gegeben werden, daß er den Krieg muthwillig, und mehr als zur Erreichung seines Zweckes nöthig war, gesucht habe.

Der Mittelpunkt dieses großen, germanischen Reiches sollen die schönen Rheingegenden sein, das alte Land der Ripuarier, und deshalb legte er seine Königssitze nach Ingelheim bei Mainz, nach Aachen und Nimwegen. Wohl hätte er in Italien oder Frankreich noch reichere und lockendere Gegenden finden können, um darin seinen Sitz zu verlegen, allein sein treuer Sinn hing an der alten Vatergegend, die ihm theurer war, als die schönsten Länder der Erde. Er war kein französischer König, wie man ihn oft hat darstellen wollen, sondern gehörte dem austrasischen Franken an, welches eben das Rheinland ist, wo die Franken am meisten mit den übrigen Deutschen in Berührung und selbst reiner geblieben waren. Dieses Land sollte die Mitte des Reiches bleiben und der herrliche, vater=

ländische Strom gleichsam die Lebensader sein, um die verschiedenen Theile desselben zu verbinden. Darauf deutete auch der Kanal hin, durch welchen er den Rhein mit der Donau in Zusammenhang bringen wollte.

Wenn nun aber der Niederrhein, und namentlich Aachen, — wahrscheinlich seine Geburtsstadt, — der Mittelpunkt und Sitz seiner Herrschaft sein sollte, so fällt es in die Augen, daß sein Hauptkampf gegen die Sachsen sein mußte, welche diesem seinem Sitze zu nahe und viel zu unruhige Nachbarn waren, um sie da dulden zu dürfen. Er mußte die Grenzen seines Reiches weiter nach Norden und Nordosten ausdehnen. Allein sein Krieg mit den Sachsen hatte noch eine andere und noch wichtigere Seite: er war recht eigentlich ein Religionskrieg, für die Ehre und Ausbreitung des christlichen Glaubens. Karl war ein eigentlicher Krieger der Kirche und auch darin ein Vorbild der ritterlichen Zeit des Mittelalters. Zwar kann und soll das Christenthum nicht durch Feuer und Schwert verbreitet werden, und Karl hat selbst genugsam erfahren, welch wenig dauerhafte Bekehrung es war, wenn er ihrer Hunderte zu gleicher Zeit in einen Fluß treten und als Zeichen der Taufe Wasser über sie Alle hergießen ließ; allein auch hierbei verfuhr er weniger in seiner eigenen, als in der Weise seines Volkes, welches sich selbst rasch, aus äußerem Antriebe, im Schlachtgetümmel, der Bekehrung hingegeben hatte. Ihm selbst aber gehört der Ruhm, daß er auch die rechten Mittel, das Licht des Glaubens anzuzünden, kannte und ehrte. Außerdem, daß er Klöster, Kirchen und Bisthümer in Sachsen anlegte, welche die, als äußere Gabe gebrachte, Lehre von Innen heraus entwickeln und befestigen sollten, ließ er auch die, unter den Geißeln empfangenen, jungen Sachsen mit andern eifrig unterrichten, damit sie als Lehrer ihr Volk aufklären könnten. Und dieses gelang auch so vollkommen, daß eben dieses sächsische Volk, welches so hartnäckig dem Christenthum widerstanden hatte, bald mit dem wärmsten Eifer für dasselbe erfüllt wurde und in jeder Hinsicht schnell und blühend emporstieg.

Karl, römischer Kaiser, 800. — Der vertraute und geliebte Freund des Königs, Papst Hadrian, war 795 gestorben. Karl trauerte über ihn, wie über einen Vater, und ließ ihm eine Grabschrift setzen, welche den Ausdruck seiner Verehrung enthält. Der Nachfolger, Papst Leo III., wurde in einem Aufruhr der Römer mißhandelt und suchte bei König Karl Schutz. Dieser empfing ihn auf das Feierlichste zu Paderborn, bis wohin der Papst im J. 799 kam [1]), unter einem fast unglaublichen Zulaufe des ehrerbietigen Volkes, und versprach ihm, selbst nach Rom zu kommen, um die Uebelthäter zu bestrafen. Und dieses geschah auch im Jahre 800. Am Weihnachtsfeste dieses Jahres wohnte Karl dem Gottesdienste in der Sanct Peterskirche in Rom bei. Fast von allen Völkern des Abendlandes waren in der Hauptstadt der christlichen Kirche Menschen versammelt und eine unzählbare Menge erfüllte den Tempel. Nach dem Hochamt, welchem Karl andächtig betend beigewohnt hatte, brachte Papst Leo eine Kaiserkrone hervor und setzte sie ihm auf, und alles Volk rief laut: „Karolus Augustus, von Gott gekrönter, großer, friedebringender Kaiser der Römer! Ihm langes Leben und Sieg!" —

1) Der Papst Leo soll in Paderborn unter anderm den Altar des heiligen Stephan, der noch jetzt in dem Gewölbe unter dem Chore der Domkirche in der sogenannten Kluft befindlich ist, geweiht haben.

Zugleich kniete der Papst vor ihm nieder und huldigte ihm, wie die römischen Bischöfe vordem dem Kaiser in Constantinopel gehuldigt hatten [1].

So wurde im 324. Jahre, nachdem Romulus Augustulus die römische Kaiserwürde verloren hatte, dieselbe von Karl dem Großen, der als Patricius schon oberster Schutzherr Roms war, erneuert. Er selbst legte solche Wichtigkeit auf die Kaiserkrönung, daß alle seine Unterthanen, vom 12. Jahre an, ihm von Neuem den Huldigungseid schwören mußten. Ueber Italien, Frankreich, Catalonien, die Balearen, auf der andern Seite bis an die Nordsee, die Elbe, den Böhmerwald, die Raab und an die Gebirge Croatiens, also über den größten Theil des alten Römerreichs in Europa, erstreckte sich seine Gewalt.

Durch diese feierliche Handlung war Karls großes Werk der äußeren Gestalt nach vollendet. Die ganze germanische Christenheit, bis auf England, war zu Einem großen Körper vereinigt und Karl zu ihrem weltlichen Oberhaupte, unter dem alterthümlichen, durch Gottes Fügung erneuerten, Namen der römischen Kaiser gekrönt worden. Er war als solcher der oberste Schirmherr der Kirche, — eine fränkische Synode begrüßte ihn als „den Regenten der wahren Religion;" er war der Vorsteher des Rechts und des Friedens in Europa, unter dessen mächtigem Schutze sich der eben gepflanzte Keim neuen Lebens und neuer Weltbildung sicher entfalten konnte,

1) Karls Lebensbeschreiber und Freund Einhard berichtet zwar, — und wir dürfen glauben aus Karls eigenem Munde, — dieser habe im ersten Augenblicke den Namen Augustus und Imperator mit Widerwillen angenommen und habe versichert, er würde selbst an dem hohen Festtage nicht in die Kirche gegangen sein, wenn er die Absicht des Papstes vorausgewußt habe; allein es ist nicht zu denken, daß ein so hochwichtiger Schritt ohne Karls Wissen und Willen, der wahrlich sich in seinen Handlungen nicht von Andern lenken ließ, geschehen sei. Auch geht aus andern guten Zeugnissen (Annal. Lauriss.) hervor, daß die Erneuerung der Kaiserwürde vorher berathen und beschlossen worden war; und auch Alcuin wußte vorher davon; er gab einem seiner Schüler eine Bibel und einen Brief mit, beides dem Kaiser am Weihnachtsfeste in Rom zu überreichen, worin er ihm ad splendorem imperialis potentiae Glück wünscht. Nur daß der Papst ihm die Krone gab, daß er sie sich nicht selbst aufsetzte, oder vom Papste (als seinem Bischofe) aufsetzen ließ, wie die griechischen Kaiser von ihren Patriarchen, das überraschte ihn und war ihm unangenehm, und darauf mag sich die Aeußerung gegen Einhard bezogen haben. Wir sehen dieses auch daraus, daß er nachher im J. 823 seinen Sohn Ludwig die Krone sich selbst aufsetzen ließ. Karl betrachtete sich wirklich als Oberherrn von Rom, nannte in seinen Verordnungen die Römer seine Unterthanen und zählte in seinem Testament Rom unter die Hauptstädte seines Reiches. Die Päpste hinwiederum setzten seinen und seiner Nachfolger Namen auf ihre Münzen und in ihre Bullen. In seinen Briefen nennt sich Karl von nun an: Carolus serenissimus augustus a Deo coronatus magnus pacificus imperator Romanum gubernans imperium, qui et per misericordiam Dei rex Francorum et Longobardorum. Ihm war wichtig, auch über die andern Völker, denen er nicht angestammt war, noch durch etwas anders zu herrschen, als durch die bloße Eroberung, und an den Namen der römischen Kaiser knüpfte sich noch immer für die germanischen Völker der Begriff der Herrschaft. Auch waren gegen den Kaiser alle, Grafen, Bischöfe, Freie und Dienstleute, ganz gleich und zu gleichem Gehorsam verpflichtet, während dem Könige der Freie ganz anders gehorchte, als der Lehnsmann, der Bischof ganz anders, als der Laie. Namentlich befestigte es auch seine Stellung gegen die Geistlichkeit; denn der Papst wurde nun der erste Bischof des Reiches, und Alcuin sagt geradezu (Cap. 11) die kaiserliche Macht sei höher, als alle andere, selbst die päpstliche. Es war ein hohenpriesterliches Königthum.

ohne durch den zerstörenden Zwist und die Zertrümmerung der Völker, wie in den abgelaufenen Jahrhunderten, zertreten zu werden. Dieses ist der große Sinn der durch die Germanen erneuerten, römischen Kaiserwürde, wie ihn Theodorich geahnet, Karl durch seine Kraft ins Dasein gerufen, und die edelsten und herrlichsten der deutschen Kaiser in ihrer Brust getragen haben.

Karls Reich war also nicht, wie man es mit einem neueren Namen hat benennen wollen, eine Universalmonarchie; nicht ein Reich, in welchem alle Völker und Länder, die er erreichen konnte, nur seinem, des Einzelnen, Willen unterthan und alle durch einerlei Gesetz, Sitte und Sprache zu einem einförmigen, traurigen Ganzen verbunden sein sollten. Ein solches hat Karl nicht gewollt. Er ehrte die Eigenthümlichkeit der Völker, ließ ihnen ihre Gesetze, welche auf ihren uralten Herkommen und Lebensgewohnheiten beruhten; er ließ ihnen Sitte und Sprache, welche nicht ohne die schmerzlichste Verwundung einem Volke entrissen werden können. Ja, so weit war er von dem Gedanken eines, durch den Willen eines Einzelnen streng und herrisch bewegten, Reiches entfernt, daß er vielmehr noch während seines Lebens im J. 806, zu Diedenhofen seine Länder unter seine drei Söhne theilte, so daß Pippin über Italien, Ludwig in Aquitanien, und Karl in den übrigen, meistens deutschen, Ländern herrschen sollten. Sie und ihre Nachkommen sollten sich aber als Glieder Eines Geschlechtes betrachten, unter der obern Leitung des jedesmaligen Kaisers, als des Familienhauptes, brüderlich zusammenstehen und ihre Völker an gleiche Eintracht gewöhnen.

So treuer und guter Gedanken war seine Seele voll, und Europa hätte sehr früh aufblühen mögen, wenn seines Geistes nur ein Theil auf seinen Nachkommen geruht hätte.

26. Kaiser Karls Ende. 814.

Aber Karl sah die Vereitlung seines Planes zum Theil schon mit eigenen Augen. Seine beiden tüchtigsten Söhne, Karl und Pippin, starben kurz nach einander, noch vor dem Vater, und der schwächste, Ludwig, blieb übrig. Der älteste, Karl, hatte einige glückliche Feldzüge gegen die Sorben, jenseits der Elbe, gemacht; der Vater hoffte am meisten von diesem Sohne; aber er mußte seine Hoffnungen zu Grabe tragen.

Da Karl sein eigenes Ende immer näher fühlte, ließ er seinen Sohn Ludwig im J. 813 zu sich nach Aachen kammen und ermahnte ihn an einem Sonntage in der Kirche zu allen Pflichten eines guten Herrschers; dann mußte sich Ludwig selbst die goldene Krone aufs Haupt setzen, die auf dem Altare lag, und der Vater zeigte der Versammlung den gekrönten Sohn als den künftigen Kaiser aller Franken. Er wollte durch diese Handlung die Unabhängigkeit seiner Krone von dem römischen Stuhle darstellen, und die Franken freuten sich dieser Entschiedenheit ihres großen Fürsten am Ende seiner Laufbahn.

Doch war der alte Kaiser noch immer unermüdet thätig, hielt Reichs- und Kirchenversammlungen und ordnete die Geschäfte.

Im Januar des Jahres 814 wurde er von einem Fieber befallen, wozu Seitenstechen kam. Karl, der bis zu seinen letzten Lebensjahren nie krank gewesen und ein Feind von Arznei war, wollte sich durch sein gewöhnliches Mittel, durch Fasten, heilen; aber sein Körper war schon zu schwach. Am Morgen des achten Tages, es war der 28. Januar, um die

fünfte Stunde, fühlte er die Nähe des Todes, hob die rechte Hand kräftig auf und drückte auf Stirn, Brust und Füße das Zeichen des heiligen Kreuzes. Dann streckte er die Hände noch einmal aus, faltete sie über der Brust, schloß die Augen und sang mit leiser Stimme: „In deine Hände befehle ich meinen Geist!" — und verschied, im 72. Jahre seines Alters und im 46. seiner Regierung.

Noch am Sterbetage wurde der Leichnam des verstorbenen Kaisers feierlich gewaschen, geschmückt, gesalbt und unter großer Trauer des ganzen Volkes zur Gruft getragen in der von ihm erbauten Kirche. Dort setzte man ihn im vollen Kaiserschmucke, mit einem goldenen Evangelienbuche auf den Knieen, ein Stück des heiligen Kreuzes auf seinem Haupte und die goldene Pilgertasche um die Hüfte, in aufrechter Stellung auf einen marmornen Stuhl, füllte die Gruft mit Weihrauch, Specereien, Balsam und vielen Kostbarkeiten, und verschloß und versiegelte sie.

So große Ehrfurcht vor dem Kaiser erfüllte seine Länder, und so sehr waren Aller Blicke nur auf ihn gerichtet, daß alles, was in den letzten Jahren Wunderbares und Unerwartetes geschah, auf seinen Tod gedeutet wurde. Sein Lebensbeschreiber Einhard nennt uns viele Zeichen. Drei Jahre hinter einander vor seinem Tode waren häufige Finsternisse an Sonne und Mond gesehen worden; der Säulengang, den Karl zwischen dem Münster und dem kaiserlichen Palaste zu Aachen durch mühsamen Bau aufgeführt, sank am Himmelfahrtstage durch einen plötzlichen Einsturz bis auf die Grundlagen zusammen. Ferner wurde die Rheinbrücke bei Mainz, die er binnen zehn Jahren mit wunderwürdiger Kunst aus Holz gebaut, so daß sie ewig dauern zu können schien, in drei Stunden durch Feuer ganz und gar verzehrt. Er selber, als er im J. 810 den letzten Heereszug gegen Gotrick oder Gottfried, König der Dänen, der mit einem großen Heere über die Elbe vordringen wollte, führte und eines Tages noch vor Sonnenaufgang aufgebrochen war, sah plötzlich ein feurig leuchtendes Luftzeichen vom Himmel herabfahren und quer von der Rechten zur Linken durch die heitere Luft vorüberfliegen. In diesem Augenblicke stürzte sein Pferd gewaltsam nieder und warf ihn so hart zu Boden, daß die Spange seines Mantels zerbrach, sein Wehrgehenk zerriß, und er von den herbeieilenden Dienern ohne Mantel und Waffen aufgehoben wurde. (Gottfried wurde indeß von seinen eigenen Dienstleuten erschlagen und sein Sohn Hemming machte Frieden und die Eider wurde wieder die Grenze zwischen Deutschen und Dänen.) — Zu jenen Zeichen kam ein häufiges Wanken der Aachner Burg und ein unaufhörliches Knarren des Tafelwerks in den Zimmern, worin er wohnte, und viel anderer Zeichen mehr, welche seine Getreuen mit Angst und Sorge erfüllten; er selbst aber achtete das alles so wenig, sagt Einhard, als ob nichts davon ihn irgend anginge.

27. Das Ende Karls des Großen.

Um einen außerordentlichen Mann, welchen wir bewundern müssen, recht zu fassen, wünschen wir auch die äußere Gestalt zu kennen, in welche der gewaltige Geist gehüllt war; wir wissen gern, wie das Auge die inneren Gesinnungen nach Außen wiederspiegelte; wie Stirn und Miene ein Bild der Hoheit und Ruhe, oder der heftigen Bewegung des Geistes waren, und ob sich eben so die Würde und Kraft des Gemüthes in der ganzen körperlichen Bildung ausdrückte. — Von Karl giebt uns sein Freund

Einhard, den er als Pflegesohn in seinem Hause erzogen hatte, eine schöne, mit Liebe entworfene, Schilderung.

„Von Körper war König Karl voll und stark," sagt derselbe, „und hohen Wuchses; seine Länge betrug sieben seiner Füße [1]). Sein Scheitel war rund, die Augen gar groß und lebhaft; die Nase überschritt in etwas das Mittelmaaß; sein greises Haar war schön anzuschauen; sein Angesicht fröhlich und heiter, wodurch seine Gestalt besondere Würde und Anmuth erhielt. Er hatte einen festen Gang und eine durchaus männliche Körperhaltung. Er übte sich unablässig im Reiten und Jagen, der angestammten Volkssitte gemäß; denn kaum wird irgend ein Volk auf Erden gefunden, welches den Franken in dieser Kunst gleich käme. Im Schwimmen aber war er so geschickt, daß ihm hierin keiner mit Recht vorgezogen werden mochte."

„Er genoß steter Gesundheit, außer daß er in den vier letzten Jahren vor seinem Tode häufig mit Fiebern befallen wurde, so daß er zuletzt sogar auf einem Fuße hinkte. Und bei diesen Anfällen that er denn mehr nach seinem Gutdünken, als nach dem Rathe der Aerzte, denen er fast gram war, weil sie ihm riethen, unter den Speisen das Gebratene, welches er für das Zuträglichste hielt, wegzulassen. Uebrigens war er in Speise und Trank mäßig, doch im Trinken am mäßigsten, weil er die Trunkenheit an jedermann, — wie vielmehr an sich und den Seinigen, — höchlich verabscheute. Die tägliche Mahlzeit bestand nur aus vier Gerichten, außer dem Braten, den die Jäger an den Bratspießen aufzutragen pflegten und den er lieber als jede andere Speise aß. Während des Mahles hörte er gern Saitenspiel und Gesang oder einen Vorleser, und zwar über die Geschichten und Thaten alter Helden. Auch erfreute er sich an den Büchern des heiligen Augustin, besonders denen vom Staate Gottes."

„Im Sommer pflegte er nach dem Mittagsessen etwas Obst zu genießen und einmal zu trinken, sodann Kleider und Schuhe abzulegen, wie er es des Nachts gewohnt war, und zwei oder drei Stunden zu ruhen. Die Nächte schlief er dagegen unruhig, so daß er vier- oder fünfmal nicht allein erwachte, sondern sogar aufstand und so den Schlaf unterbrach. Während des Ankleidens ließ er nicht bloß seine Freunde vor, sondern auch wenn der Pfalzgraf ihm irgend eine Rechtsstreitigkeit anzeigte, die ohne sein Wort nicht entschieden werden konnte, ließ er die Streitenden selbst hereinführen, untersuchte den Handel und fällte das Urtheil."

„Seine Kleidung war die vaterländische Tracht, und noch dazu wenig von der des gemeinen Volkes verschieden. Am Leibe trug er ein leinenes Hemd; darüber einen Rock, mit seidener Borde eingefaßt, und lange Beinkleider; die Füße waren in Schuhe eingeschnürt; und im Winter verwahrte er Schultern und Brust noch durch eine Weste aus Otterfellen. Als Oberkleid trug er einen Mantel, und stets war er mit dem Schwert umgürtet, dessen Griff und Wehrgehenk von Gold oder Silber war; bisweilen trug er auch einen mit Edelsteinen besetzten Degen, doch nur bei besondern Festlichkeiten, oder wenn je zuweilen Gesandte fremder Völker da waren. Dann ging er auch wohl in einem golddurchwirkten Kleide und mit einem Dia-

---

1) Es hat sich noch ein Stab oder eine Lanze von Eisen erhalten, die gerade das Maaß von Karls Größe zeigen soll; darnach wäre es 6 Fuß 3 Zoll unseres rheinländischen Maaßes gewesen.

dem, mit Gold und Edelsteinen geschmückt. Ausländische Kleidung, selbst die schönste, verschmähete er und wollte nie mit solcher angethan sein; außer daß er zu Rom einmal auf den Wunsch des Papstes Hadrian und das anderemal auf Bitten seines Nachfolgers Leo ein langes Schleppkleid und weiten Mantel angelegt und Schuhe nach der römischen Weise getragen."

„Der König Karl besaß eine reiche und überströmende Beredtsamkeit, und jegliches, was er nur wollte, vermochte er auf's deutlichste auszudrücken. Und er begnügte sich nicht bloß mit der Muttersprache, sondern verwandte auch Fleiß auf Erlernung fremder Sprachen, unter denen er die lateinische so vollkommen kannte, daß er sie eben so gut als die Muttersprache redete; die griechische aber vermochte er besser zu verstehen als zu sprechen. Gewiß ist er so beredt gewesen, daß er selbst darin hätte Lehrmeister sein können. — Die freien Künste trieb er sehr eifrig und ehrte und belohnte die Lehrer derselben außerordentlich. Bei Erlernung der Grammatik hörte er den greisen Diakonus, Peter von Pisa; in den übrigen Wissenschaften war sein Lehrer Albin mit Zunamen Alcuin, der aus Britannien, vom sächsischen Stamme, und ein in allewege gelehrter Mann war, bei dem er auch auf Erlernung der Sternkunde viel Mühe verwendete. Er versuchte auch zu schreiben und pflegte hiezu Täfelchen und Blätter sogar im Bett, unter dem Kopfkissen, bei sich zu haben, um, wenn er freie Zeit hatte, seine Hand im Nachbilden der Buchstaben zu üben. Doch wenig glückte ihm die so spät angefangene Arbeit."

„Ein Denkmal seiner Liebe zu den Künsten, so wie seiner hohen Frömmigkeit, ist das Münster zu Aachen, von gar großer Schönheit, welches er erbauen ließ und mit Gold und Silber, mit Fenstern, und mit Gittern und Thüren von gediegenem Erze schmückte. Zu dem Bau derselben ließ er die Säulen und Marmorsteine aus Rom und Ravenna herbeiholen, weil er sie anderswoher nicht haben konnte[1]). — Seine Frömmigkeit bewies er auch in Unterstützung der Armen und in milden Gaben, die er selbst in entfernte Lande über's Meer schickte, wo er nur vernommen, daß Christen in Armuth lebten; weshalb er auch am meisten die Freundschaft der jenseits des Meeres herrschenden Fürsten suchte, damit den unter ihrem Scepter lebenden Christen einige Erquickung zu Theil würde. So unterhielt er eine herzliche Freundschaft mit Aaron, dem König der Perser (Haroun al Raschid, Kalifen von Bagdad), der außer Indien fast das ganze Morgenland inne hatte. Als er daher Abgeordnete mit Gaben zu unsers Herrn und Erlösers heiligem Grabe schickte, nahm sie Haroun nicht nur willfährig auf, sondern gesellte auch den Heimkehrenden seine eige-

1) Diese Marienkirche und der kaiserliche Palast sind die ersten großen Gebäude eines deutschen Fürsten, von denen wir wissen. Karls Bauten gründeten sich auf die römischen Muster in Norditalien und Südfrankreich, woher er auch seine Baumeister nahm. Der Palast in Aachen ist bis auf wenige Reste verschwunden, die Marienkirche steht noch. Vor dem Palaste stand das Reiterbild des ostgothischen Königs Theodorich, welches von Ravenna hierhergebracht war. Am Eingange war die große Gerichtshalle, in welcher Karl sechzehn Mal den Reichstag versammelt, achtzehn Mal Weihnachten und zwölf Mal Ostern gefeiert hat. An hohen Festtagen speiste er hier an einer auf drei Stufen erhöheten, runden goldenen Tafel mit den zwölf höchsten Beamten seines Hofes, und daneben standen drei silberne Tische von getriebener Arbeit, der eine Rom vorstellend, der zweite Constantinopel, der dritte die drei Welttheile und den Himmel mit der Bahn der Planeten.

nen Gesandten bei, denen er von den Gewanden, Gewürzen und den übrigen Kostbarkeiten der Morgenlande das Auserkohrenste als Geschenk für Kaiser Karl mitgab, so wie er ihm einige Jahre vorher den einzigen Elephanten, den er damals besaß, gesendet."

Aus einer andern Nachricht erfahren wir, daß dieser Elephant, der Abulabaz (der Verwüster) hieß, durch seine ungeheure, nie gesehene, Größe alle Welt in Erstaunen setzte und Karls besonderer Liebling war; auch daß unter den Geschenken sich ein köstliches Zelt und ferner eine Uhr befand, aus Messing mit wunderbarer Kunst zusammengesetzt, auf welcher sich von Wasser getrieben ein Zeiger durch zwölf Stunden drehte, mit eben so viel ehernen Kügelchen, die, wenn die Stunden voll waren, auf ein darunter befindliches ehernes Becken fielen und durch ihren Fall die Stunden anzeigten, wobei zugleich Reiter, nach der Zahl der Stunden, durch zwölf Fenster heraustraten. Gewiß ein sehr kunstreiches Werk für die damalige Zeit. — Karl erwiederte diese Geschenke mit spanischen Pferden und Mauleseln, mit friesischen Mänteln, die man in jenen Ländern selten und nur sehr theuer hatte, und endlich mit Hunden, einzig an Behendigkeit und Wildheit, um Löwen und Tiger damit zu jagen.

Wie er auch mit den Kaisern in Konstantinopel, so wie mit den Fürsten in England und Schottland, Freundschaft unterhielt und von ihnen hochgeehrt wurde, haben wir früher erzählt; und so spiegelt sich der Eindruck seiner persönlichen Größe in seinem ganzen Zeitalter wieder, sowohl in der Schilderung derer, die ihm nahe standen, als in der Ehrfurcht entfernter Völker; und mit Recht sagt sein eigener Enkel, Nithard, der die Zwistigkeiten der Söhne Ludwigs des Frommen beschrieben hat, von ihm: „Karl, mit Recht von allen Völkern der große Kaiser genannt, ein Mann, der durch jegliche Weisheit und Tugend über das Menschengeschlecht seiner Zeit so hervorragt, daß er Allen gleich schrecklich und liebenswürdig, Allen gleich bewundernswürdig zu sein schien."

In den folgenden, von seiner Ehrfurcht noch erfüllten, Menschenaltern wurde sein Bild durch Sage und Dichtung wunderbar verherrlicht, so daß selbst seine Leibesgestalt riesenartig vergrößert erscheint. So wird er z. B. in einer plattdeutschen Legende geschildert: „Kaiser Karl war ein schöner, langer, starker Mann, mit mächtigen Armen und Beinen; sein Antlitz war anderthalb Spannen lang, sein Bart eines Fußes breit; seine Augen schienen ihm so klar, wen er ernstlich ansah, der mußte sich erschrecken. Seine Stärke war so groß, daß er einen gewappneten Mann mit einer Hand hoch über sein Haupt emporheben konnte."

Und von seinem Zuge gegen den König Desiderius erzählt eine alte Chronik: „Als der Langobardenkönig von seinem Thurme zu Pavia das ganze gegen ihn anrückende fränkische Heer betrachtete und in jedem Haufen den König suchte, erschien zuletzt König Karl auf seinem Streitrosse, welches wie von Eisen an Muth und Farbe war; er selbst, mit ehernem Helm auf dem Haupte, mit eisernen Schienen an den Armen und Beinen, und mit glänzendem Panzer die Brust und breiten Schultern gewappnet, in der Linken die eiserne Lanze aufrecht haltend und die starke Rechte immer bereit das gewaltige Schwert zu fassen; — und als nun Notker, ein von Karl vertriebener Großer, der neben dem Könige der Langobarden stand, hinwies und sagte: „Siehe, da ist der, den du gesucht hast," — da sank Deside-

rius fast um und seufzte: „Laß uns hinabsteigen und in die Erde uns bergen vor dem zornigen Antlitze eines so gewaltigen Feindes."

Als Zeugniß, daß die Begeisterung, welche wahre Größe einflößt, über den Raum der nächsten Zeiten weit hinaus reicht, und sich in den spätesten Zeitaltern in empfänglichen und warmen Gemüthern wiederholt, stehe hier auch noch das Urtheil eines Neueren¹) über den König Karl: „Im ganzen Wesen des großen Königs," so heißt es dort, „kündigte sich das Urbild seines kräftigen Zeitalters von männlicher, doch heiterer Tugend an. Mit der Fülle der Kraft, die eine Welt umgestaltete, war Milde und Sanftmuth, mit aller Größe und Hoheit, Einfalt, Lauterkeit des Sinnes und tiefes Feuer des Gefühles gepaart. Die Mischung von Strenge und kindlicher Milde in seinem Wesen war das Geheimniß, wodurch er alle mit Ehrfurcht zugleich und mit Liebe erfüllte und selbst in der Brust hart Gestrafter treue Anhänglichkeit hinterließ, welches die That des edlen Franken Isenbart, der aller Ehren und Güter von Karln beraubt, doch sein unerwarteter alleiniger Retter aus naher Lebensgefahr wurde, auf's schönste bewährt. Lag in dem Blitze seines Auges so große Kraft, daß ein strafender Blick schon niederwarf und man den Spruch der Schrift auf ihn anwendete: „Der König, wenn er auf dem Throne seiner Herrlichkeit sitzt, verscheucht durch den Blick seines Angesichtes jegliches Unheil," — und im Donner seiner Rede solche Gewalt, daß sie die Getroffenen zu Boden schmetterte, so thronte auf seinem Antlitz auch wieder so unaussprechliche Heiterkeit und seine Stimme war von so lieblicher Klarheit, daß ein Erzähler ihn den fröhlichen Kaiser der Germanen nennt und versichert, so voll sei er immer gewesen aller Anmuth und Milde, daß, wer traurig zu ihm gekommen, durch sein bloßes Ansehen und wenig Worte erheitert und froh davon gegangen sei. Er war von den Menschen, in deren Angesicht die Fülle eines ruhigen und klaren Geistes sich spiegelt, deren Anschauen ohne Worte in die Mitte ihres reichen Wesens hineinzieht; und in allen diesen Grundzügen seines Charakters ist Karl das Ideal eines ächt germanischen Mannes und Fürsten; so wie er in Wahrheit Vater und Schöpfer des germanischen Zeitalters genannt werden kann, welches er auf den Schauplatz der Geschichte führte, nachdem es im Schooße der Menschheit zur Reife gediehen war. Und nicht nur durch seine Werke und äußeren Schöpfungen begründete er die germanische Zeit, sondern er trug sie ganz mit ihrer Größe und Einfalt, mit ihrem Heldensinne und ihrer stillen Gemüthlichkeit, in seiner tiefen Seele."

Von seiner, auf gegenseitige Achtung gegründeten, Freundschaft gegen Papst Hadrian, und seiner väterlichen Neigung zu Einhard ist schon geredet. Keinen aber liebte er so zärtlich, als Angilbert oder Engelbert, einen jungen Mann aus angesehenem Geschlechte, der ihn auf allen Reisen begleitete und dem er seine wichtigsten Angelegenheiten übertrug. Er war ein trefflicher Dichter, eine Zeitlang erster Minister Italiens; dann Karls Geheimschreiber und auch Missus. (Dieser Engelbert heirathete auch seine Tochter Berta, und aus dieser Ehe stammte der oben genannte Geschichtschreiber Nithard). Ein ehrfurchtsvoller Sohn war Karl gegen seine Mutter Bertradis, ein treuer Bruder seiner einzigen Schwester Gisla; und

---

1) Süvern, Abhdl. über Karl d. Gr.

unter seinen Gemahlinnen liebte er die dritte[1]), **Hildegardis**, ganz vorzüglich, welche ihm die drei Söhne gebar und außerdem noch fünf Töchter. Seine Kinder ließ er auf's beste erziehen, ja, er selbst widmete sich ihnen mit treuer Sorgfalt. Die Söhne lernten nicht nur alle ritterlichen Uebungen, sondern auch die Wissenschaften, die Töchter Wollarbeiten, Nähen und Spinnen, nach damaliger einfach deutscher Sitte. Nie aß er ohne seine Kinder, auf allen Reisen mußten sie ihn begleiten, die Söhne ritten neben ihm, die Töchter folgten. An diesen hing sein Herz so sehr, daß er es nie über sich gewinnen konnte, sie von sich zu lassen.

Um sein Hauswesen kümmerte er sich auf das sorgsamste. Dem Gesetzgeber eines der größten Reiche war es nicht zu klein, für seine Güter und Meierhöfe Verordnungen mit solcher Vollständigkeit und Sachkunde zu geben, daß ein Hausvater daraus lernen könnte, sein Haus zu verwalten. Wir haben noch solche Gesetze von ihm und finden darin auf das genaueste angegeben, wie viel auf seinen Meiereien von jeder Art der Hausthiere, wie viel Pfauen und Fasanen zur Zierde gehalten, wie das Bereiten des Biers und des Weines eingerichtet, wie Bienenzucht, Fischerei, Obst- und Pflanzenbau getrieben werden solle.

„Flößt Karls übrige Größe uns Ehrfurcht und Bewunderung ein," so spricht der neuere Darsteller seines Lebens, „so bringt ihn uns diese, durch höhere Sorgen nicht erstickte, Theilnahme an den kleinern Angelegenheiten des Lebens, nahe; diese dem ächten Deutschen eigene Häuslichkeit, womit er in's Leben eingewachsen ist, wie die Pflanze in den Boden, der sie trägt und nährt, wöhrend seine rege Kraft hinaus in die Welt des Schaffens und Wirkens und sein kühner Geist gen Himmel strebt, so wie die Pflanze ihre Blüte der Sonne entgegentreibt."

Und Karls Geist war in Wahrheit dem Lichte zugekehrt; er war entflammt von der Liebe des Wahren und Schönen und pflanzte sie überall und durch alle Mittel, die in seiner Gewalt waren[2]). Mit dem gelehrten Engländer **Alcuin** und andern kundigen Männern stand er in einem lebhaften, wissenschaftlichen Verkehr, welcher um so freier und geistreicher sein konnte, als die persönlichen Verhältnisse dabei durch einen glücklichen Gedanken Alcuins aus dem Auge gerückt waren. Es wurden nämlich in diesem Kreise und seinen Mittheilungen nicht die gewöhnlichen Namen der theilnehmenden Personen gebraucht, sondern andre bezeichnende; so führte Karl selbst den Namen des Königs **David**, sein Freund Angilbert den **Homers**, Alcuin den von **Horaz**, Einhard, wegen seiner Baukunde, den Namen Bezaleel (nach dem Erbauer der Stiftshütte Mosis), die übrigen andere, woraus der heitere, über den Fesseln des alltäglichen Lebens frei schwebende, Sinn dieser Vereinigung schon genugsam hervorleuchtet. Die nächste Bestimmung derselben, außer der Beschäftigung mit den beiden alten Sprachen und der gelehrten Forschung in der Bibel, mochte wohl die sein, die vaterländische Sprache und Dichtkunst aus der Vergessenheit hervorzuziehen und neu zu beleben. Karl hat selbst eine deutsche Grammatik entworfen oder

1) Karl war vor der Desiderata kurze Zeit mit der Huniltrud, die weiter nicht bekannt ist, vermählt gewesen.

2) Welche Früchte Karls Eifer für Wissenschaft und Bildung trug, ist schon daraus zu ersehen, daß in den Jahren von 650 bis 770 etwa sechsundzwanzig Schriftsteller in Deutschland und Frankreich vorkommen, von 770 bis 850 in Karls Reiche über hundert.

entwerfen lassen, den Monaten und den Winden deutsche Namen gegeben und die uralten Lieder gesammelt, worin die Thaten und Kriege alter Helden besungen waren (wie einst Lykurg und Pisistratus die Gesänge Homers sammelten). Von seiner eigenen Liebe zu allem Wissenswürdigen aber ist kein Zug rührender, als der schon erzählte, wie er noch im späten Alter die kräftige Hand, die nur das Schwert zu führen gewohnt war, so sorgsam, und selbst in den schlaflosen Stunden der Nacht, an die Führung des Griffels gewöhnen wollte. — Und wie er gebildete und kenntnißreiche Männer schätzte, davon zeugt, außer den angeführten, noch das Beispiel des langobardischen Geschichtsschreibers, Paul Diakonus. Er war Geheimschreiber des Königs Desiderius, und hatte, nach dessen Besiegung, Theil an der neuen Empörung der Langobarden; deshalb wurde die Strafe über ihn ausgesprochen, es sollten ihm die Hände abgehauen werden. Karl jedoch sprach: „Aber, wenn wir diesem die Hände abhauen, wer wird uns so anmuthige Geschichten schreiben?" und begnadigte ihn. Der schon erwähnte Alcuin, auf dessen Besitz Karl stolzer war als auf ein Königreich, war früher Vorsteher der hohen Schule zu York in England, wo fast alle damaligen Gelehrten ihre Bildung erhalten und ihre Begeisterung für die Wissenschaften eingesogen hatten, und wo sich eine der wenigen damals im Westen Europa's vorhandenen Bibliotheken vorfand. Im J. 793 ließ er sich durch die wiederholten Bitten des Königs bewegen nach Frankreich zu kommen und, nachdem er einige Zeit Lehrer an der von Karl eingerichteten Schule an seinem Hofe gewesen war, die berühmte Schule in Tours anzulegen. In seinen letzten Jahren kam er auch nach Paris, wo er die hohe Schule gründete. So sehr ehrte ihn Karl, daß er ihn seinen in Christo geliebtesten Lehrer nannte und ihn der glänzenden Reichs- und Kirchenversammlung in Frankfurt als seinen Freund vorstellte. Und Alcuin zeigte sich dieser Ehre würdig; wenn alle schwiegen, so sagte er dem Könige offen die Wahrheit. Sehr bezeichnend ist der Briefwechsel, den Karl mit Alcuin führte und wovon wir noch glücklicherweise vieles haben. Es ist darin Achtung und Freundschaft von Seiten des Königs, und von der Alcuins wahre Liebe, ja oft warme Begeisterung für seinen König und Freund, auf das lebendigste ausgesprochen. An Alcuins Unterrichte nahmen auch Karls Gemahlin, seine Söhne und Töchter, Antheil; von Allen ward er Meister und Vater genannt, er nannte Alle seine Söhne und Töchter.

Mit der Sorge für die kirchlichen Angelegenheiten verband Karl zugleich, mit sehr richtiger Einsicht, die Sorge für die Erziehung des Volkes; allenthalben, wo es möglich war, stiftete er Schulen und achtete selbst auf ihren Fortgang. So wird erzählt, wie er einst in die Schule, die er an seinem eigenen Hofe eingerichtet hatte, trat und die Arbeiten der Knaben durchsah. Die Geschickten stellte er auf seine rechte, die Ungeschickten an seine linke Seite, und da fand es sich, daß die Letztern meist Söhne vornehmer Eltern waren. Da wandte sich Karl zu den Fleißigen, lobte sie sehr und versicherte sie seines besondern Wohlwollens; die andern schalt er hart und drohte, sie trotz ihrer edlen Abkunft weit zurückzusetzen, wenn sie das Versäumte nicht durch eifrigen Fleiß nachholten. Eben diese seine Schule zu Aachen und die zu Fulda zeichneten sich besonders aus; letztere unter dem Abte Rhabanus Maurus, einem Schüler Alcuins und Lehrer vieler tüchtiger Männer in Kirche und Schule.

Das Studium der lateinischen Sprache förderte Karl schon der Kirche

wegen; aber auch den Werth der griechischen erkannte er, wie er denn z. B. in Osnabrück eine griechische Schule gründete. In einem Rundschreiben an alle Klöster, in welchem er sie ermahnt, sich fleißig den Wissenschaften zu widmen, sagt er ausdrücklich, daß er zu dieser Ermahnung dadurch veranlaßt sei, daß ihre Eingaben in so schlechtem Latein geschrieben seien. Eine wichtige Folge der wissenschaftlichen Bestrebungen Karls und seiner Freunde war auch die Anlegung von Bibliotheken bei den Hauptschulen. Alcuin legte den Grund zu einer solchen bei der Schule in Tours, indem er Schüler nach York schickte, um Abschriften der dortigen Bücher zu nehmen und so „die Blumen Britanniens nach Francien zu verpflanzen." Dieses Beispiel wurde bald nachgeahmt, die Lust zum Bücherbesitz erwachte, das Abschreiben wurde Lieblingsbeschäftigung und Pflicht in den Klöstern und Schulen, und was uns aus dem Alterthum erhalten ist, verdanken wir diesem Fleiße der Abschreiber [1]).

Die Würde der gottesdienstlichen Feier lag dem Kaiser Karl sehr am Herzen; besonders gab er sich Mühe, einen guten Kirchengesang einzuführen, und ließ deshalb Orgelspieler und Sänger aus Italien kommen. Zu Soissons und Metz errichtete er Singschulen. — Ferner ließ er eine Anzahl guter Predigten aus griechischen Kirchenlehrern in's Fränkische übersetzen und dem Volke vorlesen [2]); so wie er überhaupt verordnete, daß die Predigten in der vaterländischen Sprache gehalten werden sollten. König Karl wußte recht wohl, daß die bürgerliche Ordnung auf der religiösen und sittlichen Würdigkeit des Volks beruht und ohne diese keinen Bestand hat. Er sah den Staat und die Kirche nicht als getrennt oder gar feindlich gegen einander an, sondern glaubte vielmehr, daß sie beide dasselbe große Ziel, die Veredlung der Menschen, hätten. Daher knüpfte er auch in seinem großen Reiche das Band zwischen beiden immer enger. Wie Kaiser und Papst, so sollten Bischof und Graf vereinigt sein. Die Archidiakonate, in welche die Bisthümer eingetheilt waren, fielen meistentheils mit den Gauen zusammen. Auch die Decanate der ersteren stimmen häufig mit den Centen der Grafschaften überein. Die weltliche Macht sollte der geistlichen mit ihrer äußern Macht, diese jener mit ihrer Excommunication zu Hülfe kommen.

Schon unter den früheren fränkischen Königen war die Geistlichkeit ein wesentlicher Bestandtheil in der Verfassung des Reiches; die Bischöfe nahmen, gleich den Herzögen, Antheil an den Staatsgeschäften und hatten Sitz und Stimme auf den Reichsversammlungen; Karl machte dieses zu einem

---

1) Alcuin besonders verwandte viele Mühe darauf, gute Abschreiber zu bilden. In Tours, Fulda und Trier gab es eigne Säle für die Abschreiber, mit Inschriften versehen, die die Pflichten des Schreibers einschärften. Die Schreibekunst in Büchern und Urkunden erscheint unter Karl plötzlich ganz verändert. Vorher die schreckliche merowingische Cursivschrift, die auch noch in den ersten Jahren Karls vorkommt! dann tritt, fast wie mit Einem Schlage, eine schöne runde leserliche Schrift und Worttrennung ein, karolingische Minuskel genannt; sie ist die Gesetzgeberin und Grundlage unserer sämmtlichen jetzigen Druck- und Schreibschriften, der deutschen wie der lateinischen, geworden. — Eben so zeigt sich auch in den Münzen vom J. 774 an ein ganz auffallender Umschwung. — So hat Karl selbst in kleinen Dingen mächtig gewirkt.

2) Durch Paulus Diaconus ließ er z. B. Auszüge aus den Kirchenvätern machen als eine Homiliensammlung für's ganze Jahr. Diese Sammlung hat nachher von dem gewöhnlichen Anfange der Stücke „post illa" den Namen Postille erhalten.

festen Grundsatze und erhob so den geistlichen Stand zu einem der Stände des Reichs. Die ständische Verfassung hatte nun schon zwei ihrer Hauptglieder, Adel und Geistlichkeit; der Bürgerstand, als das dritte Glied, war noch nicht vorhanden; spätere Jahrhunderte brachten ihn erst zur Reife und endeten damit die Ständeverfassung. Aber für jene Zeit war es wichtig, daß der zu mächtig gewordene Lehnsadel an dem geistlichen Stande ein Gegengewicht erhielt, welcher der Bewahrer der christlichen Cultur durch ganz Europa sein mußte und eben dadurch ganz Europa zu einem Ganzen verband. Und Karl fühlte sich groß genug, um keinen Mißbrauch solcher geistlichen Gewalt in seinem Staate zu fürchten. Obgleich er die Güter und das Ansehen der Geistlichkeit sehr vermehrte, so hielt er seine kaiserliche Gewalt doch in solcher Ueberlegenheit über sie, daß man sein scharfes Auge überall fürchtete und daß einer seiner Geschichtschreiber ihn den Bischof der Bischöfe nennt. In seinen Decretalen kommt häufig ein Tadel über die Geistlichen vor, wenn sie ihre Gewalt zu überschreiten anfingen, und überhaupt zielen viele seiner Gesetze dahin, die Zucht der Geistlichen zu verbessern, ihre Weltlichkeit zu hemmen und sie in ihren Amtspflichten thätig und tüchtig zu erhalten. Man kann ihn als Reformator der Geistlichkeit betrachten, vorzüglich wenn man an den Zustand der Geistlichen unter den Merovingern denkt. — Ueber den Zehnten, welcher der Kirche entrichtet werden mußte, bestimmte er, daß 1/4 den Bischöfen, 1/4 der niederen Geistlichkeit, 1/4 den Armen und 1/4 den Kirchen selbst, besonders dem Bau derselben, zugewiesen würde. Und da diese Abgabe im Ganzen, sowohl Franken als Sachsen, verhaßt war, so gab er selbst das Beispiel und ließ sie auch von den königlichen Gütern entrichten. Gemildert wurde die Abgabe wieder dadurch, daß nach seinen Verordnungen kirchliche Handlungen, wie Taufe, Abendmahl und Begräbniß, unentgeltlich verrichtet werden mußten.

In Absicht der Reichsverwaltung schaffte Karl die Macht der großen Herzöge, als Vorsteher ganzer Provinzen, ab, stellte die Gaue her und ließ diese durch Grafen verwalten. Die Herzöge, welche er selbst ernannte, waren nur seine Unterbefehlshaber im Kriege, Anführer des Heerbannes einer Provinz. Außerdem schickte er königliche Sendboten (Missi regii) in die Provinzen, welche den Zustand derselben, und wie sie verwaltet wurden, untersuchen und schriftlichen Bericht abstatten mußten. Sie bestanden, weil sowohl die Verwaltung der geistlichen als der weltlichen Vorsteher geprüft werden sollte, meistentheils aus einem Bischofe und einem Grafen. Der District eines Missus hieß Missaticum. Wenn Jemand glaubte, eine Rechtsverweigerung von dem Grafen erfahren zu haben, so konnte er an den Missus appelliren: doch gab es auch von diesem noch eine Appellation an den Comes palatii. Die Ernennung der Richter und der Schöffen in den Gerichten ward von Karl den Grafen genommen und den Missis übertragen. — Alle seine Beamten, besonders die Richter, ermahnte er ernst und nachdrücklich zur Erfüllung ihrer Pflichten, wie denn ein Hauptbestreben seiner ganzen Regierung dahingeht, die Rechtspflege zu verbessern, besonders die Aermeren, die gemeinen freien Leute, gegen den Druck der Großen zu beschützen. Es scheint, als wenn er in seiner letzten Zeit immer mehr die Gefahr erkannt habe, die der Gemeinfreiheit vom Lehnswesen drohete. — Alle Rechtspflege war umsonst. Zweimal im Jahre hielt der König selbst große Reichsversammlungen: die eine im Frühjahr das Maifeld (Campus Ma-

dius), wo der König mit den Ständen des Reiches Beschlüsse faßte; die zweite im Herbst, nur mit den angesehensten Großen und seinen Vertrauten, mit denen er die dringendsten Geschäfte abmachte und andere für den nächsten Maitag vorbereitete. Die auf diesen Versammlungen, besonders den Maifeldern, getroffenen Verordnungen, welche nach ihrer Eintheilung in Kapitel Kapitularien genannt werden, hatten für das ganze Reich verbindende Kraft. Doch mußten die Sendboten in ihrem Sprengel viermal im Jahre die Volksgemeinde berufen, welche, außer ihren besonderen Angelegenheiten, auch noch die Beschlüsse der großen Reichsversammlungen, wenn sie die Volksrechte angingen, bewilligen und bestätigen mußte. So wenig konnte und wollte der König mit seinen Großen in diese Rechte selbst Eingriffe thun. — Durch alle diese Einrichtungen hielt Karl, der als Gesetzgeber noch größer war, denn als Krieger, der den Germanen in seinen Kapitularien das erste große Gesetzbuch gab, welchem Jahrhunderte vorher und nachher kein gleiches an die Seite getreten ist, ohne stehendes Heer und ohne Besatzungen die unterworfenen Völker im Gehorsam und sein weites, aus so verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetztes, Reich in guter Ordnung. Er selbst blieb in den Schranken der Verfassung; er ehrte die Gesetze und vernahm gern die Stimme seines Volkes und zeigte, wie in allem, so vorzüglich hierin, seinen großartigen Sinn und seine eigne menschliche Würde.

28. Die Zeiten Ludwigs des Frommen. 814—40.

Nachdem das Geschlecht der Karolinger, — ein seltenes Beispiel in der Geschichte, — vier große Männer nach einander hervorgebracht hatte, schien seine Kraft erloschen. Ludwig der Fromme war seinen Vätern nicht gleich. Zwar war er, was sein Aeußeres betraf, keineswegs unbedeutend; sondern er wird als wohlgebildet beschrieben, mit einnehmendem Gesicht, stark von Körper und in Bogen und Lanze geübt. Auch an Kenntnissen fehlte es ihm gar nicht, Alcuin liebte ihn besonders wegen seines wißbegierigen Sinnes; aber er war schwach an Willen, und sein Beiname, der Fromme, bezeichnet weniger seine Gottesfurcht, als eine große Hingebung an die schon herrschsüchtig gewordene Geistlichkeit. Er war ein Spiel der Parteien, wechselnd in seinen Entschlüssen und ohne Kraft zur Ausführung. Dazu hatte ihn seine ganze romanische Umgebung in Aquitanien dem deutschen Wesen entfremdet. Ein solcher Herrscher war nicht geschickt, das große Reich seines Vaters zusammenzuhalten. Das größte Unglück seines Lebens indeß kam von seinen eigenen Söhnen.

Er hatte drei aus der ersten Ehe mit Irmengard: Lothar, Pippin und Ludwig; zwischen denen theilte er schon früh sein Reich, so daß er für sich nichts als den Kaisertitel behielt. Nun aber nahm er im J. 819 bald nachher seine zweite Frau, Judith, aus dem Welfischen Hause, welche ihm den vierten Sohn, Karl, gebar, eine sehr schöne aber stolze, herrschsüchtige Frau, auf deren Zureden Ludwig den andern Söhnen einen Theil der Länder wieder nehmen und dem Karl geben mußte. Darüber entstand offenbarer Krieg zwischen Vater und Söhnen, und diese nahmen den Vater zweimal gefangen. Das erstemal durch Pippin und Lothar durch Ueberraschung in Paris. Aber der wackere Einhard, der dem Geschlechte seines Wohlthäters Karl noch immer als Rathgeber zur Seite stand, vermittelte die Versöhnung. Die Kaiserin Judith, die schon in ein Kloster gebracht war, wurde ihrem Gemahle wie-

dergeben. Allein diese übermüthige Frau kannte keine Mäßigung; bald fing sie ihre Ränke wieder an und brachte es dahin, daß der schwache Kaiser seinem Sohne Pippin das Königreich Aquitanien nehmen und Karln geben wollte. Pippin aber gewann leicht seine Brüder, die ebenfalls Ursache zur Unzufriedenheit mit der Königin hatten. Vereinigt lagerten sie sich bei Colmar im Elsaß; Kaiser Ludwig ihnen gegenüber. Lothar hatte den Papst Gregor IV. gewonnen, mit ihm nach Deutschland zu gehen, um die Versöhnung zwischen dem Vater und den Söhnen zu versuchen. Aber indem drei Tage lang verhandelt wurde, ging nach und nach ein großer Theil von des Kaisers Vasallen zu den Söhnen über. Von dieser Untreue erhielt der Ort, der vorher das Rathfeld hieß, nachher beim Volke den Namen des Lügenfeldes. Der gutmüthige Ludwig sprach zu denen, die bei ihm geblieben waren: „Gehet ihr auch zu meinen Söhnen; ich will nicht haben, daß meinetwegen nur ein Einziger das Leben oder ein Glied verlieren soll." — Sie weinten und gingen, und Ludwig gerieth in die Hände der Söhne. Lothar, welcher der schlimmste von ihnen war und die Geistlichkeit auf seine Seite gebracht hatte, führte ihn 833 in ein Kloster zu Soissons in Frankreich und setzte ihm so lange zu, bis er sich entschloß, öffentlich Kirchenbuße zu thun. Das that Lothar deshalb, damit der Vater dadurch zu den Waffen unfähig würde; denn so war es in den Kirchengesetzen verordnet, daß einer, der Kirchenbuße gethan, nicht wieder Waffen tragen durfte. Einen waffenlosen König aber konnten die Franken unmöglich ertragen.

Der fromme Ludwig, der sich leicht bereden ließ, seine eigenen Sünden seien an allem Unglück schuld, ließ sich wirklich in die Kirche des Klosters führen; nachdem er Wehrgehenk und Waffen abgethan hatte, kniete er auf einen Bußsack und las eine Schrift ab, in welcher sein Sohn und dessen Helfer alle seine Sünden verzeichnet hatten: „Er habe sein Amt unwürdig versehen, Gott oft beleidigt, die Kirche geärgert; er sei ein Meineidiger, ein Urheber von Aergernissen und Unruhen, der zuletzt sogar gegen seine Söhne habe Krieg führen wollen!" — Und während er solches Bekenntniß that, legten die Bischöfe ihre Hände auf ihn und sangen Bußpsalmen. Es war der Erzbischof Ebbo von Rheims, den Ludwig selbst aus einem Knechte zum Erzbischof gemacht hatte, und mit ihm dreißig Bischöfe; und Lothar saß daneben auf einem Thron und weidete seine Augen an der Erniedrigung des Vaters. Dieser wurde alsdann im Bußgewande in eine einsame Zelle gesperrt, wo er ohne Trost allein blieb.

Solche Mißhandlung des Kaisers hatte seinen Sohn Ludwig von Baiern, welcher nachher Ludwig der Deutsche hieß und der beste unter den Söhnen war, entrüstet; er vereinigte die Kräfte der Baiern, Schwaben, Sachsen und Franken unter seinen Fahnen, beredete sich auch mit seinem Bruder Pippin, und sie zwangen Lothar, daß er den Vater wieder losgab. Dieser wurde auch von den Bischöfen förmlich losgesprochen und erhielt aus ihren Händen die Waffen zurück. Sie sahen sich dazu durch den vereinigten Willen der vier deutschen Hauptstämme gezwungen; und so war die erste historische Handlung der vereinigten deutschen Nation eine Erhebung zu Gunsten des angebornen Fürsten gegen die geistliche Macht. Dies Alles geschah im J. 835.

Aber Ludwig war durch das Unglück nicht weiser geworden, sondern ließ sich durch die Judith sogleich wieder dahin bringen, daß er seinen vierten Sohn Karl noch einmal allen andern vorzog, ihm die schönsten Länder

gab und den 15jährigen Knaben zum König von Neustrien krönen ließ. Den besten der Söhne, Ludwig, setzte er am meisten zurück. Dieser ließ sich durch den Unwillen darüber verleiten, die Waffen gegen den Vater zu ergreifen, und der alte Ludwig konnte nicht einmal eine ruhige Stätte zu seinem Sterbebette finden. Sondern, als er nach Worms ziehen wollte, um dort einen Reichstag gegen den Sohn zu halten, und eben in der Gegend von Mainz über den Rhein ging, fühlte er sein schnell herannahendes Ende. Er blieb auf einer Rheininsel in der Gegend von Ingelheim, ließ sich dort ein Zelt aufschlagen und legte sich nieder zum Sterben. Eine Sonnenfinsterniß, die sich gerade in diesen Tagen ereignete, hatte einen großen Eindruck auf sein Gemüth gemacht. Dem Sohne verzieh er noch vor seinem Tode mit diesen Worten: „Weil er nicht zu mir kommen kann, um Genugthuung zu leisten, so thue ich das Meinige und nehme Gott und euch alle zu Zeugen an, daß ich ihm alles verzeihe. Euer Amt aber wird es sein, ihn zu ermahnen, daß, wenn ich ihm so oft verziehen, er nicht vergesse, daß er die grauen Haare seines Vaters mit Herzeleid in die Grube gebracht hat." So starb am 20. Juni 840, im 65. Jahre, der König Ludwig, dessen Wille gut war, nach einem mühseligen Leben, in Kummer und Trübsal, weil er nicht verstand, sein eigenes Haus, geschweige sein Reich, zu verwalten.

Das Rühmlichste aus seinem Leben sind ein paar geistliche Stiftungen, nämlich die des Klosters zu Corvey und des Erzbisthums Hamburg. Ersteres stammt von dem Kloster gleiches Namens bei Amiens in Frankreich. Hierhin hatte Karl der Große viele der gefangenen Sachsen bringen lassen, um sie in der christlichen Religion und zu künftigen Lehrern derselben unter ihren Landsleuten erziehen zu lassen. Von diesen Sachsen ließ nun Ludwig der Fromme unter dem Abt Adelhard eine geistliche Colonie in ihrem Vaterlande, an der Weser, anlegen, und den Bau des neuen Klosters schon 815 beginnen. Es wurde 822 vollendet und die Abtei mit vielen königlichen Gütern ausgestattet. Sie wurde bald die vorzüglichste Bildungsschule in diesen Gegenden.

Das Erzbisthum Hamburg, das zweite Erzbisthum auf deutschem Boden gründete Ludwig 831, vorzüglich zur Bekehrung des heidnischen Nordens. Der erste Bischof war Ansgar, aus dem Stifte Corvey, einer der eifrigsten Verbreiter des Christenthums, der schon in Dänemark und Schweden gelehrt hatte. Von Hamburg aus wurde die nordische Kirche regiert und erweitert; auch das Bisthum Bremen wurde dem Ansgar mit übergeben. Leider traf Hamburg 847 das Unglück, von den Normännern zerstört zu werden, weshalb das Erzbisthum nach Bremen verlegt wurde.

29. Theilung des Reichs unter Ludwigs Söhnen. 843.

Die Brüder, welche gegen ihren eigenen Vater die Waffen zu führen sich nicht gescheut hatten, konnten noch weniger unter sich selbst einig bleiben; besonders maßte sich Lothar, als Kaiser, große Vorrechte über seine Brüder an. Ludwig und Karl — Pippin war schon gestorben — rüsteten sich also wider ihn, und da er sich nicht zu einem friedlichen Vergleiche verstehen wollte, kam es im J. 841 zu einer Schlacht bei Fontenaille unweit von Auxerre in Frankreich. Sie war sehr blutig, 40,000, nach andern 100,000 Todte bedeckten das Schlachtfeld; Lothar wurde geschlagen und mußte seine großen Forderungen fahren lassen; und nach zwei Jahren

kam ein wichtiger Vertrag zu Stande, welcher das große fränkische Reich theilte und Deutschland auf immer von Frankreich getrennt hat. Dieser heißt der Vertrag von Verdün, geschlossen in der Nähe dieser Stadt zwischen dem 6. und 10. Aug. 843.

1) Ludwig erhielt das eigentliche Deutschland, mit Ausnahme von Friesland, bis an den Rhein, und über dem Rheine, des Weinwuchses wegen (propter vini copiam), wie es in der Urkunde heißt, Mainz, Speier und Worms. Von Basel aus schnitt die Grenze den altdeutschen oder alemannischen Theil für Ludwig ab und lief dann über die rhätischen, norischen und kärnthner Alpen bis an die Donau, so daß Baiern, der größte Theil vom jetzigen Oestreich und ein Theil von Ungarn zu Deutschland gehörten. Dadurch waren die Länder, in welchen reiner deutscher Stamm größtentheils unvermischt mit den Römern geblieben war, alle vereinigt, und wir Deutschen müssen die Theilung zu Verdün als ein großes Heil für uns ansehen. Denn wäre unser Vaterland mit Frankreich vereinigt geblieben und hätten die Könige vielleicht ihren Sitz in Paris genommen oder auch nur mit den Hauptstädten gewechselt, so möchte doch mit der Zeit eine verderbliche Mischung der deutschen und französischen Sprache, Sitten, Lebensweise und des Volkscharakters entstanden sein. Ueberhaupt war die Theilung des großen Reiches eine Nothwendigkeit geworden. Die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Völkerschaften hatte sich schon so scharf geschieden, daß nur ein so großer Geist, als Karl d. Gr., und auch dieser kaum, sie länger hätte zusammenhalten können. Die verschiedene Richtung der Nationalitäten hatte schon in den Parteiungen von Ludwigs des Frommen Söhnen während des Lebens des Vaters einen Hauptstoß gegeben und jetzt entschied sie die völlige Trennung. Nur hätte dieses Princip vollständiger und klarer durchgeführt werden sollen; das geschah aber am wenigsten bei der Bestimmung des dem ältesten Sohne zufallenden Theiles; nämlich:

2) Lothar behielt die Kaiserwürde und Italien, und bekam ferner einen schmalen, langen Landstrich zwischen Deutschland und Frankreich, von den Alpen bis in die Niederlande und nach Nordosten bis an die Wesermündungen; nämlich das Land Wallis und Wadt von der Schweiz, dann das südöstliche Frankreich bis zum Rhonefluß, und am linken Ufer des Rheines das Elsaß und die Gegenden der Mosel, Maas und Schelde, endlich die Rhein- und Emsmündungen mit Friesland. Dieser lange, schmale Landstrich zwischen den beiden andern Brüdern wurde wahrscheinlich deshalb für den Kaiser bestimmt, damit er beiden nahe sei und damit, nach dem Willen des Vaters und Großvaters, durch das kaiserliche Ansehen die Einheit des Ganzen möglichst erhalten werde. Auch schien von der Kaiserwürde sowohl Italien mit der alten Hauptstadt Rom, als auch das alte Austrasien, nämlich die Gegenden des Rheins, die Karl der Große zu seinem Sitze gewählt hatte, mit der Hauptstadt Aachen, unzertrennlich. Aber, obgleich Lothar sehr schöne und fruchtbare Provinzen erhielt, so war sein Theil doch der schwächste; denn sein Reich diesseits der Alpen hatte keine natürlichen Grenzen, weder durch Gebirge, noch durch Volksstamm; die Bewohner seiner Länder an der Rhone und am Rheine hinunter waren aus sehr verschiedenen Stämmen zusammengesetzt und redeten verschiedene Sprachen. Der Friese an der Nordsee war mit den Bewohnern von Unteritalien zu einem Reiche vereinigt. Es war keine Naturnothwendigkeit in dieser Theilung, sondern bloße menschliche Willkür, und darum war auch kein

Bestand darin. Vielmehr ist sie die Quelle von sehr vielem Unglück geworden. Nachdem der Kaiser Lothar, wie verfolgt von dem Schatten seines Vaters, gegen den er am meisten gesündigt, die Regierung niedergelegt hatte und in dem Kloster Prüm 862 gestorben war, stritten seine drei Söhne wiederum mit den Waffen um das Land und theilten es unter sich; aber keiner von ihnen brachte es auf Nachkommen. Die Länder Burgund, Elsaß und die eigentliche Provinz Lothringen, welche Lothar II. erhalten hatte und die eben von ihm den Namen Lotharingien bekam, theilten nach dessen frühem Tode schon seine beiden Oheime, Ludwig der Deutsche und der französische König Karl unter einander, so daß das Land im Osten der Maas mit Friesland und den Städten Utrecht, Aachen, Lüttich, Metz, Trier, Köln, Straßburg, Basel u. a. an Deutschland kam und nun noch vollständiger alle Völker, unter denen sich das deutsche Wesen rein erhalten hatte, vereinigt wurden. Diese Theilung beendigte aber den Streit um die Lothringische Erbschaft nicht, sondern dieselbe ist durch alle Jahrhunderte hindurch ein Zankapfel zwischen den Deutschen und Franzosen gewesen und viele blutige Kriege sind ihrenthalben geführt worden.

3) Karl der Kahle endlich erhielt den westlichen Theil des ganzen Reichs der Franken, und bei diesem Theile ist der Name Frankreich geblieben; die Deutschen aber gewöhnten sich immer mehr, die Deutschredenden auch Deutsche zu nennen.

30. Die deutschen Könige aus dem Geschlechte der Karolinger. 843—911.

1) Ludwig der Deutsche, 840—76, der ein kräftiger Fürst, von hohem Wuchse und schöner Bildung, mit blitzendem Auge und hellem Geiste war, auch lebendigen Sinn für Bildung und Wissenschaft besaß und dieses durch Redeschulen, die er in Frankfurt und Regensburg erbaute, bewies, hatte viel für die Ruhe seines Reiches zu kämpfen, indem von den östlichen Grenzen her die slavischen Völker Einfälle machten, von Norden und Nordwesten aber die Normänner. Die kühnen Seefahrer, von altdeutschem Stamme, wild wie ihr Meer und ihre nordischen Küsten, erschienen, aus den norwegischen, schwedischen und dänischen Gewässern kommend, vom Jahre 820 an mit der Schnelligkeit des Windes und mit allgewaltiger Tapferkeit an den Mündungen der Flüsse und drangen oft tief in die Länder ein. Die Franken konnten ihnen keine Flotten entgegensetzen, da Karls d. Gr. Gedanke, auch eine Flotte zu bilden, wieder verlassen war. Die Normannen sind auf der Seine bis Paris, auf der Loire bis Orleans, auf der Garonne bis Toulouse, und auf dem Rheine bis Köln und Bonn vorgedrungen. Und nicht allein die Ufer dieser Flüsse litten von ihren Verheerungen, sondern sie verstanden sogar ihre Schiffe viele tausend Schritte weit über Land wegzuschaffen und in andere Flüsse zu bringen, so daß nirgend Sicherheit vor ihnen war. So groß war der Schrecken ihres Namens, daß der bloße Ruf vor ihnen her schon die Menschen zur Flucht aufregte. Ihre Zahl war meistentheils klein, wie denn ein Schiffsgeschwader überhaupt nicht große Heere fortbringen kann; aber ihr Muth, wie ihr Körper und ihre Waffen, zeigten von guter nordischer Kraft, und im Schwingen der gewaltigen Speere kam ihnen niemand gleich. Einige Schiffe, nebst einigen tapfern Leuten, waren oftmals die Aussteuer königlicher Prinzen; und wie im alten Deutschland ein edler Anführer mit

seinem Gefolge auf kühnen Zügen Ehre und Beute erwarb, ja wie er sogar sich und den Seinen den Besitz eines Landes erkämpfte, so war dem verwegenen Seekönige sein Geschwader, mit kampf- und beutelustigen Abenteurern bemannt, die Quelle des Reichthums, ja bisweilen der bewegliche Boden, auf welchem er sich ein Reich erwarb. In der Normandie in Frankreich, in Sicilien und in Rußland haben sie solche Reiche gegründet. — Gegen sie und gegen die Slaven hat Ludwig der Deutsche das Reich zwar im Ganzen gut geschützt, konnte aber doch nicht verhindern, daß sie im J. 847 mit sechshundert Schiffen in die Elbe kamen, bis Hamburg vordrangen und einen Theil der Stadt mit der Kirche und dem Kloster verbrannten. Der Erzbischof Ansgar floh mit den Heiligthümern seiner Kirche nach Bremen, wohin auf seinen Wunsch von nun an das nordische Erzbisthum verlegt wurde.

2) Ludwigs dritter Sohn, Karl der Dicke (876—87), vereinigte nach dem Tode seiner Brüder Karlmann und Ludwig II., welche Theile des Reichs besessen hatten, durch besondere Umstände noch einmal auf kurze Zeit mit der Kaiserwürde die drei Theile des fränkischen Reiches, Italien, Deutschland und Frankreich, indem auch die französischen Großen, da der karolingische Erbe bei ihnen, Karl der Einfältige, ein sechsjähriges Kind war, ihn im J. 884 zum Könige wählten. Allein, wie er überhaupt die Eigenschaften eines Herrschers so großer Länder nicht besaß, so konnte er auch die nächste Aufgabe, das Reich gegen die Normannen zu beschützen, die selbst einen Theil der Pfalz Karls d. Gr. in Aachen einäscherten, nicht erfüllen; er kaufte ihnen zweimal den Frieden mit vielen Pfunden Goldes ab, einmal da sie auf der Maas bis Haslov, und das zweitemal, da sie mit siebenhundert Fahrzeugen auf der Seine bis Paris gekommen waren und die Stadt hart belagerten. Ein so schimpfliches Betragen und die Schwäche seiner ganzen Regierung brachten ihn in Verachtung und machten, daß er im Jahre 887, auf einer großen Reichsversammlung zu Tribur, des Reiches entsetzt wurde. Zu seinem Glücke starb er schon im folgenden Jahre.

3) Ihm folgte in Deutschland durch Wahl der Großen Arnulf (887—99), ein Sohn seines Bruders Karlmann, also Großsohn Ludwigs des Deutschen, ein tapferer und würdiger König. Er schlug die Normannen 891 bei Löwen in den Niederlanden, wo sie ein verschanztes Lager errichtet hatten, und dieser Sieg verbreitete seinen Ruhm durch alle Länder; denn jene Normänner waren von dem tapfersten Stamme des Nordens und es war noch nie gehört worden, daß sie vor dem Feinde geflohen waren; seit dieser Niederlage sind die Normannen nie wieder in großen Heeren in Deutschland erschienen. — An der Südostgrenze Deutschlands bildete um diese Zeit ein slavischer Fürst eine nicht unbedeutende Herrschaft, der Fürst Zwentibold in Mähren. Um ihn zum Freunde zu machen, belehnte ihn Arnulf mit dem erledigten Herzogthum Böhmen und wählte ihn zum Pathen seines Sohnes, den er nach ihm benannte. Aber Zwentibold strebte nach Unabhängigkeit und Arnulf sah sich bald in einen schwierigen Krieg mit ihm verwickelt. Um Bundesgenossen zu gewinnen, kam er auf den Gedanken, ein Volk im Rücken der Mähren, die Magyaren, von denen bald weiter die Rede sein wird, gegen Zwentibold aufzurufen; sie folgten, fielen verwüstend in Mähren ein und setzten sich näher an den Grenzen Deutschlands fest. Zwentibold sieht seine Macht gebrochen und

zieht sich in ein Kloster zurück; seine Söhne wurden von den Magyaren, die bald als Ungarn auftreten, ihres Landes beraubt.

Die Macht seines Hauses auszubreiten, benutzte Arnulf günstige Umstände in Lothringen, um seinem Sohne Zwentibold die Herzogswürde dieses Landes zu verschaffen; es gelang nach manchen Kämpfen mit den Großen, ja 895 nahm Zwentibold sogar den Königstitel an; allein er konnte sich nicht dauernd behaupten; bald nach seines Vaters Tode fiel er im Kampfe gegen seine Vasallen.

Auch nach Italien ist Arnulf gezogen, um dieses uneinige Land, wo sich so viele um die Oberherrschaft stritten, wieder unter deutsche Hoheit zu bringen. Er drang 896 bis Rom vor; aber sein Heer war durch Witterung und Krankheit sehr geschwächt; er getraute sich nicht, die starken Mauern der Stadt zu brechen, und wollte wieder umkehren. Da geschah es, daß die Römer von den Mauern herab auf die Deutschen schimpften und sie verhöhnten, diese, ohne Befehl zu erwarten, machten sich auf, stürmten die Thore, füllten die Gräben, erstiegen die Mauern und eroberten die Stadt. Der Papst Formosus krönte den König Arnulf im August 895 zum Cäsar Augustus; das römische Volk mußte ihm Treue schwören. Aber es kannte die Treue nicht; weil Gewalt die starke deutsche Natur nicht hatte überwinden können, so mußte es Gift thun. Arnulf bekam höchst wahrscheinlich Gift; er kehrte krank nach Deutschland zurück und starb nach langem Siechen im Jahr 899, beklagt von allen Deutschen und viel zu früh für sein Reich. Denn er war noch jung und das Vaterland hätte nie mehr, als jetzt, seines kräftigen Armes bedurft.

Die Madscharen (Magyaren), welche sich in Ungarn festgesetzt hatten, fingen an, Deutschland mit ihren Einfällen heimzusuchen. Sie gehörten zu den asiatischen Wandervölkern, finnischen Stammes vom westlichen Fuße des Ural; man nannte sie aber Hunnen (auch Ungarn, so wie das Land, welches sie von nun an besetzten), weil man schon gewohnt war, alles, was wild und fürchterlich anzusehen war und von Morgen her kam, Hunnen zu benennen. Auch sie lebten, wie jene, immer auf ihren Pferden und waren plötzlich da, wo man sie nicht erwartete. Bald griffen sie an, bald flohen sie wieder, und im Fliehen schossen sie ihre Pfeile rückwärts und kehrten plötzlich um, wenn man sich sicher hielt. Ihre Pfeile schossen sie aus hornenen Bogen mit solcher Gewalt und Sicherheit, daß man ihnen kaum ausweichen konnte; aber in der Nähe zu fechten und Städte zu belagern, war ihnen unbekannt. Von Körper waren sie klein, gräßlich von Gesicht, mit tiefliegenden Augen, von barbarischen Sitten und rauher, mißtönender Sprache, so daß ein alter Schriftsteller, der zu jener Zeit lebte, sagt: man müsse die göttliche Geduld bewundern, daß sie solchen, nicht Menschen, sondern menschlichen Mißgeburten, so kostbares Land überlassen habe.

4) Diese furchtbaren Feinde verheerten auf eine unerhörte Weise die deutschen Länder, während Arnulfs Sohn, Ludwig das Kind, der noch unmündig war, König von Deutschland hieß, vom Jahr 899—911. Es waren vielleicht die unglücklichsten Jahre, die jemals über unser Vaterland gekommen sind. Die Ungarn machten fast jedes Jahr ihre schnellen und stürmischen Züge in eine der deutschen Provinzen, verwüsteten sie mit Feuer und Schwert und trieben Tausende der Einwohner als Sklaven mit sich weg; die Deutschen aber, so tapfer sie waren, kannte solche Art Krieg zu

führen noch nicht und konnten ihnen nicht wehren; dazu hatten sie noch keine Städte mit Mauern, in welche sie ihre Frauen und Kinder hätten flüchten können. Zuerst wurde im Jahr 900 Baiern von den Ungarn verwüstet und die Grafen und Edlen erschlagen; in den folgenden Jahren kehrten sie mehrmals wieder; im Jahre 906 erreichten sie auch Sachsen und Thüringen; gleich darauf ward der Markgraf Liutpold von Baiern, Burchhard von Thüringen, mehrere Bischöfe und viele andere Edle in den verschiedenen Kämpfen erschlagen, Franken und Schwaben gleichfalls verheert; König Ludwig selbst wurde im J. 910 in einer großen Schlacht unweit der Mündungen des Lech besiegt und zum Tribute gezwungen. Und, mit Trauer muß es gesagt werden, selbst durch innere Fehden wurde Deutschland in dieser Unglückszeit zerrissen, wie sich denn z. B. in Franken die Geschlechter der Babenberger und Konradiner mit tödtlichem Haß bekämpften. — Man deutete das Unglück Deutschlands nach dem Prediger Salomo: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist!" — Doch dieses Kind starb zu seinem und des Landes Heile früh, im Jahre 911.

31. Zustand der späteren karolingischen Zeiten.

Nachdem das Geschlecht der Karolinger, welches so groß begonnen hatte, in Deutschland untergegangen war, bestand es noch einige Zeit, schwach und ohnmächtig, in Frankreich; dann schwand es auch dort dahin, gleich einem Strome, der mächtig anfängt und zuletzt in einzelnen schwachen Armen im Sande versiegt.

In Deutschland hatte sich indeß vieles verändert, was für alle folgende Zeiten wichtig ist. Karl der Große stellte, wie wir wissen, die alte salische Königsmacht in ihrem ganzen Umfange wieder her; er schaffte die großen Herzöge über ganze Provinzen ab und setzte königliche Beamte, mit kleinerem Umkreise der Herrschaft, ein; und wären seine Nachfolger ihm gleich gewesen, so möchte es in Deutschland eben also sich gewendet haben, wie in Frankreich und andern Ländern, daß zuletzt Ein Herr mit unumschränkter Gewalt über das ganze Reich war und kein Fürst außer ihm. Unser Schicksal jedoch hat es anders geordnet und eine Vielherrschaft unter uns aufkommen lassen, welche manchen Gewinn für die Entwickelung und Geistesbildung des deutschen Volkes gebracht hat, aber nur alsdann nicht gefährlich für uns nach Außen gewesen ist, wenn Alle, die Deutsche heißen, in Liebe und Eintracht zusammenhielten und in der Gesinnung Ein festes deutsches Reich bildeten.

Der Grund zu jener Vielherrschaft ist vorzüglich in den Zeiten nach dem Vertrage von Verdün gelegt worden. Fast an allen Grenzen droheten furchtbare Feinde: die Ungarn, die Slaven und Wenden, und die Normänner; die Könige selbst aber waren meistens zu schwach, um, gleich Karl dem Großen, von einem Ende des Reiches zum andern herbeifliegend, zu helfen; da mußten sie gestatten, daß die deutschen Stämme zur Vertheidigung der Grenzen wiederum mächtige, bleibende Anführer aus ihrer Mitte erhielten. Das Streben nach neuer Begründung der herzoglichen Gewalt wird in der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. immer sichtbarer, und bald erheben sich die königlichen Missi, oder die Markgrafen, oder andere begüterte und einflußreiche Männer, zur herzoglichen Würde.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Entwicklung dieser Verhältnisse nicht überall gleich war. Oft wird der Vorsteher einer Provinz

in den Urkunden noch Graf (comes) genannt, indem er von der herzoglichen Gewalt schon mehr besaß, als in einer andern derjenige, welcher schon dux genannt wird. Die Untersuchung über diesen Gegenstand ist recht schwierig und die Meinungen sind noch nicht vereinigt. So viel ist sicher, daß, wenn wir ganz im Allgemeinen denjenigen als Inhaber der herzoglichen Gewalt betrachten, der ein überwiegendes Ansehen in seiner Provinz besaß und den König im Kriege und in der obersten Gerichtsbarkeit vertrat, am Ende des 9. und im Anfange des 10. Jahrh. nach und nach beständige Herzöge bei den Sachsen und Thüringern, den Franken, Baiern, Schwaben und Lothringern wiederum auftraten.

In Sachsen gelangte, wie es scheint, schon sehr früh das Ludolfingische Geschlecht zu einer Macht, die wir eine herzogliche nennen können. Ekbert, dem Hause Karls des Großen verwandt, wurde von letzterem allen Sachsen zwischen Rhein und Weser als Graf und Anführer des Heerbannes vorgesetzt; sein Sohn Ludolf bekleidete dieselbe Würde und hatte der That nach schon herzogliche Gewalt. Dessen Söhne Bruno, und nach dieses Tode in einer Schlacht gegen die Normannen 880, Otto, Vater König Heinrichs, müssen vollständig als Herzöge betrachtet werden. Sachsen wurde nach und nach das mächtigste Herzogthum, denn es umfaßte zur Zeit seiner größten Ausdehnung das Land vom Niederrhein bis zur Oder, von der Nordsee und der Eider bis ans Fichtelgebirge und die Wetterau.

Die thüringische Mark hatte zwar auch Grafen, welche mitunter Herzöge (duces limitis Sorabici) genannt wurden; allein ihre Macht bildete sich wohl wegen des häufigen Wechsels der Besitzer nicht eigentlich zur herzoglichen aus. Burchard, welchen wir als Herzog genannt finden, fiel 908 gegen die Ungarn; seine Macht ging an Otto von Sachsen über, der vorher schon eine Gaugrafschaft im nördlichen Theile Thüringens hatte. König Heinrich behielt Thüringen mit seinem Herzogthume verbunden.

In Franken, welches außer dem alten Frankenlande am Niederrhein auch Hessen und die Gegenden des Mittelrheines begriff, mußte der Natur der Sache nach der Herzogsname am spätesten erscheinen, weil das Land, so lange die Könige aus dem fränkischen Stamme waren, als Königsland galt; doch wurde die Verwaltung des Landes durch mächtige Grafen besorgt, und zwei Geschlechter, die Babenberger im östlichen Theile und die Konradiner zu Worms im westlichen, theilten die Macht, bis sie in tödtlichen Streit geriethen, in welchem die Babenberger gänzlich unterlagen. Der Graf Konrad, bald König Konrad I., wurde dadurch potentissimus comes in Franken und besaß wirklich herzogliche Gewalt. Widukind nennt ihn auch Herzog der Franken, obwohl er, so wie sein Bruder Eberhard, von Andern auch comes genannt wird. Daß Eberhard unter Heinrich I. die herzogliche Würde besessen hat, kann wohl nicht bezweifelt werden.

In Baiern wird Liutpold, der die Ostmark gegen Slaven und Ungarn zu vertheidigen hatte, in einem Diplome König Ludwigs vom Jahre 901, dux genannt, und sein Sohn Arnulf nennt sich im Jahre 907 selbst Herzog.

In Schwaben, wo die Bewachung der Grenze nicht von solcher Wichtigkeit war, scheint die herzogliche Würde sich nach und nach an die

Gewalt des königlichen Missus angeschlossen und später entwickelt zu haben. Unter Konrad I. erscheint jedoch Burchard als Herzog von Schwaben.

In Lothringen endlich wurde es den Großen des Landes durch die schwankende Stellung desselben zwischen Frankreich und Deutschland in den letzten karolingischen Zeiten leicht, eine mehr selbständige Stellung zu behaupten, und so finden wir schon 911 den Herzog Reginar, und später, unter König Heinrich, den Herzog Gisilbrecht.

Die Herzöge wurden zwar nicht als Herren ihrer Völker und Länder, sondern als Diener und Stellvertreter des Königs angesehen, die in seinem Namen im Frieden Recht und Ordnung handhabten und im Kriege das Heer ihres Stammes zur Schlacht führten; allein unter schwachen Königen rissen die Herzöge, die in ihrem Herzogthume zugleich mächtige Grundbesitzer waren und seit Ludwig d. Fr. nicht mehr durch königliche Sendboten beaufsichtigt wurden, immer mehr Gewalt an sich, indem sie die kleineren Vasallen unter sich brachten; ja sie machten ihre Würde als Reichsbeamten eben so nach und nach erblich in ihrer Familie, als das Reichsgut, welches sie ursprünglich als Besoldung für ihr Amt erhalten hatten. So wie die großen Herzöge, so setzten sich auch die kleineren Reichsbeamten, Grafen, Markgrafen und andere, im Laufe der Zeit immer fester in ihren Würden und den damit verbundenen Gütern. Auch die geistlichen Herren, Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte, waren, gleich den weltlichen Herren, Mitglieder und Vasallen des Reichs, indem sich ihr weltlicher Besitz immer mehr vergrößert hatte. Alle diese sollten nach und nach aus königlichen Statthaltern Fürsten des deutschen Volkes werden. Die Entwicklung dieser Verhältnisse wird die weitere Geschichte angeben.

Ebenfalls fing bei den Einzelnen die Liebe zur Freiheit und persönlichen Unabhängigkeit schon in dieser Zeit an, oft in Zügellosigkeit auszuarten. Wer sich von einem andern beleidigt glaubte und die Kraft in sich fühlte, sich selbst zu rächen, der suchte sein Recht nicht auf dem ordentlichen Wege durch den bestellten Richter, sondern mit den Waffen und durch die Gewalt der Faust; und darum hat man die Zeit, da solche Selbsthülfe allgemein war, die Zeit des Faustrechts genannt. Sie fängt unter den spätern Karolingern schon in einzelnen Erscheinungen an sich zu zeigen, steigt aber erst länger nachher auf ihre höchste Stufe.

Das Uebel mußte wohl groß werden, weil die Sitten der Nation noch immer roh waren. Waffen und Jagd blieben die Lieblingsbeschäftigungen. Der Degen und der Stoßvogel waren dem Deutschen die größten Kleinode. Er konnte zusehen, wie ein Schriftsteller sagt, daß ihm Alles genommen wurde; nur bei diesen war Gefahr, daß er sie auch durch einen Meineid retten würde. — Die Jagdfeste waren prächtig und gehörten zu den höchsten Lebenszierden; die Frauen, auf schönen Zeltern, sahen der Erlegung des Wildes zu; am Abend wurde unter Zelten im Walde gespeist und unter Hörnerschall ging der Zug zurück. Der Jagdlust wegen liebten Könige und Große noch immer das Landleben über alles und verschmähten es, lange in Städten zu sein.

Die späteren Zeiten der Karolinger, mit allen äußeren und inneren Unruhen, hatten auch darin verderblich gewirkt, daß die Anfänge der Bildung, die Karl der Große durch seine Bemühungen für die Wissenschaften und durch seine Unterrichtsanstalten gepflanzt hatte, fast ganz wieder vernichtet wurden. Keine Zeit in der deutschen Geschichte ist finsterer, abergläu=

bischer, unwissender, als die nach Ludwig dem Deutschen unter den Karolingern, und noch eine geraume Zeit darüber hinaus. Und doch waren die Deutschen von jeher so sehr der Bildung empfänglich und durch treuen Fleiß und tiefes Nachsinnen zu aller Kunst und Wissenschaft geschickt. Ein Beispiel davon findet sich selbst in dieser finstern Zeit. In den Tagen Pippins und Karls des Großen waren die ersten Orgeln aus Griechenland nach Deutschland gekommen und Karl gab sich alle Mühe, den römischen Kirchengesang bei seinen Deutschen einzuführen. Anfangs wollte es mit dieser Kunst gar nicht bei ihnen gelingen; wenigstens klagt ein Italiener aus jener Zeit gar sehr, daß ihre natürliche Roheit ihnen dabei durchaus hinderlich sei. „Groß an Leib, wie Berge," sagt er, „braust auch ihre Stimme wie ein Donner daher und kann nicht im süßen Gesange ertönen; und wenn ihre barbarische und durstige Kehle die zarten Uebergänge und Biegungen des Gesanges hervorbringen soll, so fahren die harten Töne gleichsam mit einem Geprassel heraus, fast wie ein Wagen, der über die Steine rasselt, so daß das Gefühl der Hörenden, das sanft bewegt werden sollte, vielmehr erschreckt und erschüttert wird." — So lautete zuerst das Urtheil über ihre Fähigkeit zur Tonkunst. Und doch hatten sie es in kurzer Zeit durch Fleiß und Uebung so weit gebracht, daß der Papst Johann VIII., der um das Jahr 870 lebte, den Bischof Anton von Freisingen ersuchte, ihm aus Deutschland eine gute Orgel nach Italien zu schicken, nebst einem Künstler, der sowohl im Stande sei, sie zu bauen, als auch darauf zu spielen.

Ein sehr rühmliches Beispiel der Liebe für seine Muttersprache gab in diesem Jahrhunderte ein Schüler des Rhabanus Maurus, der Mönch Otfried in Weißenburg, welcher die Evangelien in deutsche Verse übersetzte, damit sie das Volk lesen könnte. Karl der Große hatte zwar angefangen, die deutsche Sprache zu befördern und auszubilden; aber nach ihm dachte man nicht weiter daran. Otfried eifert mit Recht gegen diejenigen, welche, gleichgültig gegen ihre Muttersprache, die Sprache der Lateiner und Griechen lieber mit vieler Mühe lernten und gebrauchten. „Sie nennen die deutsche Sprache bäurisch und suchen sie doch nicht durch Schrift und Kunst vollkommener zu machen, sagt er. Sie hüten sich in der lateinischen und griechischen Sprache schlecht zu schreiben und scheuen es in der ihrigen nicht; sie schämen sich, in jenen auch nur durch einen Buchstaben gegen die Kunst zu fehlen, und in ihrer eigenen geschieht es bei jedem Worte. Eine wunderliche Sache, daß so große Männer alles dieses fremden Sprachen zu Ehren thun und die eigene nicht schreiben können!"

Abnahme der freien Leute. — Unerfreulich war in diesen Zeiten der Zustand der gemeinen freien Leute, welche sich daher auch sehr verminderten. Schon früher, indem das Lehnswesen seine Folgen immer mehr entwickelte und die Vasallen über alle diejenigen erhob, welche ihr eigenes Erbe bebaueten, hatte ihre Zahl sehr abgenommen; die schlimmste Zeit aber kam erst nach Karl dem Großen.

Karl wußte wohl, daß die Kraft eines Volkes in dem großen Stande der freien Männer besteht und daß auf ihrem Muthe und ihrer begeisterten Liebe des Vaterlandes die Rettung aus allen Gefahren beruht; daher wandte er große Sorge auf den Heerbann, der durch das Lehnswesen schon einigermaßen zurückgedrängt war, und suchte den Heerdienst durch bestimmte Verordnungen zu regeln. Allein seine Kriege waren weniger die ächten Volkskriege, zur Vertheidigung des Vaterlandes, als vielmehr Erobe=

rungszüge in ferne Gegenden. Diese waren für den gemeinen Mann sehr drückend, indem er von dem Tage an, da das Heer das feindliche Land betrat, mit Lebensmitteln auf drei Monate, sowie mit Kleidung und Waffen, auf eigne Kosten versehen sein mußte. Daher suchten sich Viele der Verpflichtung des Heerdienstes zu entziehen. Sie gaben sich mit Leib und Gut in den Dienst (Mundschaft) der Kirche, oder eines Vornehmen, entweder als Unter- oder After-Vasallen, weil sie als solche dem Lehnsherrn nicht so viel Dienste zu leisten brauchten, als dem Könige im Heerbanne, oder gar als Hörige, die nun nicht mehr zu den Freien gehörten.

Außer dem beschwerlichen Dienste des Heerbannes, welcher viele freie Leute in die Dienstbarkeit brachte, waren noch andere Ursachen, welche die Anzahl derselben immer mehr verminderten; dahin gehörten die fürchterlichen Einfälle und Verwüstungen der Avaren, Normänner, Slaven und Ungarn, in welchen ihrer Tausende getödtet oder als Sklaven hinweg geführt wurden; später die Unordnungen und Plagen des Faustrechts, welche ebenfalls viele der ärmeren freien Leute nöthigten, sich in die Dienstbarkeit eines Mächtigen zu begeben, um nur gegen die Räubereien derer gesichert zu sein, welche aus dem Raube ein Gewerbe machten. Ferner waren die Länder in jenen Zeiten der Unordnung, da man nicht daran dachte, Vorräthe zu sammeln, sehr oft mit Hungersnoth und verheerenden Seuchen heimgesucht; in solcher Bedrängniß gaben auch viele freie Menschen, um nicht im Elende umzukommen, sich, ihre Kinder und Güter an Herren und geistliche Stifter um Brod hin. Und endlich sind Viele den Klöstern und Stiftern dienstbar geworden, weil sie sich aus Frömmigkeit, und um ihre Seele zu lösen, Gottes Altar schenkten. Die Kirche behauptete schon in dieser Zeit das Vorrecht, daß man ihr sein ganzes Eigenthum übergeben und die rechtmäßigen Erben gänzlich vorbeigehen konnte.

Durch alle solche Ursachen geschah es nun, daß am Ende dieses Zeitraumes der alte freie Stolz und Muth des Volkes gebrochen war und ein trauriger Verfall dem Vaterlande drohte. Nur in den hohen Alpen, in den friesischen Marschen und in dem benachbarten Westfalen erhielt sich noch ein kräftiger Stamm freier Männer.

Aber wenn die Noth groß war, so hat Gott noch immer dem deutschen Volke eine unerwartete Hülfe gesendet. Diesesmal mußte gerade das Unglück, welches die Ungarn verbreiteten, die Ursache sein, daß zu einem neuen Aufkommen der gemeinen freien Leute, zu einem Bürgerstande, und dadurch später auch zu dem Aufkommen des Bauernstandes, der Grund gelegt wurde; das werden wir im folgenden Abschnitte hören.

Vorher ist aber noch ein deutscher König zu nennen:

32. Konrad I. aus Franken. 911—18.

Nach dem Tode Ludwigs des Kindes sahen sich die deutschen Stämme nach dem Würdigsten unter ihren Fürsten um, ihn zu ihrem Könige zu wählen, denn das Gefühl der Einheit in Sprache, Sitten und Religion war schon zu stark in ihnen, als daß sie dem Gedanken an eine Trennung der Stämme unter ihren Herzögen, der sonst nahe zu liegen schien, Raum geben konnten. „Wie Brüder, wie ein Volk, hielten sie zusammen," sagt Widukind, „das hatte alles der große Karl durch den christlichen Glauben bewirkt." Die Wahl fiel auf Otto den Erlauchten, Herzog in Sachsen und einem Theile Thüringens, welcher durch seine Gemahlin Hedwig, eine

Enkelin Ludwigs des Frommen, mit den Karolingern verwandt und durch die Macht seines Hauses, so wie durch Alter und Weisheit, bei allen in großer Achtung war. Väterlicher Seits stammte Otto, wie wir schon gesehen haben, von den Grafen Ekbert her, welchen Karl der Große in Sachsen gegen die Normänner und Slaven setzte. Otto aber schlug die Krone aus, weil die Sorge des Reiches seinem hohen Alter zu schwer sei, und rieth, Konrad, den Frankenherzog, zum Könige zu machen. Darüber verdient Otto großes Lob, denn Konrad war würdig, als König zu herrschen, und der Stamm der Franken war noch immer der geachtetste unter den deutschen Stämmen, weil bisher aus ihm die Könige über ganz Deutschland geboten hatten. Darum glaubte Otto, es sei besser, daß das Heft des Reiches bei ihnen bleibe, und vergaß es ganz, daß Franken und Sachsen noch immer einige Feindschaft gegen einander hegten.

Konrad wurde den 8. November 911 zu Forchheim zum Könige gewählt. Er wird beschrieben als der vortrefflichste Mann zu Haus und im Felde, tapfer und besonnen, gütig und freigebig. Seine erste Sorge war, das gesunkene königliche Ansehen wieder herzustellen, weil darauf die Ordnung des ganzen Reichs beruhte; aber die Verwirrung war zu groß und Konrads Regierung zu kurz, es konnte ihm nicht völlig gelingen. Lothringen, welches seit Ludwigs des Deutschen Zeit meistentheils zu Deutschland gehört hatte, wurde vom Könige Karl von Frankreich in Anspruch genommen und Konrad konnte es nicht wieder zum Reiche bringen. Mit Heinrich von Sachsen, Otto des Erlauchten Sohne, hatte er Streit, nachdem der Vater schon 912 gestorben war. Er wollte ihm, verleitet durch den Rath des Erzbischofs Hatto von Mainz, der gleich den andern hohen Geistlichen die Macht der weltlichen Großen wieder zu brechen suchte, einige große Lehen nehmen, die er außer seinem Herzogthume noch besaß; vielleicht waren es die nördlichen Gaue Thüringens, die schon sein Vater Otto besessen hatte; allein Heinrich wurde durch seine Sachsen tapfer vertheidigt; er schlug des Königs Bruder Eberhard, der mit einem Heere gegen ihn heranzog, 915 bei Eresburg, d. i. Stadtberg an der Diemel, gänzlich auf's Haupt und behielt die Lehen in dem endlichen Vergleiche, der den Streit beilegte; ja, er scheint sich auch des südlichen Theiles von Thüringen bemächtigt und die herzogliche Würde über ganz Thüringen behauptet zu haben.

Den Grafen Burchard in Schwaben bestätigte Konrad, nach längerem Streite, als Herzog des alamannischen Volkes; Arnulf von Baiern aber, der sich auch auflehnte und sich so undeutsch vergaß, daß er die Ungarn zu Hülfe rief, wurde von den Fürsten als Landesverräther zum Tode verurtheilt und mußte zu den Ungarn fliehen.

So war die allgemeine Ruhe und das kaiserliche Ansehen sowohl durch kräftiges Handeln, als durch Nachgeben zu rechter Zeit, einigermaßen hergestellt und die Einheit Deutschlands erhalten. Aber Konrad fühlte wohl, wie schwer ihm dies geworden sei und daß die Macht der fränkischen Herzöge nicht hinreiche, die übermächtigen Großen im Zaume zu halten. Auch bedurfte es noch größerer Kraft, das Reich gegen die Slaven und Ungarn zu schützen, die immer noch ihre Einfälle wiederholten; und Konrad mochte wohl in seinem Bruder Eberhard, der die nächsten Ansprüche auf die Krone zu haben glaubte, die rechten Eigenschaften eines Königs nicht erkennen. Dagegen war sein früherer, nun versöhnter Widersacher, Heinrich von Sachsen, in aller Weise tüchtig und untadelig und an Geist wie

an Macht der vorzüglichste unter allen Fürsten. Als daher Konrad von einer Wunde, die er auf seinem letzten Zuge nach Baiern empfangen hatte, in seiner Stadt Weilburg siech lag und den herannahenden Tod fühlte, gedachte er an das Beispiel, welches Otto der Erlauchte bei seiner Wahl gegeben, und alle Eifersucht vergessend, nur in dem Gedanken an des Vaterlands Wohl, rief er seinen Bruder an sein Sterbebette; und so redete er ihn an: „Wohl gebieten auch wir, mein Eberhard, über große Mittel; wir können große Heere zusammenbringen und wissen sie zu führen. An festen Städten und Waffen gebricht es uns nicht, noch an allem Glanz königlicher Hoheit. Doch die größere Macht, Einfluß, Weisheit ist bei Heinrich, und auf ihm beruht des Reiches Wohlfahrt. Also nimm die Kleinodien, Lanze und Schwert, Geschmeide und Krone der alten Könige, und bringe sie Heinrich dem Sachsen, sei im Frieden mit ihm, damit du ihn zum beständigen, starken Verbündeten habest. Melde ihm, daß Konrad sterbend allen Fürsten ihn zum Könige empfohlen habe." — Er starb im December 918.

Eberhard that, wie ihm der Bruder geheißen hatte, und war der erste, der dem König Heinrich huldigte. — Ein Reich, wo solche Gesinnung gefunden wurde, durfte ohne Gefahr ein Wahlreich sein.

Vierter Zeitraum.

Von Heinrich dem I. bis Rudolf von Habsburg. 919—1273.

Das zehnte Jahrhundert ist nicht reich an historischen Werken.

1. Die schon bei dem vorigen Zeitraume genannte Chronik des Regino wurde fortgesetzt von einem Andern bis 967; kurz, aber meist sorgfältig und genau, auch recht gut geschrieben.

2. Liutprant von Pavia, Geheimschreiber des Königs Berengar II. von Italien, dann im Dienste Königs Otto I., zuletzt Bischof von Cremona, schrieb die Geschichte seiner Zeit, nicht ohne Geist, und besonders in der Geschichte Italiens sehr belehrend, doch parteilich und leidenschaftlich; sein Styl ist gesucht und schwülstig, er liebt Anekdoten und Ausschmückungen der Erzählung; sie geht von c. 886—948; ein Anhang von 960—64 betrifft hauptsächlich die Thaten Kaisers Otto des Großen. In einem besondern Werke beschrieb Liutprant seine Gesandschaft an den Kaiser Nicephorus.

3. Hroswitha, Nonne zu Gandersheim, schrieb ein Gedicht: Carmen [de gestis Oddonis I. imperatoris, von 919 bis 953, wie der Titel sagt, Lobschrift auf Otto den Großen, deßhalb oft nicht ganz getreu, doch nicht ohne mannigfachen Werth. Von 953 an sind nur Bruchstücke vorhanden.

4. Widukind, gewöhnlich Wittekind genannt, Mönch in Corvey, st. gegen 1000, schrieb die Geschichte der Sachsen (Rerum Saxonicarum libri III.) bis 973; der erste Geschichtschreiber seiner Zeit, stellt die von ihm erzählten Begebenheiten angenehm und glücklich dar, dem sächsischen Hause, besonders Otto I., ergeben, doch mit Streben nach Wahrheit, und in der zweiten Hälfte seines Werkes von unschätzbarem Werth. Der erste Theil beruht zum Theil auf Sage und Tradition des Volkes. Widukind widmete sein Werk der Tochter Ottos I. Mathilde.

5. Unter den Chronisten ist auch für die deutsche Geschichte, besonders die

Lotharingischen Verhältnisse, wichtig Flodoard zu Rheims, der ein Chronikon von 919 bis 66 schrieb.

6. Richer, Mönch in St. Remy bei Rheims, studirte Medicin und ward Schüler des berühmten Gerbert; von diesem zur Geschichtschreibung aufgefordert, schrieb er zwischen 995 und 98 historiarum libros IV, von 888—995, demselben Gerbert gewidmet. Er ist parteiisch für Frankreich und entstellt oft die Begebenheiten zu dessen Vortheil. Gleichwohl ist er, bei der Quellenarmuth jener Zeit, von entschiedenem Werthe. Seine Darstellung ist durch das Studium der Alten gebildet. Im Mittelalter nur von Ekkehard benutzt, war er ganz verschollen, bis Pertz die einzige Handschrift, und zwar als Autographon, in Bamberg entdeckte und in den Monumenten herausgab.

7. Einzelne wichtige und sehr interessante Nachrichten geben uns die Lebensbeschreibungen des Erzbischofs Bruno von Cöln, Bruder Otto's I., durch Ruotger; des Bischofs Udalrich von Augsburg durch den Priester Gerhard, wichtig für die Ungarnschlacht im J. 955, und anderer Geistlichen der Zeit.

Recht wichtig für die Geschichte Otto's III. sind die Schriften, namentlich die Briefe, seines Lehrers Gerbert, nachherigen Papstes Sylvester II.

Im 11. Jahrh. finden sich schon mehrere und wichtigere Geschichtschreiber, die auch in der Darstellung vorzüglich sind.

1. Das Leben der Königin Mathilde, auf Befehl König Heinrichs II. von einem Unbekannten, zwischen den Jahren 1002 und 14 verfaßt, angenehm geschrieben und für die Geschichte Heinrichs I. nicht unwichtig.

2. Ditmar oder Thietmar, Bischof von Merseburg, st. 1018; Geschichte der deutschen Könige von 876—1018. Seine Erzählung ist verworren, seine Sprache dunkel und weder rein noch angenehm, seine Darstellung in den ersten Büchern wenig selbstständig. Nichts desto weniger ist er für uns von der größten Wichtigkeit, reich an Nachrichten der verschiedensten Art, und für die Geschichte Otto's III. und Heinrichs II. unsere Hauptquelle. Er war Freund und Verwandter der sächsischen Kaiser.

3. Außer ihm finden wir die besten Nachrichten über das Ende des 10. und den Anfang des 11. Jahrh. in den Annales Quedlinburgenses — 1025, ausführlich und genau.

4. Das Leben König Heinrichs II. von Adelbold, Bischof in Utrecht, ist unvollendet und fast ganz aus Ditmar entlehnt, aber gut geschrieben. — Die vita des Bischofs von Hildesheim Bernward durch dessen Lehrer Thankmar ist für die Geschichte Sachsens von großer Bedeutung; auch das Leben seines Nachfolgers Godehard und das des Bischofs Meinwerc von Paderborn verdienen genannt zu werden, obgleich sie unbedeutend sind.

5. Wippo, Kaplan Kaiser Konrads II., dessen Leben er in edler Sprache beschrieben hat: vita Conradi Salici. Er war ein wissenschaftlich gebildeter Mann von achtungswerther Gesinnung.

6. Hermannus Contractus (der Lahme), aus dem Geschlechte der Grafen von Vehringen, Benediktiner-Mönch in Reichenau; st. 1054; Chronik bis 1054, vom Jahre 1000 an; werthvolle Fortsetzung bis 1100 von Berthold und Bernold von Constanz.

7. Adam von Bremen (aus Meißen, Domherr und Schulrektor in Bremen, st. 1076); Kirchengeschichte des Nordens, von der Mitte des 8. Jahrh. bis 1076, gut geschrieben; für die Geschichte Norddeutschlands, besonders die Zeit Heinrich IV., wichtig.

8. Bruno von Corvey, de bello saxonico; ein leidenschaftlicher Gegner Heinrichs IV., der vieles übertreibt und entstellt; für die Geschichte des Krieges dennoch nicht zu entbehren.

9. Lambert von Aschaffenburg, Mönch in Hersfeld, Chronik von den ältesten Zeiten bis 1077; geistreich und gut geschrieben; für seine Zeit vom J. 1050 an Hauptquelle, überhaupt leicht der beste Geschichtschreiber des Mittelalters.

10. Marianus Scotus, st. 1086, Mönch in Fulda und Mainz; Chronik bis 1083; fortgesetzt von Dodechin bis 1200.

11. Sigbert, Mönch in Gembloux (Sigeb. Gemblacensis), st. 1112; Chronik, gelehrt und fleißig, reich an Nachrichten, aber verworren und unzuverlässig. Sein Buch ist von vielen fortgesetzt und im späteren Mittelalter sehr viel gebraucht worden. Sigbert hat auch das Leben des Bischofs Dietrich von Metz beschrieben.

12. Ekkehardus Uraugiensis (Urach), Chronik bis 1126, sorgfältig

und belehrend, in der Geschichte seiner Zeit von großem Werthe, unparteiischer als die meisten Historiker der Zeit, die entweder für oder gegen die Kaiser oder die Päpste schrieben. Mehrere Fortsetzungen, die bekannteste von dem Abte von Auersberg, Chron. Ursperg. bis 1229.

13. Recht wichtig sind die Briefe der Päpste und anderer bedeutender Männer, gesammelt von einem Geistlichen Ulrich in Bamberg im 12. Jahrh.

14. Sehr wichtig auch für die Auffassung des Geistes jener Zeit, wo der Kampf zwischen Heinrich und Gregor den Scharfsinn zur Vertheidigung der beiden großen Parteiansichten in Bewegung setzte, ist die Kenntniß der vielen Streitschriften, welche darauf berechnet waren, die öffentliche Meinung für oder wider zu bearbeiten. Die päpstliche Partei hat ihren Mittelpunkt in den Klöstern St. Blasien, Schafhausen und Hirschau; für den Kaiser schrieben aber auch sehr gelehrte, achtungswerthe und unbescholtene Männer. Die Namen der gegenseitigen Schriftsteller aufzuführen, ist hier nicht der Platz; ihre Charakteristik findet sich in dem vortrefflichen Werke von Stenzel: Gesch. Deutschlands unter den fränkischen Kaisern. 1827 u. 28.

15. Die Lebensbeschreibung des osnabr. Bischof Benno, eines Freundes Heinrich IV., von Norbert, Abt des Klosters Iburg, welches Benno erbaut hat, giebt wichtige Nachrichten.

16. Die für die Geschichtsforschung so unentbehrlichen Kaiserurkunden hat Fr. Böhmer in seinen: Regesta regum atque imperat. Roman. inde a Conrado I. usque ad Henricum VII., und die päpstlichen Urkunden Pf. Jaffé: regesta pontif. Romanorum, herausgegeben.

17. Die Geschichtschreiber der Kreuzzüge sind überaus zahlreich; die Wichtigkeit des Gegenstandes, die allgemeine Theilnahme, die Fremdartigkeit des Unternehmens und das Wunderbare der verübten Thaten reizten viele, besonders die Theilnehmer selbst, zur Aufzeichnung für die Zurückgebliebenen und Nachfolgenden. Die meisten Schriftsteller sind aber fremde, nur wenige und minder bedeutende Deutsche. Der größte Theil derselben ist gesammelt von Bongars unter dem von einem der Geschichtschreiber entlehnten Titel: Gesta Dei per Francos, Hanovia 1611 fol.

Im 12. und 13. Jahrh. wirkte der Aufschwung, welchen die Kreuzzüge dem Geiste gaben, auch bald vortheilhaft auf die Geschichtschreibung. Es zeigt sich schon Wahl und Anordnung des Stoffes, die Anfänge der histor. Kunst. Oben an steht:

1. Otto, Bischof von Freisingen, starb 1158, Sohn des Markgrafen Leopold von Oestreich, philosophisch gebildet, freimüthig und beredt. Schrieb a) eine allgem. Gesch. bis zum J. 1152, gut fortgesetzt bis 1209, von Otto de St. Blasio; — b) das Leben Kaiser Friedr. I. bis 1156, welches der Freisingische Kanonikus Radewich bis 1160 fortgesetzt hat; beide ebenso interessant als belehrend und mit Einsicht geschrieben.

2. Die Gesch. Friedrichs I. enthält bedeutende Aufklärung durch die Chron. Vincenz's v. Prag 1140—67, Otto's und Acerbus Morena Gesch. v. Lodi 1153—78, die Gesch. Romualds, Erzb. v. Salerno — 1168, das Gedicht Günthers: Ligurinus und das Buch des sogenannten Sire Raul von Mailand de rebus gestis Friderici in Italia.

3. Chronik der Slaven von Helmold, Pfarrer bei Lübeck, bis 1170, und Arnold, bis 1209; wichtig für die Gesch. Heinrichs des Löwen und des welf. Hauses.

4. Für dieselbe giebt wichtige Nachrichten Gerhard, Propst v. Stederburg in seiner Chronik des Klosters, und der Mönch von Weingarten in seinem Buche de Guelfis und seiner Chronik.

5. Der sogenannte Annalista Saxo und Chronographus Saxo, meist Compilation, doch jener für das 11., dieser für das 12. Jahrh. im Einzelnen wichtig. — Fast alle Bisthümer, Kirchen und Klöster Deutschlands erhalten jetzt ihre Geschichtschreiber, die mehr oder minder auch die allgemeinen Angelegenheiten berühren und oft wichtiger sind als die allgemeinen und für die Bekanntmachung bestimmten Chroniken. Solche sind:

6. von Alb. v. Stade, bis 1256, von fremder Hand fortgesetzt bis 1324, ebenfalls meist Compilation;

7. von Gottfried v. Viterbo, bis 1186, dem Mönch Alberich, Ioh. Vitoduranus u. a. m., die im Einzelnen manches Schätzbare enthalten.

8. Wichtig sind die Briefsammlungen berühmter Männer aus jener Zeit vor allen:

a) die Briefe Papst Innocenz III. und

b) die Sammlung, die den Namen des Petrus de Vinea, Kanzlers Kaiser Friedr. II. (st. 1249) trägt.

9. In Rom im vaticanischen Archiv hat sich von dieser Zeit an die vollständige Sammlung der Briefe an und von den Päpsten, der Verhandlungen ihrer Gesandten und ähnlicher Acten erhalten, die, wie man leicht sieht, von der größten Bedeutung für die Geschichte dieser Zeit, aber sehr schwer zugänglich sind. Ein großer Theil ist in Rom von Pertz abgeschrieben, und in den Monumenten bekannt gemacht.

10. Für die Gesch. Kaiser Friedr. II. ist von hoher Wichtigkeit die Gesch. des Engländers Mathäus Paris, welche neben der engl. vom J. 1066—1295 auch die der übrigen europäischen Völker umständlich berührt. So auch mehrere italienische Geschichtschreiber, von denen hier nur Richard de St. Germano und Nicolaus de Jamsilla als die wichtigsten genannt werden mögen.

Gesammelt sind die Quellenschriftsteller in den großen Sammlungen von du Chesne, Bouquet (für Frankreich), Muratori (für Italien), Schard, Reuber, Urstisius, Pistorius, Freher, Goldast, Schilter, Meibom, Leibnitz, Eccard u. A. (für Deutschland). Vollständig geben die letzteren die Monumenta Germaniae historica.

11. So wie für die vor. Zeiträume die ältesten Gesetze der Franken und der ihnen unterworfenen Völker, so sind für das Mittelalter im engern Sinne wichtig die späteren Rechtssammlungen, welche unter dem Namen des Sachsenspiegels, des Schwabenspiegels und des Kaiserrechts bekannt sind.

II. Die sächsischen Kaiser. 919—1024.

33. Heinrich I. 919—36.

Die Erzählungen über die Wahl des Königs Heinrich sind vielfach entstellt worden. Wenn wir, wie es richtig ist, der Erzählung der ältesten Berichterstatter, Widukind und Thietmar, folgen, so geschah die eigentliche Wahl so, daß die Fürsten und Aeltesten der Franken, durch den Rath des sterbenden Königs Konrad gewonnen, auf den Ruf ihres Herzogs Eberhard sich im April des J. 919 zu Fritzlar versammelten und vor dem versammelten Volke der Franken und Sachsen den Herzog Heinrich zum Könige erhoben. Die Rechte zum Himmel erhebend, begrüßte die versammelte Menge mit starkem Zuruf den Namen des neuen Königs. Die eigentliche Wahlhandlung geschah also von den Großen der Franken; die Sachsen stimmten natürlich gern in die Wahl ihres Herzogs ein. Was die übrigen Stämme thun würden, war noch ungewiß; wir werden aber hören, wie Heinrich die Schwaben und Baiern auch bald zur Anerkennung seiner Würde gebracht hat. — Erst viel spätere Erzählungen bringen die Sage zum Vorschein, daß die Gesandten, welche dem Herzog Heinrich die Königskrone anbieten sollten, ihn auf seinen Gütern am Harze, und zwar am Vogelherde, beschäftigt gefunden hätten, woher sein Beiname der Vogelsteller oder der Finkler entstanden sei. Mochte eine solche Sage sich im Volke erhalten haben, was immer schon an sich ein eigenthümliches Interesse hat, die ältesten Quellen wissen nichts von derselben, und erst in der Mitte des

11. Jahrh. kommt jener Beiname, Heinricus auceps, in den Chroniken und Geschichtswerken vor.

König Heinrich, in dem kräftigen Mannesalter von achtunddreißig Jahren, als er das Königthum aller deutschen Stämme auf sich nahm, fing seine Regierung zwar auch mit innern Unruhen an, aber sie waren bald beigelegt; denn darin wurde Otto's des Erlauchten und König Konrads sehnlicher Wunsch erfüllt, daß Franken und Sachsen unter einander einig blieben. Herzog Burchard von Schwaben dagegen und Herzog Arnulf von Baiern, der von den Ungarn zurückgekehrt war, verweigerten anfangs den Gehorsam; Heinrich aber brachte sie schnell, weniger durch Waffen als die Gewalt der friedlichen Rede, zu ihrer Pflicht zurück. Vom J. 921 an gehorchte ganz Deutschland dem Könige Heinrich und störte kein innerer Krieg die Ruhe des Reiches. Lothringen aber, welches noch immer zwischen Frankreich und Deutschland hin und her schwankte, gewann Heinrich, nach manchen Kämpfen, und befestigte im J. 928 die Verbindung dadurch, daß er dessen Herzoge Gisilbrecht oder Giselbert seine Tochter Gerberge zur Gemahlin gab; und acht Jahrhunderte lang blieb von nun an dieses schöne Land mit dem deutschen Reiche verbunden.

Jetzt konnte Heinrich auch an die auswärtigen Feinde, die Slaven und Ungarn, denken. Die Ungarn vermeinten ihr altes Spiel mit den deutschen Landen nach wie vor treiben zu können, und zuerst mußte Heinrich auch ihren ungestümen Angriffen weichen, als sie im J. 924 wieder einen Raubzug bis tief in Sachsen machten; dann aber glückte es ihm, bei einem Ausfalle aus dem festen Schlosse Werle oder Werlaon[1]), einen ihrer vornehmsten Fürsten gefangen zu nehmen; und für dessen Loslassung und das Versprechen eines Tributes schlossen die Ungarn einen Waffenstillstand auf neun Jahre und versprachen, so lange gar nicht in des Königs Lande einzufallen. Sie mochten wohl denken, nachher das Versäumte doppelt einzuholen; aber der König benutzte diese neun Jahre so gut, daß sie, als sie nun wiederkamen, eine Gegenwehr fanden, welche sie nicht erwartet hatten.

Zuerst wehrte er mit aller Strenge den innern Unruhen und Räubereien, damit man desto eifriger sich gegen die Reichsfeinde rüsten konnte. In den späteren Zeiten der Karolinger war, wie wir schon gesehen haben, in den innern Fehden der Sinn für Gewaltthat und Raub selbst in vielen des Adels genährt worden. Heinrich strafte die Räuber, wo sie ergriffen wurden, denen Aber, in welchen der bessere Geist wieder zu erwecken war, schenkte er die Strafe und gab ihnen Waffen und Land an den östlichen Grenzen des Reiches, damit sie ihre Kampflust gegen die Reichsfeinde wenden möchten. Bei Merseburg erhielt eine solche Schaar ihren Standpunkt, und so ward diese Stadt eine Vormauer gegen die Slaven, bis Heinrich in das eigene Land derselben weiter vordrang.

Ferner übte der König seine sächsischen Krieger, die bis dahin hauptsächlich nur zu Fuß zu fechten verstanden, in der Kunst des Reitergefechtes, damit sie den flüchtigen Ungarnschwärmen desto besser widerstehen könnten; und die Sachsen, die von jeher zu aller Waffenkunst willig und geschickt

1) Die Lage von Werle (bei Widukind Werlaon) ist vielfach besprochen; man hat es in Westphalen, im Braunschweigischen, Hildesheimischen und sonst finden wollen; am wahrscheinlichsten ist es die Königspfalz des Namens bei Goslar, welche im Sachsenspiegel vorkommt.

waren, lernten auch dieses sehr schnell. Er übte sie in geschlossenen Gliedern anzugreifen, den ersten Pfeil des Feindes abzuwarten und mit dem Schilde aufzufangen und alsdann rasch auf ihn loszustürzen, ehe er den zweiten abschießen könnte. An diese Bildung einer Reiterei knüpfte er auch eine strengere Kriegsordnung; der älteste Bruder in jedem Hause mußte, so scheint es, den Reiterdienst versehen; zum allgemeinen Aufgebot waren, nach der alten Verpflichtung, die er erneuerte, alle Waffenfähigen verbunden.

Endlich, da er wohl einsah, daß die Feinde dennoch Schaden genug anrichten könnten, wenn man sie auch einmal in die Flucht schlüge, indem sie, wie ein Sturmwind, bald hier, bald da erschienen, raubten und mordeten, und schon wieder fort waren, ehe man sie einholen konnte, so befestigte er mit großem Fleiße in der Zwischenzeit eine Anzahl von schon vorhandenen Oertern in Sachsen und Thüringen und legte manche neue Burgen dazu an, damit die Einwohner der Landschaft bei der ersten Nachricht vom Feinde sich und ihre Habe dahin flüchten könnten. Feste Plätze zu belagern, verstanden die Ungarn nicht, und wenn sie nicht recht viele Beute bei ihrem Zuge machen konnten, so kamen sie nicht leicht wieder. Heinrichs Erblande, wie überhaupt das nördliche Deutschland, waren arm an größeren Oertern, die man mit Städten vergleichen könnte; die zerstreute Wohnart der Deutschen war hier am längsten vorherrschend. Doch kamen einige Namen schon vor Heinrichs Zeit vor, und unter ihm, so wie gleich nach ihm, werden andere genannt, z. B. Quedlinburg, welches Heinrich, nach Ditmars Zeugnisse, von Grund aus erbaute; Merseburg, welches er mit einer Mauer umgab; Goslar, dessen Gründung später fast einstimmig auf ihn zurückgeführt wird; ferner Nordhausen, Duderstadt und Gronau, welche er, nebst Quedlinburg und Pölde, im J. 929 seiner Gemahlin Mathilde zum Witthum verlieh. Auch Meißen, Wittenberg und Soest werden in Heinrichs Zeit versetzt. Daß aber Magdeburg, Erfurt, Halle, Itzehoe, Bardewik, schon unter Karl dem Großen vorkommen, ist bekannt. — Tag und Nacht war man, wie Widukind erzählt, mit Erbauung der Burgen beschäftigt und die Anwohner, ohne Rücksicht auf Stand und sonstige Abhängigkeitsverhältnisse, wurden zur Theilnahme gezwungen.

Um nun aber auch Besatzungen in diesen Städten und Burgen zu haben, verordnete Heinrich, daß von den Landbewohnern, die zum Kriegsdienste verpflichtet waren, immer der neunte Mann in die Stadt ziehen sollte; dieser mußte für die Gebäude sorgen, die ihm und den übrigen acht bei feindlichen Ueberfällen zum Zufluchtsorte dienen sollen, und jene mußten ihm dafür den dritten Theil ihrer Früchte jährlich liefern, damit er selbst zu leben hätte und das Uebrige auf die Zeit der Gefahr aufbewahrte.

Als Heinrich einige Jahre mit diesen Vorkehrungen zugebracht hatte, benutzte er die Gelegenheit, seine Krieger auf eine ernsthaftere Art zu üben, indem er die Nachbarn Deutschlands im Osten und Norden, die zwar nicht so gefährlich als die Ungarn, aber doch feindlich genug gesinnt waren, zu Paaren trieb. Die Slaven in der Mark Brandenburg, die Heveller (an der Havel), schlug er und eroberte ihre Stadt Brennaburg (Brandenburg) nach einer Belagerung im härtesten Winter, indem er auf dem Eise der Havel sein Lager aufschlug. — Dann unterwarf er die Daleminzier, die das Ufer der Elbe von Meißen bis nach Böhmen hin bewohnten. Auch gegen Böhmen unternahm König Heinrich einen Zug, belagerte den Herzog Wenzeslaus

in seiner Hauptstadt Prag und zwang ihn zur Unterwerfung. Von dieser Zeit an forderten die deutschen Könige von den Herzögen in Böhmen die Lehnspflicht.

Diese Begebenheiten fallen wahrscheinlich in die J. 928 und 29. In diesem letzten Jahre aber, vielleicht aufgemuntert durch die Abwesenheit des Königs auf dem böhmischen Zuge, empört sich das wendische Volk der Redarier, die benachbarten Stämme der Wenden erhoben sich fast sämmtlich, und ein allgemeines Aufgebot der Sachsen mußte gegen sie gesendet werden. Die Feldherrn des Königs, Bernhard und Thietmar, belagerten die Stadt Lukini (Lenzen), nahe der Elbe. Ein großes Heer der Wenden rückte zum Entsatze heran; es kam im Septbr. 929 zu einer blutigen Schlacht, welche mit dem gänzlichen Untergange der Feinde endigte. Widukind nennt 200,000 Erschlagene. Wenn auch die Zahl weit übertrieben sein mag, so ist doch sicher, daß dieser Sieg die Wenden dauernd der sächsischen Herrschaft unterwarf.

Zur Sicherung dieser Fortschritte erweiterte König Heinich ohne Zweifel die schon bestehenden Einrichtungen an der slavischen Grenze und aus diesen bildeten sich nach und nach die Markgrafschaft Nordsachsen, die heutige Altmark, und an der Elbe die Markgrafschaft Meißen, wo Heinrich die gleichnamige Stadt und Veste gründete. Die wirkliche Einrichtung beider Markgrafschaften kann wohl nicht schon dem Könige Heinrich zugeschrieben werden, sondern sie fällt in die Zeit der Ottonen; allein sie folgte aus seinen Gründungen. Ebenfalls ist es nicht erwiesen, daß Heinrich zur Verbreitung des Christenthums unter den Slaven schon Bisthümer gründete; die Unruhe der Zeiten mochte ihn in den wenigen noch übrigen Jahren seiner Regierung daran verhindern; aber sein Sohn Otto führte das, was der Vater schon im Sinn gehabt hatte, durch kirchliche Stiftungen in jenen Gegenden aus.

Unterdeß kam der neunjährige Waffenstillstand mit den Ungarn seinem Ende nahe. Diese schickten eine Gesandtschaft und forderten den gewöhnlichen Tribut. Der König aber, im Vertrauen auf seine getroffenen Einrichtungen und sein neu geübtes Heer, beschloß den Kampf gegen die Erbfeinde zu unternehmen. Er versammelte sein Volk und sprach so zu demselben:

„Ihr wisset, von welchen Gefahren unser vormals zerrüttetes Reich jetzt frei ist, denn es war durch innere Unruhen und durch auswärtige Kriege zerrissen. Jetzt ist, durch Gottes Schutz, durch unsere Bemühungen und durch eure Tapferkeit der eine Feind, die Slaven, zur Unterwerfung gebracht; nichts bleibt uns übrig, als eben so gemeinschaftlich gegen die allgemeinen Feinde, die Avaren (so nennt er die Ungarn), uns zu erheben. Bisher haben wir alles das Unsrige hingeben müssen, sie zu bereichern, jetzt müßte ich die Kirche plündern, denn das Uebrige alle haben sie. Wählet nun selbst. Wollet ihr, daß ich hinwegnehme, was zum Dienste Gottes bestimmt ist, und uns damit von den Feinden Gottes den Frieden erkaufe? Oder wollen wir, wie es Deutschen geziemt, fest vertrauen, daß er uns erlösen werde, der in Wahrheit unser Herr und Erlöser ist?“

Da erhob das Volk die Stimme und die Hände zum Himmel und schwur zu streiten.

Darauf wurden die Gesandten der Ungarn, welche den Tribut fordern sollten, leer in ihr Land zurückgeschickt. Spätere Erzählungen lassen den König Heinrich den Gesandten einen an Ohren und Schwanz verstümmelten,

räudigen Hund, ein althergebrachtes Zeichen des äußersten Schimpfes, statt des Tributes überreichen. Ergrimmt rüsteten sich die Ungarn mit großer Macht, um eine bittere Rache zu nehmen. Sie kamen in zwei großen Schaaren herangezogen. Die eine wandte sich nach Thüringen und verheerte das Land, soweit die festen Städte dasselbe nicht schützten, bis in die Wesergegenden. Aber ein aus Sachsen und Thüringern gebildetes Heer griff diesen westlichen Haufen an, schlug denselben, tödtete die Anführer und trieb ihn flüchtig durch ganz Thüringen. Die Herumirrenden kamen theils durch Hunger und Kälte, theils durchs Schwert um.

Das andere Heer der Ungarn, welches in den östlichen Gegenden geblieben war, erfuhr die Niederlage der Brüder, als es gerade den Sitz von Heinrichs, an den Thüringer Wido vermählten, Schwester belagerte. Welche Stadt dieses gewesen, ist leider nicht mit Sicherheit zu ermitteln. Einige haben Merseburg angenommen, welches Liutprand als den Lagerplatz der Ungarn nennt, andere Wittenberg. Der König lagerte, wie Widukind erzählt, bei dem Orte Riäde, dessen Lage aber ebenfalls nicht sicher zu bestimmen ist. Doch scheint so viel als das Wahrscheinlichste festzustehen, daß die Schlacht in den Gegenden der Saale, nicht weit von Merseburg, im Haßgau, vorgefallen ist.

Als die Ungarn das Anrücken des Königs erfuhren, verließen sie das Lager und zündeten, ihrer Gewohnheit nach, große Feuer an, um ihre zum Plündern zerstreuten Haufen durch die Flamme und den Rauch zu versammeln. Am folgenden Morgen, es war der 15. März 933, rückte Heinrich mit seinem Heere heran. Mit feurigen Worten ermahnte er die Seinigen, für das Vaterland und ihre erschlagenen oder als Knechte weggeführten Verwandten heute Rache zu nehmen; zugleich sahen die ermuthigten Krieger ihn selbst, den König, wie er, mit der heiligen Lanze [1]) in der Hand, bald zu den ersten, bald zu den mittleren und wieder zu den letzten Reihen flog und vor ihm das Hauptbanner des Heeres wehte, welches der Engel hieß, weil es mit dem Zeichen des Erzengels Michael geschmückt war. Da fühlten die deutschen Streiter die Zuversicht des Sieges in ihrer Brust und erwarteten das Zeichen der Schlacht. Der König aber, der es schon an den Bewegungen der Feinde erkannte, daß sie nicht Stand halten würden, schickte einen Theil der Thüringischen Landwehr mit wenigen geharnischten Reitern voraus, damit die Feinde diesen beinahe unbewaffneten Haufen verfolgen möchten und so bis an sein Hauptheer herangelockt würden. Dieses geschah; aber dennoch ergriffen sie bei dem Anblicke der deutschen wohlgerüsteten Reihen so schnell die Flucht, daß es kaum zu einer ordentlichen Schlacht kam. Mehrere wurden noch auf der Flucht niedergemacht oder gefangen, das feindliche Lager mit allen geraubten Schätzen wurde erbeutet, und was das Rührendste und Erfreulichste war, die Gefangenen, welche die Ungarn schon als Sklaven zusammengetrieben hatten, sahen sich so unerwartet befreit. Da fiel Heinrich mit dem Heere nieder und dankte Gott für den Sieg; den Tribut, den er den Feinden früher zahlen mußte, bestimmte er dem Dienste der Kirche und zu milden Gaben

1) Diese heilige Lanze hatte Heinrich einst vom Könige Rudolf von Burgund zum Geschenke erhalten: sie war mit einem Kreuze aus Nägeln versehen, mit welchen, wie man glaubte, die Hände und Füße des Heilandes an's Kreuz geschlagen waren. Der König Heinrich und seine Nachfolger hielten das Heiligthum sehr hoch und trugen es an wichtigen Tagen.

für die Armen; und der König selbst, sagt Widukind, wurde von den begeisterten Kriegern hinfort „Vater des Vaterlandes" und „allgebietender Herr" und „Imperator" genannt, und der Ruhm seiner Tugend und Tapferkeit verbreitete sich durch alle Lande.

Dieses war die gewöhnlich sogenannte Merseburger Schlacht, oder die Schlacht des Haßgaues, im J. 933. Zu ihrem Andenken ließ Heinrich, wie Liutprand erzählt, ein Gemälde der Schlacht in dem Speisesaale seiner Pfalz zu Merseburg anfertigen, welches den Sieg in lebendiger Wahrheit darstellte.

Das Jahr 934 gab dem König Heinrich noch Gelegenheit zu einem ruhmvollen Zuge gegen die Dänen, welche die Küsten Frieslands und Sachsens räuberisch verheerten. Er drang mit einem Heere in ihr eignes Land ein, zwang den König Gorm, gewöhnlich der Alte beigenannt, zum Frieden, setzte bei Schleswig die Grenzen des Reiches fest, setzte einen Markgrafen ein und ließ eine Colonie von Sachsen dort sich niederlassen. Ja, einer aus dem königlichen Geschlechte, — vielleicht Gorms Sohn Knud, nach Andern sein zweiter Sohn Harold, — wurde für den christlichen Glauben gewonnen. So wurde die, schon zur Zeit der Karolinger zum Schutze der Reichsgrenze bestehende, Markgrafschaft Schleswig an der Schlei und Treen, welche in der Zeit der Zerrüttung den Dänen wieder heimgefallen war, durch Heinrich hergestellt, und dieser sah am Abend seines ruhmvollen Lebens auch den Feind im Norden des Vaterlandes, der ein Jahrhundert hindurch alle Länder Europa's mit Schrecken erfüllt hatte, vor ihm in seine Grenzen zurückweichen und sein Uebergewicht anerkennen. (Dieser Landstrich zwischen Schlei und Eider blieb von da an fast hundert Jahre mit Deutschland vereinigt, bis Kaiser Konrad II. denselben im J. 1027, an den König Knud wieder abtrat.)

Auch in seinem Hause war König Heinrich ein glücklicher, mit den Tugenden eines frommen und würdigen Hausvaters geschmückter, Mann. Seine Gemahlin, die fromme und sanfte Mathilde, aus dem Geschlechte des alten Herzogs Widukind, war ein Muster der Frauen. Sie vermochte viel über den König und bewirkte oft, wo es möglich war, Gnade für den Strafbaren. Es schmerzte ihn, wenn die öffentliche Gerechtigkeit ihn nöthigte, ihr eine solche Bitte abzuschlagen. — Fünf Kinder gebar sie ihm, Otto, Gerberga, Hedvigis, dann später Heinrich und Bruno. Von seiner ersten Gemahlin Hatburgis, die, früher dem Klosterleben bestimmt, von der Kirche nicht als rechtmäßige Gemahlin anerkannt und bald von ihm getrennt wurde, war ein Sohn Thankmar vorhanden, der aber eben deshalb nicht als ächtgeboren gelten konnte.

Seinen Erstgebornen aus der zweiten Ehe und Nachfolger Otto vermählte Heinrich im J. 929 mit der Editha, Tochter des Königs Edward von England, und gab dadurch das erste Beispiel, welches die Könige des sächsischen Stammes mehrfach befolgten, sich mit den übrigen Königshäusern in Europa zu verbinden. Es war ein großartiges Streben in diesem Geschlechte.

Gegen das Ende seines Lebens soll Heinrich, nach Widukinds Zeugnisse, nachdem sein hohes Ziel, dem Reiche Ruhe im Innern und Ansehen und Würde nach Außen zu verschaffen, so rühmlich gelungen war, auch die Absicht gehegt haben, nach Italien zu gehen, vielleicht um die Verbindung dieses Landes mit dem Reiche der Deutschen herzustellen, wahrscheinlicher

aber, um einem Triebe der Frömmigkeit als Pilger zum Grabe des Apostels Petrus zu genügen. In wie weit diese Angabe gegründet ist, kann nicht dargethan werden; wenn der König die Absicht gehegt hat, so wurde er doch durch Krankheit an der Ausführung verhindert. Im Herbst 935 wurde er zu Bodfeld, unweit von Elbingerode am Bodeflusse, von einem Schlaganfalle gerührt und lag lange krank darnieder. Als er sich wieder im Stande fühlte, die letzten Geschäfte zur Sicherung der Ruhe des Reiches vor seinem Ende vorzunehmen, berief er eine Versammlung der Großen nach Erfurt. In seinem erstgebornen Sohne von der Mathilde, Otto, erkannte er die Kraft und Geistesgröße, welche dem Herrscher geziemen; die Mutter begünstigte den zweiten Sohn, Heinrich, welcher eine herrliche Gabe der Rede und außerordentliche Schönheit besaß und dabei sanfter war, als der oft harte und leidenschaftliche Bruder, und dadurch, daß er geboren war, als der Vater schon die Königswürde bekleidete, einen Anspruch auf die Nachfolge machen zu können schien. Allein der Wille des Vaters vermochte die Großen, Otto als Nachfolger schon vorläufig anzuerkennen.

Beruhigt ging Heinrich von Erfurt nach Memleben. Hier wiederholte sich der Schlaganfall und nachdem er ergeben und gerührt von seiner Gemahlin Abschied genommen hatte, starb er an einem Sonnabend, am 1. Juli 936, in einem Alter von sechzig Jahren, in Gegenwart seiner Söhne und mehrerer Fürsten des Reiches. In der Stadt, die er selber gegründet, zu Quedlinburg in der Kirche des heiligen Petrus, vor dem Altare, wurde Heinrich begraben, wo sein schlichtes Grabmal noch zu sehen ist.

Er hatte nur achtzehn Jahre regiert und gleichwohl in dieser Zeit sein Reich aus tiefem Verfalle zu Kraft und Ansehen erhoben. Gegen die Feinde war er stark und gewaltig, gegen Freunde und Unterthanen gerecht, freundlich und mild, und durch beides das Muster eines deutschen Königs. Er wird geschildert als von schöner, ritterlicher Gestalt, ein kühner und glücklicher Jäger, und so geschickt in den Uebungen des Körpers und der Waffen, daß er in den Kampfspielen allen Gegnern ein Schrecken war. Beim Mahle war er heiter, wußte aber immer die königliche Würde so zu bewahren, daß jeder in den Schranken der Ehrerbietung blieb.

Die Stiftungen König Heinrichs. Wir nennen den König Heinrich mit Recht einen der größten unter unsern Fürsten. Das ist das Merkmal wahrhaft großer Männer, nicht daß sie nur Thaten verrichten, über welche die Welt staunt, sondern daß sie Werke zurücklassen, welche den lebendigen Keim einer neuen Zukunft in sich tragen. Leider sind die ältesten und ächten Nachrichten über König Heinrich zum Theil so dürftig und lückenhaft, daß Vieles, was ihm die Folgezeit zugeschrieben hat, nicht mit Sicherheit zu erweisen ist; aber schon dieses, daß er von den Schriftstellern des Mittelalters als Stifter so vieler wichtiger Dinge genannt wird, als Begründer des Ritterstandes und Veredler des Adels, und eben so als Stifter der Städte und des Bürgerthums in denselben, daß die Stiftung von Markgrafschaften und Bisthümern auf ihn zurückgeführt wird, die doch erst nach ihm entstanden — das Alles ist ein Beweis, wie wichtig sein Wirken gewesen und wie groß sein Bild sich im Andenken der Menschen erhalten hatte.

Lassen wir alles auch fahren, was nicht als geschichtlich erwiesen gelten

kann, so bleibt doch so viel übrig: König Heinrich ist ein Wohlthäter des nördlichen Deutschlands dadurch geworden, daß er durch die Anlegung und Beförderung von Städten in diesen Gegenden das Emporkommen des Bürgerstandes möglich machte. Der Stand der gemeinen freien Leute war, wie schon früher erzählt ist, am Ende der karolingischen Zeit außerordentlich geschwächt. Schon wurde das Land zum großen Theile nur von dienstbaren Leuten bebaut; die bürgerlichen Gewerbe und der Handel waren in den Gegenden, wo es noch wenig Städte gab, ganz in ihrer Kindheit; in den Theilen Deutschlands aber, wo von der Römer Zeit her größere Städte bestanden, in den Gegenden des Rheins und der Donau, waren fast alle Geschäfte des Lebens, welche Gewinn brachten, — kaum möchten wir das Uebel in so früher Zeit suchen, — in den Händen der Juden. Der Adel hielt diese Geschäfte unter seiner Würde, ja er wurde vielfältig von den Juden, welche bereits unermeßliche Reichthümer erworben hatten, abhängig, weil er oft in der Noth ihres Geldes bedurfte. Schon in den letzten Zeiten des römischen Kaiserthums waren die Juden durch die Gesetze sehr begünstigt und durch Honorius unter anderm ganz vom Kriegsdienste befreit worden. Ihre Hauptsitze waren die Städte Cöln, Coblenz, Trier, Mainz, Worms, Speier, Straßburg, Basel, Constanz, Regensburg, Passau u. s. w., und in diesen Städten lebten sie in so großer Anzahl, daß sie auch hier das schnelle Emporkommen eines begüterten freien Handels- und Gewerbstandes verhindert hatten.

Nun aber baute der befestigte König Heinrich, wie wir gesehen haben, eine Anzahl von Städten in Sachsen und Thüringen und setzte Einwohner vom Lande hinein, gewiß nicht blos, wie manche gemeint haben, für die Zeit des Krieges, sondern zum dauernden Aufenthalte; und er wußte zugleich Mittel zu finden, den alten Widerwillen der Sachsen gegen das Stadtleben zu überwinden. Er gewährte denen, welche hineinzogen, Sicherheit der Rechtspflege; nicht unwahrscheinlich ist es, daß jede Stadt ihren eigenen Grafen erhielt, der im Kriege der Anführer, im Frieden der nächste Richter und Vorstand war, wenn er gleich unter dem Grafen des Gaues, in welchem die Stadt lag, gestanden haben mag. Ferner verordnete er, wie Widukind ausdrücklich berichtet, daß alle Berathungen, Versammlungen und Feste von den Einwohnern der benachbarten Gegend in den Städten gefeiert werden sollten. Daß Jahrmärkte sich an dieselben anschlossen und Gewerbe und Verkehr in den Städten ihren Mittelpunkt fanden, liegt in der ganz natürlichen Entwicklung der Sache. Was vorher durch die Mitglieder der Familie auf dem Lande oder durch Leibeigene in jedem Hause einzeln angefertigt war, wurde bald viel vollkommner von den Handwerkern und Künstlern der Städte, von Meistern und Gesellen, im Großen verfertigt. Solche Vertheilung der Arbeit ist die Grundlage aller höheren Ausbildung bei den Völkern. Bedarf es auch noch der Auseinandersetzung, wie gewiß in den Städten, welche ja als Wehrplätze von Heinrich errichtet waren, sich auch auf natürlichem Wege Waffenübungen unter den Bürgern einfanden, um sie zur Vertheidigung ihrer Mauern immer geschickt zu erhalten, und damit auch Waffenlust und Waffenfeste, wozu der Deutsche immer den Antrieb in sich selber gefunden hat? — Durch dieses Alles wurden nicht nur immer mehr Menschen in die festen Plätze gelockt, sondern, da mehrere derselben gewiß ursprünglich nur von beschränktem Umfange waren, so bauten sich immer mehr Anwohner um die Burg herum an und es entstand eine Stadt

außerhalb der Burg; und auch diese wurde später, zur Vertheidigung gegen feindliche Anfälle, mit Mauern umgeben.

Das hier Gesagte soll jedoch nicht so verstanden werden, als habe Heinrichs Stiftung sogleich das ganze Leben im nördlichen Deutschland geändert und einen großen freien Bürgerstand geschaffen; vielmehr ging es bei dem Widerwillen der Sachsen gegen das geschlossene Leben in Städten, wie auch die Folgezeit lehrt, nur langsam damit. Aber der Grund ward durch ihn gelegt, und der Anstoß wurde gegeben, und so viel nur vermag der Einzelne. Sein Verdienst ist, daß er die Forderungen der Zeit erkannte und ihren Fortschritt förderte; der Gang der menschlichen Entwicklung mußte im Großen das Angefangene fortführen. Aber dieser Gang wird auch nicht nach Jahren, sondern nach Jahrhunderten gemessen, und so offenbaren sich die Folgen von Heinrichs großartigen Gedanken erst in der Blüte des Städtelebens im fernern Laufe des Mittelalters.

34. Kaiser Otto I. 936—73.

Schon vor König Heinrichs Tode hatten ihm die Fürsten, wie wir gesehen haben, für seinen Sohn Otto die Nachfolge im Reiche versprochen und nach seinem Tode hatten die Sachsen und Franken ihn wirklich erwählt; aber um alle deutschen Stämme zur Anerkennung heranzuziehen, wurde die Ernennung auf einer großen Reichs=Versammlung zu Aachen feierlich bestätigt und Otto am 8. Aug. 936 gekrönt. Zwei der großen Erzbischöfe am Rheinstrome stritten um die Ehre der Krönung. Der von **Köln** begehrte sie, weil die Stadt Aachen in seinem Kirchsprengel liege; der von **Trier**, weil sein Erzbisthum das älteste sei. Da wurde endlich beschlossen, daß keiner von ihnen, sondern der Erzbischof Hildebert von **Mainz** die Krönung verrichten solle. Der Herzog Giselbrecht von Lothringen, in dessen Herzogthume Aachen lag, hatte für die Wohnung und Bewirthung der Fremden gesorgt; es war ihrer eine große Menge versammelt. Der Herzog Eberhard von Franken verwaltete die Tafel und das Essen; Herzog Herman von Schwaben sorgte für den Wein, und Herzog Arnulf von Baiern für die Pferde und das Lager. Man hat hierin die ersten Spuren der nachherigen Erzämter des Reiches gefunden.

Als nun das Volk in dem großen Dome zu Aachen versammelt war, führte der Erzbischof den jungen König an der Hand hervor und sprach so zu dem Volke: „Sehet, hier stelle ich euch den von Gott erwählten, vom König Heinrich vorgeschlagenen, nun aber von allen Fürsten anerkannten König Otto vor. Wenn euch diese Wahl gefällt, so erhebet zum Zeichen dessen eure rechte Hand zum Himmel!"

Alsbald erhob das ganze Volk die Hände und rief dem neuen Könige Heil zu. Dann trat der Erzbischof mit ihm zum Altare, auf welchem die königlichen Kleinodien lagen, das Schwert mit dem Gürtel, der Kaisermantel mit den Spangen, und der Stab mit Scepter und Krone. Das Schwert überreichte er ihm mit diesen Worten: „Nimm hin das Schwert, alle Feinde Christi zu vertreiben und den Frieden aller Christen auf das Stärkste zu befestigen!" — und also auch mit ähnlichen Anreden die andern Stücke. Dann salbte er ihn mit dem geweihten Oele und setzte ihm die Krone auf, führte ihn zum Throne, der zwischen zwei schönen Marmorsäulen

errichtet war; und hier saß Otto, bis das feierliche Hochamt vollendet war. Staunend waren aller Augen auf den jungen 24jährigen König gerichtet, dessen Anblick einen jeden mit Ehrfurcht erfüllte. Die hohe fürstliche Gestalt, die breite männliche Brust, das große strahlende Auge, das lange blonde Haar, welches von seinem Scheitel herabwallete; Alles schien den gebornen Herrscher zu verkündigen. Und als nun Otto, nach Beendigung der Festlichkeiten, die Regierung mit jugendlicher Kraft anfing, da zeigte sich bald, daß der äußere Schein nicht gelogen hatte.

Aber so milde Gewalt über die Herzen der Menschen, wie sein Vater Heinrich, gewann Otto nicht. Man hat ihn, seines ernsthaften, oft schreckbaren, Ansehens wegen einen Löwen genannt, und gleich dem Löwen warf er auch alle Feinde nieder, so oft und so viele ihrer in und außer Deutschland gegen ihn aufstanden. Er wurde ein großer und mächtiger Fürst und galt bald als der erste in der Christenheit: er brachte die Kaiserkrone Karls des Großen auf sein Haupt und machte das deutsche Reich und den deutschen Namen so groß unter allen Völkern, daß sich keines mit ihm vergleichen mochte. So gewaltige Dinge kann ein gewöhnlicher Mann, welcher einzig den Frieden und die Ruhe liebt, nicht ausrichten; sondern nur derjenige, welchem der Ruhm seines Volkes als ein hohes, strahlendes Bild vor Augen schwebt. Und wenn auch dem Kaiser Otto der Stolz seiner Seele viele Feinde zuzog, und wenn er auch in dem Zorne, der seine männliche Brust oft gewaltig bewegen konnte, streng mit dem Widersacher verfuhr, so ist er doch auch in seinem Edelmuthe dem Löwen zu vergleichen, daß er des Schwächern schonte und dem bittenden Feinde nicht Einmal, sondern wohl oftmals, verzieh; wie er denn überhaupt im Grunde des Gemüthes leutselig, freundlich und heiter war und z. B., wie man von ihm erzählt, oft auf der Falkenjagd, die er besonders liebte, auf abgelegenen Pfaden die lieblichsten Weisen singend gehört wurde. Eines Vergehens gedacht er nie wieder, wenn er einmal vergeben hatte. Dabei führten ihn der Zorn und die Strenge nie über die Grenze der Gerechtigkeit hinaus; das Gesetz galt ihm über alles.

Unser Vaterland, welches vor den beiden großen Königen Heinrich und Otto im Innern zerrüttet und auf dem Wege zur Auflösung, nach Außen aber von höhnenden Feinden umgeben war, stand nach zwei solchen Herrschern neugeboren da. Nicht nur waren die Feinde zu Boden geschlagen, sondern sogar neue Länder erworben; und alle andern Völker, die noch eben ihren Uebermuth an Deutschland ausgelassen hatten, beugten sich vor ihm.

Zwar lehnten sich gleich im Anfange seiner Regierung viele Fürsten gegen den vierundzwanzigjährigen König auf: die Franken unter Eberhard und die Lothringer unter Giselbrecht, die, freilich auch gereizt durch den Uebermuth der auf ihren König stolzen Sachsen, es noch immer nicht vergessen konnten, daß ein Sachse die Königswürde besaß; ferner sein Halbbruder Thankmar, ja sein eigener jüngerer Bruder Heinrich, der Mutter Liebling, welcher mehr als Otto die höchste Würde verdient zu haben glaubte. Und diese innern Gegner Ottos fanden sogar Beistand bei dem Könige Ludwig von Frankreich. Es war eine gefährliche Verbindung dieser Fürsten gegen den jungen König. Aber nie hat sich Otto größer und eines Königes würdiger gezeigt, als wenn das Unglück am größten war und er fast verlassen dastand. Und das Schicksal stand seinem hohen Muthe

bei. Thankmar kam in dem Streite selbst um; die Franken und Lothringer wurden durch die Waffen zur Ruhe gebracht, nachdem die Herzöge Eberhard und Giselbrecht ebenfalls im J. 939 umgekommen waren; und Heinrich, der mit ihnen verbunden gewesen, warf sich zu Frankfurt in der Weihnachtsnacht 941 seinem Bruder auf dem Wege in die Kirche zu Füßen und erhielt vollkommene Verzeihung, obwohl er sich dreimal gegen ihn empört und sogar an einer Verschwörung gegen das Leben des Königs Theil genommen hatte. Ja Otto gab ihm im J. 945 das erledigte Herzogthum Baiern, und sie sind von da an treue Freunde geblieben bis an ihren Tod. Das Herzogthum der Franken aber besetzte Otto nach Eberhards Tode nicht wieder, damit der Widerstand dieses stolzesten Stammes seinen Mittelpunkt verlöre. Von nun an galt der König selbst als der geborne Herzog der Franken. Das Herzogthum Lothringen dagegen gab er im J. 944 dem treuen Grafen Konrad, später von Worms beigenannt, und vermählte demselben im J. 947 seine einzige Tochter Luitgard. (Beide sind die Stammeltern des jetzigen lothringisch=östreichischen Hauses). Das Herzogthum Schwaben endlich verlieh er im J. 949, nach Herzog Hermanns Tode, seinem eignen Sohn Ludolf, der mit Hermanns Tochter Ida vermählt war.

Nicht weniger beschäftigten die äußeren Feinde den König. Mit den nordöstlichen Nachbarn, den Wenden, hatte er langwierige und blutige Kriege zu führen; doch machte er sie bis an die Oder zinsbar und stiftete Bisthümer zu Havelberg und Brandenburg, um auch das Christenthum unter ihnen zu befestigen, und unterwarf sie später dem erzbischöflichen Stuhle zu Magdeburg, den er im J. 968 zugleich aus den Bisthümern Merseburg, Zeitz und Meißen errichtete. Sein Gehülfe an dieser Nordostgrenze des Reiches war der Markgraf Gero, einer der kräftigsten und thätigsten Männer unter Otto's Regierung, den man als den eigentlichen Begründer der deutchen Herrschaft zwischen der mittleren Elbe und der Oder, in Brandenburg und der Lausitz, ansehen kann. Die nordwestliche Mark von der Mündung der Eider an den Küsten der Ostsee her bis zum Haf wurde von dem tapfern Hermann Billung eben so kräftig verwaltet. — Auch die Herzöge von Böhmen und Polen mußten Otto's Obergewalt anerkennen, und durch die Stiftung der Bisthümer Prag und Posen suchte er auch bis in diese fernen Gegenden die milde christliche Lehre zu verbreiten. — Die Dänen, welche kürzlich die von seinem Vater gestiftete Markgrafschaft Schleswig verwüstet hatten, trieb er bis in die Spitze von Jütland zurück; und von ihm soll, freilich wohl nach einer späteren Sage, ein Meeresarm an dieser Küste, in welchen er seine Lanze warf, den Namen Ottensund erhalten haben. Der König Harald ließ sich, nebst seiner Gemahlin Gunilde und seinem Sohn Sveno, taufen, und in Schleswig, Ripen und Aarhuus wurden Bisthümer angelegt. Otto fühlte die Bestimmung eines christlich=germanischen Königs in sich, wie Karl der Große; er verbreitete das Christenthum mit germanischer Bildung, indem er auch deutsche Colonien in die eroberten Länder verpflanzte.

Im Südosten des Reiches widerstand der neue Herzog von Baiern, Otto's versöhnter Bruder Heinrich, nicht nur den Angriffen der Ungarn, sondern er drang auch in das Innere ihres Landes, bis an die Theis, vor und züchtigte das räuberische Volk. So hatte der König Otto in den

ersten funfzehn Jahren seiner Regierung das Werk seines Vaters so kräftig fortgeführt, daß die Zerspaltung Deutschlands um ein Großes vermindert und die großartige Weltstellung, welche dasselbe einzunehmen bestimmt war, vorbereitet war. Der Widerstand der Franken, Lothringer und Baiern war gebrochen; das fränkische Herzogthum war gar nicht hergestellt, Sachsen und Thüringen vereinigte der König in seiner eignen Hand, und die Herzogthümer Baiern, Lothringen und Schwaben waren in den Händen seiner nächsten Blutsverwandten. Die Rechte des alten Volksherzogthums beschränkte er überdies sehr, es sollte fortan nur ein Reichsamt sein. Die königliche Macht erhob sich wieder über alle andere Gewalten, und da der König seine Pfalzen im ganzen Reiche umher hatte und wo er war, auch das Reichsregiment sich befand, so trug seine Nähe bei allen Stämmen nicht wenig zur Befestigung der Einheit des Reiches bei. Wie Otto die Nachbarn in Osten und Norden theils bezwungen, theils lehnpflichtig gemacht und eine Kette von Bisthümern rund umher bis in die Spitze von Jütland angelegt hatte, die mit den Waffen der Religion und Gesittung eine eben so starke Schutzwehr gegen die Barbaren aufführten, als die überall sich an einander reihenden Marken mit ihrer kriegerischen Einrichtung, so breitete er auch nach Westen starken Einfluß aus. In den Kämpfen der mächtigen Vasallen in Frankreich gegen den schwachen Karolinger Ludwig IV. gab er oft die Entscheidung; sein Einfluß glich nicht selten der Herrschaft. Es kam nun auch die Zeit, da der Süden die Kraft des deutschen Königs wiederum kennen lernen sollte.

Otto's erster Zug nach Italien im J. 951 Der Zustand Italiens nämlich mußte des, die Zeiten Karls des Großen erneuernden, Königs Augen nach diesem schönen Lande hinwenden. Hier war, seit dem Erlöschen des karolingischen Stammes, ein unglücklicher Wechsel von Herren gewesen, der das Land zerrüttete, und dazu hausten in vielen Gegenden räuberische Fremde oder durchzogen plündernd das Land. Sarazenen hatten sich auf den Felsen der Küste hin und wieder eingenistet, und durch die schönen Gefilde Oberitaliens zogen häufig die Schwärme der Magyaren, die unter anderm im J. 924 die Stadt Pavia, nach Rom die schönste Stadt des Abendlandes, in einen Schutthaufen verwandelten. Im südlichen Theile Italiens bestand noch, bis in die Nähe Roms, die Herrschaft der griechischen Kaiser, deren Söldlinge, aus vielen Völkern zusammengelaufen, eine Geißel des Landes waren. Das Schlimmste aber war die aus dem Unglück hervorgehende Erschlaffung und Entsittlichung des Volkes, welchem die Geistlichkeit mit schlimmem Beispiele voranging.

In Oberitalien hatten sich bald einheimische Fürsten, bald die Könige von Burgund, der Herrschaft bemächtigt und zum Theil sogar den kaiserlichen Namen geführt. Im J. 950 starb der letzte König aus burgundischem Stamme, Lothar, und der Markgraf Berengar von Ivrea riß die Gewalt an sich. Um sich desto mehr in derselben zu befestigen, wollte er Lothars neunzehnjährige Wittwe, die Königin Adelheid, mit seinem Sohne Adelbert vermählen. Adelheid weigerte sich standhaft und wurde vom Könige in einer Burg am Gardasee gefangen gesetzt; sie entfloh mit Hülfe eines Geistlichen, Martin, der sie durch einen Gang, den er unter der Thür des Gefängnisses gegraben hatte, ins Freie führte, unter vielen Gefahren zum Bischof Adelhard von Reggio. Dies gab dem Könige Otto Veranlassung sich in die italienischen Verhältnisse zu mischen,

mehrere Große, vielleicht Adelheid selbst, ließen ihn um Hülfe bitten. Er zog im J. 951 über die Alpen, nahm das nach der Zerstörung durch die Ungarn wieder aufgebaute Pavia ein, erhielt von den Großen des Landes die Huldigung als König der Langobarden und vermählte sich, da seine erste Gemahlin Editha schon im J. 946 gestorben war, mit der schönen, ritterlich erkämpften, Adelheid. Mit Berengar versöhnte er sich im folgenden Jahre zu Augsburg und ließ ihm Lombardien als Lehen unter deutscher Hoheit. Nur die Mark Verona und Aquileja mußte er an Heinrich von Baiern abtreten.

Zunächst gaben jedoch diese Ereignisse die Veranlassung zu neuen Unruhen in Deutschland. Adelheid und Heinrich, der Herzog von Baiern, erlangten das größte Ansehen beim Könige; Ludolf, Otto's Sohn aus erster Ehe, fühlte sich zurückgesetzt und fürchtete, durch die Kinder Adelheids von der Thronfolge ausgeschlossen zu werden; mit ihm verbanden sich der Tochtermann Otto's, Herzog Konrad von Lothringen, der Erzbischof Friedrich von Mainz, der Pfalzgraf Arnulf von Baiern und mehrere Große, vorzüglich, wie es scheint, aus Haß gegen Heinrich von Baiern, dessen ränkevoller Charakter sie erbittert hatte. Nur mit großer Mühe unterdrückte Otto die Empörung im Laufe der Jahre 953 und 54. Es wurde in Sachsen, Lothringen, Franken und Baiern hartnäckig gekämpft; vergebens belagerte Otto seine Gegner in Mainz, vergebens darauf in Regensburg; selbst die Ungarn erneuerten ihre verwüstenden Einfälle und wurden von den Empörern in ihrem Unternehmen unterstützt; sie durchzogen Baiern, Franken, Lothringen, einen Theil von Frankreich, und kehrten zuletzt durch Burgund und Italien zurück. Allein gerade diese durch den Erbfeind des Reiches verübten Greuel führten das Ende der Zwietracht herbei. Konrad und der Erzbischof Friedrich, von ihrem Gewissen gestraft, demüthigen sich vor dem Könige und werden in Gnaden wieder angenommen, und wenn gleich Ludolf in seinem starren Sinne noch eine Zeitlang den Kampf fortsetzt, so unterwirft er sich doch auch endlich, nachdem der Pfalzgraf Arnulf vor Regensburg gefallen war, dem durch die Vermittlung der Fürsten besänftigten Vater. Aber in ihre verlornen Herzogthümer wurden Konrad und Ludolf nicht wieder eingesetzt; das Herzogthum Lothringen bekam Otto's getreuer Bruder Bruno, welcher unterdeß auch das Erzbisthum Köln erhalten hatte, und zum Herzoge von Schwaben wurde Burchard, der Schwiegersohn Heinrichs von Baiern, erhoben. Das wichtige Erzbisthum Mainz gab Otto 854 seinem ältesten Sohne Wilhelm, der in den geistlichen Stand getreten war.

Die Ungarnschlacht auf dem Lechfelde. So war glücklicherweise die innere Ruhe hergestellt, als die Ungarn im J. 955 aufs Neue mit größerer Macht als je zuvor in Baiern einfielen und Augsburg belagerten. Heldenmüthig vertheidigte der Bischof Udalrich die Stadt, bis der König zur Hülfe herbeizog und sich am Lechflusse lagerte. Das Heer war in acht Haufen getheilt; die drei ersten machten die Baiern aus, den vierten Haufen bildeten die Franken unter Konrad, der fünfte war aus den jugendlichen Streitern des ganzen Heeres gewählt und bei ihm befand sich Otto selbst; die Schwaben bildeten den sechsten und siebenten, und bei dem achten waren tausend auserlesene böhmische Reiter zur Bewachung des Gepäckes. Die Heere standen einander kampfbereit gegenüber; es war der heilige Lorenztag, der 10. August. Mit Anbruch des Tages bereitete sich

das ganze Heer der Deutschen durch Gebet auf die große Entscheidung vor; der König empfing das heilige Abendmahl und er und das Volk schwuren, treu bei einander zu halten bis in den Tod. Aber ehe sie noch an den Feind kamen, hatte dieser einen leichten Reiterhaufen abgesendet, der durch den Lech schwamm und das Lager im Rücken des deutschen Heeres angriff. Die Böhmen und die Schwaben geriethen in Unordnung und das Gepäck ging verloren. Da schickte Otto den tapfern Konrad mit seinen Franken ab, um den Feinden im Rücken zu begegnen, und dieser drang mit solchem Ungestüm in die Reihen, daß sie bald auseinander stoben, die Böhmen befreit und das Gepäck wiedergewonnen wurde. Mit siegreich wehenden Fahnen kehrte Konrad zum Könige zurück.

Nun mußte die Hauptschlacht mit dem Heere der Ungarn, welches in endlosen Schaaren vor ihnen stand, gefochten werden. Da erhob Otto die heilige Lanze; das Banner des Engels, welches bei Merseburg zum Siege geführt hatte, wehete auch jetzt voran; der König gab das Zeichen und stürzte zuerst auf den Feind. Vom Morgen bis gegen Abend wurde hart gestritten, aber der König selbst mit seiner auserlesenen Schaar, und Konrad, der das Andenken seines Aufruhrs durch glänzende Thaten wieder gut machen wollte, gaben den Ausschlag. Ein großer und herrlicher Sieg wurde erfochten, die Feinde niedergemacht, zerstreut, gefangen, und drei ihrer Anführer gleich Räubern aufgeknüpft. Ihr eigener Schriftsteller, Keza, versichert, daß von zweien ihrer Heerhaufen, die aus 60,000 Mann bestanden, nur Sieben mit abgeschnittenen Ohren zurückgekehrt seien. Uebrigens war der Sieg der Deutschen theuer erkauft. Viele tapfere Anführer fielen, und auch der heldenmüthige Konrad, als er bei der großen Hitze, um Luft zu schöpfen, den Harnisch lüftete, wurde von einem daher fliegenden Pfeile tödtlich am Halse verwundet und starb; mit seinem Blute bezahlte er die Schuld gegen sein Vaterland. Die Ungarn aber wagten seit dieser Schlacht nicht wieder in Deutschland einzufallen; und das schöne Land an der Donau, die nachmalige Markgrafschaft Oestreich, wurde ihnen entrissen und nach und nach wieder von den Deutschen bevölkert, daß sie herrlich aufblühte. —

Ein fast nicht weniger bedeutender Sieg wurde in demselben Jahre von Otto über die Wenden erfochten, die in Verbindung mit mehreren unzufriedenen Sachsen ihre Angriffe immer wiederholten, gegen die aber Markgraf Gero und der tapfere Herman Billung einen entschiedenen Widerstand leisteten, bis der König selbst herankam und die Feinde am 16. Oct. in einer Schlacht, die mit der von Augsburg verglichen wurde, völlig besiegte. — **Hermann Billung** wurde später von Otto zum Herzoge über Sachsen gesetzt, ohne daß er doch die Herrschaft des ganzen Landes und die volle Macht der übrigen Herzöge erlangt zu haben scheint.

53. Otto erneuert das abendländische Kaiserthum. 962.

Unterdessen hatte der undankbare König Berengar von Italien sich von Neuem gegen ihn aufgelehnt und alle, die es mit dem Könige der Deutschen hielten, auf das grausamste verfolgt. Da flehten sie Otto um Hülfe an. Zuerst zog sein Sohn Ludolf mit einem Heere über die Alpen; es war zwar nur klein, aber doch wurde Berengar geschlagen, und es scheint, er wäre verloren gewesen, wenn nicht Ludolf in der Blüthe der Jahre, noch nicht 30 J. alt, vielleicht durch Gift, gestorben wäre, 957. Einige

Jahre vergingen; da, im J. 961, zog Otto selbst, von Papst Johann, dem Erzbischof von Mailand u. a. aufgefordert, in Begleitung seiner Gemahlin Adelheid zum zweitenmal nach Italien, nachdem er seinen Sohn Otto, noch ein siebenjähriges Kind, in Aachen zum Könige hatte wählen und krönen lassen. Die Obhut über den Knaben und über das ganze Reich führten der treue Bruno und der Erzbischof Wilhelm von Mainz. Berengar verbarg sich in seinen Festen, sein Sohn Adelbert floh nach der Insel Korsika, Otto aber zog nach der Hauptstadt Rom. Alle Orte öffneten dem gewaltigen Könige der Deutschen die Thore und die Bewohner Italiens staunten die großen starken Krieger an, wie zu den Zeiten der Cimbern und Teutonen. Der König Otto fand es seiner und des deutschen Volkes Würde angemessen, am 2. Febr. 962 die römische Kaiserkrone, die Karl der Große an die Deutschen gebracht, wiederum auf sein Haupt zu setzen und dadurch Zeugniß vor aller Welt abzulegen, daß die Kraft und die Macht bei den Deutschen und ihr König der Erste aller christlichen Herrscher sei. Freilich war der Zustand von Europa seit Karls Zeiten verändert; damals waren fast alle christlichen Völker auch unter Karl's Herrschaft, jetzt aber waren der selbstständigen Könige mehrere, die dem Könige der Deutschen nicht unterworfen waren. Aber doch konnte sich keiner mit ihm vergleichen; immer war die Kaiserkrone als den Deutschen angehörig betrachtet worden und die Vorfahren Otto's alle hatten nie den Anspruch aufgegeben. Otto war der Schirmherr des christlichen Glaubens gegen Norden und Osten; er gebot in Burgund; sein Ansehen war das herrschende in Frankreich, wo sein Bruder Bruno von Lothringen aus als ein von Allen anerkannter Schiedsrichter auftrat; jetzt hatte er auch Italien sich unterworfen; darum gebührte ihm die Würde eines Kaisers der abendländischen Christenheit.

Es haben Viele gegen die Erneuerung des Kaiserthums geredet und insbesondere den König Otto getadelt, daß er auf Deutschland diese große Aufgabe wälzte. Die Verbindung beider Länder sei eine Ursache großer und mannigfacher Uebel für Deutschland geworden, welches so viele Menschen dem fremden Lande geopfert habe und indeß selbst von seinen Herrschern vernachläßigt sei. — Allein, was Gott als eine große Wendung in dem Schicksale eines Volkes bereitet und was eine Menge trefflicher Männer in vorigen Zeiten als gut und nothwendig erkannt haben, mag nicht durch das Urtheil der spätern Nachkommen verworfen werden. Derselbe Fall ist mit dem Papstthum, gegen welches gleichfalls Viele geeifert haben, als habe es nur dazu gedient, Finsterniß, Aberglauben und geistige Knechtschaft zu verbreiten. Solche aber vermengen in ihrem Urtheile die Zeitalter und vermögen nicht, sich in dasjenige zu versetzen, wo Kaiserthum und Papstthum als nothwendige Glieder in die große Kette der geschichtlichen Entwicklungen gehörten.

Es ist dem vorurtheilsfreien Gemüthe nicht schwer, die großen Gedanken zu erkennen, welche ihnen beiden zum Grunde lagen. In einer Zeit, da noch die rohe Gewalt vielfach ihre Herrschaft übte, sollte der Kaiser der Schirmherr der Kirche sein und mit der Wage der Gerechtigkeit in der Hand als Richter zwischen den christlichen Völkern walten und für den äußern Frieden der Welt sorgen. Und Otto der Große verlegte diesen Schutz- und Mittelpunkt der christlichen Entwicklung des Abendlandes in das Herz Europas, nach Deutschland, welches er wiederum zu

einem großen Ganzen verband. Unter dem Schutze dieses Reiches erhoben sich auch die benachbarten Völker des Westens zum Bewußtsein ihrer Nationalität und empfing der Norden und Osten mit dem Christenthum die Keime zu kirchlichen und staatlichen Ordnungen. Das deutsche Kaiserthum erstreckte, gleich einem großen schützenden Baume, seine Wurzeln und Zweige weithin nach allen Seiten. Wahrlich, eine hohe Bestimmung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation! „Stolz, gleich Libanons Cedern," sagt Thietmar von Merseburg, „erhob sich das Reich, allen Völkern weit umher furchtbar." Daneben nun sollte der Papst das Reich des innern Friedens leiten. Weil das Leben noch rauh und die bürgerlichen Einrichtungen noch nicht so weit gediehen waren, daß der Staat die geistige Bildung unter seine Aufsicht nehmen konnte, so sollten Kirchen und Schulen, Geistliche und Lehrer, unter dem Oberhaupte der Kirche stehen, dessen Sorge es sein mußte, daß die Wahrheit und die Milde des göttlichen Wortes allen christlichen Völkern leuchtete und sie zu einem Reiche des Glaubens verbände.

Gegen die Gefahr, daß die eine dieser Gewalten den Leib mit dem Schwerte unter ihre Herrschaft bringen und fordern möchte, was nicht Rechtens sei, und die andere die Gewissen unterjochen, daß sie nicht der Wahrheit, sondern nur dem Worte glauben sollten, konnte hauptsächlich das Eine schützen, daß die Macht des Kaisers, wie des Papstes, weniger eine äußere, als eine innere war, die sich nur auf die Ehrfurcht der Völker gründete; und eine solche Gewalt kann niemals dauernd gemißbraucht werden, ohne sich in sich selbst zu zerstören.

Zwar haben nicht alle Kaiser den Gedanken ihrer Würde recht und ganz aufgefaßt, oder es kamen ihnen so große Hindernisse in den Weg, daß sie ihn nicht ausführen konnten; und eben so haben die Päpste sich nicht immer in den Grenzen derjenigen Rechte gehalten, welche ihnen im Reiche der Kirche allein zustanden; sondern beide Gewalten, welche in Eintracht zusammenwirken und eine die andere ergänzen sollten, haben sich endlich in Feindschaft selbst zerstört. Allein, — dieses ist der Hauptpunkt, — ein großer Gedanke muß vor allen Dingen von seiner Ausführung wohl unterschieden werden. Je herrlicher er ist, in desto größerem Widerspruche wird er mit der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur und der niedern Richtung mancher Zeiten stehen; und die kurze Dauer seiner wohlthätigen Ausführung darf seiner eignen Hoheit, so wie der Hoheit derer, welche für ihn gekämpft haben, nicht Abbruch thun.

Was endlich das Aufopfern der Menschen in den italienischen Zügen betrifft, so kömmt es dabei auf die Frage an, ob der Zweck selbst ein großer und wichtiger war, oder nicht. War er es, so kann das Opfer nicht in Anschlag kommen, und die Kaiser, welche dieses Opfer wirklich für die Idee des Kaiserthums und die Ehre ihres Volkes in großartiger Gesinnung, gebracht haben, sind deshalb nicht zu tadeln. Das Gefühl der Einheit aller deutschen Stämme aber, welches durch ihre große Aufgabe geweckt wurde [1]), und der edle Stolz der Deutschen, daß sie und ihr Herrscher

1) Ein Beweis für das jetzt erst zur vollen Stärke erwachende Einheitsgefühl aller Deutschen ist es, daß statt der bis dahin gebräuchlichen einzelnen Stammnamen der Volksname „Deutsche" (Teutones, Theotisci,) erst in der Kanzlei Otto's I. gebraucht wurde und dann nach und nach allgemeine Verbreitung fand.

der Mittelpunkt für die Christenheit seien; das Gefühl der Kraft, indem geringe Schaaren der Ihrigen über die Alpen ziehen durften und durch das Uebergewicht ihrer Natur einem zahlreichen Volke Gesetze gaben; das Andenken dieser alten Herrlichkeit unsers Volkes noch in uns, den späten Enkeln, — dieses Alles ist der Lohn für die gefallenen Opfer.

Andere, unmittelbar sichtbar werdende, Vortheile der Verbindung Deutschlands mit Italien wird die Geschichte in ihrem Fortlaufe zeigen; wir erwähnen hier nur im voraus des großen Einflusses, den das Beispiel der freien italienischen Städte und besonders der von dorther aufblühende Handel auf das Emporkommen der deutschen Städte gehabt hat; ein Vortheil, dessen Bedeutung nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Otto nun übte die Rechte eines Schirmherrn der Kirche und obersten christlichen Herrschers bald gegen denselben Papst aus, der ihn gekrönt hatte. Johann XII. hatte seinem feierlichen Eide zuwider Berengars Sohn wiederum gegen den Kaiser aus Korsika herbeigerufen und wurde überdies vom römischen Volke und der Geistlichkeit der schwersten Verbrechen wegen angeklagt. Johann stammte aus einem sehr verdorbenem Geschlechte und war schon im achtzehnten Jahre Papst geworden. Otto versammelte daher im November 963 in Rom ein Concilium aus vierzig Bischöfen und siebzehn Kardinälen, und als Johann auf des Kaisers Vorladung vor diesen versammelten Kirchenvätern nicht erschien, wurde er seiner Würde entsetzt und Leo VIII. erwählt; das römische Volk aber, so wie die Geistlichkeit, schwur, keinen Papst ferner ohne Einwilligung des Kaisers zu wählen, ein Privilegium, welches selbst die Karolinger nicht besessen hatten. Die Päpste nannten von dieser Zeit an den Kaiser, zur Anerkennung seiner Oberherrschaft, wiederum ihren Herrn, setzten seinen Namen auf ihre Münzen und bezeichneten ihre Bullen mit seinen Regierungsjahren.

Die Römer vergaßen ihren Schwur jedoch sehr bald wieder, vertrieben den Papst Leo im Anfange des J. 964, riefen den abgesetzten Johann zurück und wählten nach dessen baldigem Tode einen zweiten Gegenpapst Benedict. Da riß endlich der Faden der Geduld dem Kaiser, er kehrte mit seinem Heere zurück, verheerte die Umgegend von Rom, schloß die Stadt ein und zwang die Römer, ihm am 23. Juni die Thore zu öffnen und den Papst Benedict auszuliefern. Er wurde in einer großen Versammlung von Bischöfen und Geistlichen in der Kirche des Lateran der päpstlichen Insignien entkleidet und aus Rom verwiesen; in Hamburg lebte er noch einige Zeit in ehrenvollem Exil; Leo aber bestieg wieder den päpstlichen Stuhl. Unterdeß war auch Berengar mit seiner Gemahlin Willa von des Kaisers Feldherrn gefangen genommen; sie wurden nach Bamberg geführt und starben hier bald nachher in der Gefangenschaft. Der Kaiser aber kehrte, nachdem er so seine Herrschaft befestigt hatte, im Anfange des J. 965 nach viertehalbjähriger Abwesenheit nach Deutschland zurück und feierte in Köln, bei seinem geliebten Bruder Bruno, mit seiner Mutter, seinem Sohne Otto, seiner Schwester, der verwittweten Königin, von Frankreich, Gerberga, seinem Neffen Heinrich II. von Baiern — der erste Heinrich war bald nach der Ungarnschlacht gestorben, — und einer zahlreichen Menge von Großen des Reiches die Freude des Wiedersehens nach langer und mühevoller Abwesenheit. Es war das letzte Mal, daß dieses edle Geschlecht so versammelt war; denn schon im Herbste desselben Jahres starb der treffliche Erzbischof Bruno erst 40 J. alt auf einer

11*

Reise in Frankreich, und im J. 968, während Otto wieder in Italien war, die Mutter beider, die fromme und ehrwürdige Königin Mathilde.

Otto wirbt für seinen Sohn um eine griechische Prinzessin. — Schon im J. 966 riefen Unruhen, von Berengars Sohne Adelbert erregt, und Aufruhr der Römer gegen ihren Papst den Kaiser wiederum nach Italien. Seine Gegenwart führte bald Alles zum Gehorsam zurück und Otto konnte nun seine Blicke auf Unteritalien richten, wo der griechische Kaiser noch seinen Statthalter hatte, und auf Sicilien, von wo aus die Sarazenen Italien bedrohten. Otto wünschte mit dem griechischen Hause in Verwandtschaft zu treten, um dadurch seinem eignen Hause Aussicht auf Unteritalien zu eröffnen, zugleich auch, um die Ungläubigen desto kräftiger abwehren zu können.

Er ließ seinen vierzehnjährigen Sohn Otto aus Deutschland kommen und am Weihnachtsfeste 967 vom Papste zum künftigen Kaiser krönen und schickte dann eine Gesandtschaft nach Konstantinopel, um für denselben die griechische Kaisertochter Theophano zur Gemahlin zu begehren. Von dieser Sendung berichtet Liutprand, den Otto zum Bischof von Cremona gemacht hatte, wenn auch, aus Haß gegen die Griechen, mit sichtbarer Uebertreibung, einige merkwürdige Umstände. „Im Juni sind wir hier angekommen", erzählt er; „man gab uns fortan Ehrenwachen, so daß wir keinen Schritt ohne ihr Beisein thun konnten. Einige Tage nach unserer Ankunft ritten wir zur Audienz. Der Kaiser Nicephorus ist ein kurzer, dicker Mann, mit einem breiten halbgrauen Barte, und so braun, daß man in einem Walde vor ihm erschrecken würde. Er sprach: „Er bedaure, daß unser Herr die Kühnheit gehabt, sich Rom zuzueignen und Berengar und Adalbert, würdige Männer, umzubringen; worauf er Feuer und Schwert selbst in griechische Lande getragen; er wisse, daß wir unserm Herrn dazu gerathen." — Wir sprachen: „Unser Herr, der Kaiser, hat Rom von Tyrannen und Sündern befreit und ist hierzu vom Ende der Erde nach Italien gekommen, indessen andere auf ihrem Throne eingeschlafen, solche große Unordnung keiner Beachtung gewürdigt. Es sind Ritter mit uns, die das Recht und die Tugend unsers Herrn in biederm Zweikampfe jederzeit erhärten werden; doch sind wir in friedlichen Absichten und wegen der Prinzessin Theophano gekommen." — Aber der Kaiser sprach: Es ist nun Zeit, zur Prozession zu gehen, das Andere wollen wir zu gelegener Zeit vornehmen." — Seine Soldaten waren wie Bürgersleute; da waren keine Hallbarden zu sehen. Der Kaiser ging in einem langen Mantel, unter beständigem Zurufe des Volkes, langsam zwischen den Reihen durch. — Bei Tafel wollte er unsere Kriegsweise tadeln; er nannte unsere Waffen zu schwer und meinte die Deutschen seien nur tapfer, wenn sie getrunken hätten, die wahren Römer seien in Konstantinopel. Hierbei gab er mit der Hand ein Zeichen, daß ich schweigen sollte. — Ein andermal fing er an von Kirchensachen zu sprechen und fragte spöttisch, ob denn in Sachsen nie ein Concilium gehalten sei? Ich antwortete: „Wo die meisten Krankheiten zu Hause sind, findet man auch die meisten Arzneien; alle Ketzereien sind bei den Griechen entstanden, darum sind auch bei ihnen Kirchenversammlungen nöthig gewesen. Indeß weiß ich doch von einem Concilio bei den Sachsen, auf welchem ausgemacht ist, daß es rühmlicher sei, mit dem Degen, als mit der Feder zu streiten." — Der Kaiser ist von Schmeichlern umgeben; die ganze Stadt schwimmt in Wollust, selbst

an Festtagen sind Schauspiele. Ihre Macht beruht nicht auf eigenen Kräften, sondern auf gedungenen Soldaten von Amalfi und Venedig und auf russischen Seeleuten. Ich meine, daß vierhundert Deutsche auf freiem Felde das ganze griechische Heer in die Flucht schlagen würden."

Der Kaiser Nicephorus wollte die Heirath nicht zugeben. Otto suchte als Kaiser seine Herrschaft über ganz Unteritalien, das unter den Griechen, Sarazenen und den einheimischen Fürsten getheilt war, auszubreiten. Die Geschichte dieser Unternehmungen ist wenig aufgeklärt; im Ganzen waren die kaiserlichen Waffen siegreich, aber dauernde Vortheile konnten in dem schwierigen Lande nicht gewonnen werden; und als im December 969 der Kaiser Nicephorus in einem Aufstande ermordet wurde, schloß sein Nachfolger Tzimisces sehr gern die Verbindung mit dem deutschen Kaiserhause. Theophano wurde im J. 972 vom Papste Johann XIII. in Rom gekrönt und mit dem jungen Otto vermählt; sie gewann durch ihre Schönheit und ihren, trotz ihrer Jugend schon kräftigen, Geist bald Aller Herzen. Der Kaiser selbst kehrte nach sechsjähriger Abwesenheit in diesem Jahre nach Deutschland zurück, um nach einer kurzen Ruhe am Abend eines thatenreichen Lebens, zu genießen. Die große Bedeutung, welche Otto in der ganzen abendländischen Welt erlangt hatte, zeigten noch die letzten Monate seines Lebens den deutschen Völkern, als vor ihm in Quedlinburg, wo er das Grab seiner theuren Mutter Mathilde besuchte, die Herrscher der Polen und Böhmen, Miesko und Boleslaw, erschienen, um als Vasallen ihre Angelegenheiten von ihm entscheiden zu lassen; als eben dahin die Gesandten der Römer, Beneventaner, Griechen, Bulgaren, Slaven, Dänen und Ungarn, und bald darauf nach Merseburg eine Gesandtschaft der Sarazenen aus Afrika kamen.

Aber zugleich erschütterte ihn tief der Tod seines treuen Herzogs Hermann von Sachsen, der in Quedlinburg am 27. März 973 starb. Betrübt über den Hingang dieses besten Mannes, sagt Widukind, wandelte er durch jene Orte. Wie viele seiner Lieben waren ihm schon vorangegangen und erinnerten ihn an sein Alter!

Als er am 6. Mai nach Memleben kam, wo auch sein Vater gestorben war, fühlte er sich schwach. Doch besuchte er am andern Morgen die Messe, reichte den Armen nach seiner Gewohnheit Gaben und ruhte dann wieder. Doch am Mittage erschien er zur bestimmten Zeit heiter und vergnügt an der Tafel. Dann besuchte er die Vesper. Während derselben fühlte er Fieberhitze und setzte sich in einen Sessel, den die herumstehenden Fürsten ihm boten. Sein Haupt neigte sich wie das eines Scheidenden; er fühlte das Herannahen des Endes und forderte das heilige Abendmahl; nachdem er es empfangen, übergab er, wie Widukind sagt, ohne Seufzer mit großer Ruhe seinen letzten Hauch dem Erbarmen seines Schöpfers. Es war am Mittwoch vor Pfingsten, den 7. Mai 973, nach vollendetem 61. Jahre seines Alters und dem 37. seiner Regierung. Sein Körper wurde nach Magdeburg, seinem Lieblingsorte, gebracht und in einem Marmorsarge, in der Kirche des heiligen Mauritius, an der Seite seiner geliebten Editha, wie er es gewünscht hatte, beigesetzt; seine Gebeine ruhen jetzt auf dem Chore des später erbauten Domes. — Die Zeitgenossen, so wie die Nachwelt, haben dem Kaiser Otto den Namen des Großen gegeben.

36. Otto II. 973—83.

Es war eine große Aufgabe auf die Schultern des neunzehnjährigen Jünglings Otto gelegt, das gewaltige Reich seines Vaters, welches von den Gränzen der Dänen bis nahe an die Enden von Unteritalien reichte, auf seiner Höhe zu erhalten. Im Norden und Osten waren Dänen und Slaven unwillige Unterthanen oder Nachbarn, im Westen die französischen Herrscher eifersüchtige Gegner, im Süden Italiens lauerten die Griechen und Araber auf Gelegenheit, ihre Macht auszudehnen; im Innern Deutschlands standen noch viele Parteien streitlustig gegen einander.

Die Kraft fehlte dem jungen Kaiser nicht; sie sprach sich schon in seiner, zwar kleinen, aber gedrungenen Gestalt und in der hohen Jugendröthe seiner Wangen aus, welche ihm den Beinamen des Rothen erwarb. Aber die Weisheit und das Maß waren noch nicht in seinem Wesen; es mochte ihm geschadet haben, daß er schon als Kind den königlichen Namen trug; denn er wurde stolz und heftig; die That war häufig zu rasch und sein Betragen ungleich; Gutherzigkeit konnte mit Härte abwechseln und seine Freigebigkeit grenzte oft an Verschwendung. Aber wenn diese Fehler der Jugend sich gemäßigt und die Erfahrungen des Lebens seine schönen Eigenschaften mehr gereift hätten, so würde er vielleicht zu den vorzüglichen Herrschern unseres Vaterlandes gezählt worden sein, denn das ruhmreiche Vorbild seines Großvaters und Vaters spornte ihn zur rastlosen Nacheiferung. Allein das Schicksal riß ihn in der besten Blüte seines Alters, schon im 28. Lebensalter dahin.

Gleich die ersten Jahre seiner Regierung waren voll Arbeit, denn es entstanden manche Unruhen und Spaltungen im Reiche, besonders durch Otto's Vetter, den zweiten Heinrich, Herzog von Baiern, mit dem Beinamen der Zänker, welcher eine Empörung gegen den jungen Kaiser versuchte, aber gefangen genommen und später seines Herzogthums entsetzt wurde; ferner durch einen Kriegszug Otto's gegen den Dänenkönig Harald, der nur unwillig seine Abhängigkeit von der deutschen Herrschaft trug. Aber auch er mußte sich beugen, und nicht weniger mußten der Herzog Boleslaw von Böhmen und Herzog Miesko von Polen, welche die Unruhen in Deutschland zur Erlangung ihrer eignen Unabhängigkeit benutzen wollten, die Oberhoheit Otto's anerkennen.

Bald nachher machte Frankreich einen Versuch, das Lothringische Land, welches durch die Theilung von Verdün zwischen Deutschland und Frankreich in die Mitte gelegt, jetzt aber mit Deutschland verbunden war, an sich zu bringen. Der König Lothar rüstete sich heimlich und drang, als Otto unbesorgt am Johannisfeste 978 in der alten Kaiserpfalz zu Aachen Hof hielt, plötzlich, ohne den Krieg anzusagen, in das Land ein und zog in Eilmärschen gegen Aachen, um sich wo möglich des Kaisers selbst zu bemächtigen. Zum Glück erfuhr dieser die Annäherung des Feindes noch eben früh genug und eilte einen Tag vor dessen Ankunft von Aachen weg. Lothar nahm die Stadt ein, ließ sie schmählich plündern und den Adler auf Karls des Großen Pfalz nach Abend hinkehren, zum Zeichen, daß Lothringen zu Frankreich gehöre. Aber Kaiser Otto berief schnell einen Fürstentag nach Dortmund, stellte den versammelten Großen die Treulosigkeit des französischen Königs mit seiner eindringlichen Beredsamkeit vor und forderte sie zum Zuge in des übermüthigen Feindes Land auf. Einmüthig versprachen

sie, jedes innern Haders vergessend, ihre Hülfe, — denn es galt die Ehre des Vaterlandes.

Am 1. October brach ein ansehnliches Heer in Frankreich ein und drang, ohne erheblichen Widerstand zu finden, über Rheims und Soissons bis Paris vor. Am rechten Ufer der Seine, um den Montmartre, schlugen die Deutschen ihr Lager auf und ihre Reiter schwärmten verwüstend weit in der Gegend umher. Die Stadt war von dem Herzog Hugo Capet besetzt; die Seine trennte die beiden Heere; aber das französische wagte sich nicht zur Schlacht heraus. Doch konnte auch Otto die wohlbefestigte und besetzte Stadt nicht einnehmen, und da der Winter herannahte, — es war schon Ende Novembers, — und zugleich Krankheiten in seinem Heere ausbrachen, trat er den Rückweg an. Dieser Zug im J. 978 war einer der ersten Züge der Deutschen nach Paris; der treulose Angriff des französischen Königs war bestraft und er wagte keinen neuen Einfall in das deutsche Land. In dem später abgeschlossenen Frieden wurde Lothringen für immer bei Deutschland bestätigt.

Im J. 980 machte Otto seinen ersten Zug nach Italien, von welchem er nicht wiederkehren sollte. Die Besitzungen in Unteritalien, besonders Apulien und Calabrien, welche die griechischen Kaiser dort noch inne hatten und auf welche Otto durch seine Heirath mit Theophano Ansprüche machte, hoffte er in seine Gewalt zu bringen und so das deutsche Kaiserthum zu noch glänzenderer Höhe zu erheben. Die Griechen aber vereinigten sich mit den Sarazenen, deren Herrschaft auf Sicilien ihren Sitz hatte. Anfangs gewann Otto Vortheile. Er gewann Neapel und eroberte nach einer Belagerung von zweiundvierzig Tagen Salerno; dann Bari und Tarent in Apulien, und drang im Frühjahre 982 in das gebirgige Calabrien ein. Bei Rossano schlug er das Heer der Griechen und Araber, welches ihn in einer festen Stellung erwartete, zum ersten Male; dann wieder bei Cotrone und verfolgte dasselbe bis nahe an die Meeresküste, wo ein neuer und entscheidender Kampf bereitet wurde. Er begann am 13. Juli 982. Mit Ungestüm drang das kaiserliche Heer in die Reihen der Griechen ein; sie widerstanden bis zum Mittag im heißen Kampfe; da wichen sie zurück. Zu früh überließ sich das siegende Heer der Siegesfreude und der Lust nach Beute; die Krieger legten ihre Waffen ab und zerstreuten sich an den Ufern des Flusses Corace. Da brach plötzlich der Hinterhalt der Araber, der sich in den Bergschluchten umher verborgen gehalten hatte, hervor; unabsehbare Schwärme dieser schnellen Krieger griffen die Zerstreuten von allen Seiten an; diese wurden von dem Schwerte der Feinde niedergehauen, oder in den Fluß gesprengt, oder gefangen; nur wenige entkamen. Wie durch ein Wunder entrann der Kaiser selbst, indem er sich auf seinem Rosse in die Wellen des Meeres stürzte und nach einem griechische Schiffe schwamm. Die Griechen erkannten ihn nicht, hofften aber von dem angesehenen Ritter, für welchen sie ihn ansahen, ein reiches Lösegeld zu erhalten. Mit Hülfe eines Slaven, der mit auf dem Schiffe war und ihn erkannte aber nicht verrieth, rettete er sich zum zweiten Male bei Rossano durch Schwimmen an's Land und kam zu seiner Gemahlin in diese Stadt, wo er dieselbe unter dem Schutze des Bischofs Dietrich von Metz zurückgelassen hatte.

Auf dem Schlachtfelde waren viele Edle aus Italien und Deutschland gefallen, von diesen: Udo, der Heerführer der Franken, die Markgrafen

Berthold und Günther, der Bischof Heinrich von Augsburg, der in der Schlacht mitgefochten hatte, und viele andere. Die eroberten Landschaften Unteritaliens fielen meistens wieder in Feindes Hand. Voll Trauer und Unmuth ging Otto nach Ober=Italien, um ein neues Heer zu sammeln. In Verona hielt er im Juni 983 eine große Versammlung deutscher und italienischer Fürsten; auch seine Mutter, seine Gemahlin und sein dreijähriger Sohn Otto waren zugegen. Es gelang ihm, diesen von den versammelten Fürsten zu seinem Nachfolger in Deutschland wie in Italien erwählt zu sehen. Der Knabe sollte von dem Erzbischof Willigis von Mainz nach Deutschland zurückgeführt und am Weihnachtsfeste 983 in der alten Kaiserstadt Aachen gekrönt werden. Der Kaiser selbst aber zog, nachdem er die Angelegenheiten Oberitaliens geordnet hatte, nach Rom. Hier leitete er die Wahl seines Kanzlers Peter von Pavia zum Papste (Johann XIV.). Es war seine letzte öffentliche Handlung. Mit großen Entwürfen zu seinem neuen Feldzuge nach Unteritalien und sogar über die Meerenge nach Sicilien im Herzen, zugleich aber verzehrt durch die Regungen seines heftigen Gemüths bei den Unglücksfällen des vorigen Jahres und den mannigfachen Sorgen der Regierung, unterlag er in wenigen Tagen einem hitzigen Fieber, welches er durch Uebermaß im Genuß der Arznei noch verstärkt hatte. Er starb, nachdem er das Abendmahl genossen und Absolution erhalten hatte, im Beisein seiner tief trauernden Gemahlin, des Papstes und vieler Getreuen am 7. Dec. 983, im 28. Jahre seines Lebens. Im Vorhofe der Peterskirche, der heiligsten Grabstätte, die je ein Kaiser erhalten hat, an der Seite so vieler Päpste wurde er beigesetzt. Die Nachricht seines Todes kam nach Aachen einen Tag nachher, als die Krönung seines unmündigen Sohnes in der Versammlung der Fürsten geschehen war.

37. Otto III. 983—1002.

Das unmündige Alter des neuen Königs wäre ein großes Unglück für Deutschland gewesen, wenn nicht seine Mutter Theophano, — eine Frau von ausgezeichneten Geistesgaben, — mit Klugheit und großartigem Sinne in die öffentlichen Angelegenheiten eingegriffen hätte, und wenn nicht in einem großen Theile der deutschen Fürsten die Treue gegen das Kaiserhaus und die Liebe für Recht und Ordnung im Vaterlande lebendig gewesen wäre. Denn gleich nach Otto II. Tod trat der abgesetzte Herzog Heinrich von Baiern, nachdem ihn der Bischof Poppo von Utrecht, in dessen Verwahrsam er gegeben war, in Freiheit gesetzt hatte, mit seinen Ansprüchen wieder auf und verlangte sogar, als naher Verwandter des jungen Königs, die Vormundschaft über denselben. Der Erzbischof Warin von Köln, bei welchem der junge Otto war, lieferte denselben wirklich an Heinrich aus und dieser hat ihn länger als ein Jahr in seinen Händen gehabt. Die Mutter Theophano, welche nach des verstorbenen Kaisers Willen die Vormundschaft führen sollte, war auch in Italien, und als sie zurückkam, hatte Heinrich seine Partei so sehr verstärkt, daß er mit dem Gedanken umging, sich selbst der Herrschaft zu bemächtigen. Schon verhandelte er mit den ihm ergebenen Großen darüber, unter welchen Bedingungen sie ihn auf den Thron heben wollten. Zu gleicher Zeit hatte der französische König Lothar, die Uneinigkeit in Deutschland benutzend, von Neuem seine Hand nach dem Besitze Lothringens ausgestreckt und die bedeutende Stadt und Festung Verdün erobert. Die Slaven an den nördlichen und östlichen Grenzen, die in den

Jahren, als Otto II. in Italien war, durch vereinte Anstrengung die deutsche Herrschaft zum großen Theile abgeworfen, das Heidenthum hergestellt und glückliche Raubzüge in die benachbarten deutschen Länder gemacht hatten, und ferner die Herzöge von Polen und Böhmen, versprachen dem Empörer Heinrich ihren Beistand. Die Lage des deutschen Reiches war recht bedenklich geworden.

Aber gerade die Verbindung Heinrichs mit den Barbaren erweckte in den sächsischen und thüringischen Großen, welche bisher auf Heinrichs Seite gewesen waren, die Besinnung; sie wendeten sich zum großen Theile von ihm ab und verstärkten die Partei der Herzoge Konrad von Schwaben, Bernhard von Sachsen und des von Otto II. eingesetzten neuen Herzogs von Baiern, Heinrichs des jüngeren, aus dem Babenbergischen Hause, welche alle nebst dem Erzbischof Willigis von Mainz die Treue gegen den jungen König und seine Mutter bewahrt hatten. Auch in Lothringen hatte sich eine Partei für beide erhoben, deren Seele der berühmte Geistliche Gerbert war, der gelehrteste Mann seiner Zeit, erfahren in allen Wissenschaften, vor Allem auch in die Naturkunde so tief eingeweiht, daß man ihn für einen Zauberer hielt. Zugleich war er aber mit großer Einsicht in politischen Dingen begabt und hat dem jungen Könige, dessen Lehrer er später wurde, mit seinem Rathe treulich beigestanden, dessen ganzes Leben hindurch.

Durch das Zusammenwirken so vieler Freunde des kaiserlichen Hauses wurde Heinrich der Zänker gezwungen, auf dem Reichstage zu Rara (die Lage dieses Ortes ist ungewiß), im Juni 984 den Knaben Otto wieder in die Hände seiner Mutter und Großmutter, welche beide zugegen waren, zurückzugeben. Und in demselben Jahre wurde die Einigkeit zwischen der Vormundschaft und Heinrich auf dem Reichstage zu Worms gänzlich hergestellt; Heinrich und seine Freunde gelobten Treue, und er hat sie von diesem Tage an gehalten, ja, er hat sich sogar durch sein frommes, ruhiges und wohlthätiges Leben, statt des Beinamens der Zänker, den des Friedfertigen erworben. Im nächsten Jahre erhielt er sogar sein lange ersehntes Herzogthum Baiern wieder; Heinrich der jüngere aber, der es abtrat, wurde mit Kärnthen, welches wieder von Baiern getrennt wurde, und der Veronesischen Mark entschädigt. Andere Große wurden durch Geschenke und Güter an die neue Herrschaft gebunden, die Marken gegen die Slaven und Ungarn wurden von Neuem befestigt und mit treuen Hütern besetzt; die Herzöge Miesko oder Mieczislaw von Polen und Boleslaw von Böhmen kehrten in ihr Abhängigkeitsverhältniß zu Deutschland zurück; und so stellten die beiden Kaiserinnen durch Klugheit, Mäßigung und Standhaftigkeit die Ordnung im Innern und die achtunggebietende Stellung des deutschen Reiches nach außen wieder her. Theophano führte die Vormundschaft ihres Sohnes in Deutschland, seine Großmutter Adelheid das Regiment in Italien.

Auch mit Frankreich kam es 987 zum Frieden, nachdem König Lothar gestorben war; sein Sohn und Nachfolger Ludwig V. gab den Bischofssitz Verdün wieder heraus. Er war der letzte Karolinger auf dem französischen Throne; als er in demselben Jahre starb, bestieg denselben durch Wahl der großen Reichsvasallen mit Hugo Capet das Haus der Capetinger.

In Rom war, nachdem die Kaiserin Theophano nach Deutschland gegangen war, große Unordnung ausgebrochen und besonders übte der Patri=

cier Crescentius eine wahre Tyrannei in der Stadt aus. Jetzt, im J. 988, da die Kaiserin Deutschland beruhigt und die Herrschaft ihres Sohnes befestigt sah, kehrte sie nach Rom zurück und wies mit der ihr eigenen Kraft und Klugheit die Gewalt des Crescentius in die gesetzmäßigen Schranken zurück. Leider starb diese ausgezeichnete Frau schon im J. 991 zu Nimwegen. Die Angelegenheiten des Reiches wurden nunmehr von der Kaiserin Adelheid und einem Reichsregiment geleitet, welches ihr zur Seite trat und an dessen Spitze der Erzbischof Willigis von Mainz als Erzkanzler des Reiches stand.

Die Erziehung des jungen, jetzt 11jährigen Königs kam von nun an noch mehr in die Hände des trefflichen Bernward von Hildesheim, eines für seine Zeit hochgebildeten Mannes, den schon Theophano ihrem Sohne zugesellt hatte. Er behandelte den Knaben mit Güte, aber zugleich mit Festigkeit, und gewann sein ganzes Vertrauen. Bernward ist für die Regierungsverhältnisse der folgenden Zeit von entscheidender Wichtigkeit, besonders nachdem er im J. 993 Bischof von Hildesheim geworden war; denn an den nördlichen Grenzen des Reiches gab es fast Jahr für Jahr mit den Slaven und Normannen zu kämpfen, indem entweder ihre Einfälle abgewehrt, oder zur Strafe derselben Züge in ihr eignes Land gemacht werden mußten.

Als der junge König in sein sechzehntes Jahr getreten war, — er war zum blühenden Jünglinge herangewachsen, in welchem die Schönheit des Vaters und der Mutter sich darstellte, — trug die betagte Kaiserin Adelheid Verlangen, das Haupt ihres Enkels auch mit der Kaiserkrone geschmückt zu sehen. Im Februar 996 trat dieser daher seinen ersten Römerzug an und alle Stämme der Deutschen, Sachsen, Franken, Baiern, Schwaben und Lothringer leisteten ihm die Heeresfolge. Am Himmelfahrtstage, den 21. Mai, wurde er vom Papste Gregor V., seinem nahen Verwandten, einem Urenkel Otto's des Großen, dem ersten Papste aus deutschem Geschlechte auf dem päpstlichen Stuhle, zum Kaiser gekrönt. Dem Patricius Crescentius verzieh er sein bisheriges gewaltthätiges Verfahren. Aber kaum war er nach Deutschland zurückgekehrt, als der undankbare Crescentius sich von Neuem empörte und den Papst Gregor, der mit deutschem Ernste die verworrenen römischen Verhältnisse zu ordnen und überhaupt die Würde des apostolischen Stuhles herzustellen bestrebt war, aus Rom vertrieb. Der Kaiser Otto mußte daher am Ende des J. 997 den Weg nach Italien zum zweiten Male antreten; er führte den Papst nach Rom zurück, belagerte den Crescentius in der Engelsburg und nahm dieselbe mit Sturm ein; der Empörer wurde auf dem Dache der Burg vor alles Volkes Augen enthauptet.

Im J. 999 starb der Papst Gregor und es gelang dem Kaiser Otto, seinen theuren Lehrer Gerbert zum Papste wählen zu lassen, welcher den Namen Sylvester II. annahm und in dem Eifer für Herstellung der päpstlichen Macht in kirchlichen Dingen in die Fußtapfen seines Vorgängers trat. Der Kaiser Otto, der eine große Vorliebe für Rom und Italien überhaupt hatte, wäre gern länger dort geblieben, allein er konnte die erschlaffende Luft dieses heißen Landes nicht ertragen. Ueberhaupt war seine Gesundheit nicht stark, und dazu entwickelte sich in den Jahren, da seine Jugend in das Mannesalter zu treten begann, ein Zug von Schwermuth in ihm, welcher oft bis zur religiösen Selbstpeinigung stieg. So machte

er jetzt eine Wallfahrt nach dem Monte Gargano in Apulien und wohnte unter strengen Bußübungen einige Zeit im Kloster des heiligen Michael. Von da besuchte er den heiligen Nilus, der mit seinen Mönchen in ärmlichen Hütten bei Gaeta gleich einem Einsiedler wohnte. Auch hier demüthigte er sich in Gebet und Buße. Später finden wir ihn auch in Ravenna in tagelangen einsamen Bußübungen, und einst soll er sogar mehrere Wochen lang sich mit Einsiedlern in Höhlen verschlossen und in Gebet und Fasten zugebracht, und in der Verzückung des Geistes selbst Erscheinungen gehabt haben.

Es waren wohl eben jene italienischen Mönche, namentlich der heilige Nilus, ein 90jähriger Greis, welche dem jungen Kaiser diese trübe Lebensansicht gaben und den lebhaften Jüngling, wenigstens zeitweise, mit entsagender Schwermuth erfüllten. Vorzüglich eng war er auch mit dem heiligen Adalbert, dem Apostel der Preußen, befreundet, welcher nach der Zeit des ersten Römerzuges sein steter Gesellschafter war und Tag und Nacht das kaiserliche Gemach nicht verließ, und darauf, zum Theil auf des Kaisers Wunsch, nach dem Norden ging, um den heidnischen Preußen das Evangelium zu predigen. Hier starb er im J. 999 den Märtyrertod. Als nun Otto im Anfange des folgenden Jahres aus Italien nach Deutschland zurückgekehrt war, trieb ihn die Liebe zu seinem Freunde, das Grab desselben in Gnesen zu besuchen. Als er, begleitet vom Herzog Boleslaw, diese Stadt von ferne liegen sah, stieg er vom Pferde und trat mit nackten Füßen seine weitere Wallfahrt zu Adalberts Grabe an. In heißen Thränen verrichtete er seine Andacht bei demselben und erhob darauf, zum Andenken seiner Anwesenheit, das Bisthum Gnesen zum Erzbisthum, welchem er die Bisthümer Breslau, Cracau und Colberg unterordnete. Zum Erzbischof erhob er Adalberts Bruder Gaudentius.

Neben den Regungen der christlichen Demuth und Weltentsagung finden wir aber auch in Otto's Seele, die überhaupt den verschiedenartigsten Regungen unterworfen gewesen zu sein scheint, einen hochaufstrebenden Sinn und besonders eine hohe Idee von der Erhabenheit der kaiserlichen Würde. Als Sohn eines römisch-deutschen Kaisers und einer griechischen Kaisertochter; von den ersten Jahren seines Bewußtseins an schon ein regierender König und bald auch mit der Kaiserkrone geschmückt; gebildet durch die gelehrtesten und feinsten Geister seiner Zeit, einen Gerbert, Bernward, Meinwerk von Paderborn, und den calabrischen Griechen Johannes von Placentia [1]), hielt er sich selbst sehr hoch, höher als die seiner Meinung nach noch rohen Deutschen. Er ermahnte sie, ihre sächsische Rohheit abzulegen und sich nach seiner griechischen Feinheit zu bilden; ja, er fing an, griechische Sitten und Gebräuche einzuführen, z. B. an einer erhöhten Tafel allein zu speisen. Auch griechische Titel und Ehrenstellen ordnete er an. Sein Lehrer Gerbert hatte die hohe Idee des Kaiserthums selbst gefaßt und näherte sie in dem jungen Gemüthe. „Du bist unser Cäsar, Imperator und Augustus," schreibt er ihm, — „aus dem höchsten Blute der Griechen entsprossen übertriffst Du sie an Macht und Herrschaft" u. s. w. Otto faßte den Gedanken, das Reich der Römer in seiner ganzen Herrlichkeit wieder herzustellen, und wahrscheinlich hätte er auch, wenn er nur das Klima hätte

1) Man hat den Kaiser Otto seines umfassenden Wissens wegen, mirabilia mundi, Wunder der Welt, genannt.

ertragen können, Rom zum Mittelpunkte desselben und zu seinem Sitze gemacht.

Den Stifter des deutsch-römischen Kaiserthums, den großen Karl, sah er als sein erhabenes Vorbild an, und als er im Jahre 1000 in Aachen war, wollte er sich selbst an dem Anblicke seiner irdischen Ueberreste erheben. Er ließ die Gruft des Kaisers öffnen und stieg in Begleitung zweier Bischöfe hinab. Man fand den einbalsamirten Körper noch sitzend auf dem marmornen Stuhle, im kaiserlichen Schmucke, mit Scepter und Schild. Otto beugte seine Kniee zum Gebet, nahm das goldene Kreuz von der Brust des Kaisers und legte es auf die seinige. Dem Leichnam ließ er neue Gewänder anlegen und die Gruft wieder verschließen[1]).

Die Liebe zu Italien zog ihn noch in demselben Jahre dorthin zurück. Rom und die Römer erschienen ihm in dem Glanze der alten Weltherrschaft. Sie aber vergalten ihm seine Vorliebe mit Undank. Als er im Frühjahr 1001 in Rom verweilte, empörten sich die Römer gegen ihn, weil er gegen ihre alten verhaßten Feinde, die Tiburtiner, Milde geübt hatte, schlossen ihn drei Tage in seinem Palaste auf dem Aventin ein, so daß weder Speise noch Trank hinein konnte. Da erfuhr Kaiser Otto, daß die deutsche Treue und rauhe Tugend doch besser sei, als die glatten Worte und das feinere Wesen der Welschen. Der Bischof Bernward von Hildesheim stellte sich mit der heiligen Königslanze unter das Hausthor und donnerte ganz entsetzlich, wie sein Lebensbeschreiber sich ausdrückt; und durch des Bischofs Entschlossenheit und die Hülfe seiner Getreuen wurde der Kaiser aus der Römer Händen gerettet. Er versöhnte sich zwar mit denselben noch einmal, aber bald empörten sie sich von neuem. Da machte er sich bereit, Strafe an dem falschen Volke zu nehmen; aber sein Gemüth war gebrochen und seinen Körper schwächte er noch durch nächtliches Wachen und Beten; oft fastete er die ganze Woche mit alleiniger Ausnahme des Donnerstags. Am 13. Jan. 1002 ward er von einer hitzigen Krankheit ergriffen, nach Thietmar von den Blattern, und starb den 23. Januar in Castell Paterno, in der Nähe von Rom, unvermählt und noch nicht zweiundzwanzig Jahre alt. Sein Leichnam wurde von den deutschen Fürsten, die den Kaiser begleitet hatten, nur mit großer Mühe, unter wiederholten Angriffen der treulosen Italiener auf das Trauergeleit, Italien hinauf nach Deutschland gebracht und nach Otto's Wunsche neben den Gebeinen Karls d. Gr. in Aachen beigesetzt. (Auch Papst Sylvester starb schon im nächsten Jahre.)

So war Otto's des Großen ganze männliche Nachkommenschaft, seine beiden Söhne, Ludolph und Otto II. und beide Enkel, Otto III. und Ludolfs Sohn Otto, in der Blüthe ihrer Jahre in Italien gestorben; und es war von dem sächsischen Kaisergeschlechte nur noch der Urenkel Heinrichs des Ersten, Herzog Heinrich von Baiern, als Herzog der dritte dieses Namens, übrig. Die Deutschen waren diesem bairischen Geschlechte gar nicht geneigt, aber Heinrich, welcher schon die Geistlichkeit durch seine Freigebigkeit auf seiner Seite und die Reichskleinodien in seinen Händen hatte, wußte auch die einzelnen deutschen Stämme nach einander zu gewinnen, so daß ihm ein jeder, ohne allgemeine Wahlversammlung, mit der heiligen Lanze die Königswürde übertrug und der Erzbischof Willigis ihn

1) Kaiser Friedrich I. ließ die Gruft im J. 1163 noch einmal öffnen und die Gebeine in ein prächtiges Grab legen.

am 6. Jun. in Mainz krönte und salbte. Die beiden Mitbewerber um die Krone, der tapfere und ruhmreiche Markgraf Eckard von Meißen, der an den Sachsen und Thüringern eine Stütze hatte, und der Herzog Hermann von Schwaben, der dem kaiserlichen Hause verwandt war, mußten ihm weichen; Eckard wurde von den Grafen Siegfried und Benno von Nordheim ermordet, — die Beweggründe der That sind dunkel geblieben, — und Hermann mußte sich den Waffen des rasch und kräftig auftretenden jungen Königs schon im J. 1002 unterwerfen. Bis zum Anfange des Jahres 1003 war Heinrich überall anerkannt.

38. Heinrich II. 1002—24.

Heinrich hat den Namen des Heiligen erhalten von seiner strengen frommen Lebensart und von seiner schon erwähnten Freigebigkeit gegen die Geistlichen. Diese hatten sich unter den sächsischen Kaisern, welche sämmtlich sehr freigebig gegen sie waren, große Güter erworben und waren zu mächtigen Reichsfürsten angewachsen. Die Könige sahen, gleich Karl dem Großen, ihre Macht gern, um sie als ein Gegengewicht gegen die weltlichen Großen zu gebrauchen, und in dieser Zeit hielten sie es auch meistentheils mit den Königen. Schon Otto I. begann die Grafschaften mit den Bisthümern zu verbinden; Heinrich II. übertrug mancher Kirche zwei, auch drei, der Gandersheimischen sogar die Grafschaft in sieben Gauen. Die Bischöfe strebten von nun an immer mehr, die geistliche und die weltliche Gewalt in ihren Diöcesen mit einander zu vereinigen. Des Kaisers Heinrich II. Willfährigkeit gegen die Geistlichen wurde von manchen mißbraucht; gleichwohl gab es unter den Geistlichen dieser Zeit auch Männer, welche die eigentliche Würde ihres Berufes vollkommen erkannten und für das geistige Wohl ihrer Gemeine, so wie für das Fortschreiten des menschlichen Geistes in Kunst und Wissenschaft und jeder ächten Bildung, eifrig sorgten; wie denn überhaupt das zehnte Jahrhundert schon mehrere helle Punkte darbietet. Der Bischof Bernward von Hildesheim, der schon oft von uns genannt ist, war ein Mann von hellem Geiste und von dem herrlichsten Sinne für alles Gute und Schöne. Auf seinen vielen Reisen, besonders in Italien, nahm er junge Leute mit sich, die ihren Geschmack an der Anschauung schöner Kunstgebilde üben und sie nachahmen sollten. Er ließ die Fußböden und Kirchen mit musivischer Arbeit verzieren und kostbare Gefäße von schöner Gestalt in Metall gießen, wozu ihm die unter Otto I. entdeckten Bergwerke des Harzes Gold und Silber lieferten. Ein Denkmal seines Kunstsinnes und seiner eignen Kunstfertigkeit sind die metallenen Thüren im Dome zu Hildesheim und die Bernwards-Säule auf dem Domplatze daselbst. So sorgte Bernward auf eine edle Weise für seinen Kirchsprengel, und die Schule zu Hildesheim war eine der berühmtesten der damaligen Zeit.

Einen zweiten Beinamen Huffeholz, oder der Lahme, soll Kaiser Heinrich in Italien erhalten haben. Da waren nach Otto's III. Tode neue Unruhen entstanden und die Italiener hatten den Markgrafen Arduin von Ivrea zu ihrem Könige gemacht. Heinrich, um die Ordnung herzustellen, zog im J. 1004 dahin, trieb den Arduin in die Flucht und ließ sich in Pavia die eiserne Krone aufsetzen. Aus Schonung für die Stadt, und um den Bürgern sein Vertrauen zu beweisen, hatte er nur eine geringe Leibwache bei sich behalten und das übrige Heer außer der Stadt in's Lager gelegt. Sogleich aber wandte sich der wankelmüthige Sinn der Italiener

wieder, sie machten einen Aufruhr, stürmten den Palast des Kaisers und drohten seinem Leben. Damals soll er durch einen Sprung aus dem Fenster den lahmen Fuß davon getragen haben. Seiner Begleiter waren nur wenige aber desto tapferere Männer; sie schlugen die Angriffe der Feinde auf den Palast so lange glücklich ab, bis die Deutschen außerhalb der Stadt, nachdem sie das Getöse innen gehört hatten, die Mauern stürmten, nach hartem Gefechte eindrangen, sich den Weg zum Palaste bahnten und den König befreiten. In den Straßen und Häusern, von welchen herab die Einwohner noch immer Steine und Geschosse schleuderten, dauerte der Kampf und wüthete das Feuer, bis der König selbst dem Zorne der Seinigen Einhalt that und die noch übrigen Einwohner rettete. Bei diesem Gefechte geschah es, daß der Königin Bruder, Giselbert, ein tapferer Jüngling, von den Lombarden getroffen niedersank; da sprang der Ritter Wulfram, sein Waffenbruder, mitten in den Haufen der Feinde und that einen gewaltigen Hieb auf ihrer einen, daß er ihn durch den Helm hindurch den Kopf bis auf die Schulter spaltete; dann zog er sich unverletzt wieder unter die Seinigen zurück.

Dem von Natur treuherzigen und redlichen Könige flößte dieses Betragen der Pavesaner großen Widerwillen gegen Italien ein; er war nicht zu bewegen, länger dort zu bleiben, und kehrte zurück nach Deutschland.

Hier waren auch viele Unruhen während seiner Regierung; denn obgleich der König Heinrich gleich in den ersten Jahren seiner Regierung durch raschen Entschluß und thatkräftiges Handeln sich als ein würdiger Sproß des sächsischen Hauses gezeigt hatte, so war doch der Uebermuth und die Fehdelust der Großen des Reiches während der langen Abwesenheit Otto II. und des III. in Italien so sehr gewachsen, daß das königliche Ansehen nur mit großer Anstrengung aufrecht zu halten war. Besonders viel machte dem Könige der benachbarte polnische Herzog Boleslaw Chrobry zu schaffen, ein ehrgeiziger, unruhiger Mann, der Böhmen und Schlesien eroberte und bis in die Lausitz vordrang. Es war bald, nachdem König Heinrich die Krone empfangen hatte, und Boleslaw mochte dem jungen Könige leicht einen Theil seiner Länder entreißen zu können glauben. Allein Heinrich nahm sogleich kräftige Maßregeln gegen ihn und wurde darin rühmlichst von den Sachsen, Thüringern und Baiern unterstützt. Noch in demselben Jahre 1004, nachdem er aus Italien zurückgekehrt war, führte er den von Boleslaw vertriebenen Herzog Jaromir nach Böhmen zurück und belehnte ihn zu Prag von neuem mit dem Herzogthum Böhmen. Boleslaw entfloh nach Polen und hat Böhmen nicht wieder erlangt. Im J. 1005 drang Heinrich sogar tief in Polen ein und zwang den Herzog Boleslaw, seine Abhängigkeit vom Reiche aufs neue anzuerkennen. Allein der Friede hatte keinen Bestand; noch zwei schwierige und blutige Kriege hat Heinrich mit Boleslaw führen müssen, und erst im J. 1018 wurde ein dauernder Friede zu Bautzen geschlossen, in welchem Böhmen und Meißen behauptet, aber das Lausitzer und Milzener Land dem Herzog Boleslaw überlassen wurde; zwar, wie Polen selbst, als Lehen des deutschen Reiches, allein Boleslaw erhielt sich doch als selbstständiger Fürst und machte sich nach der andern Seite hin selbst den Russen und griechischen Kaisern furchtbar. Nachdem er mit Heinrich Frieden geschlossen, fiel er in Rußland ein und eroberte und behauptete die große und wichtige Handelsstadt Kiew. Boleslaw gehört überhaupt zu den kräftigsten Charakteren seiner Zeit, zwar despotisch und gewaltsam, wie der Zustand seines noch rohen Volkes es mit sich brachte,

aber doch von hohen Gedanken erfüllt, ritterlich und tapfer, so daß er sein Volk mit heroischem Muthe beseelte. Es war schon ein großes Reich, welches er aus dem Nichts hervorrief, denn über Polen, Schlesien, Mähren, Pommern und die Lausitz erstreckte sich seine Herrschaft, und wäre ihm der König Heinrich nicht mit ausdauerndem Widerstande entgegengetreten, so würde er noch weiter nach Westen vorgedrungen und sein slavisches Reich vielleicht bis in das Herz von Deutschland ausgebreitet haben. Sobald die Scheu vor der kaiserlichen Auctorität durch Heinrichs Tod gehoben war, nahm Boleslaw den Titel eines Königs von Polen an; doch erfreute er sich desselben nicht lange, denn schon im nächsten Jahre 1025 starb er.

Auch für das Christenthum hat Boleslaw großartig gewirkt und demselben die Wege weithin nach Osten gebahnt. Ueberhaupt wurden um das Jahr 1000 der christlichen Länder, über welche, mit dem Reiche der Kirche, sich auch die Achtung des kaiserlichen Namens verbreitete, immer mehrere: in Ungarn, Polen, Rußland, Norwegen und Schweden wurde das Christenthum eingeführt oder doch fester begründet.

In einer der Pausen in den polnischen Kriegen, im J. 1013, ging König Heinrich zum zweiten Male nach Italien. Er fühlte es, daß sein Ansehen, um die unruhigen und widerstrebenden Elemente seines Reiches besser zusammen zu halten, der höheren Weihe des Kaiserthums bedürfe, wie seine Vorfahren sie besessen hatten Auch erwarb sich der Papst Benedict VIII., der mit mächtigen Gegnern zu kämpfen hatte, gern die Hülfe des deutschen Königs durch das Versprechen der Kaiserkrönung. Als Heinrich in Italien erschien, unterwarfen sich schnell die geistlichen und weltlichen Machthaber und am 14. Febr. 1014 fand die feierliche Kaiserkrönung Heinrichs und seiner Gemahlin Kunigunde in der Peterskirche statt. Das kaiserliche Ansehen wurde in solchem Maße hergestellt, daß Heinrich von nun an durch deutsche Sendboten in den großen Städten Norditaliens seine Herrscherrechte ausüben lassen konnte und die Besetzung der Bisthümer, zum Theil mit deutschen Geistlichen, in seiner Hand behielt.

Schon vor diesem Römerzuge hatte Heinrich einen Lieblingsgedanken seines Lebens, die Stiftung des Bisthums Bamberg, seines liebsten Aufenthalts, zur Ausführung gebracht. Er stattete dasselbe auf das Reichste aus und bestimmte es für sich und seine Gemahlin Kunigunde zum Denkmal der Frömmigkeit. Der Widerstand der benachbarten Bischöfe von Würzburg und Eichstädt, die einen Theil ihres Sprengels an das neue Bisthum abtreten mußten, überwandt er mit der eigenthümlichen Ausdauer in seinen Entschlüssen und am 6. Mai 1012, seinem 40. Geburtstage, hatte er die Freude, daß der von ihm erbaute Dom, in Gegenwart von mehr als 30 Bischöfen, von den Patriarchen von Aquileja feierlich eingeweiht wurde. Im J. 1020 wiederholte der Papst Benedict, der selbst nach Deutschland gekommen war, die Weihung des geliebten Hochstifts Bamberg; 72 Erzbischöfe und Bischöfe, nebst einer großen Zahl weltlicher Fürsten, hatten sich bei diesem Feste um Kaiser und Papst gesammelt. — Diese Stiftung Heinrichs war nicht blos eine Gabe der Frömmigkeit, sondern das Bisthum Bamberg hat eine große Bedeutung für das an Böhmen grenzende Frankenland gehabt. Die Gegenden am oberen Main und der Rednitz lagen bis dahin ziemlich öde da, die Stürme des zehnten Jahrhunderts hatten die früher dorth'n verpflanzten Franken und nordalbingischen Sachsen ausgerottet oder verdrängt und eine dünne meist slavische Bevölkerung

bedeckte den wenig angebauten Boden. Das Bisthum Bamberg zog nun aber immer mehr deutsche Anbauer in diese von der Natur reich ausgestatteten Fluren und sie blühten zu immer größerer Fruchtbarkeit auf. Daneben wurde die wohlgepflegte Bamberger Schule ein Mittelpunkt geistiger Bildung; Kunst und Wissenschaft, Handel und Wohlstand, breiteten sich ebenfalls aus. Fürth wird bald genannt und ein Jahrhundert später auch das wichtige Nürnberg.

Der Grund zu der schon erwähnten Reise des Papstes nach Deutschland war hauptsächlich der, den Kaiser Heinrich zu einer neuen Fahrt nach Italien zu bewegen, um die Griechen, welche von Unteritalien aus Rom bedrohten, von der Eroberung dieser Stadt abzuhalten. Und Heinrich, der die Kirche des Abendlandes in Gefahr sah, von den andersgläubigen Griechen ihres Mittelpunktes beraubt zu werden, zog wirklich im J. 1021 zum dritten Male nach Italien, trieb die Griechen leicht bis in ihre untersten Besitzungen in Unteritalien zurück, eroberte Benevent, Salerno, Neapel, und ward überall als Herr und Kaiser begrüßt. Aber in Italien weilte er nie gern längere Zeit; im J. 1022 ging er wieder nach Deutschland zurück und widmete sich friedlichen Werken, so wie, bei zunehmender Leibesschwäche, den Uebungen der Frömmigkeit.

Heinrich starb im J. 1024 auf seiner Burg Grone im Leingau (bei Göttingen), welche oft der Sitz der sächsischen Kaiser war, im 52. Jahre seines Lebens. Seine Leiche wurde nach Bamberg gebracht. Papst Eugen III. hat ihn hundertzweiundzwanzig Jahre später in die Zahl der Heiligen gesetzt, so wie auch seine Gemahlin, die fromme Kunigunde, welche mehrere Klöster gestiftet hatte und nach ihres Gemahls Tode die übrigen funfzehn Jahre ihres Lebens in dem von ihr gegründeten Kloster Kaufungen in Hessen zubrachte, im J. 1200 vom Papste Innocenz III. heilig gesprochen ist.

Man hat sich, durch Legenden, die über König Heinrich und seine Gemahlin Kunigunde vielfach ausgebildet wurden, verleitet, lange Zeit gewöhnt, Heinrich II. gleichsam als einen Mönch in Purpur zu betrachten, allein die Geschichte seines Lebens stellt ein anderes Bild von ihm auf. Er war für seine Person allerdings sehr fromm und beobachtete die kirchlichen Pflichten auf das strengste, allein dabei war er ein unermüdet thätiger Herrscher. Trotz seines kränklichen Körpers gönnte er sich keine Ruhe und war in den vielen Feldzügen, welche er gegen äußere Feinde und in den zahllosen Fehden seines Reiches selbst auskämpfen mußte, immer an der Spitze seiner Schaaren. Gleich im dritten Jahre seiner Regierung, 1004, haben wir ihn in Italien gegen Arduin, dann in Böhmen gegen Boleslaw, und nach einem siegreichen Feldzuge wieder an die Elbe zurückkehrend gesehen. Die vielen Kämpfe in Deutschland selbst, die ihn bald über den Rhein nach Flandern, Lothringen, Burgund, bald nach Baiern an die Donau, bald wieder an die Elbe und Saale riefen, haben wir nicht einzeln erzählt, denn sie bieten das immer wiederholte Schauspiel empörter oder unter sich kämpfender Reichsvasallen dar und haben alle denselben Ausgang gehabt, daß der König sowohl mit den Waffen, als durch sein kaiserliches Wort und durch gütige Vermittlung, die Ruhe wieder herstellte und das Ansehen der Krone befestigte. Nach zwanzigjährigen Kämpfen hatte er den Trotz des deutschen Adels gebrochen und die kaiserliche Macht zur Anerkennung gebracht, den Landfrieden gesichert und der Willkür gesteuert.

Aber freilich war der friedliche Sinn des Kaisers und sein Streben, durch Recht und Gesetz einen geregelten Zustand im Reiche und in der Kirche zu stiften, überwiegend über seine kriegerischen Fähigkeiten und wir können es nur beklagen, daß der gährende Zustand des ganzen Zeitalters ihn so hin- und hergeworfen und ihm nicht gestattet hat, seine besten Absichten zu einer dauernden Geltung durchzuführen. In Uebereinstimmung mit dem Papst Benedict VIII. hatte er auch eine Reform der abendländischen Kirche im Auge und wollte viele Mißbräuche derselben abschaffen, aber sein und des Papstes früher Tod trat hindernd dazwischen. Wirksamer war seine Bemühung, die Strenge der alten, durch reichen Besitz in Ueppigkeit und Trägheit verfallenen, Klosterzucht in vielen Klöstern herzustellen, für welchen Zweck er denselben das Uebermaß weltlicher Güter häufig entzog und zu Zwecken des Reiches verwendete. Den geistlichen Fürsten dagegen hat er, wie wir gesehen haben, mit großer Freigebigkeit Güter verliehen, um sie als Stützen des kaiserlichen Regiments gegen den Uebermuth der weltlichen Großen zu gebrauchen, und häufig mußten sie auch seine Heere führen, wenn er nicht selbst zugegen war. Die Besetzung der Bischofsitze mit ihm ergebenen Männern war eine seiner Hauptsorgen und die von dem Erzbischof Bruno, Otto's I. Bruder, gestiftete Kapelle am kaiserlichen Hofe, eine Erziehungsanstalt künftiger höherer Geistlichen, lieferte ihm dazu taugliche Männer, meist den ersten Geschlechtern, die in sein Regierungssystem eingeweiht und mit den Banden der Dankbarkeit und Ergebenheit an seine Person geknüpft waren.

Die letzten Jahre des Kaisers Heinrich zeigten, daß er kein schwacher Regent gewesen war, denn in Italien, wie in Deutschland, stand das kaiserliche Ansehen fester und war die Herrschaft des Gesetzes verhältnißmäßig kräftiger, als da er das Reich übernahm. Aber freilich bedurfte es einer eben so starken oder noch stärkeren Hand, um das Gewonnene festzuhalten, denn die Macht der großen Reichsvasallen, welche nun schon ein Erbrecht ihrer Reichslehne in Anspruch nahmen, ihr Trotz und ihre Fehdelust waren nur gebeugt, aber nicht gebrochen, und stets bereit, gegen einen schwachen Oberherrn sich wieder zu erheben. Das allgemeine Bewußtsein eines solchen unsichern Bodens, auf welchem die Einheit des Reiches stand, war denn auch zum Glück für unser Vaterland so stark in den Besonnenen unter den weltlichen und geistlichen Großen, daß sie, als mit Heinrich II. das sächsische Haus ausstarb, in derselben Einmüthigkeit, wie nach dem Aussterben des karolingischen Stammes, ihre Streitigkeiten vergessend, die Nothwendigkeit erkannten, durch die Wahl eines neuen Königs dem Reiche deutscher Nation wiederum einen Einheits- und Mittelpunkt zu geben. Das war auch eine Wirkung von Heinrichs besonnener und erfolgreicher Regierung, daß man den Werth eines allgemeinen Oberhauptes so klar erkannte.

III. Die salischen oder fränkischen Kaiser 1024—1125.

Konrad II. 1024—39.

Zur Wahl eines neuen Kaisers versammelten sich die deutschen Völkerschaften, eine jede unter ihrem Herzoge, an den Ufern des Rheines zwischen Mainz und Worms, bei Oppenheim. Der Herzöge waren acht; Konrad der jüngere, der die herzogliche Gewalt in Franken im Namen des

Königs bekleidete, — Franken wurde noch immer als das eigentliche Königsland angesehen, — Friedrich von Oberlothringen, Gozelo von Niederlothringen, Bernhard von Sachsen, aus Hermann Billungs Geschlechte, Heinrich von Baiern, Adalbert von Kärnthen, (dem unter Otto III. von Baiern getrennten Herzogthume, welches die Pässe nach Italien in sich hielt), der junge Ernst von Schwaben, und Othelrich oder Ulrich von Böhmen. Die Sachsen, die Ostfranken, die Baiern und Schwaben nebst den Böhmen, lagerten sich diesseits des Rheines, die rheinischen Franken und die Nieder= und Oberlothringer jenseits. Eine herrliche und zahlreiche Versammlung spiegelte sich in den Wellen des großen deutschen Stromes. Der Lebensbeschreiber Konrads II., Wippo, war Zeuge der großen Handlung und hat sie uns beschrieben.

Die Stimmen neigten sich zu Gunsten des fränkischen Stammes, und aus ihm ragten zwei Konrade an Tugend und Ansehen vor Allen hervor, Graf Konrad der Aeltere, oder der Salier, und Konrad der Jüngere, der Herzog; sie waren Söhne zweier Brüder und stammten von Konrad dem Weisen, dem Tochtermanne Otto's I., her, welcher in der Ungarnschlacht am Lechflusse fiel; beide waren ihres Anherrn würdig und zugleich von weiblicher Seite mit dem sächsischen Kaiserstamme verwandt; der ältere stand im Alter von etwa 40 Jahren, der andere war mehr als 10 Jahr jünger. Zwischen ihnen schwankte die Wahl. Da zog der ältere Konrad den jüngern bei Seite und sprach zu ihm: „Laß uns nicht durch Zwietracht die Sache selbst und unsere Freundschaft stören. Hadern wir mit einander, so möchten die Fürsten einen dritten wählen und die Nachwelt würde sagen: Beide waren der Krone unwürdig. Mich aber dünkt, es treffe nun die Wahl dich oder mich, so werde ich in dir und du in mir geehrt. Ist die Krone dir bestimmt, so bin ich der Erste dir zu huldigen. Lieber, gelobe mir ein Gleiches!" Der jüngere gelobte es ihm.

Als nun die Wahl anfing und der Erzbischof Aribo von Mainz seine Stimme zuerst geben sollte, nannte er Konrad den Aeltern. Die Erzbischöfe und Bischöfe folgten. Unter den weltlichen Fürsten war der Franken Herzog der Erste in der Reihe; und der jüngere Konrad erhob sich und wählte mit lauter Stimme seinen Vetter; dieser aber faßte ihn bei der Hand und setzte ihn neben sich. Die übrigen Fürsten stimmten auch bei, das Volk jauchzte seinen Beifall. Nur Friedrich von Lothringen und der Erzbischof Piligrim von Köln waren unzufrieden und verließen die Versammlung. Gleichwohl wurde die Wahl vollzogen und sie war eine glückliche; Konrad stand im kräftigsten Mannesalter und er war im vollen Sinne des Wortes ein Mann. Sein Wille war stark, sein Blick scharf, seine Leidenschaften hatte das Leben schon gezähmt und er wußte sich zu beherrschen. Seinem Auge schwebte ein hohes Ziel vor: die Erhaltung, ja Vermehrung der königlichen Macht und Befestigung der Stellung der deutschen Nation an der Spitze aller christlichen Völker.

Der neue König wurde nun nach Mainz geführt, um dort feierlich gesalbt und gekrönt zu werden. Auf dem Wege zur Kirche wurde der Zug durch die Menge der Bittenden aufgehalten, die den König um Gerechtigkeit ansprachen. Die Bischöfe waren unwillig; Konrad aber hörte die Bitten geduldig an und sprach: „Gerechtigkeit üben, es sei mir bequem oder nicht, ist die erste meiner Pflichten." Das Wort wurde freudig gehört; man fing an, große Hoffnungen von dem neuen Könige zu fassen, und Konrad hat

sie nicht getäuscht. Er fing seine Regierung damit an, daß er alle Gegenden Deutschlands durchreisete, Gerechtigkeit übte, die Ordnung herstellte und solchen Ernst mit solcher Güte zeigte, daß man von ihm sagte, kein König nach Karl dem Großen habe so sehr verdient, dessen Stuhl zu besteigen, als er. Räuber belegte er mit harten Strafen, es herrschte wiederum Sicherheit mehr als seit langen Zeiten, und der Handel blühete auf. Sich und seinem Geschlechte sicherte er die Stimme des Volkes dadurch, daß er das Emporkommen des Bürgerstandes in den Städten durch kräftige Mittel förderte.

So waltete er im Innern. Nach Außen arbeitete er gleichfalls glücklich für Deutschlands Ansehen und Größe. Nachdem er Lothringen beruhigt und seinem achtjährigen Sohne Heinrich die Erbfolge in Deutschland gesichert hatte, zog er im J. 1026 nach Italien und wurde in Mailand zum König von Italien und am Osterfeste des folgenden Jahres in Rom zum Kaiser gekrönt. Das Fest wurde verherrlicht durch die Gegenwart zweier Könige, des Königs Rudolph von Burgund und des großen Königs Canut oder Knud von Dänemark und England. Mit diesem hatte Konrad schon vorher enge Freundschaft geschlossen, welche sich ein Jahrhundert lang unter beider Nachkommen erhielt, und seinen Sohn Heinrich mit dessen Tochter Kunihild verlobt. Zugleich ordnete er mit ihm die Grenze zwischen Deutschland und Dänemark, so daß der Eider-Fluß, zwischen Holstein und Schleswig, beide Länder trennen sollte. Er gab dadurch die Markgrafschaft Schleswig auf; allein dies Land war doch schwer zu vertheidigen, und Konrad gewann dagegen die ihm sehr vortheilhafte Freundschaft Knuds, welche ihm freie Hand ließ, nach anderer Seite hin für die Ausbreitung seiner Macht desto thätiger zu sein. Schon Heinrich II. nämlich hatte einen Erbvertrag mit seinem Oheime, dem kinderlosen König Rudolph von Burgund, geschlossen, daß nach dessen Tode Burgund an Deutschland kommen sollte; Konrad erneuerte den Vertrag, und nachdem Rudolph im J. 1032 gestorben war, nahm er das Land wirklich ein, obgleich ein Theil der Burgunder den mächtigen Grafen Odo von Champagne herbeigerufen hatte. Er demüthigte diesen und ward 1034 als König von Burgund anerkannt. Zur Verwaltung des Landes schickte er Konrad von Zähringen dort hin, dessen Nachkommen längere Zeit die Rechte der Verwaltung Burgunds ausübten. Dieses Königreich begriff die schönen Landschaften des südöstlichen Frankreichs, die nachher Provence, Dauphiné, Franche Comté und Lyon hießen, nebst Savoyen und einem Theile der Schweiz, und setzte Deutschland durch die wichtigen Städte Marseille und Toulon mit dem Mittelmeere in Verbindung. Eine wichtige Erwerbung, die aber nachher, in den Zeiten schwacher Kaiser, vernachlässigt und von den Franzosen in Besitz genommen ist.

Die Bemühung, Burgund für das deutsche Reich zu erwerben, wurde für den Kaiser Konrad die Ursache eines Kummers, den er in seiner eigenen Familie erleben mußte. Sein Stiefsohn, Ernst, Herzog von Schwaben, aus der früheren Ehe seiner Gemahlin Gisela mit dem Herzog Hermann von Schwaben, glaubte das erste Anrecht auf die Krone Burgunds zu haben, weil seine Mutter die Schwestertochter des Königs Rudolph von Burgund war. Unzufrieden mit Konrads Schritten zur Erwerbung dieses Landes für das deutsche Reich, verließ er denselben auf dem italienischen Zuge, stiftete Unruhen in Deutschland an und hoffte mit Hülfe seiner Freunde Burgund einzunehmen. Allein der Kaiser eilte schnell zurück,

vereitelte sein Unternehmen, und da Herzog Ernst die schwäbischen Vasallen nicht zum Abfalle von dem Kaiser bewegen konnte, mußte er sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben. Der Vater schickte ihn im J. 1027 gefangen auf das Felsschloß Giebichenstein in Thüringen. Nach fast dreijähriger Gefangenschaft setzte er ihn in Freiheit und bot ihm sein Herzogthum wieder an, wenn er ihm seinen Rathgeber und Freund, den Grafen Werner von Kyburg, den Hauptanstifter der Unruhen, ausliefern wollte. Des weigerte sich Ernst als eines Treubruches gegen seinen Freund; da wurde er seines Herzogthumes entsetzt und auf einer Reichsversammlung mit allen seinen Anhängern in des Reiches Acht und Bann gethan. Er floh mit dem Grafen Werner und andern Treugebliebenen zu dem Grafen Odo von Champagne, seinem Vetter, kehrte aber bald zurück, als sein Vater nach Ungarn gezogen war, verbarg sich in den Schluchten des Schwarzwaldes, die Hölle genannt, nicht weit von den Quellen der Donau, und suchte wieder Anhang in Schwaben zu gewinnen. Auf der Feste Falkenstein lebte er eine Zeitlang vom Raube. Allein der Bischof Wasmann von Constanz, als Verweser des Herzogthums für Gisela's minderjährigen zweiten Sohn, Hermann, welchem der Vater dasselbe gegeben hatte, sandte den Grafen Mangold von Vehringen gegen ihn; beide Schaaren kämpften im J. 1030 in einem blutigen Gefechte, bis Ernst und Werner, wie auch Graf Mangold, erschlagen wurden. Die Schicksale des Herzogs Ernst wurden ein Gegenstand mannigfacher Sagen und Lieder; wunderbare Thaten wurden an seinen Namen geknüpft und das Ganze von späteren Dichtern zu einem großen Gedichte bearbeitet. — Der Zug des Kaisers Konrad gegen Ungarn war zwar zuerst nicht glücklich, aber der junge König Heinrich setzte den Krieg fort und brachte den König Stephan im J. 1031 zu einem günstigen Frieden.

Auch gegen die Polen führte der Kaiser Krieg und unterwarf sie wieder unter die deutsche Oberhoheit, indem er den Herzog Miecjislaw oder Miesko 1031 nöthigte, dem Reiche die Huldigung zu leisten und die Lausitz, welche Heinrich II. dem Vater Miesko's, dem Boleslaw Chrobry, hatte überlassen müssen, zurückzugeben.

Die slavischen und wendischen Völker, die noch an der Oder und nordwärts an der Elbe saßen, zwang Konrad gleichfalls zum alten Gehorsam. Hamburg, welches sie zerstört hatten, richtete sich nach und nach aus seinem Schutte wieder auf.

Von dem zweiten Zuge nach Italien, wohin ihn innere Unruhen, und besonders der Uebermuth des stolzen Erzbischofs Heribert von Mailand im J. 1037 gerufen hatten, wo aber Seuchen sein Heer wegrafften und sein eigener Stiefsohn, Hermann von Schwaben, und seines Sohnes Heinrich junge liebliche Gemahlin, des Dänenkönigs Tochter, starben, brachte Konrad Kränklichkeit zurück. Er genas nicht ganz wieder und starb den 4. Juni 1039 zu Utrecht. Sein Leichnam wurde von der leidtragenden Gisela und dem gleichfalls tiefbetrübten König Heinrich durch die Städte des Rheinstromes nach Speier in den herrlichen Dom gebracht, den er daselbst gegründet hatte. Der König Heinrich versäumte es nicht, die Bahre mit des Vaters Leiche auf den eignen Schultern in den Dom tragen zu helfen. Konrad's Lebensbeschreiber Wippo sagt von ihm: „Man setzt sich dem Verdachte der Schmeichelei aus, wenn man erzählen will, wie großmüthig, wie standhaft, wie unerschrocken, wie ernst gegen die Schlechten, wie gütig gegen Bürger und wie streng gegen die Feinde, wie unermüdet und

nachdrucksam in Geschäften Konrad gewesen, wenn es des Reiches Wohl erheischte."

Seine Gemahlin, Gisela, eine der edelsten deutschen Frauen, die ihn auf das zärtlichste liebte, verschmähte jeden Trost und beweinte den Gemahl in dem Kloster Kaufungen bei Kassel bis an ihren Tod.

Dieser Kaiser hatte offenbar den Gedanken gefaßt, welcher der Grundgedanke des ganzen salischen Kaisergeschlechts genannt werden kann, nämlich, die deutsche Königsmacht zu möglichst unumschränkter Herrschaft zu erheben, die Macht der Fürsten in enge Grenzen zurückzuweisen, und um dieses zu vollbringen, die Hülfe der kleineren Vasallen, die jenen beinahe schon dienstbar geworden waren, durch jede Begünstigung zu gewinnen. Dahin zielte vorzüglich das wichtige Lehnsgesetz (constitutio de feudis), welches Konrad im J. 1037 auf seinem zweiten Zuge nach Italien, wo die kleinen Vasallen, die Valvassoren, wie man sie damals nannte, sich gegen die großen Vasallen und die Bischöfe aufgelehnt hatten, für dieses Land gab, welches aber bald auch auf Deutschland überging, — daß nämlich Lehnsgüter, welche die Väter besessen, den Söhnen nicht willkürlich, sondern nur wegen Verbrechen, durch das Gericht von Genossen, genommen werden könnten. Dadurch bereitete er den kleinen Vasallen die vollen Rechte des Eigenthums, so daß aus ihnen ein eigner freier Reichsstand, zur Stütze des Kaisers gegen die großen Vasallen, entstehen mußte. Diese dagegen, besonders die Herzöge, suchte er wieder in das alte Verhältniß von bloßen Reichsbeamten zurückzubringen; ja, er gab sogar nach und nach bei Erledigungsfällen die Herzogthümer Baiern, Schwaben und Kärnthen seinem eigenen Sohne Heinrich, der ganz geeignet schien, seinen großen Herrscherplan weiter zu führen. Wäre derselbe gelungen, so würde Deutschland früh geworden sein, was Frankreich später ward, ein eigenes kräftiges Königthum. Aber das salische Geschlecht wurde mitten auf seinem Wege, theils durch eigene Schuld, theils durch das, mit wunderbarer Kraft und Schnelligkeit sich erhebende Reich des römischen Stuhles aufgehalten, dessen Sieg über seinen Enkel der mächtige Konrad wohl nicht geahnet hatte.

39. Heinrich III. oder der Schwarze. 1039—56.

Konrads Sohn, Heinrich, den die Deutschen bei des Vaters Leben gewählt und schon im J. 1028 zu Aachen gekrönt hatten, war erst zweiundzwanzig Jahr alt, aber die Hoffnung von ihm war groß und zeigte sich nicht unbegründet. Er war, gleich dem Vater, von hohem Geiste und entschlossenem Willen, ernst und ausdauernd, dabei auch beredt und wohl unterrichtet; denn die kluge Gisela hatte ihn früh angehalten, seinen Geist auszubilden, besonders durch Lesen von Büchern, welches damals sehr selten war. Auch hatte Kaiser Konrad, obgleich ein Selbstherrscher wie wenige, schon früh seinem Sohne wichtige Aufgaben zur selbständigen Ausführung übertragen, wie z. B. den Krieg und dann die Verhandlung mit Stephan von Ungarn, und der sechzehnjährige Jüngling zeigte schon die Reife des Mannes. Kein Kaiser seit Karl dem Großen hat kräftiger, als Heinrich, die Kaiserwürde in Italien, Deutschland und den angrenzenden Ländern aufrecht erhalten und gewaltiger in allen Grenzen seines weiten Reiches geherrscht. Besonders ward es ihm zum Ruhme angerechnet, daß er die Ungarn, die noch vor hundert Jahren der Schrecken Deutschlands waren, so demüthigte, daß ihm der ungarische Adel, nach einer verlorenen

Schlacht bei Raab, in der Hauptstadt Stuhlweißenburg im J. 1044 den Eid der Treue leistete, und der von Heinrich wieder eingesetzte König Peter das Land durch Empfang einer vergoldeten Lanze als Lohn annahm. Zwar war das keine dauernde Unterwerfung, allein, daß es einmal geschehen, war schon ein Ruhm, und Heinrich hatte bei dieser Gelegenheit auch einen Theil Ungarns, vom Kahlenberge bis zur Leitha, gewonnen und mit der Mark Oesterreich vereinigt.

Dann wandte sich der König im J. 1046 nach Italien, um die großen Unordnungen dort zu schlichten. Es waren drei Päpste auf einmal aufgestanden, Benedikt IX., Sylvester III. und Gregor VI. Heinrich, um gegen keinen parteiisch zu sein, berief eine Kirchenversammlung nach Sutri; hier wurden sie alle drei, als unrechtmäßig eingedrungen, entsetzt, und dann in Rom durch Heinrich selbst, der in seinem und seiner Nachkommen Namen, wie Karl der Große, die Patricierwürde angenommen hatte, auf Verlangen der versammelten Geistlichkeit und des Adels, ein Deutscher, der Bischof Suidger von Bamberg, zum Papste gemacht; er nahm den Namen Clemens II. an und krönte Heinrich am Weihnachtsfeste 1046 zum Kaiser. Nach diesem hat Heinrich den Römern noch drei andere deutsche Bischöfe, die edelsten und würdigsten Männer, zu Päpsten gegeben, denn sie hatten ihm von Neuem versprechen müssen, gleichwie Otto I., keinen Papst ohne kaiserliche Einwilligung zu ernennen. Nach diesen folgten noch zwei deutsche Päpste auf dem päpstlichen Stuhle, und diese sechs Päpste von deutschem Geschlechte, Clemens II., Damasus II., Leo IX., Victor II., Stephan IX. und Nicolaus II., welche zwar rasch, aber in ununterbrochener Reihe, auf einander folgten, haben in gleichem tüchtigen Sinne für das Wohl der Kirche gewirkt und dieselbe aus dem Verderben, in welches sie durch die Uneinigkeit in Rom selbst, durch Sittenverderbniß in vielen Geistlichen und durch das Erkaufen geistlicher Stellen für Geld, gerathen war, wieder emporgehoben. Sie haben so den weltbeherrschenden Planen vorgearbeitet, welche Gregor VII. nachher zur Ausführung brachte. Bei der Geschichte dieses berühmten Papstes wird davon weiter die Rede sein; hier aber müssen wir es sogleich zum Ruhme dieser deutschen Päpste sagen, daß ihr Streben aus tüchtiger Gesinnung und wahrem Eifer für Reinheit und Hoheit der Kirche hervorgegangen ist. Besonders ist Leo IX., früher Bruno, Bischof von Toul und Verwandter Kaiser Heinrichs III., als ein Mann von der höchsten Sittenreinheit und wahrem Adel der Gesinnung zu preisen. Seine Demuth war so groß, daß er nach seiner Wahl zum Papste als Pilger zu Fuß von seinem Bisthume Toul nach Rom wanderte, in Begleitung des mit dem abgesetzten Papste Gregor VI. nach Deutschland gekommenen Kaplans Hildebrand, in welchem Leo schon den außerordentlichen Geist erkannte.

Des Papstes Eifer für die Reinigung der Kirche trieb ihn sogleich gegen die Simonie und das unsittliche Leben der Geistlichen zu wirken; er führte auf drei Concilien, zu Rom, Rheims und Mainz, welche diesem Zwecke gewidmet waren, den Vorsitz und brachte in einem Jahre schon die bedeutendsten Verbesserungen zu Stande. Dann reiste er von einem Lande der Christenheit in das andere, wo seine Gegenwart am nöthigsten war, um überall die Reinigung der Kirche persönlich zu betreiben. Im J. 1054 starb er, zu früh für sein großes Werk; aber seine Nachfolger wirken in seinem Sinne fort.

Der Kaiser Heinrich waltete unterdeß in Deutschland als weiser und kräftiger Herrscher. Er vergab zwar die Herzogthümer, die er selbst besaß,

wieder, aber eigentlich nur an Statthalter von sehr beschränkter Vollmacht, die den Namen, aber nicht die alten Rechte der Herzöge erhielten; nämlich Baiern an Heinrich, aus dem Hause Luxemburg, nachher an Konrad aus dem Hause der Pfalzgrafen vom Rhein; Kärnthen an Welf, Sohn des schwäbischen Grafen Welf; Schwaben an den Pfalzgrafen bei Rhein, Otto. In Schwaben war das welfische Haus mächtig und hätte deshalb gern auch das Herzogthum besessen; aber gerade deshalb setzte Heinich den Grafen Welf nach Kärnthen, damit der Herzog nicht zugleich großes Erbgut im Lande habe, und zugleich schwächte er das Herzogthum dadurch, daß er die Steiermark, die Mark Krain und Istrien davon trennte und einem eignen Markgrafen verlieh. So verfuhr er mit den großen Reichswürden ganz nach seinem Wohlgefallen, während er die Erblichkeit der kleineren Lehnsgüter begünstigte. Ober-Lothringen kam durch ihn an den Grafen Albert von Longwy, einem Ahnherrn des jetzigen österreichischen Hauses. Darüber gerieth der Kaiser in Streit mit dem Herzog Gottfried, der abgesetzt nach Italien ging und die Wittwe des Heinrich feindlichen Markgrafen Bonifaz von Tuscien heirathete. Die Familie stand in der Folge dem fränkischen Geschlechte stets feindlich entgegen.

Heinrich gab auch eine Probe seines persönlichen Muthes. Als er im J. 1056 mit dem Könige Heinrich von Frankreich zu einer Unterredung zu Ivois in der Gegend von Metz zusammengekommen war, entstand ein Streit zwischen ihnen, denn der König warf ihm Wortbrüchigkeit vor. Wie es sich geziemte, antwortete Heinrich nur dadurch, daß er dem Könige den Fehdehandschuh hinwarf; und dieser machte sich in der folgenden Nacht davon in seine Grenzen. Nichts war den Deutschen erfreulicher, als solche Ritterlichkeit ihres Kaisers.

Heinrich ging nach Sachsen zurück, wo sein Lieblingssitz Goslar am Harze war, welches er zu einer ansehnlichen Stadt erhoben hatte. Wir dürfen uns nicht wundern, daß ein König aus fränkischem Stamme seinen Sitz im sächsischen Lande nahm; er that es wohl seiner reichen Bergwerke wegen, die nahe bei Goslar am Harze lagen. Bergwerke gehörten in der älteren Zeit zu den ausschließlichen Besitzthümern der Kaiser. In Goslar ließ Heinrich eine Burg, einen Palast, Kirchen und Festungsmauern anlegen, und dabei mußten die umherwohnenden Sachsen schwere Frohndienste verrichten. Das vermehrte ihren Unwillen, den sie schon über den Bau einer kaiserlichen Burg in ihrem Lande fühlten; und wenn auch derselbe unter einem so strengen und starken Kaiser nicht laut werden durfte, so trug er doch seinem Sohne späterhin desto bittere Früchte. — Heinrich starb plötzlich zu Bothfeld, bei Rothehütte auf dem Harze, wohin er sich auf die Jagd begeben hatte, in Gegenwart des Papstes Victor, der nach Deutschland gekommen war, und mehrerer Fürsten, den 5. Oct. 1056, mitten in seinen besten Lebensjahren, da er nur 39 Jahre alt war, unter großen Entwürfen für die Zukunft.

Dieser Kaiser war bei aller Geisteskraft und Strenge sehr fromm; er setzte nie seine Krone auf, ohne vorher gebeichtet und dann von dem Beichtiger die Erlaubniß dazu erhalten zu haben. Auch unterwarf er sich oft den Kirchenstrafen und ließ sie an seinem eignen Leibe mit Geißelhieben durch Priester ausüben. Die kräftig einfache Art jener Zeiten verschmähte nicht, selbst durch körperlichen Schmerz die Heftigkeit der Leidenschaften zu zügeln.

Heinrich III. ist auch unter den Kaisern zu nennen, welche die eigne Bildung durch Liebe zu den Wissenschaften, durch Gunst gegen ausgezeichnete

Männer, und durch Förderung der Bildung im Allgemeinen bewiesen haben. Die Aufforderung des Lebensbeschreibers seines Vaters, Wippo, in einem eigenen an ihn gerichteten lateinischen Gedichte, daß er auch die Kinder der weltlichen Großen in den Wissenschaften unterrichten lassen möge, hat er durch Sorge für die Schulen eifrig in Erfüllung gebracht. Es blüheten unter ihm vorzüglich die Schulen zu Lüttich, Lobbes, Gemblours, Fulda, Paderborn, St. Gallen, Reichenau u. a. In den beiden zuletztgenannten Schulen bildete sich einer der größten Gelehrten der damaligen Zeit, Hermann der Contracte, von Jugend auf so gelähmt, daß er nur in einem Tragsessel von einem Orte zum andern gebracht werden und nur mit großer Mühe schreiben konnte, ja so schwer mit der Zunge, daß seine Schüler erst langsam ihn verstehen lernten, und doch so gesucht und geehrt von ihnen, daß sie aus allen Ländern zu ihm strömten. Seine Chronik gehört zu den vorzüglichsten Quellen der Geschichte der ersten Hälfte des 11. Jahrh. Unter seinen Schülern ist der treffliche Benno, nachher Bischof von Osnabrück, zu nennen, der sich um die Schulen zu Hildesheim und Osnabrück sehr verdient gemacht hat.

Wissenschaft und Kunst blüheten schon nicht unbedeutend unter Heinrich III., und wenn auch Vieles unter der langen und unruhigen Regierung Heinrichs IV. wieder verfiel, so war doch der Grund zu dem herrlichen Aufblühen gelegt, welches die Zeit der Hohenstaufen uns darstellt.

Unter Heinrich III. entstand auch zuerst in Frankreich jene merkwürdige Einrichtung, wodurch die Kirche der rohen Gewalt des Faustrechts, welches namentlich in Frankreich so sehr überhand genommen hatte, einigermaßen Schranken zu setzen suchte, nämlich der Gottesfrieden (trenga oder treuva dei, vielleicht mit triuwa, Treue verwandt). Vom Mittwoch Abend, vom Untergange der Sonne an, bis zum Sonnenaufgang am Montag Morgen, sollten alle Fehden ruhen, kein Schwert gehoben werden und allgemeine Sicherheit die Geschäfte des Lebens beschützen, also an den vier Wochentagen, welche durch das Andenken an Christi Himmelfahrt, an sein Leiden, sein Ruhm im Grabe und seine Auferstehung geheiligt seien. Wer gegen diesen Gottesfrieden frevele, der sollte mit dem schwersten Banne belegt sein. Diese Einrichtung wurde zuerst als eine von Gott befohlene im J. 1041, nach mehreren Jahren schrecklicher Hungersnoth und alles damit verbundenen Elendes, von einigen Bischöfen in Burgund und Lothringen getroffen und vor allen von dem Abt Odilo von Clügny befördert, so daß sie sich bald über Frankreich und sogar nach England verbreitete. In Deutschland fand sie nicht sogleich Eingang, weil hier gerade zu jener Zeit die kaiserliche Gewalt zum Schutze der Ordnung und des Rechtes stark war, allein da der Friede im Reiche unter Heinrich IV. durch Krieg und Unordnung zu Grunde zu gehen drohte, dachte man auch hier an die Einführung des Gottesfriedens, und es war wiederum die Geistlichkeit, welche diese mehr kirchliche als weltliche Einrichtung in ihre Hand nahm. Im J. 1081 verkündigten der Bischof Heinrich von Lüttich und im J. 1083 der Erzbischof Sigivin von Köln in ihren Diöcesen den Gottesfrieden. Im J. 1121 wurde er dann auch auf dem ersten Lateranensischen Concilium, so wie später auf mehreren andern, vom Papste für die ganze abendländische Christenheit verkündigt. Daneben bildeten sich in einzelnen Theilen Deutschlands von Zeit zu Zeit Friedensvereinigungen weltlicher und geistlicher Reichsglieder, welche auf bestimmte Jahre einen Landfrieden

schlossen, der mit jenem kirchlichen Gottesfrieden nicht verwechselt werden muß. Daß diese Bemühungen zur Sicherung friedlicher Ordnung unter den Menschen es doch nicht vermocht haben, die Leidenschaften jener rohen Zeiten völlig zu bezähmen, zeigt die Geschichte des Mittelalters fast auf jedem ihrer Blätter; allein eben so gewiß ist es, daß sie doch in tausend einzelnen Fällen durch die religiöse Gesinnung und den Gehorsam gegen die Kirche, so wie durch gewissenhafte Bewahrung des Eides bei den beschworenen Landfrieden, einen heilsamen Einfluß geübt haben. Und schon die Beschränkung des Uebels war eine Wohlthat.

40. Heinrich IV. 1056—1106.

Die Fürsten hatten dem Vater die Nachfolge des Sohnes schon zugesagt, als dieser eben geboren war. Bei des Vaters Tode nun war der junge König, zum Unglück des Reiches, erst ein sechsjähriger Knabe.

Seine Erziehung und die Reichsverwaltung waren zuerst in den Händen seiner vortrefflichen Mutter Agnes, die aber nicht im Stande war, die Großen des Reichs in Abhängigkeit zu erhalten und so des Vaters Werk zu vollführen. Vielmehr suchte sie durch Begünstigung einiger derselben ihrer Reichsverwaltung Stützen zu verschaffen und gab deshalb das Herzogthum Schwaben und zugleich die Regierung von Burgund an den Grafen Rudolph von Rheinfelden, Baiern aber an Otto von Nordheim, und zwar mit dem gefährlichen Zusatze, daß diese Würden ihren Häusern erblich bleiben sollten. Vorzüglich besaß ihr Vertrauen der Bischof Heinrich von Augsburg; aber eben dieses erregte bald Neid und Eifersucht. An der Spitze der Unzufriedenen stand der Erzbischof Anno von Köln, ein ehrgeiziger und kluger, aber finsterer und strenger Mann. Dieser, den jungen König und dadurch die Reichsverwaltung in seine Hände zu bekommen, begab sich auf Ostern 1062 nach der Insel des heiligen Suibertus im Rheine, jetzt Kaiserswerth genannt, wo gerade das Hoflager der Kaiserin war, und nach dem Essen beredete er den zwölfjährigen Knaben, ein eben erbautes, besonders schönes und merkwürdiges Schiff zu besehen. Kaum aber war er hineingestiegen, als die Schiffsleute, auf den Wink des Erzbischofes, vom Lande stießen und mitten in den Rhein ruderten. Darüber erschrak der Knabe unmäßig und sprang plötzlich in den Rhein; er wäre sicherlich ertrunken, wenn nicht der Graf Eckbert von Braunschweig rasch nachgesprungen wäre und ihn mit eigener Lebensgefahr gerettet hätte. Man sprach ihm Muth zu und gab ihm gute Worte, und so wurde er nach Köln geführt. Die Mutter war sehr erschrocken und betrübt; und als sie sah, daß die deutschen Fürsten kein Vertrauen mehr zu ihr hatten, beschloß sie ihr Leben in stiller Zurückgezogenheit zuzubringen und ging nach Rom.

Der Erzbischof Anno, damit es nicht das Ansehen hätte, als wollte er die höchste Gewalt allein in Händen haben, machte eine Verordnung, daß der junge König sich abwechselnd in den verschiedenen Landschaften Deutschlands aufhalten, und daß immer der Bischof, in dessen Sprengel er sich befände, die Vormundschaft und Reichsverwaltung haben sollte. Im Grunde jedoch dachte er den Prinzen am meisten zu lenken. Aber er war nicht fähig, das Herz des Knaben zu gewinnen; denn er war streng, hochfahrend, gebieterisch; und da er, wie man erzählt, sogar dessen Vater, dem gewaltigen Heinrich dem Schwarzen, sehr unsanft mit der Geißel die

Kirchenstrafe gegeben hatte, so mochte er um so mehr den Knaben oft sehr unsanft behandeln. Unter den übrigen Bischöfen dagegen fand sich ein ganz anderer Mann, eben so ehrgeizig als Anno, aber fein und einschmeichelnd, von persönlicher Anmuth und Schönheit und glänzender Beredsamkeit, der den Knaben dadurch zu gewinnen wußte, daß er ihm in allem den Willen ließ; das war der Erzbischof Adalbert oder Albert von Bremen. Dieser ehrsüchtige Mann hätte gern das ganze nördliche Deutschland in eine große geistliche Herrschaft vereinigt und sich als ein zweiter Papst an ihre Spitze gestellt, wie er denn wirklich beinahe schon die Würde eines Patriarchen des Nordens bekleidete; denn durch seine eifrigen Bemühungen für die Verbreitung des Christenthums im Norden waren mehrere Bisthümer in den slavischen Ländern, z. B. zu Ratzeburg und Mecklenburg (später Schwerin) und Kirchen in Dänemark, Norwegen und Schweden errichtet worden. Er haßte die weltlichen Fürsten, weil sie diesen Absichten im Wege standen, und um sie zu unterdrücken, wünschte er die kaiserliche Gewalt zu unumschränkter Alleinherrschaft zu erheben. Im schärfsten Gegensatze gegen ihn standen auch in dieser Hinsicht Anno von Köln und sein Anhang; sie strebten, auf den Trümmern des kaiserlichen Ansehens eine Landeshoheit der Fürsten zu errichten. Beide Parteien griffen mit Leidenschaft nach dem Aeußersten und wußten das Maß des Rechten nicht zu halten; und so zeigt sich schon in jener frühen Zeit der Streit, der unsere Geschichte zerrüttet hat, in seiner verderblichen Gestalt. Als Anno einst eine Reise nach Rom machte und lange abwesend war, bemeisterte sich Adalbert gänzlich des jungen Fürsten. Schlimmeres hätte dem Knaben nicht widerfahren können, als der Einfluß so verschiedenartiger Männer, und diese Abwechselung zwischen ganz entgegengesetzter Behandlung. Von der größten Strenge kam er auf einmal in Ausgelassenheit und Sinnenlust.

Heinrich war ein Knabe von hohen Anlagen, wie des Geistes, so des Körpers; er hatte einen feurigen Muth, große Schnelligkeit des Entschlusses und ritterlichen Sinn, der auf das Größeste hätte gelenkt werden mögen, aber nun wurde sein schnelles und feuriges Wesen zum Jähzorn und zur Rachsucht, und der hohe Sinn in Stolz und Herrschsucht umgewandelt. Dazu liebte er die sinnlichen Genüsse und wurde dadurch oft lässig und sorglos. Ein gutes Zeichen und ein löblicher Augenblick wechselten schnell bei ihm mit den schlechten, weil seinem Leben die große, leitende Idee fehlte. Die feste Ruhe und Mäßigung, welche die höchste Majestät der Könige ist, hat er niemals gewinnen können; und so spiegelt sich in seinem ganzen Wesen die Ungleichheit, ja der Gegensatz seiner Erzieher wieder.

Ebenfalls zeigte es sich als eine große Wahrheit an Heinrich IV., daß, wie unser Gemüth und unser Inneres, so in der Regel auch unser Schicksal ist. Ist jenes in sich einig und fest, so nimmt sicherlich auch unser Leben einen festen Gang. Heinrichs Schicksal aber ist so ungleich, als sein Gemüth; Glück wechselt mit Unglück, Höhe mit Tiefe, Erhebung mit Erniedrigung, Uebermuth mit Kleinmuth, bis zu dem letzten Augenblicke seines Lebens.

41. Der Streit Heinrichs mit den Sachsen.

Zwei heftige Abneigungen hatte Adalbert aus seiner Seele in die seines Zöglings hinübergepflanzt: einmal gegen alle Fürsten, und dann gegen die sächsischen, namentlich das Billungsche Herzogshaus, insbesondere, so wie gegen das ganze sächsische Volk, mit welchem er sehr viele Streitigkeiten wegen

seines Erzbisthums Bremen gehabt hatte. Darum prägte er dem jungen König ein: die Fürsten strebten nach Unabhängigkeit, am meisten die sächsischen, er solle sie wohl in Gehorsam halten und bei Zeiten niederdrücken. — Diese Grundsätze stimmten übrigens mit der Richtung der Politik des salischen Kaiserhauses schon an sich überein. Diese Richtung ging auf Hebung der kaiserlichen Gewalt und Schwächung der Selbständigkeit der großen Reichsfürsten. Im südlichen Deutschland war es den beiden kräftigen Kaisern vor Heinrich IV. schon großentheils gelungen, in Sachsen dagegen hatten sie ihre Gewalt noch nicht so weit ausdehnen können. Heinrich III. hatte damit angefangen, er lebte, wie wir schon gesehen haben, gern in Goslar und legte Burgen im Sachsenlande an, aber er starb zu früh, und nun sollte ein junger und unerfahrener König ein so großes Werk weiterführen.

In keinem Theile Deutschlands war die Fürstengewalt so stark geworden und hatten sich so viele mächtige Häuser gebildet, seitdem Otto I. einen Theil des Herzogthums an Hermann Billung abgetreten hatte, als in Niederdeutschland. Da waren, außer den Billungen, die Markgrafen von Stade, welche den Norden Deutschlands gegen die Normannen vertheidigen sollten und, mit Ausnahme von Friesland, fast alle Küsten der Nordsee bis nach Holstein unter sich hatten; ferner das Haus der jüngeren Brunonen, welches die Landschaften um Braunschweig am nördlichen Abhange des Harzes besaß; dann die im Göttingschen, Grubenhagenschen und dem nördlichen Hessen mächtigen Grafen von Nordheim; endlich die Grafen von Suplingerburg, deren Besitzungen am östlichen und südlichen Abhange des Harzes lagen und deren Geschlecht später durch die Heirath des nachherigen Kaisers Lothar mit der Nordheimschen Tochter Richenza die höchste Stufe erreichte.

Der Kampf gegen solche Geschlechter, zu denen sich auch viele der geistlichen Fürsten jener Länder gesellten, hat Heinrichs ganzes Leben verbittert und zerrüttet, denn obwohl der herrschsüchtige Adalbert, nachdem er den jungen König am Osterfeste 1065 zu Worms für mündig erklärt hatte, schon im folgenden Jahre durch die Fürsten von Heinrich entfernt wurde, so vergaß dieser seine Lehren doch nie, und schon im J. 1069 erschien der herrschsüchtige Erzbischof wieder an des Königs Hofe und übte seinen alten Einfluß auf dessen Gemüth und Handlungsweise.

Die Sachsen erkannten sehr bald des Königs Absicht, ihr Land zu einem unmittelbaren königlichen Lande zu machen. Er wohnte meistentheils zu Goslar und fuhr fort, in den Bergen des Harzes und in Thüringen eine Menge von Burgen anzulegen und mit Besatzung zu versehen, um durch sie das Volk desto besser zügeln zu können. Benno (nachher Bischof von Osnabrück) leitete diese Bauten, bei welchen die schon entrüsteten Sachsen wiederum schwere Frohndienste leisten mußten. Die vorzüglichste der Festen war die Harzburg, nicht weit von Goslar, Heinrichs Lieblingsort, den Sachsen ein Abscheu. Man klagte unter einander, daß die Freiheit der Vorfahren zu Grunde gehe. Auch ging die Sage im Lande, der König habe von einem Berge in Sachsen umhersehend gesagt: „Sachsen sei ein schönes Land, aber die es bewohnen, seien verworfene Knechte.“

Noch zwei Ursachen kamen dazu und mehrten die Unzufriedenheit. Heinrich war schon als Kind durch seinen Vater mit Bertha, der Tochter des Markgrafen von Susa in Italien, verlobt worden und hatte sie nachher, im Alter von sechzehn Jahren, auf Geheiß des Erzbischofs Anno, geheirathet; allein er war ihr gram, weil sie ihm aufgedrungen war, und wollte

von ihr geschieden sein, und weil er dazu der geistlichen Fürsten bedurfte, so suchte er die Gunst des Erzbischofs Sigfried von Mainz vor Allen zu gewinnen. Aber, wie ihn immer seine Leidenschaftlichkeit blind zu dem Ziele hintrieb, nach welchem er gerade strebte, so wählte er auch diesesmal ein verderbliches Mittel; er befahl den Thüringern, dem Erzbischofe den Zehnten von ihren Gütern zu entrichten, worauf derselbe Anspruch machte und welchen sie ihm verweigerten. Nun hatte er die Thüringer sich doppelt zu Feinden gemacht. Von der Königin aber wurde er wegen des Widerstandes von Seiten des Papstes doch nicht geschieden; und nachher, durch das würdige und edle Benehmen seiner Gemahlin besiegt, wendete er sein Gemüth wieder zu ihr und sie hat jederzeit Leid und Freude treu mit ihm getheilt.

Ferner behandelte Heinrich den sächsischen Grafen Otto von Nordheim, dem seine Mutter das Herzogthum Baiern gegeben hatte, so, daß alle weltlichen Großen, besonders aber die Sachsen, dadurch entrüstet wurden. Dieser Herzog Otto war ein Freund des Erzbischofs Anno und mochte vielleicht schon dadurch dem Könige verhaßt sein; oder dieser wandte den Haß gegen alle kräftige Fürsten, welchen ihm Adalbert eingeflößt hatte, besonders gegen Otto, auf dessen Arm das sächsische Volk vorzüglich vertraute. Und als nun ein, wahrscheinlich dazu gedungener, Kläger, Egino, gegen den Herzog auftrat und ihn beschuldigte, er habe ihn zur Ermordung des Königs bereden wollen, und Otto den Zweikampf mit ihm verweigerte, weil er nicht ebenbürtig und dazu ein übel berüchtigter Mensch war, so entsetzte ihn Heinrich durch ungerechten Spruch seines Herzogthums Baiern und verwüstete seine Erbgüter in Sachsen mit Feuer und Schwert (bei welcher Gelegenheit er auch den Hanstein zwischen Göttingen und Witzenhausen belagerte und zerstörte). Das Herzogthum Baiern gab er im J. 1070 dem jungen Welf IV., dem Sohne des italienischen Markgrafen Azzo von Este, dem Stifter des jüngeren welfischen Hauses; denn das ältere war im J. 1055 mit dem Tode des Herzogs Welf von Kärnthen erloschen.

An Otto von Nordheim hatte er sich aber auf Lebenszeit einen sehr tapfern Feind erweckt. Otto begab sich zu dem Grafen Magnus von Sachsen, Sohn des Herzogs Ordulf, einem edlen Jünglinge, kühn und tapfer in den Waffen, und verband sich mit ihm; sie mußten aber beide, durch die königliche Macht bedrängt, sich Heinrich gefangen geben. Nach einem Jahre ließ der König den Otto wieder frei, den Magnus aber hielt er auf der Harzburg im Gefängniß, weil dieser sich weigerte, auf Heinrichs Verlangen seinem Rechte an seines Vaters Herzogthum zu entsagen; und obgleich sich Otto edelmüthig erbot, für seines Freundes Befreiung wieder in den Kerker zurückzukehren, so fand er doch kein Gehör. Da mußte man wohl glauben, des Königs Absicht sei keine andere, als das Herzogthum Sachsen an sich zu nehmen und den Prinzen im Gefängnisse sterben zu lassen.

Alle diese Umstände sind der Ursprung der heftigen Feindschaft zwischen Heinrich und den Sachsen, welche dem Könige die bittersten Schicksale bereitet und beide Theile zu Thaten des äußersten Hasses verleitet hat. Eine so traurige Erbschaft hinterließ der Erzbischof Adalbert dem Könige, als er im J. 1072 starb.

Die Sachsen, an ihrer Spitze Otto von Nordheim, schlossen eine enge Verbindung mit einander; es gehörten dazu alle sächsischen und thü=

ringischen Großen, weltliche und geistliche, und unter vielen andern der Bischof Burkhard von Halberstadt, der ein Neffe des Erzbischofs Anno war und von diesem den Haß gegen alle kaiserliche Uebermacht eingesogen hatte. Es war noch die Zeit, da die Geistlichen selbst mit ins Feld zogen und oft an der Spitze der Schaaren fochten. Nur drei Bischöfe, der treue Benno von Osnabrück, der fromme Liemar von Bremen, den Heinrich eben an Adalberts Stelle ernannt hatte, und Otto von Zeitz, hielten zum Könige und wurden bald aus ihren Sitzen vertrieben; sie blieben den ganzen Krieg hindurch bei dem Könige.

Ganz unerwartet, als Heinrich in Goslar war, im J. 1073, kam eine Gesandtschaft der Sachsen zu ihm, welche Folgendes von ihm forderte: „Er sollte seine Schlösser in ihrem Lande niederreißen; Magnus, den Erben des sächsischen Herzogthums, aus der Gefangenschaft loslassen; die unrechtmäßig eingezogenen Güter der sächsischen Großen herausgeben und den Herzog Otto in sein Herzogthum herstellen; sich nicht allzeit in Sachsen aufhalten; des Landes alte Verfassung in Ehren halten; und in den Reichssachen nicht schlechten Rathgebern folgen, sondern sich mit den Ständen berathen. Wenn er diese Bitten erfülle, so solle kein Volk in ganz Deutschland ihm treuer und ergebener erfunden werden, als sie." — Heinrich wies die Abgeordneten verächtlich zurück. Da machten die Sachsen aus ihren Drohungen Ernst und rückten mit 60,000 Mann vor Goslar; Heinrich floh mit seinen Schätzen auf die starke Harzburg, und als die Feinde schnell nachrückten, rettete er sich, unter großen Gefahren, durch die Gebirge des Harzes. Drei Tage mußte er fast ohne Speise und Trank, mit wenigen Begleitern, unter Führung eines Jägers, in der Wildniß umherirren, und glaubte bei jedem Geräusch des Windes in den hohen Gipfeln der Tannen die Fußtritte der Verfolger zu hören. Endlich erreichte er Eschwege am Werra-Flusse. Von dort ging er an den Rhein nach Tribur und sandte Boten durch das Reich, daß man gegen die Sachsen rüsten solle. Die Sachsen aber benutzen klüglich die Zeit, brachen mehrere seiner Burgen und bekamen auch das feste Lüneburg mit der gesammten Besatzung in ihre Gewalt. Diesen glücklichen Umstand benutzten sie zur Befreiung ihres Herzogs Magnus. Sie forderten nämlich vom Kaiser seine Loslassung unter der Drohung, daß sie die ganze Besatzung von Lüneburg als Räuber mit dem Tode bestrafen würden; und Heinrich mußte unwillig nachgeben und Magnns, gegen siebzig in Lüneburg gefangene Ritter, aus der Harzburg entlassen. Damit war indeß Heinrichs Demüthigung noch nicht beendet. Auch die Fürsten aus Süddeutschland, und sogar der Erzbischof Sigfrid von Mainz, wegen dessen er sich so viele Feinde zugezogen hatte, fielen von ihm ab. Wie einstmals Egino gegen Otto von Nordheim aufgetreten war und ihn des beabsichtigten Königsmordes angeklagt hatte, so erhob sich unerwartet ein Ritter Reginger, sonst einer von Heinrichs Günstlingen, und sagte aus: „der König habe ihn gedungen, die Herzöge Rudoph von Schwaben und Berthold von Kärnthen zu ermorden." Das mochte nun ein ähnlicher Kunstgriff der Feinde gegen ihn sein, wie er früher gegen Otto von Nordheim gebraucht hatte, um die öffentliche Meinung gegen ihn zu stimmen. Und das gelang auch. Man ging sogar damit um, einen neuen König zu wählen, und der undankbare Erzbischof Sigfried berief die Fürsten schon dazu nach Mainz.

In dieser Noth, da alle Freunde den König verlassen hatten, blieben

ihm nur die Bürger von Worms getreu; sie öffneten ihm wider den Willen des Erzbischofs ihre Thore, boten ihm Mannschaft und Waffen an und richteten seinen niedergeschlagenen Sinn durch ihre treue Anhänglichkeit wieder auf. Und so gut es ihre Kräfte verstatteten, erhielten sie ihn auch ganz allein, da Niemand zu seinem Unterhalte etwas geben wollte. Zu dieser Zeit fingen schon die Städte in Deutschland an, in den Reichssachen etwas zu bedeuten; sie waren die Hauptstützen der kaiserlichen Gewalt gegen die Fürsten; und wir sehen daraus, wie sie durch Fleiß und Betriebsamkeit an Menge der Einwohner und an Wohlhabenheit gewachsen sein mußten. Aber gegen solche Gewalt des Mißgeschicks, wie diesmal über Heinrichs Haupte hereingebrochen war, konnten ihn die treuen Wormser nicht vertheidigen; er mußte, um nur die Krone nicht zu verlieren, im J. 1074 einen harten Frieden zu Gerstungen mit den Sachsen eingehen und alle Festen, sogar die geliebte Harzburg, ihnen ausliefern. Wehmüthig betrachtete er sie zum letztenmal, als er in der Sachsen Mitte nach Goslar ritt; er bat sogar recht inständig noch einmal für ihre Erhaltung; allein die stolze Burg sollte fallen, und bei der Zerstörung wüthete der Haß so sehr, daß der erbitterte Pöbel, ohne Wissen und gegen den Willen der Fürsten, sogar die Kirche und Altäre plünderte und verbrannte, das kaiserliche Familiengrab aufriß und die Gebeine von Heinrichs Bruder und verstorbenem Söhnlein umherstreute.

Dafür mußten die Sachsen erfahren, daß der gefährlichste Feind im Glücke der Uebermuth des eigenen Herzens ist. Und in Heinrichs Leben tritt auf einmal einer von den merkwürdigen Wechseln des Schicksals ein, welche dasselbe auszeichnen. Er hatte nun wohl begriffen, daß die Menschen anders behandelt werden müßten, als Adalbert ihn gelehrt hatte, und daß, um ein Volk zu bezwingen, es nicht hinreiche, einige feste Schlösser in seinem Lande zu bauen. Er fing an, die deutschen Fürsten auf ganz andere Weise anzusprechen, als bisher; er suchte sie einzeln zu gewinnen, weil ihre Versammlungen ihm stets nachtheilig gewesen waren, wendete bei dem einen dieses, bei dem andern jenes Mittel an; besonders aber klagte er bei Allen wegen der schimpflichen und empörenden Zerstörung der Harzburg; und als nun die Stimmung für ihn günstiger war, erließ er ein allgemeines Aufgebot gegen die Sachsen. Diesesmal folgte der Gehorsam auf der Stelle; schnell war ein starkes Heer von Rittern und Lehnsleuten aus allen Theilen des Reiches, sogar aus Böhmen und Lothringen, versammelt, ein Heer wie es seit langen Zeiten nicht gesehen worden war, und die Sachsen, die nur in der Eile ihre Haufen zusammengerafft hatten und noch dazu durch des Königs Künste uneinig unter sich selbst gemacht waren, wurden im J. 1075 bei Hohenburg, nicht weit von Langensalza an der Unstrut, trotz der tapfersten Gegenwehr, hart geschlagen. Achttausend Sachsen bedeckten das Schlachtfeld, aber auch fünftausend Königliche waren gefallen und unter ihnen mehr Edle, als bei den Sachsen. Heinrich verfolgte die Fliehenden bis nach Magdeburg und Halberstadt und ließ ihr Land mit Feuer und Schwert verwüsten. Die Rache war furchtbar, wie Heinrichs Leidenschaften immer. Im Herbste dieses Jahres traten aber die andern Fürsten dazwischen, die es nicht leiden konnten, daß das arme Volk ganz zertreten würde. Heinrich gewährte den Sachsen einen Frieden, nachdem ihre Großen sich im Angesichte seines Heeres vor ihm gedemüthigt hatten; aber statt durch volle Begnadigung die rechte Versöhnung möglich zu machen, behielt

er, gegen das durch seine Abgeordneten gegebene Wort, viele der sächsischen Großen in der Haft und vergab ihre Lehen seinen Vasallen. Dem gefährlichsten von Allen, Otto von Nordheim, erlaubte er unerwarteter Weise und man weiß nicht, aus welchem Grunde, auf seine Güter zu gehen, ja, er setzte ihn sogar zum Verweser über Sachsen. Die zerstörten Burgen auch die Harzburg, ließ er wieder aufbauen, errichtete neue und versah sie mit Besatzungen, welche, wie in früherer Zeit, durch Erpressungen und Uebermuth aller Art das Land umher drückten. Durch dieses alles war der Same neuer Empörung für die Zukunft ausgestreut. Zugleich stand ihm von einer andern Seite ein viel mächtiger Feind auf, als die Sachsen waren, der mit neuen Waffen gegen ihn kämpfte.

42. Kaiser Heinrich IV. und Papst Gregor VII.

Hildebrand (nachher Gregor VII.) war der Sohn eines Zimmermanns zu Savona, einer toskanischen Stadt. Er trat in den geistlichen Stand, und da er sehr vorzügliche Geistesgaben zeigte, — (vom Körper war er klein, pusillus), — so wurde er vom Papste Leo IX., unter Heinrichs III. Regierung, aus dem Kloster zu Clugny mit nach Rom genommen und dort zum Subdiakonus der römischen Kirche und nachher zum Kanzler gemacht; und von nun an lenkte er die Schritte der Päpste und war die Seele des römischen Hofes. Sein Ziel war die Erhöhung des Papstes über alle Fürsten und Könige der Erde, wie er denn schon als Kanzler sofort anfing, das Zählen nach Regierungsjahren der Kaiser in den päpstlichen Bullen wegzulassen. Und er hat sein Ziel mit solcher Klugheit, Beharrlichkeit und Kraft sein ganzes Leben hindurch verfolgt, daß man ihn zu den außerordentlichen Menschen der Weltgeschichte zählen muß. Es waren seit längerer Zeit große Mißbräuche unter der hohen und niedern Geistlichkeit eingeschlichen; die meisten kauften ihre Stellen für Geld, wodurch also auch Unwürdige an wichtige und hohe Plätze gelangen konnten; Unsittlichkeit, Ausschweifung, Laster mancherlei Art, waren unter den Geistlichen nichts seltenes; und so wie sie die Knechte ihrer eigenen Sünde waren, so hingen sie auch durch die Liebe des irdischen Besitzes an den weltlichen Fürsten, von welchen sie mit ihren Gütern belehnt wurden. Da beschloß Hildebrand, der von dem brennendsten Eifer für die Freiheit der Kirche und für die Sittlichkeit des geistlichen Standes erfüllt war, diesen Uebeln die Axt an die Wurzel zu legen.

Zuerst eiferte er, und mit vollem Rechte, gegen das Erkaufen geistlicher Aemter durch Geld, welches man das Verbrechen der Simonie nannte und als eine Sünde gegen den heiligen Geist betrachtete (mit Beziehung auf die Geschichte Simons des Zauberers in der Apostelgeschichte 8, 18—24, der die Gabe des heiligen Geistes für Geld erkaufen wollte). Mit welcher sittlichen Kraft und Geistesüberlegenheit Hildebrand dabei auf die Menschen zu wirken wußte, zeigt das Beispiel eines Erzbischofs in Frankreich, welcher auch jenes Vergehens angeklagt war, aber schlau seine Ankläger durch Geld gewonnen hatte. Hildebrand, so lautet die Erzählung, saß als Legat des Papstes über die Sache zu Gericht. Da trat der Erzbischof keck in die Versammlung und sprach: „Wo sind die, die mich anklagen? Trete auf, wer mich verdammen will!“ — Die bestochenen Kläger schwiegen. Da wandte sich Hildebrand an ihn, und sprach: „Glaubest du, daß der heilige Geist mit Vater und Sohn ein Wesen sei?“ Jener erwiederte:

„Ich glaube es.“ Nun befahl er ihm zu sagen: „Ehre dem Vater und Sohn und heiligen Geist!“ Und dabei sah er ihn mit so durchdringendem Blicke an, daß dem Erzbischof seine Schuld schwer auf's Gewissen fiel; denn er vermochte die Worte: „dem heiligen Geist“ nicht zu sagen, wiewohl er es mehrmals versuchte. Dies galt als göttliches Gericht. Der Erzbischof fiel seinem Richter zu Füßen, bekannte sich der Simonie schuldig und werth, der Priesterwürde entsetzt zu werden; und darauf konnte er dieselben Worte mit deutlicher Stimme aussprechen. Diese Begebenheit wirkte so stark auf die Gemüther der Menschen, daß noch siebenundzwanzig andere Kirchenvorsteher und viele Bischöfe unangeklagt ihr Amt niederlegten, weil sie es durch Geld erkauft hatten.

Sollte nun ferner die Geistlichkeit überhaupt von der weltlichen Macht frei werden, so mußte vor allen Dingen das Haupt der Kirche nicht mehr von dem Kaiser gesetzt, sondern durch freie Wahl ernannt werden. Das war noch eben anders bestimmt worden, da Heinrich III. sich das Versprechen geben ließ, daß die Römer keinen Papst ohne kaiserliche Einwilligung anerkennen wollten; und unter diesem Kaiser möchte Hildebrand seine Absichten auch wohl nicht durchgeführt haben. Nun aber benutzte er die Zeit, da der neue Kaiser noch ein Kind war, und bewirkte, daß im J. 1059, unter Papst Nicolaus II., ein Gesetz gegeben wurde, ein jeder Papst solle von den Kardinälen gewählt werden, jedoch so, daß des Kaisers Einwilligung oder Bestätigung hinzukäme. Erst die spätere Zeit hat auch diese Bestimmung aufzuheben und die Verordnung des Papstes Nicolaus selbst zu verfälschen gesucht.

Als der Kanzler Hildebrand durch diese und andere Anordnungen alles für seine größern Absichten vorbereitet hatte, wurde er im J. 1073 selbst zum Papst gewählt und nannte sich Gregor VII. (um zugleich die Absetzung Gregors VI. durch Heinrich III. für ungültig zu erklären.) Kaiser Heinrich IV., der nun schon das Reich selber verwaltete, schickte seinen getreuen Grafen Eberhard nach Rom und ließ die Römer zur Rede stellen, daß sie ohne seine Einwilligung einen Papst gewählt hätten. Gregor, der in diesem Augenblicke noch nicht den Streit mit dem Kaiser anfangen wollte, entschuldigte sich: das Volk habe ihn gezwungen, die päpstliche Würde zu übernehmen; er habe aber die Weihe nicht angenommen und werde sie nicht annehmen, bevor er die Einwilligung des Kaisers und der deutschen Fürsten erhalten werde. Mit dieser Entschuldigung war Heinrich zufrieden und der Papst wurde bestätigt.

Nun trat Gregor zuerst mit neuen, sehr strengen Gesetzen gegen die Simonie und gegen die Ehe der Priester hervor. Er verlangte, gleich früheren Päpsten und Kirchenvätern, der Priester der Kirche solle sich ganz dem göttlichen Dienste weihen und nicht einmal durch das Band der Ehe an die Liebe des Irdischen fesseln. Zwar fand dieses Verbot sowohl in Italien, als in Frankreich, Deutschland und in allen übrigen Ländern, bei den Geistlichen zuerst den heftigen Widerstand, denn viele von ihnen, besonders im niedern Klerus, waren verheirathet: aber Gregor fand in dem Volke selbst die Helfer zur Ausführung seines Gesetzes. Das Volk, gegen die verheiratheten Priester aufgereizt, zwang diese, zum Theil durch die äußersten Mißhandlungen, sich von ihren Frauen zu trennen; doch dauerte es noch wohl ein Jahrhundert, bis die Ehelosigkeit der Geistlichen ganz allgemein eingeführt war. — Für die Ausführung von Gregors weit-

schauenden Planen war diese Sache von der größten Wichtigkeit. Wenn die Geistlichen in allen christlichen Ländern gar nicht durch die Sorge für Haus und Kinder gebunden und von den weltlichen Fürsten abhängig waren, so hatte der Papst so viele Tausende der eifrigsten Diener gewonnen, welche nur auf seinen Befehl hörten und die Herrschaft der Kirche über alle weltliche Macht fest begründeten. Aber diese Diener sollten noch freier sein und nicht einmal ihre weltlichen Besitzungen als Lehen aus den Händen der Fürsten empfangen. Wie nämlich der weltliche Lehnsmann zum Zeichen seiner Belehnung eine Fahne erhielt, so ertheilten die Fürsten den Bischöfen und übrigen hohen Geistlichen als solches Zeichen einen Ring und einen Hirtenstab, und man nannte dieses die Investitur. Auch diese verbot nun Gregor den Geistlichen aus den Händen der Großen anzunehmen; sie sollten einzig ihre Erhebung dem römischen Stuhle verdanken und nur dem Papste den Eid des Gehorsams schwören. — Nach diesem Grundsatze mußte der Papst Herr über den dritten Theil aller Güter der christlichen Länder werden.

Dieses ist der Anfang des langen und heftigen Investiturstreites und überhaupt des Kampfes zwischen Kaiser und Papst, zwischen Staat und Kirche, welcher nach und nach beide geschwächt und zerrüttet hat. Wir haben früher schon die Bedeutung sowohl der päpstlichen als der kaiserlichen Würde in ihren Grundgedanken gesehen, und wie ihr friedliches Zusammenwirken das Heil der Völker begründen konnte. Nun aber fängt die Zeit an, da sich die eine immer über die andere erheben, da der Papst nicht nur in geistlichen sondern auch in weltlichen Dingen über alle Fürsten und Könige herrschen, Kronen abreißen und Kronen verschenken wollte, und wo wiederum die Kaiser oft auch nicht in billigen und vernünftigen Sachen das Ansehen des Papstes gelten ließen, sondern glaubten, mit der Schärfe des Schwertes über die unsichtbaren, geistigen Kräfte und über das Gewissen der Menschen herrschen zu können. Die Gewalten, welche im Frieden zusammen die Welt beglücken konnten, zerstörten einander selbst, und so geschah es, daß nach anderthalbhundertjährigem Kampfe und nach unsäglicher Verwirrung von Deutschland und Italien die Kaiserwürde ihren alten Glanz und ihre inwohnende Kraft verlor und das Oberhaupt der Kirche äußerlich von einer fremden Macht abhängig wurde. Große Männer haben in diesem Kampfe einander gegenüber gestanden, welche ihre Kräfte ungleich wohlthätiger hätten gebrauchen können; aber auch dieser Kampf gehörte in den großen Plan der Weltgeschichte und es sind Entwickelungen dadurch vorbereitet, die sonst nicht hätten erfolgen können. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß nicht die ganze Zeit von Heinrichs IV. Demüthigung an bis zum Siege der Kirche unter Innocenz III. mit steten Kämpfen erfüllt gewesen ist, vielmehr hat es eine Zeit vorherrschender Ruhe und eines gewissen Gleichgewichts der beiden großen Gewalten gegeben, die wir noch näher kennen lernen werden, nämlich die Zeit von dem Concordate von Worms im J. 1122 bis auf die Zeiten Heinrichs VI. und Friedrichs II., wo der Besitz von Neapel und Sicilien durch die Hohenstaufen die Päpste zum äußersten Widerstand antrieb, um nicht von der kaiserlichen Macht erdrückt zu werden. Denn auch Friedrich I. hat, trotz der Niederlage bei Legnano, im Frieden mit dem Papste zu Venedig die Rechte, welche das Wormser Concordat der kaiserlichen Gewalt einräumte, nicht aufgegeben, vielmehr vollständig geübt, und ist im Frieden mit der Kirche gestorben.

Papst Gregor ging in seinen Grundsätzen immer weiter. Nicht genug, daß er den Anfang gemacht hatte, die Kirche mit allen ihren Gütern der weltlichen Herrschaft ganz zu entziehen; er erklärte nun auch feierlich, daß Kaiser und Könige und Fürsten, mit aller ihrer Macht, dem Papste unterworfen seien. In seinen eigenen Briefen finden sich seine Grundsätze ausgesprochen: „Die Welt wird gelenkt durch zwei Lichter," sagt er, „durch die Sonne, das größere, und den Mond, das kleinere. So ist die apostolische Gewalt wie die Sonne, die königliche Macht wie der Mond. Denn wie dieser sein Licht von jener hat, so sind Kaiser und Könige und Fürsten nur durch den Papst, weil dieser durch Gott ist. Also ist die Macht des römischen Stuhles größer, als die Macht der Throne, und der König ist dem Papst unterthan und ihm Gehorsam schuldig. — Wenn die Apostel im Himmel binden und lösen können, so müssen sie auch auf der Erde Kaiserthümer, Königreiche, Fürstenthümer, Grafschaften, und eines jeden Güter geben und nehmen können nach Verdienst. Und wenn sie über das Geistliche als Richter bestellt sind, so müssen sie es um so eher über das Weltliche sein; wenn sie endlich über die Engel, die über die hochmüthigen Monarchen herrschen, zu richten haben, um wie viel eher werden sie über die Knechte dieser Engel Urtheil sprechen können. — Der Papst aber ist der Nachfolger der Apostel und der Stellvertreter auf dem Stuhl Petri; er ist Statthalter Christi und über Allen."

Diese Grundsätze beschloß Gregor zuerst an dem Kaiser selbst, dem Haupte der Fürsten, auszuüben und dadurch ihre Kraft vor aller Welt zu beweisen. Heinrich, weil er mit seinen Unterthanen in Zwiespalt lebte, hatte weniger wirkliche Macht, als ein anderer König, aber sein Name war größer und daher mußte der Sieg über ihn glänzender sein; zugleich war es leicht, seiner leidenschaftlichen Handlungsweise wegen, an ihm eine Ursache zu finden. Es kamen von vielen Seiten Klagen über den Kaiser nach Rom; auch die Sachsen beklagten sich bitter, weil er viele ihrer Fürsten noch immer gefangen hielt. Da ließ Gregor dem Kaiser entbieten: „Er solle sich in den nächsten Fasten vor der Synode zu Rom stellen und wegen der Verbrechen, die ihm zur Last gelegt würden, verantworten; sonst solle er wissen, daß er ohne Verschub durch den apostolischen Bannfluch aus der Kirche werde verstoßen werden."

Heinrich wurde mehr erzürnt als erschreckt durch solche Worte; die unsichtbare Kraft des päpstlichen Bannfluchs war noch wenig erprobt worden. Er versammelte die deutschen Bischöfe im Januar des J. 1076 nach Worms und ließ dort mit leichtsinniger Hast die Absetzung über den Papst aussprechen, womit dieser ihn bedroht hatte; dann schrieb er ihm einen Brief, folgenden Inhalts:

„Heinrich, nicht durch Gewalt, sondern nach Gottes frommer Anord-„nung König, an Hildebrand, nicht den Papst, sondern den fal-„schen Mönch."

„Diesen Gruß hast du durch die Verwirrung verdient, die du über alle Stände der Kirche gebracht hast. Du hast die Regierer der heiligen Kirche wie die Knechte, die nicht wissen, was ihr Herr thut, unter deine Füße getreten und durch ihre Zertretung hast du dir Gunst vom Munde des gemeinen Haufens erworben. Wir haben das lange geduldet, weil uns daran lag, die Ehre des römischen Stuhles zu erhalten. Allein du hast unsre Demuth für Furcht genommen und dich erfrecht, dich selbst gegen die

von Gott uns zugestandene königliche Würde zu erheben, und gedroht, sie uns zu nehmen, gleich als hätten wir unsre Herrschaft von dir erhalten. Du bist auf den Stufen emporgestiegen, die da List und Trug heißen und verflucht werden, hast durch Geld Gunst, durch Gunst eiserne Gewalt, durch diese den Stuhl des Friedens gewonnen und von diesem herab den Frieden gestört, indem du Untergebene gegen Vorgesetzte bewaffnest. Der heilige Petrus, der wahre Papst, sagt selbst: „Fürchtet Gott, ehret den König!" Weil du aber Gott nicht fürchtest, ehrst du mich, seinen Gesalbten, nicht. Du also, mit Fluch behaftet und durch unser und aller Bischöfe Gericht verdammt, steige herab! Verlaß den angemaßten apostolischen Stuhl! Es soll ein Anderer auf den Stuhl St. Petri steigen, der nicht mit dem göttlichen Worte seinen Uebermuth umhüllt. Ich, Heinrich, durch Gottes Gnade König, und alle unsere Bischöfe sagen dir: „Steig herab! Steig herab!""

Darauf hielt auch der Papst ein Concilium und sprach nicht nur über Heinrich den Bannfluch aus, sondern entsetzte ihn des Reiches mit folgenden Worten: „Im Namen des allmächtigen Gottes untersage ich dem Könige Heinrich, dem Sohne des Kaisers Heinrich, der sich mit unerhörtem Hochmuthe gegen die Kirche aufgelehnt hat, die Regierung des deutschen und italienischen Reiches und entbinde alle Christen des Eides, den sie ihm geleistet haben oder leisten werden, und verbiete, daß ihm jemand als einem Könige diene. Und an deiner Statt, heiliger Petrus, binde ich ihn mit den Banden des Fluchs', auf das alle Völker erfahren, daß du der Fels seiest, auf den der Sohn Gottes seine Kirche gegründet hat."

Als Heinrich am Osterfeste 1076 zu Utrecht die Nachricht seiner Bannung erhielt, ließ er auf der Stelle durch den heftigen Bischof Wilhelm von Utrecht auch seinerseits den Papst mit dem Bannfluche belegen, und die lombardischen Bischöfe, Feinde des Papstes, wiederholten diesen Bannfluch auf einer Kirchenversammlung zu Pavia, unter dem Vorsitze des Erzbischofs Wibert von Ravenna. Der Eindruck dieser unerhörten Ereignisse war verschieden, je nachdem die Gemüther verschieden gestimmt waren. Die Sachsen jubelten, denn ihre Sache wurde jetzt die Sache der Kirche, und ihr gewöhnliches Feldgeschrei war von dieser Zeit an: „Heiliger Peter!" Aber auch rings im ganzen Reiche trennten sich die Parteien; überall hieß es: „für den Papst," oder „für den König." Es war eine schwere Zeit des Zwiespaltes und Haß erfüllte die Welt. Wäre der König ein untadeliger Mann gewesen, mit der Seelengröße, welche die Gemüther binden und beherrschen kann, so hätte ihn die Macht des bloßen Wortes nicht überwältigt; denn dieses Wort erhielt seine Gewalt erst durch die Meinung der Menschen. Aber nun hatte er schon viele und arge Feinde, und sein Uebermuth nach Besiegung der Sachsen hatte ihre Zahl noch vermehrt. Außer den Sachsen war auch der Herzog Rudolph von Schwaben feindlich und die päpstlichen Legaten wirkten nach allen Kräften auf die Gemüther. Daher geschah es, daß die größere Hälfte der deutschen Fürsten sich zu Tribur am Rheine versammelte und damit umging, einen neuen König zu wählen. Heinrich eilte selbst in die Nähe nach Oppenheim und durch vieles Bitten und Geloben der Besserung erlangte er, daß ihm ein Jahr Frist gestattet wurde. Man wollte den Papst bitten, im Februar des nächsten Jahres nach Augsburg zu kommen und seine Sache genau zu untersuchen, sei Heinrich aber binnen Jahresfrist nicht vom Banne losgesprochen, so solle ohne Verzug zu einer nenen Wahl geschritten werden. In der Zwischenzeit müsse er

als Privatmann, ohne alle Zeichen der kaiserlichen Würde, in Speier leben und sich aller Reichsgeschäfte enthalten.

Heinrich in Kanossa. 1077. — In dieser verzweifelten Lage faßte Heinrich einen ganz unerwarteten Entschluß. In der Besorgniß, daß auf der Fürstenversammlung zu Augsburg, wo seine Feinde sicher die Mehrzahl ausmachten, nichts Gutes über ihn beschlossen werde, brach er selbst, obgleich er gar keine Mittel hatte und fast seinen Unterhalt erbitten mußte, und obgleich die Fürsten alle Pässe zwischen Deutschland und Italien besetzt hatten, nur von seiner Gemahlin und Einem Getreuen begleitet, nach Italien auf. Er schlich sich durch Savoyen, wo er von seiner Schwiegermutter, der Markgräfin Adelheid von Susa, noch einiges Gefolge erhielt; und da es Winter war, und zwar ein so harter Winter, daß der Rhein von Martini bis zum ersten April fest zugefroren stand, so war die Reise über die mit Schnee und Eis bedeckten Gebirge mit unsäglichen Schwierigkeiten und Gefahren verknüpft; die Kaiserin mußte sich, in eine Ochsenhaut gewickelt, über die steilen Eisfelder des Cenisberges durch gemiethete bergkundige Eingeborne herabschleifen lassen, die Männer krochen auf Händen und Füßen und rollten oft lange Schneeflächen hinunter. — Endlich langte der König in Italien an und zu seinem Erstaunen wurde er mit Jubel empfangen; denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, er komme, den stolzen Papst durch die Gewalt des Schwertes zu demüthigen. In Oberitalien war lange schon ein Haß gegen den Papst; die weltlichen Großen waren durch seine neuen Anordnungen beleidigt und unter den Geistlichen waren viele, die seine Gesetze gegen Simonie und Priesterehe zu seinen Feinden gemacht hatten. Viele Italiener, selbst die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna, waren im Banne. Wäre Heinrich nur nicht allzusehr niedergeschlagen gewesen durch das, was er in Deutschland erfahren hatte, so hätte er in Italien schnell einen großen Anhang gewinnen mögen, um seinem Gegner Trotz zu bieten; aber er hatte nur Aussöhnung mit ihm im Sinne. Der Papst war eben auf der Reise nach Deutschland zum Augsburger Reichstage, wo er über den Kaiser zu Gericht sitzen sollte; da er von Heinrichs plötzlicher Ankunft in Italien hörte und nicht wußte, ob er sich Gutes oder Böses von ihm versehen sollte, begab er sich seitwärts von seinem Wege in das feste Schloß Kanossa, zur Gräfin Mathilde, der Erbtochter des reichen Markgrafen Bonifacius von Toskana, welche eine eifrige Freundin des römischen Stuhles war, ja gerade in diesem Augenblicke ihr ganzes Erbgut demselben heimlich vermacht hatte. Mathilde war die mächtigste Fürstin Italiens, herrschte in Toskana und der Lombardei gleich einer Königin und zeichnete sich eben so sehr durch Geist und Kühnheit, als durch Gottesfurcht und weibliche Tugend aus. Für die Idee der päpstlichen Hoheit, welche sie mit der ganzen Kraft ihres Geistes gefaßt hatte, hat sie dreißig Jahre hindurch mit aller ihrer Macht gekämpft, denn die strengen Grundsätze Gregors VII. entsprachen der strengen Hoheit ihres eigenen Geistes. Sie war mit dem Herzog Gozelo von Niederlothringen vermählt, allein sie lebten getrennt, weil ihre beiderseitigen Grundsätze verschieden waren; sie beherrschte selbst in Italien die großen Erbgüter ihres Vaters und ihrer Mutter und wirkte für Gregors Sache, während ihr Gemahl in Deutschland für seinen Kaiser focht. — An die Gräfin Mathilde wandte sich jetzt Heinrich, daß sie bei dem Papste für ihn reden sollte. Dieser wollte anfangs nichts von einer Aussöhnung wissen, sondern berief sich auf die Entscheidung des Reichstages; endlich

auf vieles Bitten, erlaubte er, daß Heinrich in der Kleidung eines Büßenden, im härenen Hemde, mit nackten Füßen, in die Burg eingelassen wurde. So wie er in das Thor der mit dreifachen Mauern umgebenen Burg getreten war, wurde es zugeschlossen; sein Gefolge mußte zurückbleiben, und er war nun allein im innern Hofe. Es war mitten im härtesten Winter, im Januar 1077. Drei Tage lang mußte der Kaiser nüchtern und barfuß vom Morgen bis Abend im Hofe harren. Alle im Schlosse waren gerührt; Gregor selbst schreibt in einem Briefe, die Anwesenden hätten ihn hart getadelt und gesagt, sein Betragen sähe eher einer tyrannischen Grausamkeit, als einem apostolischen Ernste gleich. Die Gräfin Mathilde flehete mit heißen Thränen, und Heinrich verlangte am Ende nur, man solle ihn wenigstens wieder herauslassen. — Am vierten Tage endlich ließ ihn der Papst vor sich und sprach ihn vom Banne los. Doch mußte Heinrich harte Bedingungen eingehen; er mußte versprechen, sich an dem Tage und Orte einzufinden, den ihm der Papst bestimmen würde, um zu hören, ob er König bleiben solle oder nicht! indessen solle er sich aller königlichen Ehrenzeichen und der Ausübung königlicher Gewalt enthalten.

43. Heinrich IV. und seine Gegenkaiser.

Mit Scham und Zorn im Herzen zog Heinrich von dannen, und sobald die Italiener diese Stimmung gegen den Papst in ihm merkten, versammelten sich seine alten zum Theil noch mit dem Banne belegten Freunde wieder um ihn und er blieb den Winter in Italien. Zum erstenmale in diesem Lande der Zwietracht und des feilen Eigennutzes, sah er mit seinem überwiegenden Scharfsinne bald ein, daß die päpstliche Macht nirgends auf schwächeren Stützen ruhe, als gerade hier, und daß, wer nur die Künste verstehe, durch Geld, Versprechungen und List sich Anhang zu verschaffen, hier eine große Partei gegen den römischen Hof in seinem Dienste haben könne. Die Scheu vor der päpstlichen Gewalt verschwand wieder in ihm, der alte Muth kehrte zurück, und er unternahm von nun an einen Kampf, mit dem Schwerte sowohl als dem Worte, welchen er dreißig Jahre hindurch mit großer Geschicklichkeit und Ausdauer, und oft entschiedenem Erfolge, geführt hat. Zunächst jedoch benutzten die deutschen Fürsten, die seine Feinde waren, seine Abwesenheit, hielten im März 1077 einen Reichstag zu Forchheim und wählten den Herzog Rudolph von Schwaben zum Gegenkaiser. Nun spaltete sich Deutschland von Neuem in heftiger Zwietracht; denn auch Heinrich hatte einen starken Anhang, besonders unter den Städten und den Geistlichen, welche mit Gregors Kirchengesetzen unzufrieden waren. Er ging nach Deutschland zurück; der Krieg begann wieder mit allen seinen Gräueln, die keine Beschreibung arg genug zu schildern vermag, und verwüstete drei Jahre lang viele der schönsten deutschen Länder. Rudolph mußte aus Schwaben weichen und zog sich nach Sachsen zurück; denn das sächsische Volk und der tapfere Otto von Nordheim waren seine Stützen. Das Herzogthum Schwaben gab Heinrich, mit seiner Tochter Agnes, dem kühn emporstrebenden Grafen Friedrich von Büren, der so eben seinen Stammsitz aus dem Dorfe Büren, am Fuße des hohen Staufen, oben auf diesen Berg verlegt und dort das Schloß Hohenstaufen erbaut hatte. So wurde der Grund zu der Größe dieses Hauses, aber zugleich zu der Feindschaft zwischen den Hohenstaufen und den übrigen großen Häusern der Nachbar=

schaft gelegt; denn viele beneideten das Glück des neuen Geschlechtes und glaubten größere Rechte an das Herzogthum Schwaben zu haben. Die Hohenstaufen aber waren von nun an treue Freunde des salischen Kaiserhauses.

Gregor benahm sich zweideutig bei dem Streite der beiden Gegenkönige; es war als wenn er seine Freude habe an der Zerrüttung Deutschlands und an der Schwächung der weltlichen Macht durch sich selbst; denn anstatt den Sachsen und ihrem König Rudolph mit aller Macht seines Ansehens beizustehen, damit ihre Sache schnell den Sieg gewönne, erkannte er keinen der Könige an, sondern versprach immer nach Deutschland zu kommen und ihr Schiedsrichter zu sein. „Es geschah nichts," sagt der Geschichtsschreiber dieses Krieges, Bruno, „als daß die päpstlichen Gesandten zu beiden Theilen kamen und bald den Sachsen, bald Heinrich, die Gunst des Papstes versprachen, dabei aber nach Römer Art so viel Geld, als sie bekommen konnten, von beiden mit sich forttrugen." — Die Sachsen beklagten sich bitter über die Zweideutigkeit des Papstes; sie schrieben ihm unter andern: „All' unser Unglück wäre nicht, oder geringer, wenn Ihr auf dem begonnenen Wege weder zur Rechten noch zur Linken abgewichen wäret. Aus Gehorsam zu unserm Hirten sind wir dem Rachen der Wölfe ausgesetzt; und wenn wir nun von dem Hirten selbst verlassen werden, so sind wir elender, als alle Menschen." — Aber diese derbe Sprache brachte den Papst eben so wenig zu einer Entscheidung, als die zweifelhafte Schlacht zwischen beiden Gegnern bei Melrichstadt in Franken im J. 1078; und erst als Rudolph im Januar 1080 in einer zweiten Schlacht bei dem Dorfe Flarcheim nahe bei Mühlhausen überwiegende Vortheile gehabt hatte, erklärte er sich für ihn, schickte ihm sogar eine Krone*), und that Heinrich auf einer Synode zu Rom von neuem in den Bann. Dieser dagegen versammelte eine Synode zu Mainz, wo neunzehn Erzbischöfe und Bischöfe seiner Partei dem Papste den Gehorsam aufkündigten; diesem Beschlusse traten auf einer Synode zu Brixen dreißig italienische Bischöfe bei und wählten den im Banne befindlichen Erzbischof Wibert von Ravenna, Gregors heftigsten Gegner, als Clemens III., zum Gegenpapst. Nun waren zwei Kaiser und zwei Päpste. Der Sieg indeß neigte sich diesesmal für einige Zeit auf Heinrichs Seite.

Zwar litt er in demselben Jahre 1080 auch in der dritten Schlacht an der Elster in Sachsen, unweit Zeitz, durch die Tapferkeit des Otto von Nordheim, der sich als wahrhaft großer Heerführer zeigte, einen harten Verlust, aber Rudolph selbst ward in der Schlacht tödtlich verwundet und starb am folgenden Tage; die rechte Hand war ihm abgehauen worden, und der Herzog Gottfried von Niederlothringen (Gottfried von Bouillon, der Eroberer des heiligen Grabes), hatte ihm, nach späteren freilich nicht verbürgten Erzählungen, die Spitze der Reichsfahne in den Unterleib gestoßen. Das strenge Volksgefühl für beschworene Treue hat dem sterbenden Rudolph die Worte in den Mund gelegt, als ihm die abgehauene Hand gezeigt wurde: „Seht, das ist die Hand, mit welcher ich dem Könige Heinrich Treue geschworen habe." — Sein Fall wurde gleichsam als ein Gottesurtheil angesehen und Heinrichs Anhang vermehrte sich. Nachdem er dem treuen Friedrich von Büren nach Rudolphs Tode das Herzogthum Schwaben und die Führung des Krieges in Deutschland übergeben hatte, konnte er im J. 1081 sogar einen Zug nach Italien unternehmen, um seinen heftigsten Gegner im eignen

*) Mit der bekannten Inschrift: Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho.

Lande zu bekriegen; er kam auch vor Rom und belagerte es dreimal, in dreien auf einander folgenden Jahren; er trieb den Papst Gregor so in die Enge, daß er sich in die Engelsburg einschließen mußte und hier von den Römern selbst belagert wurde; aber sich zu demüthigen und etwa das Beispiel Heinrichs zu Kanossa nachzuahmen, dazu war Gregors Geist zu groß und sein Wille zu unbezwinglich. Heinrich bot ihm Versöhnung an, wenn er ihn krönen wolle; allein er antwortete standhaft, er könne nur dann sich mit ihm einlassen, wenn er zuvor Gott und der Kirche Genugthuung geleistet hätte. Da mußte sich Heinrich mit seiner Gemahlin von dem Gegenpapste Clemens krönen lassen, am Osterfeste 1084; darauf zog er ab. Der Papst Gregor aber wurde von den Römern noch immer in der Engelsburg belagert, bis er durch den normännischen Herzog Robert Guiscard, seinen Freund, der in Unteritalien herrschte, befreit wurde. Dieser eroberte die Stadt unter Brand und Plünderung*) und nahm dann den alten unbiegsamen Papst, der auch im Unglücke keine von seinen großen Ansichten aufgeben wollte, mit nach Unteritalien, wo er im folgenden Jahre zu Salerno gestorben ist. Seine Partei wählte zwar Viktor III. zu seinem Nachfolger, allein er hatte nicht Gregors Geist und Kraft, und auch Clemens III. behauptete sich neben ihm, hatte sogar meistentheils in Rom die Oberhand.

Nun schienen dem Kaiser Heinrich glückliche und ruhige Zeiten anzubrechen. Der Nachfolger Rudolphs von Schwaben, Hermann von Luxemburg, den die Fürsten ihm zum zweiten Gegner aufgestellt hatten, konnte sich nicht behaupten und legte von selbst im J. 1087 seine Würde nieder; ein dritter, Eckbert von Thüringen, der auch nach der Kaiserwürde strebte, starb durch Meuchelmord; und die Sachsen des siebzehnjährigen Krieges müde, nachdem Otto von Nordheim gestorben und der unversöhnliche Bischof Burchard von Halberstadt, der in dreizehn Feldschlachten gegen ihn gekämpft hatte, von seinen eigenen Landsleuten getödtet war, als er sie von Neuem aufwiegeln wollte, unterwarfen sich auch gutwillig dem, durch viele Leiden nun milder gewordenen, Kaiser. Aber das Schicksal hatte ihm noch härtere Prüfungen aufbehalten. In seinen letzten Lebensjahren mußte er sehen, daß 1093 sein eigener Sohn Konrad, und nachdem dieser im J. 1101 gestorben war, der zweite Sohn Heinrich, von der päpstlichen Partei gewonnen, sich gegen ihn auflehnten. Beide Nachfolger Viktors, Urban II. und Paschal II. hatten den Bannfluch gegen Heinrich erneuert, und nun erklärte zuerst der ältere und später der zweite Sohn, sie könnten mit einem, auf dem der Bannfluch ruhe, keine Gemeinschaft haben. Ja, als der Vater zu einer großen Fürstenversammlung nach Mainz ziehen wollte, vertrauend auf die mit Eiden bekräftigte Versöhnung mit seinem Sohne Heinrich, wußte ihn dieser mit List und Verrath zu entwaffnen, setzte ihn gefangen, zwang ihn, die Reichsinsignien herauszugeben, und darauf, am 31. Dec. 1105 zu Ingelheim förmlich dem Reiche zu entsagen. Der Sohn selbst ließ von den zu Mainz versammelten Fürsten seine Wahl erneuern und trat die Regierung an.

Der alte Kaiser fand jedoch Gelegenheit, von Ingelheim zu entfliehen, und begab sich voll tiefen Unmuthes zu seinem Freunde, dem Bischofe Otbert

*) Die Stadt wurde fürchterlich verwüstet; die Flammen verzehrten einen großen Theil derselben von dem Amphitheater Vespasians (die großartigen Trümmer des jetzigen Colosseums), bis zum Lateran hin. Noch jetzt liegt diese Gegend am meisten verödet da.

von Lüttich. Dieser und der Herzog Heinrich von Lothringen sammelten ein Heer für ihn und schlugen den entarteten Sohn, als er den Vater verfolgte, beim Uebergange über die Maas bei Viset zurück. Nicht lange darnach aber starb zu Lüttich der Kaiser Heinrich, niedergedrückt von einem unruhvollen und kummerbeladenen Leben, am 7. Aug. 1106. Die Zahl der Schlachten, die er in seinem Leben gefochten hatte, giebt Zeugniß, von welcher Art dasselbe gewesen; denn es waren ihrer fünf und sechzig, theils in Deutschland, theils in Italien.

Der Bischof von Lüttich beerdigte den Kaiser, wie es sich gebührte; so weit aber ging der Haß, daß man den Leichnam wieder ausgrub, nach Speier brachte und dort noch fünf Jahre lang in einer abgelegenen, ungeweihten Kapelle in einem steinernen Sarge über der Erde stehen ließ, bis endlich im J. 1111 der Papst Paschal den Bannfluch von ihm abnahm. Da ward er prächtiger begraben, als je ein Kaiser begraben ist.

44. Kaiser Heinrich V. 1106—25.

Im ersten Regierungsjahre Heinrichs V. starb mit Herzog Magnus der Herzogsstamm der Billungen in Sachsen aus; Heinrich ertheilte das Herzogthum dem Grafen Lothar von Supplingenburg, welcher die Richenza, Erbtochter der brunonischen und nordrheinischen Güter, geheirathet hatte.

Obgleich vom Vater abgefallen, handelte Heinrich in den kirchlichen Angelegenheiten doch nach dessen Grundsätzen; er ertheilte, den päpstlichen Gesetzen zum Trotze, noch immer die Investitur mit Ring und Stab, welche, wie er dem Papste erklärte, seine Vorgänger seit Karl d. Gr. dreihundert Jahre lang unter dreiundsechzig Päpsten rechtmäßig geübt hätten, und brach schon im J. 1110 mit einem großen Heere von 30,000 Rittern, ohne ihre Knechte und das Fußvolk, nach Italien auf, um sich die Kaiserkrone aufsetzen zu lassen. Er war ein viel gefährlicherer Feind, als sein Vater, denn neben der Gewalt wußte er auch Verschlagenheit und Heuchelei zu gebrauchen. Da trat ihm der Papst Paschal II. mit einem Vorschlage entgegen, der freilich den Streit auf einmal würde geendet haben, wenn er hätte ausgeführt werden können. Er ließ dem Kaiser entbieten: „Weil er seine Ansprüche wegen der Investitur doch nur auf die Güter gründe, welche die Kaiser der Kirche geschenkt hätten, die Städte, Herzogthümer, Grafschaften, Münzen, Zölle, Meierhöfe und Schlösser, so solle er das Alles wieder zurücknehmen; die Kirche möge blos die Geschenke der Privatpersonen und die Zehnten und Opfer behalten. „Denn," sagt er in seiner Urkunde, „es ist sowohl durch das göttliche Gesetz, als die Kirchengesetze, befohlen, daß die Geistlichen sich nicht mit weltlichen Dingen befassen, ja nicht einmal nach Hofe kommen sollen, als um etwa einen Bedrängten zu erretten. Im römischen Reiche aber sind die Bischöfe und Aebte so sehr mit weltlichen Geschäften überhäuft, daß die Diener des Altars Diener des Hofes geworden sind."

Es mochte dem Papste mit diesem Vorschlage Ernst sein; denn er war ein streng gesinnter Mann und glaubte auf solche Weise aller Ausartung der Geistlichkeit vorzubeugen und sie zu ihrer ersten einfachen Bestimmung zurückzuführen. Allein Heinrich sah wohl voraus, daß die Geistlichen selbst, besonders die, welche durch ihre Güter in den Rang der Reichsfürsten erhoben waren, sich niemals eine solche Zurückgabe würden gefallen lassen; dennoch versprach er in einem zu Sutri abgeschlossenen Vertrage,

durch eine förmliche Acte der Investitur entsagen zu wollen, wenn der Papst durch eine Bulle den Bischöfen befehlen würde, daß sie alle Reichsgüter, die sie von Karl d. Gr. und den späteren Kaisern empfangen hätten, dem Reiche zurückgeben sollten. Dann zog er nach Rom, und der feierliche Vertrag über die Sache sollte zwischen ihm und dem Papste, in großer Versammlung der Bischöfe, in der Peterskirche abgeschlossen und dann die Kaiserkrönung vollzogen werden. Aber als nun auf die obige Bedingung die Rede kam, da erhob sich der heftigste Widerspruch der deutschen und italienischen Bischöfe und ein langes Gezänk entstand. Da rief einer der gegenwärtigen deutschen Ritter: „Was braucht's viel? Ihr sollt wissen, daß unser Herr, der Kaiser, gekrönt sein will, wie ehemals Karl der Große, Ludwig und die übrigen Kaiser." Der Papst antwortete noch einmal, er könne nicht, bevor Heinrich dem Investiturrechte mit feierlichem Schwur entsagt habe; da rief Heinrich auf Anrathen seines Kanzlers Adalbert und des Bischofs Burchard von Münster, seine Wache herbei und ließ den Papst sammt den Kardinälen gefangen nehmen. Wüthend über diese Gewalthandlung griffen die Römer am folgenden Tage die Deutschen an, welche um die Peterskirche gelagert waren. Schnell bestieg der König sein Streitroß, sprengte verwegen die Marmorstufen der Peterskirche hinab unter die Menge, durchbohrte fünf Römer mit der Lanze, fiel aber selbst vom Pferde. Ihn rettete der mailändische Graf Otto, der ihm rasch sein eigenes Pferd gab, aber dafür von den Römern gefangen und in Stücke gehauen wurde. Ein mörderischer Kampf dauerte den ganzen Tag, bis gegen Abend der Kaiser die Seinigen zu einem letzten kühnen Angriffe ermunterte; nun erlitten die Römer eine völlige Niederlage und wurden theils in die Tiber, theils über die Brücken in die eigentliche Stadt gedrängt. Die Leo'sstadt mit der Peterskirche blieben in der Deutschen Händen. Doch auch diese verließ der Kaiser mit seinen Gefangenen, um die Umgegend von Rom auf das Furchtbarste zu verwüsten. Da geriethen die Römer in immer größere Noth und baten den Papst flehentlich, mit dem Kaiser Frieden zu schließen. Ein und sechzig Tage war der Papst in Gefangenschaft; da bequemte er sich zu einem Vergleiche, daß der Kaiser die Investitur mit Ring und Stab behalten solle, und versprach zugleich, ihn nie dieses Vorganges wegen in den Bann zu thun. Der Vergleich wurde von vierzehn Kardinälen und in des Kaisers Namen von vierzehn Fürsten beschworen und Heinrich selbst am 13. April 1111 feierlich von Paschal in der Peterskirche zum Kaiser gekrönt.

Kaum aber hatten die Deutschen Rom verlassen, als die ganze Geistlichkeit den Papst hart tadelte und ihn dahin brachte, im J. 1112 ein Concilium im Lateran zu versammeln, welches über den Vertrag zwischen ihm und dem Könige, als durch Gewalt erzwungen, den Bannfluch aussprach; — denn Heinrich selbst durften sie, dem päpstlichen Worte nach, nicht mit dem Banne belegen. Somit ging der Streit von Neuem an und dauerte auch mit den folgenden Päpsten Gelasius und Calixt II. noch über zehn Jahre lang fort. So lange Paschal lebte, wurde der Kaiser zwar von diesem nicht in den allgemeinen Kirchenbann gethan, allein sowohl die päpstlichen Legaten, als auch viele obere Kirchenvorsteher, sprachen in ihren Sprengeln den Bann über ihn aus und gaben dadurch Veranlassung zu neuen Spaltungen und Unruhen in Deutschland. Ein großer Theil der Reichsfürsten versagte dem Kaiser den Gehorsam; eigenmächtige

Fehden, Raub, Verwüstung und Mord nahmen überhand. — Am treuesten hingen dem Kaiser seine nahen Verwandten, die Hohenstaufen, an und er selbst hob ihr Haus noch mehr empor. Als der erste Herzog Friedrich, dem sein Vater das Herzogthum Schwaben verliehen hatte, starb, gab er dieses Herzogthum dessen ältestem Sohne Friedrich, (dem Einäugigen) wieder, und bald nachher dem zweiten Sohne Konrad das Herzogthum Franken. Die Wittwe Herzog Friedrichs, seine Schwester Agnes, vermählte er an den Markgrafen Leopold von Oesterreich, aus dem Hause Babenberg, den Vater desjenigen Leopold, welcher nachher Herzog von Baiern wurde und zu der Hauptstadt Wien den Grund legte. Im südlichen Deutschland erwarb so der Kaiser das Uebergewicht. Im nördlichen dagegen konnte er keine dauernde Gewalt erlangen; hier wirkte der von ihm erhobene Erzbischof Adalbert von Mainz (früher sein eigner Kanzler, der zu der Gefangennehmung des Papstes Paschal gerathen hatte, jetzt sein unversöhnlicher Gegner), am eifrigsten ihm entgegen und reizte einen Fürsten nach dem andern gegen ihn auf. Der Mittelpunkt des Widerstandes war wiederum, wie zu seines Vaters Zeit, Sachsen. Der Kaiser zog im Jahr 1115 mit Heeresmacht in das sächsische Land, allein in der Schlacht am sogenannten Welfesholze im Mansfeldschen, zwischen Hettstädt und Sandersleben, wurde er von den sächsischen Fürsten gänzlich geschlagen.

Ein Zug nach Italien, den er im J. 1116 unternahm, brachte ihn zwar in den Besitz der Güter der im Jahre zuvor gestorbenen großen Gräfin Mathilde, wie sie genannt wurde, und gab ihm sogar auf einige Zeit das Uebergewicht in Rom, zog ihm aber dagegen im J. 1118 den allgemeinen Kirchenbann des neuen Papstes Gelasius II. zu, den auch dessen Nachfolger Calixt II. bestätigte. Der Hauptgegenstand des Streits war noch immer das Investiturrecht.

Endlich, im J. 1122, schlossen beide Parteien, des langen Streites müde, auf dem Reichstage zu Worms einen feierlichen Vertrag, in welchem beide etwas nachgaben. Der Kaiser gestattete die freien Wahlen der Bischöfe und Aebte durch die Geistlichkeit und that auf die Investitur mit Ring und Stab, als Zeichen der geistlichen Gerichtsbarkeit, Verzicht; dagegen sollten die Wahlen in des Königs oder seiner Bevollmächtigten Gegenwart, jedoch ohne Simonie oder Gewaltthätigkeit geschehen, er sollte in zweifelhaften Fällen und bei Uneinigkeit der Wählenden den Ausschlag geben, und endlich die Belehnung über die weltlichen Güter mit dem Scepter ertheilen. Die geistliche Weihe der Erwählten sollte in Deutschland erst nach der Belehnung durch den Scepter geschehen, in Italien aber derselben vorausgehen.

Nachdem die Urkunden öffentlich verlesen waren, gab der päpstliche Legat, Kardinal Lambert von Ostia, dem Kaiser den Friedenskuß und hernach die Kommunion. Die Freude der friedlich Gesinnten über die Versöhnung war sehr groß; Alle gingen, wie die Urkunden sagen, mit einem unendlichen Vergnügen auseinander. Der Vortrag hat den Namen des Concordats von Worms erhalten und hat für eine Zeit von beinahe hundert Jahren, wenn auch nicht ohne Schwankungen ein sachgemäßes Gleichgewicht zwischen der kaiserlichen und der päpstlichen Gewalt begründet.

Nur noch wenige Jahre regierte Kaiser Heinrich, zwar im Frieden mit der Kirche, aber nicht ohne fortwährende Unruhen im deutschen Reiche,

welches wiederholt der Schauplatz der Gewalt und der Verwüstung durch Feuer und Schwert war. Selbst der heilig beschworene Gottesfriede wurde nicht gehalten und die Waffen wütheten selbst an den Festtagen. — Unter Entwürfen, die kaiserliche Macht zu stärken, um jenen Unruhen kräftiger entgegentreten zu können, starb Kaiser Heinrich zu Utrecht im J. 1125 an einem krebsartigen Geschwüre, im 44. Jahre seines Alters. Er starb kinderlos, denn seine Gemahlin Mathilde, Tochter des Königs Heinrich I. von England, hatte ihm keine Erben geschenkt und das salische Kaiserhaus ging mit ihm zu Ende; die meisten seiner Erbgüter kamen an seine Neffen, die Herzöge Friedrich und Konrad von Hohenstaufen. — Heinrich hat sich die Liebe seiner Zeitgenossen nicht zu erwerben gewußt; er war herrschsüchtig, hart, ja oft grausam. Auf der andern Seite ist nicht zu leugnen, daß er auch große Eigenschaften besaß: Thätigkeit, Kühnheit, Standhaftigkeit im Unglück und einen großartigen Sinn; die Behauptung des kaiserlichen Ansehens gegen jeden Feind desselben erschien ihm stets als die größte Aufgabe seines Lebens. — Er wurde in Speier neben seinen Ahnherrn begraben.

45. Der erste Kreuzzug. 1096—99.

Während die beiden Kaiser Heinrich IV. und V. in heftigem Streite mit den Päpsten begriffen waren, folgten Hunderttausende aus den christlichen Ländern dem Rufe der Kirche und ihrer eigenen Begeisterung, um das Grab des Erlösers und das Land, wo sein Fuß gewandelt, den Ungläubigen zu entreißen.

Schon seit den ältesten Zeiten war es eine fromme Sitte, nach dem gelobten Lande zu wallfahrten, an den heiligen Stätten zu beten und sich in dem Wasser des Jordans zu baden, welches durch Jesu Taufe geweihet war. Der erste römische Kaiser, welcher sich zum Christenthume bekannte, Constantin der Große, so wie seine Mutter Helena, ließen die heiligen Oerter Palästinas reinigen und ausschmücken, das verschüttete Grab des Heilandes am Fuße des Berges Golgatha wieder herstellen und darüber ein hohes Gewölbe auf schönen Säulen und neben demselben ein köstlich geschmücktes Bethaus aufrichten. Gegen Morgen von der Grabeshöhle wurde ein noch größerer, prächtiger Tempel erbaut. Constantin feierte sein dreißigstes Regierungsjahr durch die Einweihung dieses Tempels, bei welcher er selbst zugegen war; und ebenso wallfahrtete die fromme Helena noch im hohen Alter nach dem gelobten Lande und erbaute zu Bethlehem, bei der Geburtsstätte des Erlösers, und auf der Spitze des Oelberges, ein paar Kirchen.

Von dieser Zeit an wurden die Pilgerfahrten nach dem gelobten Lande häufiger; und selbst als das Land im siebenten Jahrhundert unter die Herrschaft der Araber kam, wurden die Pilgrime nicht gestört. Die Araber freuten sich des Vortheils durch den Besuch so vieler Fremden und ließen den Patriarchen von Jerusalem und die christliche Gemeine ungekränkt. Allein nachdem im J. 1073 die seldschuckischen Türken, ein rohes, barbarisches Volk, diese Länder eingenommen hatten, so kamen Klagen über Klagen nach Europa, wie grausam die andächtigen Wallfahrer mißhandelt und wie empörend die geweihten Oerter beschimpft würden. Und im J. 1094 erschien vor Papst Urban II. ein Einsiedler, Peter von Amiens genannt, der von einer Wallfahrt nach Palästina zurück

kam, mit einer Bittschrift des Patriarchen von Jerusalem und mit der rührendsten Schilderung von den unerhörten Leiden der dortigen Christen, so wie der dahin wallenden Pilgrime. Der Papst lobte seinen Eifer und sandte ihn mit Schreiben an die Fürsten der christlichen Länder umher, um die Gemüther zu einer großen Entschließung vorzubereiten. Peters begeisterte Reden, das Feuer, das aus seinen tiefliegenden Augen strahlte, und die abgezehrte, hagere Gestalt, welcher die ausgestandenen Leiden aufgeprägt waren, machten den tiefsten Eindruck, und wohin er zog, ergriff gleiche Begeisterung Hohe und Niedere.

Darauf berief der Papst im J. 1095 eine große Kirchenversammlung nach Piacenza in Italien und eine andere nach Clermont in Frankreich, auf welcher letzteren, außer vierzehn Erzbischöfen, zweihundertfünfundzwanzig Bischöfe, vierhundert Aebte und eine große Menge Fürsten und Ritter erschienen. Und als hier Peter der Einsiedler und der Papst auftraten und mit hinreißendem Feuer zu der Befreiung des heiligen Grabes ausriefen, da erscholl es aus tausend Kehlen: „Gott will es! Gott will es!“ Und nach geendigter Rede drängte sich zuerst der Bischof Ademar von Puy zu dem Papste hin, warf sich nieder und bat um die Erlaubniß, in den heiligen Krieg zu ziehen; viele Geistliche und Weltliche folgten seinem Beispiel und hefteten, zum Zeichen ihrer Weihung zu dem frommen Unternehmen, ein rothes Kreuz auf ihre rechte Schulter. Als der Versammlungstag des großen Zuges wurde der 15. August 1096 festgesetzt.

Es sammelten sich unzählbare Schaaren aus Italien, Frankreich Lothringen, Flandern und der Normandie, wo in den Nachkommen der Normannen noch mit dem alten Heldenfeuer die Liebe zu fernen, abenteuerlichen Zügen lebte. Nicht nur Ritter und Edle, sondern das ganze Volk kam in Bewegung; denn da auch in Frankreich der härteste Druck auf den dienstbaren Leuten lastete, zogen viele von diesen aus, weil nach des Papstes Befehl durch die Weihe des heiligen Kreuzes auch die Freiheit erworben werden konnte. Deutschland, welches in sich selbst und mit dem Papste in Streit war, wurde von dieser ersten Bewegung am wenigsten ergriffen, — Schon mit Anfang des Frühjahres brach Peter der Einsiedler an der Spitze eines Volkshaufens, der die festgesetzte Zeit nicht abwarten konnte, in Gesellschaft eines Ritters Walther ohne Habe auf; allein ihrem Heere fehlten Ordnung und regelmäßige Waffen. Ehe sie nach Asien kamen, wurden die meisten von ihnen, ihrer Räubereien wegen, von den Ungarn und Bulgaren erschlagen; und der Haufe, welcher unter Peters und Walthers Anführung bis nach Kleinasien, in das erste türkische Land kam, wurde von den Türken so übel empfangen, daß er fast ganz vernichtet wurde; nur Peter von Amiens kam mit Wenigen in traurigem Zustande in die Heimath zurück. Ein zweiter, noch roherer, Haufe fing seine Arbeit für das Kreuz Christi damit an, daß er in den rheinischen Städten die Juden erschlug; in Mainz allein sollen neunhundert umgekommen sein. Es zeigte sich darin der allgemeine Haß des Volkes gegen die Juden, welchen sie durch ihren Wucher und die dadurch erworbenen unermeßlichen Reichthümer in vollem Maße auf sich geladen hatten. — Uebrigens kamen diese und einige andere Horden der Kreuzfahrer nur bis Ungarn.

So unglücklicher Anfang hätte leicht den Muth zu allen weiteren Versuchen niederschlagen können, wenn man nicht gewußt hätte, daß diese ersten Haufen zum großen Theile aus den Auswurfe des Volkes bestanden

und daß es ihren Anführern an Klugheit, Erfahrung und Ansehen fehlte. Um die bestimmte Zeit, in der Mitte des Sommers, sammelte sich daher ein treffliches, wohlgeordnetes und gerüstetes Heer und am 15. August 1096 brach es zu seiner Bestimmung auf. Kein König war als Anführer der gesammelten Heerschaaren zugegen; aber unter den Fürsten und Edlen ragte Gottfried, Herzog von Niederlothringen, den man nach seinem Stammschlosse Gottfried von Bouillon nannte und der mehrmals in den Heeren Heinrich IV. gefochten hatte, durch jegliche Heldentugend hervor; er wurde der Anführer eines Heeres von 90,000 Mann und nahm mit demselben den Weg nach Ungarn und die Länder des griechischen Kaisers, während andere Fürsten durch Italien nach Konstantinopel zogen. Mit der musterhaftesten Ordnung brachte er sein Heer durch die Länder, in denen schon so viele Kreuzfahrer den Tod gefunden hatten, vereinigte sich mit den andern Fürsten und rückte im Frühjahr 1097 in das türkische Land ein. Das vereinigte Heer der Kreuzfahrer bestand aus 300,000 auserlesenen Streitern und mit Weibern, Kindern, Knechten, gewiß aus einer halben Million Menschen. Aber es fand in den Seldschucken einen sehr streitbaren und dabei listigen und verschlagenen Feind und noch größere Hindernisse an den wüsten, durch die Türken noch mehr verödeten, Gegenden, die es von Klein-Asien an durchziehen mußte. Hunger und Krankheit rafften mit jedem Tage eine Menge Menschen und Pferde hin; auch die Tapfersten fingen an zu verzagen; ohne Gottfrieds großsinnige heldenmüthige Standhaftigkeit hätte vielleicht auch dieser Zug ein unglückliches Ende genommen.

Endlich im Mai 1099 betraten die Füße der aus tausend Gefahren Uebriggebliebenen das gelobte Land und am 6. Juli erblickten sie, von einer Anhöhe bei Emaus, das Ziel ihrer Sehnsucht, Jerusalem. Ein unendliches Jubelgeschrei erfüllte die Luft und Freudenthränen stürzten aus Aller Augen. Kaum konnte Gottfried ihren Eifer so weit zügeln, daß sie nicht tollkühn auf die Mauern der Stadt losstürmten. Die Eroberung derselben war nicht leicht, und die Besatzung war an Zahl viel stärker als die Kreuzfahrer, denn nur etwa 40,000 waren von diesen noch übrig. Mit vieler Mühe mußte man Kriegsmaschinen und Sturmleitern in der holzarmen Gegend zusammenzimmern, und am 14. Juli wurde der erste allgemeine Sturm gewagt. Er mißlang; die Besatzung der Stadt kämpfte mit großer Tapferkeit. Am folgenden Tage aber stürmten die Christen von neuem, und Gottfried war einer der ersten, der von seinem Kriegsthurme auf die feindliche Mauer sprang. Sein Schwert bahnte den Uebrigen den Weg; bald war die Mauer von allen Seiten bezwungen, die Thore geöffnet, das ganze Heer stürzte in die Stadt. Ein fürchterliches Blutbad begann; in der ersten Wuth würgte das Schwert alles Lebendige in der Stadt und nur wenige der Einwohner blieben übrig. Dann, als die Besinnung zurückkehrte, reinigten die Krieger ihre Waffen von Blut und eilten mit entblößtem Haupt und barfuß nach den heiligen Oertern; und die Stadt, welche noch eben von dem wilden Geschrei des Mordes erschallte, war nun erfüllt mit Gebeten und Lobgesängen zur Ehre Gottes.

Darauf dachte man an die Wahl eines Königs für das neue Königreich Jerusalem; Gottfried von Bouillon erschien Allen als der Würdigste; allein er weigerte sich, da eine Krone zu tragen, wo der Heiland der Welt unter der Dornenkrone geblutet habe, und nannte sich nur den

Beschützer des heiligen Grabes. Aber als er schon im folgenden Jahre, 1100, starb, nahm sein Bruder Balduin den Namen eines Königs an.

Von den spätern Kreuzzügen zur Behauptung der christlichen Herrschaft in Palästina, an welchen auch deutsche Kaiser Theil nahmen, wird unsere Geschichte künftig reden.

46. Kaiser Lothar der Sachse. 1125—37.

Nach dem Aussterben des fränkischen Hauses war wieder ein Augenblick gekommen, da die deutschen Fürsten, wenn sie unabhängige und selbstständige Herrscher sein wollten, keinen neuen Kaiser über sich zu setzen brauchten; allein das Gefühl der Nationaleinheit überwog doch die Begierde nach völliger Unabhängigkeit und sie wollten lieber Einem aus ihrer Mitte gehorchen, den sie selbst auf die höchste Stufe der Ehre erhoben, als daß Deutschland in viele kleine Herrschaften zerfallen sollte.

Die deutschen Völkerschaften lagerten sich wiederum in der Gegend von Mainz an den Ufern des Rheines und zehn ausgewählte Fürsten aus jedem der vier Hauptstämme: Sachsen, Franken, Baiern und Schwaben, versammelten sich in Mainz zur ersten Wahl. Es wurden drei Fürsten in Vorschlag gebracht: Herzog Friedrich von Schwaben, der mächtige und tapfere Hohenstaufe, Herzog Lothar von Sachsen und Markgraf Leopold von Oestreich. Die beiden letztern baten fußfällig und weinend, sie mit so schwerer Last zu verschonen; Friedrich aber dachte in seinem stolzen Sinne, es gebühre die Krone keinem andern als ihm; und solche Gedanken konnte man auf seinem Gesichte wahrnehmen. Da legte der Erzbischof Adalbert von Mainz, der den Hohenstaufen, schon weil sie mit dem salischen Hause verwandt waren, abhold war, allen dreien die Frage vor: „Ob ein jeder bereit sei, sich demjenigen, den man wählen werde, freiwillig zu unterwerfen?“ Die beiden andern antworteten sogleich mit ja; Friedrich zauderte und begab sich aus der Versammlung weg, unter dem Vorwande daß er mit seinen Freunden rathschlagen müsse. Das verdroß die Fürsten und Adalbert brachte sie nun dahin, daß sie am 30. Aug. 1125 Lothar von Sachsen, fast wider seinen Willen, erwählten.

Aber mit den beiden mächtigen hohenstaufischen Herzögen, Friedrich von Schwaben und Konrad von Franken, welcher letztere sogar den Titel als König gegen ihn annahm, brach bald die Feindschaft aus und verheerte fast die ganze Regierungszeit des neuen Königs hindurch die schönen Länder von Schwaben, Franken und Elsaß, bis sich die beiden Herzöge doch genöthigt sahen, im J. 1135 sich vor der kaiserlichen Majestät zu demüthigen. In diesem Streite hatte Lothar, um seinen Anhang stark zu machen, ein Mittel gebraucht, welches die Ursache hundertjähriger Unruhen und Zerrüttungen geworden ist. Er vermählte seine einzige Tochter Gertrud an den schon mächtigen Herzog Heinrich den Stolzen von Baiern, aus dem welfischen Hause, und gab ihm außer Baiern noch das Herzogthum Sachsen. Ja, er belehnte ihn sogar mit Zustimmung des Papstes und unter der Bedingung, daß sie nach Heinrichs Tode an die römische Kirche zurückfalle, mit der reichen Mathildischen Erbschaft in Italien, auf die Heinrich Erbansprüche hatte, so daß seine Macht sich von der Elbe bis weit über die Alpen erstreckte und größer war, als die des Kaisers selbst; denn außer seinen Erbgütern in Schwaben und Baiern hatte er von seiner Mutter Wulfhildis, Erbin des letzten Herzogs Magnus von

Sachsen, die Hälfte der großen Billungschen Stammgüter in Sachsen geerbt, und nun brachte ihm seine Gemahlin Gertrud auch noch die Supplinburgschen, Nordheimischen und altbraunschweigschen Erbgüter zu. — Die, für Deutschland und Italien verderbliche, Eifersucht zwischen dem welfischen und hohenstaufischen Hause, welches letztere auch nach der Burg Weibling an der Rems die Weiblinger (von den Italienern in Ghibellini verwandelt) genannt wurde, ist in diesen Zeiten gestiftet, und der Parteiname der Welfen und Gibellinen ertönte bald Jahrhunderte lang vom Aetna und Vesuv bis an die Küsten der Nord- und Ostsee. — Schon Lothars, überdies nur kurze, Regierung ist theils durch den Streit gegen die Hohenstaufen, theils durch einige italienische Züge zersplittert, daß die Hoffnungen, die er durch sein ritterliches kluges und frommes Wesen von sich erregt hatte, nicht im vollen Maße in Erfüllung gehen konnten.

Auf seinem zweiten übrigens ruhmvollen Zuge nach Italien, im J. 1137, wurde Lothar krank, und starb am 3. Dec. dieses Jahres auf dem Rückwege in dem Dorfe Breitenwang zwischen dem Inn und dem Lech, im wildesten Tyroler Hochgebirge. Sein Leichnam ward in dem von ihm gestifteten Kloster Königslutter, nicht weit von Braunschweig, begraben. Der Kaiser Lothar hat den Ruhm eines edlen großherzigen Mannes voll unbestechlicher Liebe des Rechtes und voll der versöhnlichsten Gesinnung, hinterlassen.

So wie die beiden großen deutschen Fürstenhäuser, die Welfen und Gibellinen, von nun an die Blicke auf sich ziehen, so ist auch noch zu einem dritten durch Lothar der Grund gelegt worden, indem er die Markgrafschaft Nordsachsen, welche damals die jetzige Altmark begriff, Albrecht dem Bären aus dem Hause Anhalt gab, einem der merkwürdigsten Männer seiner Zeit. Er eroberte die Mittelmark, so wie die um den Ukersee gelegene Mark, nebst der Priegnitz, von den Wenden und erwarb die Stadt Brandenburg. Um den Fleiß der Landbenutzung und Gewerbe auf die Marken zu verpflanzen, zog er viele Anbauer aus der in Flandern blühenden Volksmenge in sein Land. Er kann als der eigentliche Stifter der Mark Brandenburg angesehen werden; und unter ihm, in der Mitte des 12. Jahrh., ward auch zuerst der Name Berlins genannt, welches also fast zu der nämlichen Zeit seinen Anfang nahm, als Leopold von Oestreich Wien zu seiner Hauptstadt machte und Heinrich der Löwe in Baiern München emporhob.

IV. Die schwäbischen Kaiser oder die Hohenstaufen. 1138—1254.

47. Konrad III. 1138—52.

Auch diesmal fiel die Wahl des neuen Königs nicht auf den, der die Krone am sichersten erwartete, nämlich nicht auf Lothars Tochtermann, den mächtigen Heinrich von Baiern und Sachsen, der noch dazu die Reichskleinodien in Händen hatte; sondern die Fürsten, durch seinen Stolz zurück-

gestoßen, wählten den 22. Febr. 1138 den hohenstaufischen Herzog Konrad von Franken, den das Unglück weise gemacht hatte, und dem der ältere Bruder Friedrich, der mit Lothar um die Krone gestritten, jetzt gern den Vorrang abtrat. Um des übermächtigen Reichsvasallen Kraft zu brechen, verlangte Konrad von Heinrich dem Stolzen, daß er eines seiner Herzogthümer abgebe, weil es gegen die Ordnung des Reiches sei, daß ein Fürst zwei Herzogthümer verwalte; allein Heinrich wollte sich dem neuen Könige nicht beugen. Da ward er in die Acht erklärt, seine beiden Herzogthümer wurden ihm genommen und Baiern wurde dem Markgrafen Leopold von Oestreich, dem Halbbruder König Konrads von mütterlicher Seite, Sachsen aber Albrecht dem Bären von Brandenburg gegeben. Heinrich selbst starb bald darauf und hinterließ einen zehnjährigen Sohn, den nachher so berühmten Heinrich den Löwen, welchen Albrecht, auf Konrads Verlangen, das Herzogthum Sachsen, welches er noch nicht hatte erobern können, — so treu hing es an dem welfischen Hause, — förmlich wieder abtrat und dagegen seine Erbgüter in der Mark als eine, von dem Herzogthum unabhängige, gefürstete Markgrafschaft besitzen durfte.

Auch in Baiern kämpfte der Graf Welf von Altorf, der Bruder Heinrichs des Stolzen, noch immer gegen das Haus Oestreich und nicht ohne Glück. Als er aber im Jahre 1140 wagte, sich dem König Konrad selbst bei Weinsberg entgegenzustellen, wurde er in einer Schlacht besiegt. In dieser Schlacht soll der Name der Welfen und Weiblinger zuerst als Parteiname gehört sein; denn das Feldgeschrei der Schaaren war auf der einen Seite: Hie Welf! und auf der andern, Hie Weiblingen! — Nach der Schlacht mußte sich auch die schon lange belagerte Stadt Weinsberg ergeben. Der über ihren langen Widerstand erbitterte König hatte beschlossen, sie mit Feuer und Schwert zu zerstören, doch gestattete er den Frauen in der Stadt, vorher auszuziehen und ihre liebsten Kleinodien mitzunehmen. Und siehe, als der Tag herannahte und die Thore aufgethan wurden, zogen die Frauen in langen Reihen hervor und eine jede trug ihren Eheherrn oder sonstigen lieben Anverwandten auf dem Rücken. Dieses Schauspiel rührte den König so sehr, daß er nicht nur die Männer, sondern auch die ganze Stadt verschonte [1]).

Als König Konrad eben nach Italien gehen wollte, um dort das kaiserliche Ansehen von neuem zu befestigen, kam die Nachricht in Europa an, daß die Ungläubigen das heilige Land bedrohten und schon die feste Stadt Edessa am Euphrat, eine Schutzwehr an der Grenze, erobert und zerstört hätten. Da sandte der Papst Eugen III. Ermahnungsschreiben an alle Könige und Fürsten, daß sie den Christen im Morgenlande zu Hülfe kämen; und ein frommer und eifriger Mann, der Abt Bernhard von Clairvaux in Frankreich, den seine Zeitgenossen wie einen Heiligen verehrten, zog umher und predigte so gewaltig, daß viele Tausende sich das Kreuz anheften ließen. Als er vor dem Könige Ludwig VII. von Frankreich redete, war die Menge derer, die das Kreuz annahmen, so groß, daß Bernhard auch noch seine Kleider zerschneiden mußte, um Kreuze daraus zu verfertigen; und auch der König nebst seiner Gemahlin Eleonore beschlossen den Zug. Nun wandte sich Bernhard nach Deutschland, um den König Konrad zu bewegen. Der weigerte sich lange und zog vor dem Abte

1) Diese Erzählung haben wir von einem Zeitgenossen im Chron. St. Pantaleonis.

weg von Frankfurt nach Speier, weil er bedenken mochte, wie viel noch in seinem eigenen Reiche zu ordnen sei. Aber Bernhard ließ nicht ab von ihm und zog ihm nach gen Speier, und hier geschah es, daß mitten in seiner Predigt Konrad plötzlich aufstand und mit weinenden Augen ausrief: „Ich erkenne die großen Wohlthaten, die mir Gott erzeigt hat, und will mich nicht länger weigern, sondern bin bereit, ihm zu dienen, weil ich doch von ihm selbst dazu ermahnt werde.“ — Bernhard heftete ihm sogleich das Kreuz an und übergab ihm die auf dem Altare liegende Fahne. Auch Friedrich, Konrads Brudersohn, der nachherige Friedrich I., und sogar der alte Herzog Welf, der sich mit Konrad versöhnte, nahmen das Kreuz. Es wurde ein sehr großes Heer gesammelt, so daß allein 70,000 Gewappnete gezählt wurden.

Aber ein glänzender Anfang menschlicher Unternehmungen verbürgt nicht immer das glückliche Ende. Lauter Unfälle bezeichneten den großen Zug. Als sich (1147) das Heer bei Konstantinopel, nicht weit vom Hellespont, an einem kleinen Flusse in höchst anmuthiger Gegend gelagert hatte, um sich von den Beschwerden des Weges zu erholen und das Fest der Geburt Mariä zu feiern, schwoll beim Anbruch des Tages durch Wolkenbruch und Sturm der Fluß so an, daß das ganze Lager überschwemmt wurde und viele Menschen und Pferde ertranken. Und als man nun über die Meerenge nach Asien hinübergesetzt war, führten treulose griechische Wegweiser das Heer in Gegenden, welche die Türken vorher verwüstet hatten; was man mitgenommen hatte, war bald aufgezehrt und die griechischen Städte, an welche der Zug kam, ließen Niemand ein. Da flehte dann mancher zu denen, die auf der Mauer waren, um Brod und zeigte sein Geld; und jene ließen Stricke herab, zuerst das Geld heraufzuziehen. Dafür gaben sie so viel sie Lust hatten; oft aber auch gar nichts, und oft nur ein wenig Mehl, welches mit Kalk vermischt war. So mußten Tausende in Hunger und Elend umkommen; und noch mehrere erreichte das Schwert der leichten türkischen Reiter, welche den Deutschen nicht Tag und Nacht Ruhe gestatteten und sich doch auch nicht in einen regelmäßigen Kampf mit ihnen einließen, wonach diese herzlich verlangten. Also kam Konrad nach tausend Gefahren, nachdem er auf das Ritterlichste gekämpft und vierzehn Tage und Nächte die Rüstung nicht abgelegt hatte, nur mit dem zehnten Theile seines Heeres auf seinem Rückzuge nach der Meeresküste in der Gegend von Edessa zu dem Heere des Königs Ludwig von Frankreich, welches indeß nachgerückt war. Man beschloß, daß der kleine Rest des deutschen Kreuzheeres mit den Franzosen ziehen sollte, der König Konrad aber kehrte für die Wintermonate zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Konstantinopel zurück. Es war schon spät im Herbste, als das vereinigte Heer weiter zog und, statt mitten durch Kleinasien zu gehen, auf welchem Wege die Deutschen so unglücklich gewesen waren, den Weg an der Seeküste hin auf Smyrna und Ephesus wählte. Allein es ging diesem Heere nicht besser als dem deutschen. In den Grenzgebirgen zwischen Phrygien und Pamphylien erlitt der Haupttheil des Heeres, bei welchem König Ludwig selbst war, eine gänzliche Niederlage durch die Türken, weil die Vorhut zu weit vorgerückt war und die Höhe des Bergpasses nicht besetzt hatte; und fast nur durch ein Wunder entkam der König mit wenigen Begleitern zu dem andern Theile seines Heeres. Und auch dieser Theil wurde durch Hunger und Krankheiten bald so geschwächt, daß der König sich entschloß, von der Seestadt Attalea aus mit

einer auserwählten Schaar zu Schiffe nach Antiochien zu gehen. Der übrige Theil der Kreuzfahrer sollte, nach einem Vertrage, von den Griechen zu Lande weiter geführt werden; allein durch die Treulosigkeit derselben und die Waffen der Türken ging er fast gänzlich zu Grunde.

Im Anfange des J. 1148 kamen endlich der König Konrad von Konstantinopel aus zu Schiffe und der König Ludwig von Antiochien aus nach Jerusalem und wurden von dem Könige Balduin mit großer Feierlichkeit empfangen. In Andacht und Gebet besuchten sie die heiligen Orte, aber dieses war auch der einzige Gewinn von der großangelegten Kreuzfahrt. Denn die letzte Unternehmung, die man mit Hülfe der einheimischen christlichen Fürsten und einiger aus Frankreich und Italien nachgekommenen Schaaren wagte, die Belagerung von Damaskus, mißlang durch die traurige Eifersucht der christlichen Landesfürsten. Persönlich erntete König Konrad bei diesem Zuge in's Morgenland den Ruhm eines tapferen Ritters und Heerführers ein, welchem die außerordentlichsten Thaten zugeschrieben wurden, wie er denn z. B. bei Damaskus einem geharnischten Feinde mit einem Hiebe den Kopf, Hals und die linke Schulter gespalten haben soll. Sein Aeußeres entsprach überhaupt seinem kräftigen Charakter; er war von schöner, männlicher Gestalt und solcher Stärke des Armes, daß er auch als Ritter in der Schlacht allen Seinigen voranleuchtete.

Mit geschwächter Gesundheit kehrte Konrad nach zweijähriger Abwesenheit aus dem Morgenlande zurück und starb bald darauf im J. 1152 zu Bamberg, als er sich eben zu einem Zuge nach Italien rüstete, um dort auch die Kaiserkrone auf sein Haupt setzen zu lassen. Er war ein tapferer, großherziger und edler Mann, der von Allen geachtet wurde. Zu seinem Nachfolger empfahl er nicht seinen jungen Sohn Friedrich, der dem Reiche noch nicht vorstehen konnte, — sein ältester Sohn Heinrich war kurz vor ihm gestorben, — sondern seinen tapfern Neffen, Friedrich von Schwaben, der auch den Kreuzzug mitgemacht hatte und im kräftigen Mannesalter von 31 Jahren stand. Er wurde einstimmig zu Frankfurt erwählt.

48. Kaiser Friedrich Barbarossa. 1152—90.

Dieser Friedrich, der erste seines Namens, war einer der gewaltigsten unter den alten Kaisern, hochgesinnt, tapfer, mit eisernem, unbiegsamem Willen und trotziger Kraft. Auch in seinem Körper zeigte sich der großartige Geist. Seine Gestalt war männlich kraftvoll, die Gliedmaßen wohl gebaut und stark; blonde Locken bedeckten die hohe Stirn, und unter ihr blickten die scharfen, durchdringenden blauen Augen. Die feinumrissenen Lippen und das kräftige Kinn schmückte, nach alter Fürstensitte, ein hochgelber Bart, und nach ihm hat er seinen Beinamen Barbarossa, auf Deutsch Rothbart, erhalten. Jugendlich frische Röthe und natürliche Freundlichkeit gaben dem Gesichte den heitern Ausdruck, welcher die Gemüther anzieht; aber der feste, stolze Gang und die ganze Haltung des Körpers zeigten wiederum den gebornen Herrscher.

Schon als Jüngling hatte er Thaten verrichtet, die den großen Mann verkündigten; dazu gehörte er von väterlicher Seite zu dem weiblingischen, von mütterlicher zu dem welfischen Geschlechte; — er war Geschwisterkind mit Heinrich dem Löwen; — man hoffte von ihm, er werde den Streit beider Häuser vergessen machen, und wirklich war auch eine seiner ersten Handlungen in Deutschland zu Gunsten des welfischen Hauses. Er sprach

nämlich im J. 1154 das Herzogthum Baiern Heinrich dem Löwen, dem Sohne Heinrich's des Stolzen, wiederum zu, so daß derselbe von Neuem Sachsen und Baiern zusammen besitzen sollte, wodurch er der mächtigste Fürst in Deutschland wurde. Der Markgraf Heinrich, genannt Jasomirgott, von Oestreich, welcher nach seines Bruders Leopold Tode Herzog von Baiern geworden war, wollte dieses Land zwar nicht abtreten; allein 1156 brachte ihn Friedrich doch zur Entsagung und entschädigte ihn dadurch, daß er Oestreich, diese altbaierische Markgrafschaft, von Baiern getrennt zu einem eigenen Herzogthume erhob und mit großen Rechten und Freiheiten beschenkte. Das Herzogthum sollte nicht nur in männlicher, sondern sogar in weiblicher Linie erblich sein und der Herzog zu den ersten Reichsfürsten gehören[1]); er brauchte sich nur in seinem eigenen Lande belehnen zu lassen und nur an Reichszügen gegen die Ungarn Theil zu nehmen; ohne seine Einwilligung galt keine fremde Rechtspflege in Oestreich u. s. w. Die Aussöhnung der ersten Fürstenhäuser in Deutschland erregte allgemeine Freude, und Friedrich baute nun um so fester auf die Hülfe seines Jugendfreundes, Heinrich's des Löwen, zu seinen Unternehmungen, die besonders auf Herstellung der kaiserlichen Gewalt in Italien gerichtet waren. — Auch in den andern Angelegenheiten des Reichs trat der neue Kaiser sogleich mit Kraft auf, brach die Burgen der Raubritter, ließ diese selbst hinrichten und zeigte sich überall als einen Beschützer der Ordnung und des Rechtes im deutschen Volke. Ein gleichzeitiger Geschichtschreiber sagt daher von ihm: „Es habe geschienen, als gäbe er Menschen, Himmel und Erde eine neue, friedlichere Gestalt.“ —

Die Nachbarländer Deutschlands boten ihm ebenfalls Gelegenheit dar, den kaiserlichen Namen mit neuem Ruhme zu umgeben. — Auf seinem ersten Reichstage zu Merseburg im J. 1152 entschied er den Streit der beiden dänischen Fürsten Sven und Knud um das Königreich Dänemark; Knud erhielt Seeland als Lehen von Sven, Sven aber die Krone, die ihm Friedrich selbst aufsetzte, und der König gelobte ihm dafür Lehnspflicht. Dasselbe mußte im J. 1157 der König Boleslaw von Polen von neuem thun, den er durch einen kräftigen Feldzug nach Schlesien dazu zwang. Den Herzog Wladislaw von Böhmen erhob er, wegen seiner treuen Lehnsfolge in dem eben genannten polnischen Feldzuge, zum Könige, — solchen Titel konnte nur der Kaiser ertheilen. Der König Geisa von Ungarn erneuerte seine Lehnspflicht und erfüllte sie auf Friedrich's zweitem italienischen Zuge. In Burgund endlich, welches dem deutschen Reiche ziemlich entfremdet worden war, befestigte Friedrich dessen Einfluß von Neuem durch seine eigene Heirath mit der Erbtochter von Hochburgund, Beatrix, wodurch er zugleich diesen Theil des burgundischen Reiches an sein Haus brachte. Alle burgundischen Großen huldigten dem deutschen Reiche, und so stieg die alte Würde des Kaiserthums in neuem Glanze durch den kräftigen Herrscher der Deutschen empor.

Nur in Italien, dem alten Sitze der Weltherrschaft, war das Ansehen des Kaisers gesunken und Friedrich hat es durch die heldenmüthigsten Kämpfe nicht ganz wieder herstellen können. Die großen Städte in diesem Lande waren seit der schwachen und verworrenen Regierung Heinrich's IV.

---

1) Er soll den alten palatinis archiducibus (Pfalz-Erzfürsten) gleich sein, steht in der Urkunde. Von diesem Ausdrucke nannten sich seit Rudolph IV. die Herzöge von Oestreich Erzherzöge.

übermüthig geworden und übten nur mit Widerwillen selbst den billigen Gehorsam gegen den Oberlehnsherrn; vor allen war das Haupt der lombardischen Städte, das mächtige Mailand, hochfahrend und trotzig. Mailand strebte seit dem Anfange des 12. Jahrh. mit solcher Kraft und Beharrlichkeit empor, daß man glauben konnte, das alte Rom habe seinen Geist hierher verpflanzt. Es unterwarf sich nach und nach mehrere der benachbarten Städte, namentlich Lodi und Como, und verachtete dabei die Befehle der Kaiser mit solchem Uebermuthe, daß man sogar einem kaiserlichen Schreiben, welches Friedrich im J. 1153 erließ, die Siegel abriß und sie mit Füßen trat. Da zog der Kaiser im J. 1154 über die Alpen und hielt, nach alter Sitte der langobardischen Könige, auf den roncalischen Feldern am Poflusse den ersten großen Reichstag; und als nun die Klagen vieler anderen Orte gegen die Bedrückungen jener stolzen Stadt sich erhoben, die sich sogar erfrechte, ihm eine Geldsumme zu bieten, wenn er ihre Herrschaft über Como und Lodi bestätigen wollte, da entbrannte er in seinem Zorne und beschloß, harte Strafe an ihr zu üben. Sie selbst zu belagern, unternahm er diesesmal noch nicht, weil er zu so wichtigem Kriege nicht gerüstet war; aber brach mehrere ihrer Burgen und eroberte die mit ihr verbündeten Städte Asti und Tortona.

Die Beschlüsse des roncalischen Reichstages waren der kaiserlichen Macht sehr günstig:

1) Bestätigung und Einsetzung der Bürgermeister in den Städten;

2) Einnahme von allen Regalien: Münze, Zoll, Markt, Bergbau, Salinen, Mühlen, Fischereien, Confiscationen, Abgaben zu den Römerzügen;

3) Alles Recht ist nur bei kaiserlichen Richtern zu nehmen.

Ja, die alte Idee des dominium mundi, welches von den alten römischen Kaisern auf die deutschen als deren Nachfolgern überkommen sei, so daß ihr Wille Gesetz für die ganze Christenheit sei, wurde aufgefrischt.

Zu Pavia ließ er sich am 18. April 1155 zum König der Lombardei krönen und rückte dann schnell gegen Rom. Hier war Uneinigkeit zwischen dem Papst und dem Volke, welches in einem Taumel der Freiheit unter dem kühnen Geistlichen Arnold von Brescia die alte römische Republik wieder herstellen wollte. Keine von beiden Parteien wußte, wem zu Gunsten der Kaiser komme. Der Papst Hadrian IV. flüchtete nach dem wohlbefestigten Castellana, kam aber bald, als der Kaiser ihm Sicherheit zugeschworen, in's deutsche Lager. Bei seiner Ankunft erwartete Hadrian, (der als Bettelknabe aus seinem Vaterlande, England, gewandert war und sich bis zum Papste aufgeschwungen hatte), Friedrich werde ihm, wie frühere Kaiser dem Papste gethan, den Steigbügel halten; und als er es nicht that, flohen die den Papst begleitenden Kardinäle eilends nach Castellana zurück, indem sie solche Versäumniß als ein böses Zeichen der kaiserlichen Gesinnung ansahen. Hadrian aber stieg von seinem Maulthiere und setzte sich auf den bereitstehenden Sessel; und nun warf sich Friedrich vor ihm nieder und küßte seine Füße. Da faßte der Papst wieder Muth und machte dem Kaiser Vorwürfe, daß er ihm vorhin die schuldige Ehrerbietung nicht erzeigt; und dieser, der seine Ehre in größeren Dingen suchte, gab in der Kleinigkeit gern nach, als seine Fürsten ihn versicherten, daß auch der Kaiser Lothar dem Papste Innocenz II. gleiche Ehre erwiesen habe. Die Ceremonie des Absteigens wurde daher am folgenden Tage wiederholt; der Kaiser ging dem Papste entgegen und hielt ihm den Steig-

bügel. So erzählen römische Urkunden. Deutsche Schriftsteller dagegen, namentlich Helmold, berichten, der Kaiser habe gleich beim ersten Absteigen dem Papste den Bügel gehalten, aber aus Versehen statt des rechten den linken, und der Papst habe ihm deshalb den Friedenskuß verweigert. Auf die Entschuldigung des Kaisers, daß er aus Unwissenheit gefehlt, weil er eben nicht viel Fleiß auf's Bügelhalten verwendet habe, erwiederte der Papst: „Wenn der Kaiser aus Unwissenheit das Kleinere vernachlässigt, wie wird er das Wichtigere beobachten?" — Auf Zureden der Fürsten gab der Kaiser nach und beide umarmten sich als Freunde.

Friedrich ging darauf nach Rom und wurde den 18. Juni 1155 in der Peterskirche als Kaiser gekrönt. — Mit den Römern kam es noch zum Kampfe, denn sie wollten sich weder dem Papste noch dem Kaiser unterwerfen; die Gewalt der Waffen, besonders die Tapferkeit Heinrich's des Löwen, brachte sie aber bald zur Ruhe.

Dann zog Friedrich, unter wiederholten Kämpfen mit der Treulosigkeit der Italiener, zurück nach Deutschland. Es entstanden aber bald wieder Streitigkeiten mit dem Papste, welcher im Vertrauen auf den Beistand des normännischen Königs Wilhelm von Neapel und Sicilien dem Kaiser einen Brief voller Vorwürfe schrieb; und sein Legat, der Kardinal Roland (der nachherige Papst Alexander III.) sprach sogar in der deutschen Fürstenversammlung die anmaßenden Worte: „Von wem hat denn der Kaiser das Reich, wenn nicht vom Papste?" Da wollte der erzürnte Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, welcher dem Kaiser das bloße Schwert vortrug, dem Legaten den Kopf spalten, weil er der deutschen Fürsten Ehre hart gekränkt glaubte; Friedrich aber hielt ihn von solcher That des Zornes zurück; jedoch gebot er den Gesandten, in der Frühe des folgenden Tages nach Rom zurückzukehren. Auf die Beschwerde des Papstes antworteten die deutschen Bischöfe: Sie hätten sich alle Mühe gegeben, die Sache auf die beste Weise zu vermitteln; der Kaiser habe ihnen aber mit festem Ernste die Antwort gegeben: „Zwei Dinge sind es, nach welchen unser Reich muß regiert werden: die Gesetze der Kaiser und der gute Gebrauch unserer Vorfahren; die Grenzen wollen wir weder noch können wir überschreiten. Unserm Vater, dem Papste, erzeigen wir gern die schuldige Ehrerbietung, unsere freie Krone des Reichs aber schreiben wir bloß einer göttlichen Wohlthat zu." Sie bäten nun den heiligen Vater inständig, den Zorn ihres Herrn, des Kaisers, durch ein milderes Schreiben zu besänftigen.

Der Streit zwischen Kaiser und Papst dauerte indeß nach kurzer Aussöhnung fort, bis zu Hadrian's Tode im J. 1159; und von da an wurde die Sache noch verwickelter, weil die kaiserliche Partei Viktor III., die entgegengesetzte aber Alexander III. wählte, denselben, welcher als Kardinal auf der Reichsversammlung so kühne Worte gesprochen hatte. Beide Päpste sprachen gegen einander den Bann aus und suchten ihre Parteien durch alle Mittel zu verstärken.

49. Kaiser Friedrich und die lombardischen Städte.

a. Der Kampf mit Mailand. — Schon im J. 1158 hatte Kaiser Friedrich einen neuen großen Heereszug nach Italien bereitet, nachdem die Mailänder in dem vorhergehenden Jahre die, dem Kaiser ergebene, Stadt Lodi in einen Aschenhaufen verwandelt hatten. Alle deutschen Fürsten,

so auch die Ungarn und der neuernannte König von Böhmen, leisteten die Heeresfolge, so daß ein Heer zusammen kam, wie noch nie ein Kaiser nach Italien geführt hatte; es war 100,000 Mann zu Fuß und 15,000 zu Pferde stark. Um Pfingsten brach es aus dem großen Lager bei Augsburg auf und zog über die Alpen. Fast alle Städte Norditaliens demüthigten sich bei dem Anblicke einer solchen Macht und schlossen sich an den Kaiser an; das ungehorsame Mailand wurde in die Acht gethan und mußte sich nach kurzer Belagerung dem zürnenden Herrscher unterwerfen. Demüthig flehend erschienen die Mailänder vor ihm in einem den Deutschen ungewohnten Aufzuge: Geistliche mit dem Erzbischof an ihrer Spitze und Weltliche kamen barfuß und in schlechter Kleidung gezogen, die erstern indem sie Kreuze in die Höhe streckten, die Konsuln und der Adel mit Schwertern auf dem Nacken, die übrigen mit Stricken um den Hals; so fielen sie dem Kaiser zu Füßen, und dieser, welcher nur ihre Unterwerfung wollte, verzieh ihnen, indem er ihnen sagte: „sie möchten nun erkennen, daß er leichter durch Gehorsam als durch Waffen zu besiegen sei.“ Darauf ließ er sie Treue schwören und versprechen, daß sie die kleineren Städte nicht an ihrer Freiheit kränken wollten, nahm dreihundert Geißeln und setzte ihnen einen kaiserlichen Adler auf ihren Domthurm.

Allein ihre Demuth war nur äußerlich und ein Werk der Noth gewesen und dauerte so lange, als des Kaisers Macht sie schreckte. Denn als er nun, den noch so eben auf einem großen roncalischen Reichstage mit Hülfe der berühmtesten Rechtslehrer aus Bologna erörterten und bestätigten kaiserlichen Rechten gemäß, im folgenden Jahre einen kaiserlichen Podesta neben die Bürgermeister in Mailand setzen wollte, fielen die Bürger über seinen Kanzler Rainald, den Pfalzgrafen Otto und die übrigen Gesandten mit solcher Wuth her, daß diese nur mit genauer Noth das Leben retten konnten. Zur Rechtfertigung aufgefordert, brachten sie lauter nichtige Entschuldigungen vor und auf die zweite und dritte Vorladung erschienen sie gar nicht. Da sprach der Kaiser von Neuem des Reiches Acht über Mailand aus und gelobte in seinem Zorne, so lange seine Krone nicht wieder auf das Haupt zu setzen, bis er die übermüthige Stadt zertrümmert habe.

Der Krieg begann mit aller Erbitterung der damaligen Zeit. Er zog sich indeß in die Länge, theils weil Friedrich mit der streitigen Papstwahl sehr beschäftigt war, theils weil die kaiserlichen Heere, wenn der Aufenthalt in Italien mehrere Jahre dauerte, sich schnell durch das Zurückziehen der Vasallen verminderten. Die Mailänder suchten, — so wurde ihnen allgemein Schuld gegeben, — selbst in Mordversuchen gegen den sie bedrohenden, mächtigen Kaiser ihre Rettung. Gewiß ist wenigstens, daß ein überaus starker Mann den Kaiser plötzlich anfiel, als er in einer schönen einsamen Gegend an der Adda sein Morgengebet verrichtete, und ihn in den Fluß zu stürzen suchte. Im Ringen fielen beide zur Erde und auf das Rufen des Kaisers kamen seine Diener herbei. Der Mörder wurde selbst in die Fluten gestürzt. — Bald darauf schlich sich ein alter ungestalteter, schielender Mann mit vergifteten Waaren, deren Berührung schon tödtlich sein sollte, in's Lager. Der Kaiser, gewarnt, ließ ihn ergreifen und hinrichten. — Sein Heer hatte sich indeß durch neuen Zuzug unter Heinrich dem Löwen und seinem Oheim Welf wieder verstärkt, und mit diesem belagerte er zuerst im J. 1160 die Stadt Crema, welche mit Mailand im Bunde war und standhaft den Gehorsam verweigerte. Sieben

Monate vertheidigten sich die Einwohner mit beispielloser Hartnäckigkeit, dann mußten sie sich ergeben. Die Stadt wurde der Erde gleich gemacht und die Einwohner mußten in andere Orte wandern.

Die starke Stadt Mailand aber konnte Friedrich erst im dritten Jahre des Krieges, 1162, bezwingen, nachdem viel Blut von beiden Seiten geflossen war. Seine Langmuth war erschöpft, die Gnade hatte die kühnen Bürger nur noch übermüthiger gemacht; er beschloß, durch ein hartes Strafgericht den Geist der Widerspänstigkeit zu schrecken. An dreien Tagen, den 1., 3. und 6. März zogen die Konsuln und Vornehmen der Stadt in immer größerer Zahl, und am dritten mit ihnen das ganze Volk in hundert Schaaren abgetheilt, in das kaiserliche Lager vor Lodi und wiederholten im Angesichte dieser, von ihnen verachteten und gemißhandelten, Stadt das Schauspiel ihrer Demüthigung mit Kreuzen, mit Schwertern und Stricken am Halse und mit bloßen Füßen. Mehr als hundert Fahnen der Stadt wurden am letzten Tage vor dem kaiserlichen Throne niedergelegt, und zuletzt das Hauptbanner der Stadt, das Carocium[1]), herangefahren. Der hohe Baum desselben, mit seinen eisernen Blättern, wurde zum Zeichen der tiefsten Demüthigung vor dem Kaiser niedergebeugt; die neben ihm sitzenden Fürsten und Bischöfe sprangen auf, aus Furcht, von dem mächtigen Baume erschlagen zu werden; Friedrich aber riß den Saum der Fahne herunter. Da stürzte alles Volk mit lautem Jammer zu Boden und flehte um Gnade. Die Konsuln der Stadt, selbst Große aus des Kaisers Gefolge, flehten für die Stadt; allein der Kaiser blieb unbewegt und ließ durch seinen Kanzler Rainald die Urkunde vorlesen, durch welche sich die Stadt auf Gnade oder Ungnade ergab. Dann sprach er: „Ihr habt nach dem Gesetze das Leben verwirkt; das will ich euch schenken. Das Schicksal der Stadt aber werde ich so bestimmen, daß ihr künftig nicht wieder ähnliche Verbrechen begehen könnt.“ Darauf zog er nach Pavia, um auf einer großen Versammlung deutscher und italienischer Bischöfe, Herren und städtischer Abgeordneter das Schicksal Mailands zu entscheiden.

Der Spruch ging dahin: „Mailand soll geschleift werden und die Einwohner binnen acht Tagen auswandern, um sich an vier Flecken ihres Gebietes, immer zwei Meilen auseinander, niederzulassen, wo sie unter der Aufsicht kaiserlicher Beamten leben sollen.“ — Nun hatte die Stadt Mailand in ihrem Uebermuthe viele andere Städte hart gekränkt: Como, Lodi, Pavia, Vercelli, Novara und andere; die baten es sich jetzt zu besonderer Gnade aus, daß sie die Mauern der stolzen Stadt niederreißen durften; und so geschah es, daß durch die Stärke ihres Hasses in sechs Tagen vollbracht wurde, worauf gedungene Arbeiter wohl Monate verwendet hätten. Denn, wenn gleich die größeren, palastähnlichen Häuser und die Kirchen wohl nicht niedergerissen wurden, wie spätere übertriebene Berichte gesagt haben, so wurden doch die mächtigen Mauern und Thürme der Stadt zerstört, die Festungsgräben ausgefüllt, und die lebendige, prachtvolle Stadt glich, nach

---

1) Auf einem mit Eisen beschlagenen Wagen erhob sich ein eiserner Baum mit eisernen Blättern; die Spitze des Baumes schmückte ein eisernes Kreuz, auf dessen Vorderseite der segnende Ambrosius, Mailands Schutzheiliger, abgebildet war. Die Farbe des Wagens war roth, und die vier Paar Stiere, welche ihn zogen, ebenfalls mit rothen Decken behangen. Vor dem Auszuge wurde auf dem Wagen selbst ein Hochamt gehalten; das ganze Heiligthum war eine Nachahmung der Israelitischen Bundeslade.

der Vertreibung der jammernden Einwohner, einem Todtenhause[1]). Da setzte Kaiser Friedrich am Osterfeste, bei einem glänzenden Mahle zu Pavia, seine Krone wieder auf und verließ bald darauf Italien.

b) Der lombardische Städtebund. 1167. — Aber auch an Friedrich sollte offenbar werden, daß des Glückes Wechsel selbst den Mächtigsten treffen kann und daß keine Gewalt es zu fesseln vermag, außer der eigenen Weisheit und Mäßigung im Gemüthe. Die Strafe war zu hart gewesen; und wenn auch dieses mit der Rauhigkeit und den stärkern Leidenschaften jener Zeit entschuldigt werden kann, so fehlte doch Friedrich darin, daß er die Mailänder und die andern Städte in Norditalien von nun an nicht gelinde und nach billigen Gesetzen behandeln ließ. Seine Statthalter drückten das Land schwer, vielleicht ohne seinen Willen; aber er achtete der Klagen, die vor ihn gebracht wurden, nicht gehörig. Zugleich setzte er den Kampf gegen die immer mächtiger werdende Partei des Papstes Alexander über die Gebühr fort, indem er den Tod seines Papstes Victor im J. 1164 nicht zur Versöhnung mit Alexander benutzte, sondern auf einem dritten italienischen Zuge die Wahl eines neuen Gegenpapstes, Paschal's III., bestätigte. Friedrich bedachte nicht, daß seine Gegner durch die vereinigte Begeisterung für bürgerliche Freiheit und für ihre kirchliche Partei eine unbesiegbare Kraft erhielten. Die lombardischen Städte verbanden sich immer enger unter einander und selbst solche neigten sich vom Kaiser ab, die vorher Mailands Feinde gewesen waren; denn jetzt, da ihre Feindin zu Boden lag, fühlten sie Mitleid mit ihr. Der gefährlichste Feind des Kaisers war aber der kühne und staatskluge Papst Alexander, dem es nach zweijährigem Aufenthalte in Frankreich gelungen war, die Römer für sich zu gewinnen und in seine Hauptstadt zurückzukehren. Daher zog Friedrich im J. 1166 zum vierten Male nach Italien, und nachdem er das Nöthigste in Norditalien geordnet hatte, im J. 1167 gegen Rom. Die Römer wurden leicht aus dem Felde geschlagen und die Stadt selbst belagert. Man kämpfte vorzüglich um die Kircheu, die gleich Festungen vertheidigt wurden, und in der Hitze des Streites geschah es, daß die Deutschen Brandfackeln in die Marienkirche, die dicht an der Peterskirche lag, warfen und daß die Flammen bis an die letztere drangen, welche in der allgemeinen Bestürzung von dem schwäbischen Herzog Friedrich eingenommen wurde. Der Papst Alexander floh heimlich, in der Kleidung eines Pilgrims, aus der Stadt, als die Römer über seine Beharrlichkeit zu murren anfingen; man sah ihn am dritten Tage bei einem Brunnen, unfern Circello; dann entkam er nach Benevent. Friedrich aber wurde, nebst seiner Gemahlin, am 1. August 1167 von seinem Papst Paschalis in der Hauptkirche der Christenheit von neuem gekrönt. Aber gleich darauf brach eine Seuche unter den Deutschen aus, so furchtbar, daß ein großer Theil des Heeres und eine Menge der Vornehmsten weggerafft wurden. Es war an einem Mittwoch im Augustmonat, als die Krankheit ausbrach; die Hitze war schon lange außerordentlich angreifend und verzehrend gewesen; an diesem Tage war am Morgen

---

1) Bei dieser Verwüstung von Mailand sind auch manche Heiligthümer aus den verödeten Kirchen hinweggeführt. Unter andern brachte der Erzbischof Rainald die Gebeine der heiligen drei Könige mit großer Feierlichkeit über die Alpen nach der Stadt Köln. Der König von Böhmen nahm die Leuchter aus dem Jerusalem'schen Tempel mit sich.

heller Sonnenschein, dann kam plötzlich ein Regen, und darauf wieder glühende Hitze. Die daraus sich erhebenden Dünste erzeugten die schreckliche Seuche. Die Menschen starben so plötzlich, daß sie oft, wenn sie am Morgen noch gesund waren, am nämlichen Tage, während des Gehens auf der Straße, todt niederfielen; ja manche, welche die Todten begruben, stürzten plötzlich mit in die Gruft. Man zählte acht Bischöfe, unter ihnen den Erzbischof Rainald von Köln, des Kaisers tüchtigen Kanzler, vier Herzöge, unter denen des Kaisers Vettern, Friedrich von Rothenburg und Welf der jüngere waren, und mehrere Tausende edler Grafen und Herren. Da schrie das Volk: „Das ist Gottes Strafe für die Flammen der Peterskirche!“ — Der Kaiser war genöthigt, mit den Ueberbleibseln seines Heeres, die mit bleichen Gesichtern und ausgefallenen Haaren gleich Schatten einherschlichen, nach Pavia zurückzuziehen und im nächsten Frühjahr, mit wenigen Begleitern, heimlich und verkleidet, wie ein Flüchtling Italien zu verlassen. Die Städte aber erhoben ihr Haupt. Schon hatten sie in demselben Jahre 1167, fast im Angesichte des Kaisers, während er vor Ancona lag, einen förmlichen Bund mit einander geschlossen; ja, sie wagten es, nachdem Mailand fünf Jahre verödet gewesen war, am 27. April 1167 die Einwohner wieder in ihre alte Stadt zurückzuführen. Schnell waren Gräben und Wälle und die alten Mauern hergestellt, und darinnen arbeitete ein jeder, sich seine Wohnung neu einzurichten. Denn so groß und stark war die alte Stadt gewesen, daß bei der Zerstörung doch noch Theile der Mauer, viele Häuser, und die Kirchen fast alle stehen geblieben waren. Wie einst Athen nach der Zerstörung durch die Perser, so erhob sich auch jetzt Mailand durch die Hülfe der übrigen Städte schöner und stärker als vorher. Nachdem dieses geschehen, baute der lombardische Bund eine neue Stadt als Festung gegen den Kaiser, in einer unzugänglichen Gegend, von den Flüssen Tanaro und Bormida und von tiefen Sümpfen umgeben, und nannte sie, dem Kaiser zum Trotz und ihrem Papst zu Ehren, Alexandria. In Jahresfrist war die Stadt von 15,000 Kriegsmännern bewohnt. Die mächtigsten Städte nahmen an dem lombardischen Bunde Theil: Venedig, Mailand, Verona, Vicenza, Padua, Ferrara, Brescia, Cremona, Piacenza, Parma, Modena, Bologna, Treviso und Bergamo.

Friedrich war indessen in Deutschland nicht unthätig. Fast sieben Jahre verweilte er im Vaterlande, hielt das kaiserliche Ansehen mit der ganzen Kraft seines hohen Geistes aufrecht, schlichtete die innern Unruhen, namentlich den großen Streit in Norddeutschland zwischen Heinrich dem Löwen und seinen Gegnern, wovon weiter unten ausführlicher die Rede sein wird, und vermehrte zugleich die Macht seines Hauses durch mehrfache rechtmäßige Erwerbungen für seine fünf aufblühenden Söhne. Heinrich, der älteste, obgleich erst fünfzehn Jahre alt, wurde im J. 1169 zum römischen Könige gewählt; Friedrich erhielt das Herzogthum Schwaben und die Länder Welfs des älteren, welche dieser, nach dem Tode seines einzigen Sohnes, dem Kaiser vermacht hatte; — eine der Ursachen der jetzt entstehenden Kälte zwischen Heinrich dem Löwen und Kaiser Friedrich; — und seinem Beispiele folgten viele andere Grafen und Edle in Schwaben. Konrad, der dritte Sohn, erbte die Länder des kinderlosen Herzogs von Rothenburg; dem vierten Sohne Otto bestimmte Friedrich die Statthalterschaft von Burgund und Arles, und dem jüngsten, Philipp, welcher noch in der Wiege lag, mehrere eingezogene Krongüter und übernommene

kirchliche Leben. Das Geschlecht der Hohenstaufen stand, wie ein kräftiger, ästereicher Baum, festgewurzelt da.

c. Die Schlacht bei Legnano, 1176. — Nun richtete Friedrich seine Blicke wieder auf das noch immer ungehorsame Italien. Zwar wurden die deutschen Fürsten immer schwieriger, nach diesem wenig Heil bringenden Lande zu ziehen, aber durch seine siegende Beredsamkeit und unermüdete Thätigkeit brachte er doch wieder ein Heer zusammen und erschien im Herbste 1174 zum fünften Male in Italien. Er belagerte die Stadt Alexandria, welche ihm den Weg versperren sollte. Sieben Monate lag er vor der Stadt, wobei die Seinigen wiederum durch Krankheiten und Ungemach, im Lager auf sumpfigen Boden, den Winter hindurch sehr litten. Indeß hatten auch die lombardischen Städte ein Heer zum Entsatze gesammelt; wohlgerüstet zog dasselbe gegen Ostern 1175 heran. Der Kaiser beschloß einen letzten Versuch gegen die Stadt und ließ am Donnerstage vor Ostern stürmen. Schon drangen die Deutschen durch einen unterirdischen Gang mitten auf dem Marktplatze der Stadt aus der Erde hervor; aber die tapfere Besatzung verlor den Muth nicht. Zu ihrem Glücke stürzte der unterirdische Weg zusammen, die Eingedrungenen wurden übermannt und die von außen Stürmenden zurückgeschlagen. Da mußte der Kaiser die Belagerung aufgeben und so eilig eine andere Stellung suchen, daß er genöthigt war, das eigene Lager in Brand zu stecken.

Es ward darauf eine Zusammenkunft der Parteien zum Vergleiche nach Pavia verabredet. Der Kardinal von Ostia erschien im Namen des Papstes. Des Bannes wegen begrüßte er den Kaiser nicht, aber er bezeugte ihm seinen Schmerz darüber, indem er die Bewunderung seiner großen Eigenschaften aussprach. Beide Theile waren indeß noch zu wenig geneigt, von ihren Forderungen etwas nachzugeben. Besonders erhob es den Muth der Lombarden, daß gerade in diesem Augenblicke der mächtige Herzog Heinrich der Löwe, auf welchen der Kaiser vorzüglich gerechnet hatte, diesem seine Hülfe versagte. So zerschlugen sich die Verhandlungen wieder und die Lombarden ersahen sich den günstigen Augenblick und lieferten dem Kaiser, unter dem Hauptbanner des heiligen Ambrosius von Mailand, die entscheidende Schlacht bei Legnano, am 29. Mai 1176. Sie waren die Stärkeren an Zahl und hatten eine gute Stellung; ihr Heer war von einer Seite durch einen Graben umschlossen, der jede Flucht unmöglich machte. Als sie den Kaiser heranziehen sahen, traten sie in Schlachtordnung; der Mailänder Carocium stand in der Mitte, umgeben von dreihundert Jünglingen, die sich auf Leben und Tod verbunden hatten, es zu beschützen. Auch die Schaar des Todes, neunhundert Reiter, die einander den Todesschwur geleistet, standen zum Schutze bereit. — Die Schlacht begann, und bald wankte der eine lombardische Flügel, auch die Ordnung der Mailänder kam in Verwirrung. Der Kaiser drängte gerade auf die Mitte los, um das Carocium zu gewinnen; die Schutzschaar wich, der Deutschen Muth wuchs, sie bemeisterten sich des Caarociums und rissen das Feldzeichen herab. Allein in diesem Augenblicke ermannte sich die Todesschaar wieder und stürmte von neuem heran. Des Kaisers Fahnenträger sank an seiner Seite nieder, die Heerfahne mit ihm; doch der Kaiser in glänzender Rüstung kämpfte noch den Seinigen voran. Plötzlich stürzte auch er mit dem Streitrosse und verschwand. Da ergriff Alle Schrecken und Verwirrung; Friedrich's Heer litt eine gänzliche Niederlage, er selbst entkam nur mit wenigen Getreuen in

dem wilden Getümmel, unter dem Schutze der Nacht. Fast alle Bürger von Como, seine Bundesgenossen, von alten Kriegen wider Mailand erbittert, blieben auf dem Schlachtfelde. Zwei Tage hielt man den Kaiser für todt und selbst die Kaiserin legte Wittwentrauer an. Da erschien er zu aller Freude am dritten Tage in Pavia.

Hierauf begehrte der Kaiser den Frieden, indem er seinem Gegenpapst Calixt aufgab; und der Papst Alexander äußerte: „Daß ihm nichts erwünschter sei, als von dem größten Helden der christlichen Welt Frieden zu erhalten; er bitte um das Einzige, daß er ihn auch den Lombarden ertheile; er selbst wolle sich in jene Lande begeben." — Die beiden großen Gegner hatten sich gegenseitig achten gelernt; Friedrich wünschte eine Unterredung mit dem Papste und dieser begab sich nach Venedig. Seine Reise dahin glich einem Triumphzuge; man sah ihn als den Retter der Freiheit, als den Vater der italienischen Freistaaten an. Auch Friedrich kam im Juli 1177 dahin, und indem, wie ein alter Geschichtschreiber sagt, Gott sein Herz lenkte, daß er plötzlich den löwenartigen Stolz seines Gemüthes ablegte und mild und sanft wurde, wie ein Lamm, warf er sich vor den Füßen des Papstes, der seiner am Eingange der St. Marcuskirche wartete, nieder und küßte sie; und der Papst hob ihn mit Thränen auf und gab ihm den Friedenskuß und die Deutschen sangen dazu: „Herr Gott Dich loben wir!" Da nahm der Kaiser den Papst bei der Hand und führte ihn in die Kirche, und dieser ertheilte ihm den Segen. Am folgenden Tage aber hielt der Papst, auf ausdrückliches Verlangen des Kaisers, das Hochamt; und Friedrich, nachdem er selbst, gleichsam als Kirchendiener, dem heiligen Vater den Weg durch die Menschen gebahnt hatte, begab sich unter den Chor der deutschen Erzbischöfe und Bischöfe und hörte andächtig die Messe.

So milderten in diesen Tagen religiöse Gefühle den strengen Sinn des Kaisers, ohne daß er seiner Majestät etwas vergab; denn seine Demuth war freiwillig und erwarb ihm deshalb die allgemeine Achtung, und sein Betragen war aufrichtig und daher die Aussöhnung mit dem Papste vollkommen und dauernd. Von den durch das Wormser Concordat gesicherten kaiserlichen Rechten gab Friedrich nichts auf. Mit den Lombarden wurde, weil noch nicht alle Punkte des Vergleichs berichtigt werden konnten, zunächst ein Stillstand auf sechs Jahre geschlossen. Es mußten alle Rechte und Herkommen untersucht, die gegenseitigen Forderungen abgewogen, das Verhältniß der italienischen Städte zum Kaiser und Reiche neu geordnet werden; dazu bedurfte es der Zeit.

Der Kaiser ging im Jahre 1178 nach Arles, wo er sich förmlich zum Könige von Burgund krönen ließ, und kehrte von da nach Deutschland zurück, wo seiner eine andere Angelegenheit wartete.

50. Herzog Heinrich der Löwe.

Wie das hohenstaufische Haus in diesen Zeiten an seinem Kaiser ein mächtiges, hochstrebendes Haupt besaß, so das welfische an Heinrich dem Löwen, Herzoge von Baiern und Sachsen; und während Friedrich im Süden den großen Kampf gegen die italienischen Städte führte, erweiterte Heinrich seine Macht im Norden durch glückliche Kriege gegen die Wenden. — Heinrich war seinem Jugendfreunde Friedrich an Tapferkeit, Ausdauer und ritterlichem Sinne ähnlich; auch er war durch sein Aeußeres schon ausgezeichnet und sein kräftiger, durch jegliche Waffenübung abgehärteter,

Körper drückte den kühnen Muth seiner Seele aus. Doch, wie Friedrich in Haar und Farbe das Abbild seiner ächtgermanischen Abkunft an sich trug, so Heinrich das seiner Verwandtschaft mit dem südlichen Geschlechte der Welfen. Seine Farbe war dunkler, sein Haar und sein starker Bart schwarz, und von derselben Farbe die Augen in dem wohlgebildeten offnen Gesichte. Sein Name wurde bald furchtbar in den nordischen Gegenden. Er eroberte einen großen Theil von Holstein und Mecklenburg bis in Pommern und bevölkerte das Land, wie Albrecht der Bär mit den Marken gethan, durch Anbauer aus Brabant, Flandern und Deutschland; er legte Bisthümer und Stifter an, setzte allenthalben in diesem Lande Grafen und Richter, schuf Wälder und Sümpfe in fruchtbares Feld um und wurde so, indem er seine eigene Macht vergrößerte, Beförderer der Kultur im deutschen Norden. In dem Gebiete des Obotritenfürsten Niclot, welches er eroberte, legte er den Grund zu dem nachherigen Herzogthum Mecklenburg, indem er einem seiner Getreuen, Guazelio von Hagen, die von ihm gegründete Grafschaft Schwerin als Lehen des welfischen Hauses verlieh. Lübeck, im Jahre 1140 angelegt, der Sitz eines Bischofs, blühete herrlich auf, und sowohl dieses Bisthum, als die zu Schwerin und Ratzeburg, standen in Abhängigkeitsverhältnissen zu dem Herzog von Sachsen. Hamburg, von den Wenden zerstört, ward wieder aufgerichtet. So erstreckten sich seine Besitzungen von den Ufern der Ost- und Nordsee bis über die Donau in die südlichen Gebirge und waren ansehnlicher, als selbst die unmittelbaren Besitzungen des Kaisers. Auch München in Baiern hat er gestiftet im Jahre 1157.

Heinrichs Plan war, aus seinen beiden Herzogthümern ein politisches Ganze zu bilden, und wenn dieses gelingen sollte, so mußten die Rechte der geistlichen und weltlichen Großen in seinen Ländern möglichst eingeschränkt werden. Er ging dabei nicht ohne Ungerechtigkeiten zu Werke. So hatte der Graf Adolph III. von Holstein, der für das Aufblühen seines Landes sorgte, Salzwerke zu Oldesloe angelegt; Heinrich ließ sie durch Hinzuleitung von wildem Wasser zerstören, weil sein Salzwerk zu Lüneburg dadurch litt.

Als nun die Eifersucht und Unzufriedenheit der Großen, besonders der geistlichen Fürsten in seinem Gebiete, welche er in dieselbe Abhängigkeit von sich, wie von dem Kaiser, bringen wollte, immer lauter wurde, ließ er als Warnungszeichen einen großen, aus Erz gegossenen Löwen vor seiner Burg in Braunschweig aufrichten. Sie verstanden das Zeichen, und obwohl sie einzeln zitterten, versuchten sie es doch noch einmal, durch einen großen Bund seinem Fortschreiten Einhalt zu thun: die Erzbischöfe von Köln, Bremen und Magdeburg, die Bischöfe von Hildesheim und Lübeck, der Landgraf von Thüringen und der Markgraf von Brandenburg mit mehrern Grafen und Rittern, gehörten zu demselben. Aber Heinrich, rasch wie das königliche Thier, dessen Bild er sich gewählt hatte, brach los, eroberte Bremen wieder, verheerte mit Feuer und Schwert Thüringen und das Erzstift Magdeburg, vertrieb den Bischof Konrad von Lübeck, und demüthigte also die Feinde. — Als Kaiser Friedrich im Jahre 1168 aus Italien zurückkam, stellte dieser durch sein Ansehen die Ruhe wieder her und beide Theile mußten ihre Eroberungen herausgeben.

Der edle Welfe, dem Ruhe verhaßt war, machte darauf im J. 1172 eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande; aber als er wiederkehrte, entspannen

sich die Unruhen von neuem; und nun zog er sich an dem Kaiser selbst einen übermächtigen Gegner zu. Dieser, der bis dahin sein Freund gewesen war und ihm in einer Reihe von Jahren nichts als Gutes erwiesen hatte, rechnete vorzüglich auf ihn, als er, nach Aufhebung der Belagerung von Alexandria im J. 1175, alle Kräfte zur ernsten Entscheidung mit den Lombarden sammelte. Und gerade nun verweigerte auf einmal Heinrich, dem diese fernen Züge zuwider sein mochten und der lieber zu Hause für die Vergrößerung seiner eigenen Macht arbeiten wollte, seinen Beistand. Er schützte sein Alter vor, obwohl er erst sechsundvierzig Jahre und jünger als der Kaiser war, und berief sich auf nöthige Geschäfte in seinem eigenen Lande. Friedrich hoffte ihn durch eine Unterredung zu gewinnen und lud ihn an die Grenze Italiens ein; der Herzog kam, und die beiden Herrscher trafen sich in Chiavenna am Comer=See. Der Kaiser erinnerte seinen Freund an ihren Bund, an ihre nahe Verwandtschaft, an seine Ehre und Fürstenpflicht; aber Heinrich blieb unerbittlich. Da stand der Kaiser in großer Gemüthsbewegung auf, umfaßte des Herzogs Knie und bat noch dringender; so wichtig war ihm dessen Hülfe in diesem Augenblicke. Heinrich war bestürzt und suchte den Kaiser aufzuheben, aber von seiner Weigerung ließ er nicht ab. Da trat die Kaiserin Beatrix hinzu und sprach: „Lieber Herr, stehe auf, Gott wird dir helfen, wenn du einst diesen Hochmuth bestrafest[1]." — Der Kaiser stand auf, der Herzog aber zog zurück, und seiner Abwesenheit hatte Friedrich wohl am meisten das Unglück bei Legnano zuzuschreiben. Das konnte er ihm nicht vergessen; und als er nun nach dem Frieden von Venedig im J. 1178 nach Deutschland zurückkehrte und von allen Seiten neue Klagen gegen den Herzog ertönten, forderte er ihn auf einen Reichstag nach Worms. Heinrich erschien nicht; ein zweiter ward ihm nach Magdeburg angesetzt; auch da erschien er nicht; und als er nun auf dem dritten und vierten zu Goslar und Würzburg auch nicht kam, saß der Kaiser im Jahre 1180 über ihn zu Gericht und die Fürsten erkannten seine Entsetzung von allen seinen Reichswürden und Lehen als Strafe für ihn. Da sprach Friedrich die Acht aus und vertheilte seine Lehen unter andere Fürsten. Das Herzogthum Sachsen, welchem er nur den Schatten ehemaliger Größe ließ, — er hatte die Gefahr allzugroßer Herzogthümer erkannt, — wurde in zwei Hälften, die östliche und westliche, getheilt; die östliche, als Herzogthum Sachsen, sprach Friedrich dem zweiten Sohne Albrechts des Bären, Bernhard von Anhalt, zu, aber es bedeutete wenig. Außer Köthen und Bernburg besaß Bernhard nur das Wittenbergische Gebiet zwischen der Havel und Elster und einige slavische Landschaften an der Unterelbe. Er ist Gründer des Schlosses Lauenburg. Die herzogliche Gewalt in den westlichen Ländern, so weit der kölnische und paderbornsche Sprengel reichte (Mark, Limburg, Arnsberg, Paderborn, ein Theil von Ravensberg), gab Friedrich dem Erzbischofe Philipp von Köln, der sich von nun an Herzog von Westphalen nannte, aber nur in einem Theile dieser Länder behaupten konnte. Es entstanden in dem alten mächtigen Herzogthume Sachsen eine Menge von Einzelherrschaften. Die Bischöfe von Magdeburg, Halberstadt, Hildesheim, Münster, Paderborn, Bremen, Verden und Minden benutzten diese Zeit, sich nicht

1) So ist der wahrscheinliche Hergang dieses auf verschiedene Weise erzählten Vorfalles.

nur vom Herzogthume unabhängig zu machen, sondern auch ihre Besitzungen zu vergrößern. Die Stadt **Lübeck** erhob sich schon zur Hoffnung der Reichsfreiheit, und in **Pommern**, welches nun mit dem Reiche verbunden wurde, machte Friedrich die Brüder Casimir und Bogislaw zu Herzögen. — Das Herzogthum **Baiern**, welches ebenfalls verkleinert wurde, besonders durch die Abtrennung von Steiermark, erhielt der tapfere Pfalzgraf **Otto von Wittelsbach**, der treue Kriegsgefährte des Kaisers, der auch schon in Heinrichs des Löwen Auftrage Baiern verwaltet hatte.

Es ist nur in sehr eingeschränktem Sinne wahr, daß der Widerwille Heinrichs gegen die italienischen Züge und seine Weigerung der Hülfe vor der Schlacht von Legnano die Ursache des Zerwürfnisses zwischen Friedrich und Heinrich dem Löwen gewesen sei; es kamen andere und zum Theil noch größere Ursachen dazu. Erstlich war schon im Jahre 1167 der Grund zur Erbitterung Heinrichs gegen den Kaiser dadurch gelegt, daß dieser die Allodialgüter des alten Welf, des Oheims von Heinrich, in Baiern und Schwaben, die der Neffe als Erbe zu erhalten hoffte und deshalb nicht kaufen wollte, da sie ihm der Oheim in Geldverlegenheit anbot, ohne Heinrichs Wissen ankaufte und dazu sogar die Ansprüche des alten Welf auf die Mathildischen Güter in Italien.

Ueberhaupt aber lag es in der Natur der damaligen Verhältnisse, daß der mächtigste Reichsfürst zugleich als ein Wächter gegen die Uebermacht der kaiserlichen Gewalt dastand. Wie früher, als Heinrich IV. die Selbständigkeit der sächsischen Fürsten brechen wollte, diese mit vereinter Kraft solchem Bestreben widerstanden, so erbte der Grundsatz eines solchen Widerstandes auch auf den Erben der Billungen, Brunonen und Supplinburgern fort, als Friedrich I. den Plan verfolgte, die kaiserliche Macht über alle andere zu erheben; und wie damals die päpstliche Macht sich mit den Sachsen gegen Heinrich IV. verbunden hatte, so war es auch jetzt der Papst Alexander III., der Heinrich den Löwen durch jede Ueberredung, so wie durch die Aussicht auf die Belehnung mit den Mathildischen Gütern, zum Abfall von dem Kaiser bewogen hatte. Freilich ließ er ihn nachher doch im Stiche, da er den größern Vortheil in der Aussöhnung mit dem Kaiser sah, (wie später auch Innocenz III. bei der Wahl Otto's IV. zum deutschen Kaiser anerkannte, daß dieses eine Genugthuung dafür sei, daß sein Vater wegen Vertheidigung der päpstlichen Sache das Herzogthum Sachsen verloren habe.

Der Sturz Heinrichs des Löwen bildet den Wendepunkt für die alten Nationalherzogthümer; ihre gänzliche Auflösung beginnt und damit die Vielherrschaft im deutschen Wahlreiche.

Die Feinde griffen auf des Kaisers Richterspruch gern und rasch zu den Waffen, um sich ihren Theil der Beute zu nehmen; allein der alte Löwe wehrte sich tapfer. Sie konnten nichts gegen ihn ausrichten und wurden sogar wiederholt geschlagen, bis Friedrich selbst mit einem Heere kam. Die Ehrfurcht vor dem kaiserlichen Namen und die Scheu, einem Geächteten anzuhangen, entwaffnete des Herzogs Freunde; er mußte sein Erbland verlassen, seine Hauptstadt Braunschweig belagert, eine seiner Hauptfestungen, Bardewik, erobert sehen, und fand zuletzt nicht einmal hinter der Elbe Schutz, als sich auch das mächtige Lübeck dem Kaiser ergab. Auf's Aeußerste gedrängt, warf er sich endlich im Jahre 1181 auf dem Reichstage zu Erfurt dem Kaiser zu Füßen. Die Demüthigung des alten Freundes

und Waffenbruders, dessen stolze Seele nun gebrochen war, preßte Friedrichen Thränen aus; er verzieh, aber, damit der Feinde Haß durch die Zeit besänftigt werden möchte, rieth er ihm, auf drei Jahre Deutschland zu meiden und bei seinem Schwiegervater, dem Könige von England, zu verweilen; im Jahre 1168 hatte er sich mit Mathilde, der Tochter Heinrichs II. vermählt. Seine Erbländer Braunschweig und Lüneburg blieben ihm. So geschah es, gleichsam durch ein wunderbares Vorspiel des Schicksals, daß der Herzog eine Zeitlang als Verbannter in dem Lande wohnte, wo seine Nachkommen einst einen glänzenden Thron besteigen sollten. Ja, seine Gemahlin gebar in England im Jahre 1183 denselben Wilhelm, der der Stammvater der englischen Könige aus dem Hause Hannover geworden ist.

51. Kaiser Friedrichs letzte Lebensjahre.

Dieses große Beispiel kaiserlicher Obergewalt in Deutschland mochte auch auf das Gemüth der Italiener wirken; und als im folgenden Jahre, 1183, der sechsjährige Waffenstillstand mit den Lombarden abgelaufen war und der Kaiser sich überdies als ein gnädiger Herrscher zeigte, kam der Friede zu Kostnitz mit ihnen zu Stande, der von nun an als Grundgesetz zwischen dem Kaiser und Oberitalien galt. Der Kaiser behielt große Rechte, er setzte die von den Bürgern gewählten Bürgermeister durch seine Grafen ein, erneuerte die Würden von fünf zu fünf Jahren, behielt die oberrichterliche Gewalt, bezog noch manche Abgaben, besonders die Lieferungen für sein Heer bei den italienischen Zügen, und alle Bürger von funfzehn bis siebenzig Jahren schwuren ihm den Eid der Treue. In soweit erhielten die Städte die volle bürgerliche Freiheit innerhalb ihrer Mauern, daß sie nach ihren Gewohnheiten und Gesetzen leben und neue Einrichtungen machen konnten, wie sie wollten; und ihr Bund unter einander durfte bestehen. Nun konnte Friedrich zum letztenmal im J. 1184 in Frieden nach Italien ziehen; und wie in seinem Innern Ruhe und Zufriedenheit war, so bewegte sich auch Alles um ihn herum in Freude und Jubel. Die Lombarden empfingen ihn, als wenn nie Feindschaft zwischen ihnen gewesen wäre. Er ließ seinem Sohne Heinrich die eiserne Krone der Lombarden aufsetzen und vermählte ihn unter großen Festlichkeiten im Jahre 1186 zu Mailand, welches um diese Ehre besonders gebeten hatte, mit der Constantia, der letzten Erbin von Neapel und Sicilien aus dem normannischen Königsstamme, wodurch dem hohenstaufischen Hause neue und große Hoffnungen aufgingen. Denn wenn es, im Besitze von Norditalien, nun auch das untere Italien besaß, so mußte bald die Halbinsel ihm unterworfen sein; und ihre Unterwerfung konnte zu der von Deutschland führen, — so schien es. — Das ahnete dem alten noch jugendlich hoffenden Kaiser nicht, daß er durch dieses letzte und glänzende Gelingen seines großartigen Lebens den Grund zu dem Untergange seines Hauses legte.

Kreuzzug und Tod im J. 1190. — Es schien, als wenn das Schicksal, nachdem es alle Stürme dem alten Helden beschwichtigt hatte, ihm nun den Ruhm eines schönen Todes in einem heiligen Unternehmen bereiten und das Ende seiner Laufbahn mit dem Anfange, den sie ebenfalls im Morgenlande genommen, wie in einer großartigen Heldendichtung zusammenknüpfen wollte. Es kam plötzlich die Nachricht in Europa an, daß Jerusalem nach der unglücklichen Schlacht bei Hittin am See Tiberias im

J. 1187 durch den Sultan Saladin (Salaheddin) von Aegypten den Christen wieder entrissen sei. 21,000 Christen waren gefallen, der König Guido von Jerusalem und der Großmeister der Tempelherren geriethen in Saladins Hände. Papst Urban III. starb aus Schmerz über diese Nachricht und seine Nachfolger, Gregor VIII. und Clemens III., forderten durch dringende Briefe die europäischen Fürsten zur Befreiung der heiligen Stadt auf. Also schifften sich zuerst alle durch Europa zerstreuten Tempelherren und Johanniter ein; die Italiener sammelten sich unter den Erzbischöfen von Ravenna und Pisa; es rüstete sich die Macht der Normannen; funfzig Schiffe von Dänemark und Friesland, siebenunddreißig Schiffe von Flandern; Richard Löwenherz, König von England, Philipp August von Frankreich, vor Allen Kaiser Friedrich Barbarossa, der in seinem 67. Jahre noch das Feuer der Jugend in sich fühlte. An der Spitze von 150,000 wohlgerüsteten Streitern zog der greise Held im Mai des J. 1189 aus. Die Griechen, die gleiche Treulosigkeit gegen ihn üben wollten, wie gegen Konrad III., züchtigte er und brach ihre Städte; den Sultan Kilidsch Arslan von Cogni oder Iconium in Kleinasien, der ihm seine Freundschaft angetragen hatte und ihm darnach doch verrieth, schlug er in die Flucht und eroberte seine Hauptstadt. Bei allen diesen Kämpfen glänzte er noch als Greis in seiner Heldenkraft Allen voran, und wirklich führte er sein Heer durch allen Gefahren hindurch bis an die Grenzen von Syrien. Allein hier war das Ziel seiner hohen Laufbahn gesteckt. Als am 10. Juni 1190 das Heer von Seleucia aufbrach und über den Fluß Kalykadnus oder Seleph zog, sprengte der kühne Greis, welchem der Zug über die Brücke zu langsam ging, mit seinem Pferde in den Strom, um schneller zu seinem den Vortrab führenden Sohne Friedrich zu kommen. Aber der reißende Strom ergriff ihn und führte ihn fort, und als man ihm zu Hülfe kam, war er bereits erstarrt. Der Jammer des Sohnes, der Fürsten, des ganzen Heeres, war unbeschreiblich. Ihm hatte das Schicksal einen bittern Schmerz erspart; sein hoher Geist sollte den unglücklichen Ausgang eines so großen Unternehmens nicht sehen. Denn das deutsche Heer wurde zum großen Theil bei der Stadt Antiochia durch Krankheit aufgerieben und des Kaisers zweiter Sohn Friedrich, Herzog von Schwaben, starb bei der Belagerung der Stadt Akkon oder Ptolemais [1]). Jerusalem wurde nicht wieder erobert.

Welche Trauer Kaiser Friedrichs Tod im ganzen Abendlande erregte,

1) Diese Belagerung ist eine der merkwürdigsten und blutigsten in der Geschichte. Die Könige von England und Frankreich erschienen auch vor der Stadt und nahmen Theil an der Belagerung; und wirklich wurde die Stadt nach zweijähriger tapferer Gegenwehr zur Uebergabe gezwungen; aber durch das Schwert und durch Krankheiten war das, aus allen Ländern Europa's zusammengekommene, Heer der Kreuzfahrer so zusammengeschmolzen, daß an weitere größere Unternehmungen nicht zu denken war, Erzbischöfe und Patriarchen, zwölf Bischöfe, vierzig Herzöge und Grafen, fünfhundert vom hohen Adel, eine große Zahl von Rittern und unzählbare Schaaren des Volkes waren umgekommen. Philipp August von Frankreich kehrte bald nach Europa zurück. Richard von England setzte zwar den Krieg mit großen Anstrengungen fort und erwarb sich den Ruhm des tapfersten Ritters seiner Zeit; allein Saladin war ein sehr besonnener, großsinniger Gegner, und Richard wurde endlich durch die Gefahr seiner eigenen Länder nach Europa zurückberufen. Er schloß einen Waffenstillstand auf drei Jahre mit Saladin und ließ ihm Jerusalem. Den Christen blieb ein schmaler Landstrich am Meere von Joppe bis Akkon.

bezeugt ein französischer Schriftsteller der damaligen Zeit, welcher nach seiner Weise also darüber redet: „Ein so tödtlicher, Mark und Bein durchdringender Ruf hat mich verwundet, daß mir zum Leben alle Lust und Hoffnung vergangen ist. Denn ich habe vernommen, daß jene unbewegliche Säule des Reichs, Deutschlands Grundveste, und jener Morgenstern, der alle übrigen Sterne an Glanz übertraf, Friedrich nämlich, im Orient das Leben geendigt. Nun ist jener starke Löwe nicht mehr, dessen majestätisches Angesicht und mächtiger Arm die wilden Thiere von Verwüstungen abgeschreckt, die Rebellen unterjocht und die Räuber zur Ruhe gebracht hat!" — Und zu welchem Ansehen das Kaiserthum überhaupt durch ihn wiedergebracht war, drücken die Worte seines Kanzlers Rainald auf einem Reichstage zu Besançon aus, indem er dort sagte: „Deutschland habe einen Kaiser, das übrige Europa aber nur Landkönige."

52. Kaiser Heinrich VI. 1190—97.

Friedrichs ältester Sohn Heinrich, der schon bei des Vaters Lebzeiten zum Nachfolger ernannt war und während seiner Abwesenheit die Regierung des Reichs geführt hatte, war dem Vater nicht ungleich an Geisteskraft, Ritterlichkeit und großen Entwürfen; allein sein Sinn war dabei hart, oft grausam, und um große Pläne des Ehrgeizes durchzuführen, stand sein Begehren nach vielem Gelde. Das zeigte sich bei einer Begebenheit, die ihm nicht zum Ruhme gereicht. König Richard Löwenherz von England hatte sich bei der Belagerung von Akkon im gelobten Lande, von der wir schon geredet haben, mit dem Herzoge Leopold von Oestreich entzweit; denn als die Deutschen nach der Einnahme der Stadt auch ein Quartier derselben besetzten, ließ Herzog Leopold, gleich den Königen von England und Frankreich, auf einem Thurme das deutsche Banner aufpflanzen; aber der stolze König ließ es herunterreißen und es ward von den Engländern in den Koth getreten. Das war eine Beschimpfung des ganzen deutschen Volkes und verdiente hart geahndet zu werden; aber die Rache, die der Herzog und der Kaiser Heinrich später an dem Könige nahmen, war unedel. Richard wurde nämlich auf seiner Rückreise aus dem gelobten Lande im J. 1192 durch einen Sturm an die italienische Küste bei Aquileja geworfen und wollte nun seinen Weg durch Deutschland nehmen; aber obgleich er sich als Pilger verkleidet hatte, wurde er zu Esparg bei Wien durch seinen Aufwand und die Unvorsichtigkeit seines Dieners erkannt, gefangen genommen und dem Herzoge, der früher zurückgekehrt war, ausgeliefert; und dieser übergab ihn dem Kaiser Heinrich. Nun wurde der edle ritterliche König, der Schwager Heinrichs des Löwen, auf dem Schlosse Trifels am Rheine über Jahresfrist in strengem Gefängnisse gehalten, bis er vor der deutschen Fürstenversammlung zu Hagenau förmlich als Angeklagter gestanden und sich verantwortet hatte, und bis die Engländer ein Lösegeld von einer Million Thaler, für die damalige Zeit eine unmäßig große Summe, für ihn bezahlten. Dann erst wurde er losgelassen und kehrte nach England zurück. Heinrich verfuhr in diesem Allen nach der alten, großen Idee des Kaiserthums, wonach dasselbe über alle Könige der Christenheit gesetzt war und der Kaiser über sie zu Gericht sitzen konnte. Aber die Art, wie er sich hierbei zeigte, war des Kaiserthums nicht würdig.

Mit Heinrich dem Löwen, welcher nach seiner Rückkehr aus England neuer Kriege Ursache geworden, schloß Heinrich einen dauernden Vergleich,

und die Heirath, welche dessen Sohn, Heinrich der Schlanke, mit der pfälzischen Prinzessin Agnes, der Nichte Kaiser Friedrichs I., schloß, befestigte die Versöhnung der beiden berühmten Häuser. Heinrich der Löwe verlebte seine letzten Lebensjahre ruhig in Braunschweig und starb den 6. August 1195. — Des Kaisers Heinrich Hauptbestreben war fortwährend darauf gerichtet, nach dem Aussterben des normännischen Mannesstammes Neapel und Sizilien, die Erbschaft seiner Gemahlin Constantia, seinem Hause zu sichern; aber die Habsucht und Grausamkeit, mit welcher er dabei verfuhr, wandte der neuen Unterthanen Gemüther nur noch mehr von ihm ab und vermehrte den Haß gegen die Deutschen. Denn nicht nur führte er das Gold und Silber und die Kostbarkeiten der alten normännischen Könige in solcher Menge von dannen, daß einhundertundsechzig beladene Lastthiere damit nach dem Schlosse Trifels am Rheine zogen, sondern er ließ auch den Großen, die sich empört hatten, die Augen ausstechen, sie gleichsam zum Hohne dafür, daß sie nach Königsstühlen und Kronen gestrebt, auf Stühle von glühendem Eisen setzen und mit ähnlichen Kronen martern. Da wurden die übrigen freilich so erschreckt, daß sie Gehorsam gelobten, aber es kam nicht von Herzen, und Heinrichs Nachkommen haben seine Grausamkeit schwer büßen müssen.

Er selbst, in der Kraft des Lebens, sann auf die größten Entwürfe, welche, wären sie ausgeführt, dem ganzen Kaiserreiche eine andere Gestalt gegeben hätten. Er bot nämlich den deutschen Fürsten Erblichkeit aller Lehen, auch auf weibliche Nachkommen, an, versprach allen kaiserlichen Rechten auf den Nachlaß der Bischöfe und übrigen Geistlichen zu entsagen, und verlangte dafür das Aufgeben des Wahlrechts von ihrer Seite und die Erblichkeit der Kaiserkrone in seinem Geschlechte. Neapel und Sizilien versprach er mit dem Reiche ganz zu vereinigen. — Viele Fürsten willigten gern in diese Vorschläge, die ihnen vortheilhaft schienen; einige der größern widersprachen, und auch der Papst hielt seine Einwilligung zurück. Da mußte Heinrich die Ausführung seines großen Planes auf gelegenere Zeiten verschieben. Die Angelegenheiten seiner Erbländer riefen ihn wieder nach Sizilien und hier starb er plötzlich im J. 1197, im 32. Jahre seines Alters und in dem höchsten Aufschwunge seiner Entwürfe; denn er ging sogar mit dem Gedanken um, das griechische Kaiserthum zu erobern und so den Kreuzzügen einen sichern Erfolg zu bereiten[1]). Sein früher Tod wurde durch einen kalten Trunk aus einer frischen Quelle während der Jagd an einem schönen Sommertage herbeigeführt, wodurch er sich ein heftiges Fieber zuzog.

Sein Sohn Friedrich war erst drei Jahre alt, und die beiden Parteien in Deutschland, die hohenstaufischen und die welfischen, trennten sich wieder so sehr, daß die eine Heinrichs Bruder Philipp, die andere den zweiten Sohn Heinrichs des Löwen, Otto, durch Tapferkeit und Leibesstärke ausgezeichnet, erwählte und Deutschland also wieder zwei Könige hatte. —

---

1) Nach fast 600 Jahren hat man Heinrichs Grabmal in Palermo eröffnet und den Leichnam wohlerhalten gefunden. In den Zügen des Gesichts war noch immer Trotz und Härte zu erkennen.

53. Philipp von Schwaben, 1197—1208, und Otto IV. 1197—1215.

Bei dieser unglücklichen Spaltung ist Deutschland mehr als zehn Jahre hindurch der Schauplatz von Zerrüttung, Raub und Mord gewesen, und beide Fürsten, die mit guten Eigenschaften begabt waren, konnten nichts für das Reich thun; im Gegentheil, in ihrem Streben, ein jeder für sich den Papst zu gewinnen, vergaben sie dem klugen Innocenz III., unter welchem das Papstthum auf die höchste Stufe der Macht gelangte, viele von ihren Rechten. Ja, Otto IV. erkannte sogar des Papstes Anspruch an, aus eigener Machtvollkommenheit das Kaiserthum zu verleihen, und nannte sich in Briefen an den Papst einen Römischen König aus Gottes und seiner (des Papstes) Gnade. Ebenfalls erkannte er den Kirchenstaat als unabhängigen weltlichen Besitz der Päpste an. Dafür, und weil er ein Welfe war, begünstigte ihn Innocenz, und als Philipp, der eben seine Herrschaft in Deutschland ziemlich befestigt hatte, im J. 1208 durch Otto von Wittelsbach, einen Bruderssohn dessen, dem Friedrich I. das Herzogthum Baiern verliehen hatte, auf dem Schlosse Altenburg bei Bamberg ermordet war, — aus Rache, so erzählt man, weil er ihm seine Tochter, die er ihm versprochen hatte, nicht gab, — wurde Otto IV. allgemein anerkannt und in Rom feierlich gekrönt. Allein die Freundschaft mit dem Papste dauerte nicht lange, weil Otto einsah, daß er in seiner Nachgiebigkeit zu weit gegangen sei und nicht alle Rechte des Reiches dahin geben dürfe; Innocenz belegte ihn daher mit dem Banne und setzte ihm den jungen Friedrich, Heinrichs Sohn, der unterdeß in Sizilien herangewachsen und dessen Vormund er nach dem Tode seiner Mutter Constanze gewesen war, als König entgegen. Friedrich gewann bald Anhang und ward im Jahr 1215 in Aachen gekrönt, und Otto, welcher seine Macht sehr unpolitisch durch eine Verbindung mit Johann ohne Land von England gegen Philipp von Frankreich geschwächt, und in der unglücklichen Schlacht von Bouvines im J. 1214 seine besten Schaaren verloren hatte, lebte jetzt verlassen und unthätig in seinen Erblanden, bis er im J. 1218 starb.

54. Kaiser Friedrich II. 1215—50.

Dieser Enkel Friedrichs I. war seines großen Geschlechts würdig durch Heldensinn, Festigkeit des Willens und Kühnheit des Geistes und durch Milde und Anmuth bei solcher Erhabenheit, daß der Eindruck seiner persönlichen Größe noch lange nach seinem Tode blieb. Dabei liebte er Aufklärung durch Kunst und Wissenschaft; er übte selbst die Dichtkunst und es war Empfindung, Leben und Wohlklang in seinen Werken. Sein kühner Blick traf besonders die Thorheiten seines Zeitalters und er strafte sie oft mit scharfem Spotte; dagegen sah er in jedem, wer, woher, welches Glaubens er war, nur den Menschen und ehrte ihn, wenn er tüchtig war.

Und dennoch hat dieser Kaiser wenig Großes verrichten können; seine beste Kraft ist in dem neu aufwachenden Kampfe der kaiserlichen gegen die päpstliche Gewalt verzehrt worden, welcher nie verderblichere Folgen gehabt hat, als unter seiner Regierung; und Deutschland insbesondere hat sich seines Kaisers wenig zu erfreuen gehabt, weil sein Blick noch mehr, wie der der übrigen Hohenstaufen, auf Italien gerichtet war. Der Geburt und der Erziehung nach mehr Italiener als Deutscher, lag ihm sein schönes Erb-

reich beider Sizilien vorzüglich am Herzen; von den fünfunddreißig Jahren seiner Regierung in Deutschland hat dieses seinen Kaiser nur etwa sieben Jahre lang zu drei verschiedenen Malen auf seinem Boden gesehen, und darum konnte sich hier die Vielherrschaft der Vasallen immer fester begründen, zu derselben Zeit, als in Frankreich die königliche Macht durch Einziehung beträchtlicher Lehen ihren Sieg über das Lehnswesen vorzubereiten anfing.

Friedrichs Streit mit den Päpsten hatte vorzüglich dreierlei Ursachen: Zuerst konnten diese es nicht ertragen, daß er, außer Norditalien, auch Sizilien und Neapel besaß und dadurch ihr Reich von zweien Seiten erdrücken konnte; zweitens, daß er die großen Vorrechte, die ihnen der schwache Otto IV. eingeräumt hatte, nicht unbedingt wollte gelten lassen; drittens aber, was ihren Zorn am heftigsten erregte, daß er in der Erbitterung des Streites oft die Schärfe seines Spottes gegen sie wandte und sie sowohl lächerlich als verächtlich zu machen suchte.

Der Anfang des Streites kam indeß durch eine besondere Veranlassung. Friedrich hatte bei seiner Krönung zu Aachen die Pflicht eines Kreuzzuges zur Befreiung Jerusalems freiwillig auf sich genommen und dieses Versprechen bei der Kaiserkrönung zu Rom im J. 1220 erneuert. Nun aber fand er in seinen italienischen Erbländern, so wie an der Widersetzlichkeit der lombardischen Städte, die nach Friedrichs I. Zeit wieder übermüthig geworden waren, so viel zu thun, daß er immer von neuem einen Aufschub vom Papste begehren mußte. Der friedliebende und billige Honorius III. gewährte ihm denselben, und zwischen ihm und dem Kaiser war überhaupt noch ein freundliches Verhältniß, ja persönliche Zuneigung. Honorius war früher des Kaisers Erzieher gewesen und hatte die liebenswürdigen Eigenschaften seines Wesens kennen gelernt. Mit dem leidenschaftlichen Gregor IX. aber brach schnell und heftig der alte Streit zwischen der geistlichen und weltlichen Macht wieder aus. Gregor drängte zur Kreuzfahrt. Es war dem päpstlichen Interesse in Italien sehr viel daran gelegen, den Kaiser in auswärtige gefährliche Unternehmungen zu verwickeln. Im J. 1227 segelte Friedrich wirklich mit einer Flotte ab, kehrte aber nach wenigen Tagen zurück, weil er krank geworden war; und der ganze Kreuzzug ward zu nichts. Da erzürnte Gregor und that ihn, ohne auf seine Entschuldigung zu achten, in den Bann, indem er behauptete, seine Krankheit sei erdichtet gewesen. Um alle solche Beschuldigungen durch die That zu widerlegen, ging der Kaiser im folgenden Jahre wirklich nach Palästina; allein darüber schalt ihn der Papst nur noch härter als zuvor, weil ein mit dem Bannfluch Beladener ein ungeschicktes Werkzeug zum Dienste Gottes sei. Und damit Friedrich nichts Großes im gelobten Lande verrichte, schickte er Befehle dahin, daß weder die dortige Geistlichkeit, noch die Ritterorden, mit ihm Gemeinschaft haben sollten, ja, er selbst ließ seine Truppen in Friedrichs Erbländer in Italien einfallen und eroberte einen Theil von Apulien. Friedrich aber kam im gelobten Lande schnell zu einem glücklichen Ende; der Sultan von Aegypten, Al Kamel, theils durch den großen Ruf, den die kaiserliche Majestät selbst im Morgenlande genoß, theils durch persönliche Achtung gegen Friedrich bewogen, zum Theil aber auch geschwächt durch Familienzwiste, schloß mit ihm einen Waffenstillstand auf zehn Jahre und gab Jerusalem, Bethlehem und Nazareth wieder heraus. Da zog der Kaiser in die heilige Stadt ein und betrat die Stelle des hei-

ligen Grabes; aber der Patriarch von Jerusalem und die Priester, dem Befehle des Papstes gehorsam, wollten keinen Gottesdienst in seiner Gegenwart halten; ja, die Tempelherren wollten ihn sogar an den Sultan Kamel verrathen; dieser aber übersandte edelgesinnt ihr Schreiben dem Kaiser Friedrich selbst zu. Dieser verrichtete in der Kirche des heiligen Grabes seine Andacht und setzte sich selbst, in Gegenwart seiner Großen, die Krone eines Königs von Jerusalem auf; denn er hatte die Jolantha, die Tochter des Titularkönigs Johann von Jerusalem, geheirathet und dadurch seine Ansprüche erworben [1]). — Dann wandte er sich schnell nach Italien zurück. Seine Gegenwart stellte bald alles wieder her, was verloren war, und der Papst sah sich genöthigt, im J. 1230 zu St. Germano Frieden zu schließen und den Bann zu lösen.

Es schien ein ruhiger Augenblick in Friedrichs Leben einzutreten; allein das Schicksal ergriff ihn von einer andern Seite. Sein eigener Sohn Heinrich, den er im Kindesalter, unter Leitung des Erzbischofs Engelbert von Köln, als Reichsverweser in Deutschland gelassen hatte, empörte sich im J. 1234 gegen ihn, nachdem Engelbert ermordet war und schlechte Rathgeber sich seiner bemächtigt hatten. Nach fünfzehnjähriger Abwesenheit kehrte Friedrich nach Deutschland zurück, und mit blutendem Herzen mußte er den eigenen Sohn mit Gewalt überziehen, ihn gefangen nehmen und nach Apulien ins Gefängniß führen, wo er nach sieben Jahren gestorben ist.

Bei dieser Gelegenheit hielt auch Friedrich im J. 1235 einen großen Reichstag zu Mainz, wo vierundsechzig Fürsten und überhaupt 12,000 Edle und Ritter erschienen. Es wurden hier schriftliche Gesetze über den Landfrieden, über ein höchstes Reichsgericht unter dem Vorsitze eines judex curiae, und manche andere Anordnungen gemacht, welche dem Reiche die hohe Einsicht seines Kaisers zeigten. Auch in seiner Pracht und in der Fülle jener schmuck- und genußreichen Zeiten sah ihn das Vaterland. Noch vor dem Reichstage feierte er in Worms seine Vermählung mit seiner dritten Gemahlin, der englischen Königstochter Isabella, Schwester Königs Heinrich III. Die kaiserliche Braut wurde auf den Grenzen des Reichs von einem glänzenden Geleite von Rittern und Edeln eingeholt; in allen Städten, durch die sie zog, kam ihr unter Gesang und Glockengeläute die Geistlichkeit entgegen, und in Köln, dessen Straßen festlich geschmückt waren, wurde sie empfangen von zehntausend Bürgern zu Pferde, in schönen Kleidern und Waffen. Wagen mit Orgeln, in Gestalt von Schiffen, indem Räder und Pferde mit Purpurdecken verhüllt waren, ließen eine harmonische Musik ertönen und die ganze Nacht hindurch sangen Chöre von Jungfrauen unter den Fenstern der Kaisersbraut. Bei der Vermählung in Worms waren vier Könige, elf Herzöge, dreißig Grafen und Markgrafen zugegen. Die heimkehrenden englischen Gesandten beschenkte Friedrich auf das Reichste, und unter andern kostbaren Geschenken und Seltenheiten aus dem Morgenlande schickte er dem Könige von England auch drei Leoparden mit, weil Leoparden zum englischen Wappenschilde gerhöen. Die Ehe Isabellas mit dem, bald wieder in die Stürme des Lebens hineingerissenen Kaiser dauerte nur sechs Jahre; sie starb schon im Jahre 1241,

1) Der Titel „König von Jerusalem" erbte von Friedrich auf die Könige von Neapel und Sizilien.

nachdem sie einen Sohn geboren hatte, der aber mit dem ganzen Geschlechte der Hohenstaufen spurlos aus der Geschichte verschwunden ist.

Von diesen friedlichen Geschäften mußte Friedrich im folgenden Jahre 1236 schon wieder zu sehr ernsthaften nach Italien zurückkehren. Die lombardischen Städte waren es, die seine Gegenwart forderten; sie hatten ihren alten Bund erneuert und wollten ihm nicht den Gehorsam leisten, den er als Kaiser fordern durfte. Friedrich war aber auch nicht ohne Schuld an dem neuen Streite, denn er wollte die Bestimmungen des Kostnitzer Friedens nicht in ihrem ganzen Umfange gelten lassen. Anfangs zwar war der Kampf für ihn glücklich; mit Hülfe seines tapfern Feldherrn, des Ritters Ezzelin da Romano, eroberte er mehrere der verbündeten Städte und schlug die Mailänder im J. 1237 bei Cortenuovo so auf's Haupt, daß sie sich gern demüthigen wollten, wenn er nur leidliche Bedingungen bewilligte; er aber, ungewarnt durch das Beispiel seines Großvaters, verlangte Ergebung auf Gnade und Ungnade, und sie, die gleichfalls der früheren Zeiten gedachten, wollten lieber, wie sie sagten, unter ihren Schilden sterben, als durch den Strang, durch Hunger und Brand umkommen. — Von dieser Zeit fängt das Unglück in Friedrichs Leben recht an, dasselbe gleicht einem rastlos auf= und abwogenden stürmischen Meere. Er hatte, nach dem Ausdruck eines Schriftstellers, die Gunst vieler Menschen verloren, weil er so unerbittlich sich gezeigt. Auch sein alter Feind, Gregor IX., stand wiederum gegen ihn auf, verband sich mit den Städten und that ihn von neuem in den Bann. Ja, die Feindschaft zwischen beiden ging so weit und artete so sehr in persönlichen Eifer aus, daß der Papst den Kaiser in einem Schreiben an die übrigen Fürsten mit: „jenem apokalyptischen, vom Meere aufsteigenden Ungeheuer verglich, welches voll Namen der Gotteslästerung sei und buntschäckig wie ein Leopard;“ und Friedrich darauf mit einer andern Stelle der Schrift antwortete: „Es ging ein anderes rothes Pferd vom Meere aus, und der darauf saß nahm den Frieden vom Erdboden weg, damit die Lebendigen einander selbst erwürgten.“ Aber eine große Gewalt war in jenem Zeitalter auf des Papstes Seite und kämpfte gegen Friedrich; — das war die Gewalt der öffentlichen Meinung. Der Papst warf die schwere Beschuldigung auf den Kaiser, daß er ein Verächter der Religion und der heiligen Kirche sei und sich zu dem Unglauben der Sarazenen neige; — Friedrich hatte in seinem Heere gegen die lombardischen Städte auch 10,000 Sarazenen gebraucht, da unter seinen Unterthanen in Sizilien auch Sarazenen waren, und diesen Umstand benutzte der Papst ebenfalls zur Begründung jener Beschuldigung. Obgleich Friedrich mehrmals, schriftlich und mündlich, auf das Feierlichste versicherte, daß er ein wahrer Christ sei und als solcher leben und sterben wolle; ja, obgleich er sich von mehreren Bischöfen förmlich in der Religion prüfen und ein Zeugniß über seine Rechtgläubigkeit ausstellen ließ, so fanden des Papstes Beschuldigungen doch immer mehr Eingang bei den Menschen. Friedrichs kecker und muthwilliger Witz hatte zu oft, unbedachter Weise, selbst das Heilige verletzt; auch war sein Leben nicht rein und tadellos, sondern von Ausschweifungen der Sinnlichkeit befleckt. Er sank immer mehr in der allgemeinen Achtung, und dieses war es, was die letzte Zeit seines Lebens verbittert und ihn endlich in Gram verzehrt hat.

Auf den in fast hundertjährigem Alter im J. 1241 gestorbenen Gregor IX. und den bald nach seiner Wahl gestorbenen Papst Cölestin folgte Innocenz IV.,

welcher, obgleich er als Cardinal Friedrichs Freund gewesen, als Papst von der Stärke des hierarchischen Systems gedrängt ein noch heftigerer Feind des Kaisers wurde, als Gregor gewesen war. Da Friedrich in Italien noch immer die Obergewalt hatte und ihn selbst in Rom bedrängte, begab er sich nach Genua und von da nach Lyon in Burgundien. Hier erneuerte er im Jahre 1245 auf einer großen Kirchenversammlung den Bann gegen Friedrich, obgleich dieser sich zu Frieden und Freundschaft und Ausgleichung aller Klagepunkte erbot und obgleich sein Gesandter Thaddäus von Suessa auf das Kräftigste für seinen Herrn redete. Ja der Papst ging so weit, daß er feierlich die Absetzung von allen seinen Reichen und Würden über den Kaiser aussprach und diesen Spruch von den Prälaten der Kirchenversammlung bestätigen ließ. Es war ein unerhörter Schritt, daß eine Kirchenversammlung, die sich als die Vertreterin der ganzen Christenheit ansah, das weltliche Haupt derselben und sein Geschlecht mit dem Fluche belegte und des Thrones entsetzte. Das Kaiserthum war dadurch von seiner Höhe als Schutzmacht der Kirche herabgestürzt. Der Kaiser berief sich auch in seinem Schreiben an alle Könige und Fürsten der Christenheit darauf, daß er seine Majestät als Kaiser und Haupt aller Könige allein von Gott habe, und warnt die übrigen Herrscher vor der Weltherrschaft des römischen Stuhles. Und wirklich machten die Schritte des Papstes auch solchen Eindruck auf mehrere Fürsten, daß selbst König Ludwig der Heilige von Frankreich persönlich mit Innocenz wegen einer Ausgleichung zwischen ihm und dem Kaiser verhandelte. Allein Innocenz blieb unbeweglich. Zwei entgegengesetzte Systeme der Weltansicht standen einander gegenüber; es konnte nur ein Kampf auf Leben und Tod stattfinden.

Als die Bannbullen in Deutschland verbreitet wurden, benutzten mehrere der geistlichen Fürsten die dadurch aufgeregte Stimmung der Gemüthee und wählten im J. 1245 zu Würzburg den Landgrafen **Heinrich Raspe von Thüringen** zum Gegenkönig. Dieser konnte indeß kein rechter Ansehen gewinnen und starb schon im J. 1247; weil Friedrich aber in Italien blieb, in beständige Kriege verwickelt, so wählten die geistlichen Fürsten einen andern Gegenkönig, den Grafen **Wilhelm von Holland**, einen zwanzigjährigen Jüngling, welcher, um Haupt der Ritterschaft sein zu können, erst feierlich vom Knappen zum Ritter geschlagen wurde. Wilhelm verband sich durch eine Heirath mit der Tochter Otto's des Kindes von Braunschweig und Lüneburg mit dem welfischen Hause; in Süddeutschland aber, wo Friedrichs Sohn Konrad die Sache seines Vaters aufrecht hielt, konnte er kein Ansehen gewinnen. — Es herrschte die größte Verwirrung in Deutschland, wie in Italien. „Nachdem der Kaiser Friedrich in dem Banne war," sagt ein alter Geschichtschreiber, „freuten sich die Räuber und frohlockten über die dargebotene Beute. Die Pflugschaaren wurden in Schwerter und die Sensen in Lanzen umgewandelt. Keiner war, der nicht Stahl und Stein bei sich trug, um sogleich Feuer und Brand stiften zu können." In Italien dauerte der Parteikampf, besonders mit den lombardischen Städten, ebenfalls ununterbrochen fort. Des Kaisers Waffen waren noch oft glücklich, aber sein Geist war gebeugt und zuletzt verließ ihn auch einigemal das Waffenglück, so daß im Jahre 1247 sein Belagerungsheer vor Parma von den Einwohnern überfallen und geschlagen wurde, so daß sogar im Jahre 1249 sein eigener Sohn **Enzio**, den er zum Könige von Sizilien gemacht hatte, der ritterlichste und schönste seiner

Söhne, in einem unglücklichen Treffen bei Fossalta von den Bolognesern gefangen wurde. Die erbitterten Bürger wiesen alle Vorschläge zur Auslösung des Königssohnes zurück und verurtheilten ihn zu ewiger Gefangenschaft, in welcher derselbe noch zwei und zwanzig Jahre lang alle Söhne und Enkel Friedrichs, die durch Gift, Schwert und Henkersknechte fielen, überlebt hat. Bis zum J. 1272 lebte er in dem Podesta-Palaste, seinen Geist beschäftigend mit Dichtung und Sammeln von Sagen und Liedern und besucht von den Edlen Bologna's, die von seiner Liebenswürdigkeit angezogen wurden.

Außer dem bittern Kummer über seines Sohnes Unglück sollte der Kaiser in seinen letzten Jahren auch noch den Schmerz haben, seinen langjährigen Freund und Kanzler, Peter von Weingarten, Petrus de Vinea oder de Vineis, welchem er die wichtigsten Angelegenheiten seines Reichs anvertraut hatte, in den Verdacht solcher Untreue fallen zu sehen, daß er sogar beschuldigt wurde, seinem Herrn durch Gift nach dem Leben getrachtet zu haben. Als gewiß wenigstens wird von Matthäus Paris erzählt, daß Peters Arzt dem Kaiser einen Gifttrank als Arznei überreichte, den dieser, weil er Verdacht geschöpft hatte, nicht nahm. Der Kanzler wurde in's Gefängniß geworfen und geblendet und tödtete sich selbst, indem er mit dem Kopfe gegen die Mauer rannte. Ob Peter schuldig, oder ob nur der Schein gegen ihn gewesen, den er nicht zu heben vermochte, ob überhaupt diese ganze Erzählung, die nur von einem fernwohnenden Zeitgenossen gegeben wird, wahr sei, ist bei der Unvollständigkeit der Nachrichten nicht zu entscheiden. Aber der Kaiser überlebte die schmerzlichen Ereignisse nicht lange; er starb im J. 1250, in den Armen seines Sohnes Manfred, auf dem Schlosse Fiorentino oder Firenzuola, an der Ruhr, im 56. Jahre seines Lebens, nachdem er sich mit der Kirche ausgesöhnt und von dem Erzbischof von Palermo die Sterbesacramente empfangen hatte.

Wenn wir nach der Betrachtung aller der Stürme, die dieses Kaisers Leben bewegt haben, wiederum einen Blick auf seine herrlichen Eigenschaften, auf seinen Sinn für alles menschlich Schöne und Große und auf das, was er in seinen Erbländern für Wissenschaft und Aufklärung gethan hat, zurückwerfen, so muß uns von neuem tiefe Trauer ergreifen, daß dieses Alles wie eine flüchtige Erscheinung, ohne dauernde Frucht, vorübergegangen ist, vorzüglich aber, daß Friedrich es verschmäht hat, mit Liebe und Hingebung ein eigentlich deutscher König zu sein. Seit Karl dem Großen und Alfred von England war kein Herrscher gewesen, der so wie Friedrich II. Bildung, im weitesten Sinne, liebte und förderte. An seinem Hofe sammelten sich, wie um Karl den Großen, die vorzüglichsten Geister der Zeit; durch sie ließ er eine Anzahl griechischer Werke, besonders von Aristoteles, aus dem Arabischen in's Lateinische übersetzen; er sammelte eine, für jenes Zeitalter sehr beträchtliche, Bibliothek, theils durch Nachforschungen in seinen eigenen Staaten, theils bei seinem Aufenthalte in Syrien und durch seine Verbindung mit arabischen Fürsten. Dabei behielt er diese Schätze nicht etwa neidisch für sich, sondern theilte gern davon mit, wie er z. B. der Universität zu Bologna, obwohl die Stadt ihm meistentheils feindlich gesinnt war, die Werke des Aristoteles mit folgendem Schreiben schenkte: „Die Wissenschaft muß der Verwaltung, der Gesetzgebung und der Kriegskunst zur Seite gehen, weil diese sonst, den Reizungen der Welt und der Unwissenheit unterliegend, entweder in Trägheit versinken, oder zügellos über

alle erlaubten Grenzen hinausschweifen. Deshalb haben wir von Jugend auf die Wissenschaft gesucht und geliebt, wodurch die Seele des Menschen sich aufhellt und kräftiget, und ohne welche sein Leben der Regel und der Freiheit entbehrt. Weil nun das edle Besitzthum der Wissenschaft durch Mittheilung sich nicht etwa mindert, sondern desto fruchtbarer heranwächst, so wollen wir die gewonnenen Früchte mancher Anstrengung nicht verbergen, sondern den eigenen Besitz erst dann für recht erfreulich halten, wenn wir ein so großes Gut andern mitgetheilt haben. Niemand aber hat darauf ein näheres Recht, als diejenigen Männer, welche aus den alten, reichen Behältern neue Bäche ableiten und durstigen Lippen den süßen Labetrunk darreichen. Deshalb möget Ihr die Werke, als ein Geschenk Eures Freundes, des Kaisers, gern annehmen u. s. w."

Ein vorzügliches Denkmal seines großartigen Geistes ist seine Gesetzgebung für sein Erbreich Neapel und Sizilien, welche er vorzüglich in der ruhigen Zeit nach dem Frieden von St. Germano durch Peter von Vinea ausarbeiten ließ. Nach Art der wahrhaft großen Gesetzgeber ließ er es sich dabei nicht in den Sinn kommen, etwas durchaus Neues zu erschaffen, sondern er bauete auf das Vorhandene, benutzte oder ließ weg, was und wie es für seinen Hauptzweck nöthig schien, und brachte so ein Ganzes zu Stande, welches ihm, dem Herrscher, die rechte Gewalt in die Hände gab, um den festen Grund zu der Wohlfahrt seines Volkes zu legen. Leider haben die Stürme seines späteren Lebens und der darauf folgenden Zeit dieses große Werk gar nicht zur Entwickelung seiner Folgen kommen lassen.

Friedrich selbst besaß ungewöhnliche Kenntnisse. Er verstand Griechisch, Lateinisch, Italienisch, Französisch, Deutsch und Arabisch. Unter den Wissenschaften liebte er vorzüglich die Naturkunde und hat sich durch ein Werk über die Kunst mit Vögeln zu jagen als einen Meister darin bewährt; denn dasselbe zeigt nicht nur die genaueste und gründlichste Forschung über die Lebensweise, Nahrung, Krankheiten, Züge und ganze Natur der Vögel, sondern auch über den Bau und die einzelnen innern und äußern Theile derselben. — Die Liebe zur Gründlichkeit in der Naturwissenschaft hatte den glücklichsten Einfluß, besonders auf die Arzneikunde. Die Aerzte mußten vor allen Dingen Anatomie studiren; sie wurden auf das fleißige Studium des Hippokrates und des Galenus verwiesen und nicht eher zur Ausübung ihrer Kunst zugelassen, als bis sie von der medicinischen Fakultät zu Salerno oder Neapel ein rühmliches Zeugniß erhalten und außerdem eine Prüfung vor dem Reichsgerichte durch Sachverständige bestanden hatten.

Die Universität zu Neapel gründete Friedrich im J. 1224 neu; die medicinische Fakultät zu Salerno beförderte er sehr. Auch entstanden an beiden Orten durch seinen Eifer die ersten Kunstsammlungen, die leider in den Stürmen der folgenden Zeit wieder vernichtet wurden.

So wie von Karl dem Großen wird auch von Friedrich II. erzählt, wie die morgenländischen Fürsten sich beeiferten, ihm kunstreiche Werke zum Zeichen ihrer Freundschaft zu schicken. So schenkte ihm der Sultan von Aegypten ein Zelt von wunderbarer Arbeit: Sonne und Mond gingen darin, durch verborgene Triebfedern bewegt, auf und unter und zeigten die Stunden des Tages und der Nacht in richtigem Verhältniß an.

An dem Hofe des Kaisers wurden oft Wettspiele der Künste gehalten

und Siegeskränze ausgetheilt, und Friedrich glänzte dabei als Dichter, der sogar mehrere künstlich verschlungene Versmaße erfunden und sehr glücklich ausgeführt hat. Sein Kanzler **Peter von Vinea** hat auch das älteste Sonnet in italienischer Sprache gedichtet. Die Geister entfalteten und bewegten sich in der Nähe des großen Kaisers im freiesten Spiele aller Kräfte. Seine eigene Persönlichkeit war so ausgezeichnet, daß er andere vorzügliche Männer ohne Eifersucht neben sich dulden durfte, — worin immer die wahre Größe zu erkennen ist. Seine heftigsten Feinde haben ihm die Bewunderung seiner großen Eigenschaften nicht versagen können. Auch sein Aeußeres war zugleich ehrfurchtgebietend und einnehmend. Gleich seinem Großvater war er blond und an Wuchs nicht groß, aber wohl und fest gebaut und in allen körperlichen Uebungen sehr geschickt. Stirn, Nase und Mund trugen das Gepräge der feinen und doch scharfen Bildung, die wir an den Kunstwerken der Griechen bewundern und nach ihnen benennen, und das Auge drückte in der Regel die freundlichste Heiterkeit, bei ernsthaften Veranlassungen aber auch Ernst und Strenge aus; wie denn überhaupt die glückliche Vereinigung der Heiterkeit mit dem Ernste in seiner kräftigen Lebenszeit dieses Kaisers besondere Auszeichnung ist[1]).

Durch seinen Tod wurde die Unordnung in Italien wie in Deutschland nur noch größer. In Deutschland standen von neuem zwei Könige gegen einander, indem die hohenstaufische Partei gegen Wilhelm von Holland Friedrich's Sohn **Konrad**, den schon bei Lebzeiten des Vaters erwählten römischen König, anerkannte und aufrecht hielt.

Bevor wir jedoch die Geschichte dieser beiden Gegenkönige erzählen, müssen wir einen Blick auf die Länder im Osten und Nordosten von Deutschland werfen.

Ausbreitung der Deutschen und des Christenthums in die slavischen Länder. — Europa wurde um diese Zeit von einem furchtbaren Feinde von Osten her bedroht, ebenso furchtbar als in früheren Zeiten von den Hunnen. Es waren die **Mongolen**, die vom Jahre 1206 an unter **Dschingis-Khan** Asien durchstürmt hatten und unter seinen Söhnen bis in Mähren und Schlesien vordrangen. Im J. 1241 gewannen sie eine große Schlacht bei **Liegnitz** gegen die Schlesier, unter der Anführung Heinrichs II. (des Frommen) von Liegnitz, der selbst ritterlich kämpfend fiel und durch die Tapferkeit, mit welcher er den Feinden den Sieg streitig gemacht hatte, diesen die Lust benahm, weiter nach Westen vorzudringen. Sie wandten sich nach Ungarn. So rettete Heinrich der Fromme selbst in seiner Niederlage Europa (und zwar auf demselben Schlachtfelde von **Wahlstadt**, auf welchem am 26. Aug. 1813 die Schlacht, welche von der Katzbach benannt wird, siegreich gefochten wurde). In dieser Noth fühlte Friedrich wohl seine Pflicht als erster christlicher Fürst und ermahnte auch die übrigen Könige sehr dringend zu schneller Hülfe gegen den gemeinschaftlichen Feind; aber die allgemeine Verwirrung

---

1) Auf der Brücke über den Vulturnus in Capua stand, nebst andern, die Bildsäule Kaiser Friedrichs II. und erhielt sich bis in die neuesten Kriege, da sie frech zerstört wurde. Doch ist nach ihr der Kopf des Kaisers auf einem Ringe gestochen, (nach welchem das treffliche Bildniß des Kaisers in der Geschichte der Hohenstaufen von F. v. Raumer.)

war zu groß, sein Wort verhallte ohne irgend einen Erfolg. Für Schlesien und Ungarn hatte der Einfall der Mongolen die Folge, daß in die verwüsteten und entvölkerten Gegenden sehr viele deutsche Anbauer zogen; ja Niederschlesien wurde von jetzt an mehr ein deutsches als slavisches Land. Auch noch andere Nachbarländer wurden um diese Zeit von den Deutschen besetzt und bevölkert, das waren die Küstenländer der Ostsee: Preußen, Liefland, Esthland und Kurland. Schon zur Zeit Friedrich Barbarossa's, etwa um's J. 1156, war durch Meinhard, einen Chorherrn des Klosters Segeberg, zu Yxkäll in der Nähe des heutigen Riga eine Kirche gegründet und durch Papst Clemens III. bald darauf ein Bisthum gestiftet. Von diesem Punkte ging die Verbreitung des Christenthums in jenen Gegenden aus. Bald aber mischte sich die Gewalt in diese friedlichen Bestrebungen; der Widerstand der heidnischen Liven brachte den Papst Cölestin III. dahin, daß er einen Kreuzzug gegen sie predigen ließ, und nun stürmte bald eine Menge von Menschen aus dem nördlichen Deutschland nach diesen Ländern; es bildete sich ein geistlicher Ritterorden unter dem Namen der Schwertritter, und mit der christlichen Lehre verbreitete sich die harte Herrschaft des Ordens nach und nach über Liefland, Esthland und Kurland; die Eingeborenen, die in dem verheerenden Kampfe übrig blieben, wurden in drückende Knechtschaft gebracht, welche erst in unsern Tagen durch den Kaiser Alexander gemildert worden ist. Auch in Preußen verbreitete das Schwert zugleich mit dem Christenthum deutsche Obergewalt. Um's J. 1208 war ein Mönch aus dem Kloster Kolwitz in Pommern, mit Namen Christian, über die Weichsel gegangen und hatte den heidnischen Preußen das Evangelium gepredigt. Als er aber vom Papste zum Bischof gemacht wurde und eine förmliche Kirchenherrschaft einrichten wollte, begann ihr Kampf gegen ihn, in welchem bald die Schwertritter, der Herzog Heinrich der Bärtige von Breslau, und viele Kriegsleute aus den benachbarten Ländern, dem neuen Bischofe Hülfe leisteten. Es wurde indeß wenig ausgerichtet, bis der Bischof, auf den Rath Herzog Heinrichs, die Ritter des deutschen Ordens herbeirief, welcher aus einer norddeutschen Stiftung entstanden war. Im J. 1229 zog der erste Landmeister Hermann Salza mit nicht mehr als achtundzwanzig Rittern und hundert Knechten nach Preußen, fing sein Werk klüglich mit Anlegung von festen Plätzen an, unter welchen Thorn an der Weichsel, gleichsam das Thor des Eindringens, der erste war, und Culm, Marienwerder, Elbing, Braunsberg u. a. folgten. Selbst über Liefland verbreitete sich die Herrschaft des deutschen Ordens, da die Schwertritter sich nach einer harten Niederlage gegen die Lithauer im J. 1273 in denselben mit aufnehmen ließen; und im J. 1255 wurde auf den Rath Ottokars von Böhmen, der einen Kreuzzug gegen die Preußen mitgemacht hatte, — auch Rudolph von Habsburg zog damals unter Ottokars Paniere mit, — die jetzige Hauptstadt des Landes angelegt und ihm zu Ehren Königsberg genannt. Die Städte blüheten durch ihre zum Handel günstige Lage wieder auf und die Landbauer befanden sich in einem viel glücklicheren Zustande als ihre liefländischen Nachbarn, da ihre Dienste und Abgaben mäßiger und die eigentliche Knechtschaft nur Strafe des Abfalls für Einzelne war.

Wenn wir zu diesem Allen die schon etwas früher angefangene deutsche Bevölkerung der wendischen Länder Brandenburg, Mecklenburg

und Pommern rechnen und die vielen blühenden Städte betrachten, die in denselben von deutschen Bürgern erbaut wurden, so können wir das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert wiederum eine Zeit deutscher Völkerzüge nach Norden und Osten nennen, wie das vierte und fünfte Jahrhundert nach Christi Geburt die Zeit der Völkerwanderungen nach Westen und Süden heißen. Ja, berechnen wir endlich die Hunderttausende von Menschen, die Deutschland zu derselben Zeit mit den Kreuzzügen nach dem Morgenlande und mit den hohenstaufischen Kaisern nach Italien schickte, so müssen wir wahrlich erstaunen über die Volksmenge, die unser Vaterland erzeugte, und können eine solche Zeit des regsten Lebens wohl nicht, wie früher oft geschah, eine durchaus arme, knechtische und unerfreuliche Zeit nennen.

Hätte Kaiser Friedrich die Kräfte Deutschlands recht erkannt und durch Vereinigung noch stärker zu machen gewußt, so konnte damals der ganze Osten und Norden Europa's deutsch werden. Er hatte aber seine Augen nur auf Italien gerichtet und verschwendete dort fruchtlos seine Kraft.

55. Wilhelm von Holland 1247—56, und Konrad IV., 1250—54.

Konrad IV. war ebenfalls mehr um seine Erbländer als um Deutschland besorgt; er ging schon im J. 1251 nach Italien und ließ in Deutschland seine Gemahlin zurück, die im folgenden Jahre den unglücklichen Konradin gebar, den er nie gesehen hat. König Konrad, im Banne des Papstes, wie sein Vater, eroberte zwar Neapel, machte sich aber die Einwohner dadurch zu den unversöhnlichsten Feinden, daß er dem auf dem Markte aufgestellten Pferde, dem Sinnbilde der Stadt, einen Zaum anlegen ließ. — Er starb schon im folgenden Jahre 1254 und sprach noch kurz vor seinem Tode: „Wehe mir Unglücklichen! Warum haben mich meine Eltern geboren, nur um so viel Ungemach auszustehen! Die Kirche, die meinem Vater und mir ein Mutterherz hätte zeigen sollen, ist vielmehr eine Stiefmutter gewesen; und das Reich, das schon vor Christi Geburt bis auf diese Zeit geblühet, verwelkt nun und nahet sich dem Untergange!" — Für sein Geschlecht hatte er die Wahrheit verkündigt, er war der letzte König aus den Hohenstaufen. Friedrich II. hatte zwar noch einen Sohn Heinrich aus seiner Ehe mit Isabella, einen Sohn Manfred aus seiner Ehe mit der Italienerin Blanka, und zwei Großsöhne von seinem unglücklichen ältesten Sohne Heinrich, hinterlassen, allein sämmtlich starben sie in der Blüte ihrer Jahre, und bei Konrads IV. Tode war von dem hohenstaufischen Geschlechte nur noch sein Sohn Konradin und sein Bruder Manfred übrig. Beider Schicksal werden wir im folgenden Kapitel erfahren.

Der König Wilhelm lebte nur einige Jahre länger, als Konrad; und zwar in so geringem Ansehen, daß ein gemeiner Bürger zu Utrecht mit einem Steine nach ihm warf und ein Edelmann seine Gemahlin auf der Landstraße ausplünderte; und als er im Januar des J. 1256 gegen die Westfriesen zu Felde zog und bei Medenblick über das Eis setzte, brach es unter ihm; er blieb mit seinem schweren Streitrosse im Sumpfe stecken und die Friesen erschlugen ihn, obwohl er eine sehr große Summe für sein Leben bot.

Nach seinem Tode steigt die Verwirrung aller Dinge in Deutschland noch höher als zuvor.

56. Das Interregnum. 1256—73.

Kein deutscher Fürst wollte jetzt die Kaiserkrone annehmen, außer etwa der ehrgeizige König Ottokar von Böhmen, dessen man aber nicht begehrte; den meisten war mehr daran gelegen, nur ihre eigenen Erbländer zu verwalten und wo möglich zu vergrößern, als die schwere Pflicht auf sich zu nehmen, in den fast verwilderten deutschen Landen Friede und Ordnung herzustellen und mit Selbstentsagung alle Kräfte dem allgemeinen Besten zu widmen. Da fielen die geistlichen Churfürsten auf den unwürdigen Gedanken, einen Ausländer zum Kaiser zu machen. Und noch dazu waren sie nicht einig; die eine Partei wählte den englischen Grafen Richard von Cornwallis, den Bruder des Königs Heinrich III., die andere den König Alfonsus von Castilien in Spanien, den man wegen seiner Kenntnisse in der Himmelskunde den Weisen nannte, der aber nicht einmal sein eigenes Land zu regieren verstand. Beide hatten den Reichsfürsten viel Geld geboten, und Richard kam sogar, wie einige erzählen, mit zweiunddreißig Wagen nach Deutschland, jeden mit acht Pferden bespannt, und darauf ein, drei Ohm haltendes, Faß mit Sterlingen (einer alten englischen Geldmünze) angefüllt. Er hatte reiche Zinngruben in Cornwallis, damals fast die einzigen in der Welt, und daher so großen Reichthum. Mit solchen Waffen eroberte er bald vieler Herzen und wurde auch im J. 1257 feierlich zu Aachen gekrönt. Dann kehrte er bald nach England zurück, von mehreren angesehenen Deutschen begleitet. In England aber, der Heimath des Nationalstolzes, ward er nicht anders als jeder englische Große behandelt, und das verdroß die Deutschen, die mit ihm waren, so sehr, daß sie unwillig nach Hause zurückkehrten. — Seit der Zeit ist Richard noch dreimal nach Deutschland gekommen, aber jedesmal nur auf kurze Zeit, und Alfons ist niemals in Deutschland gewesen. In solcher Zeit mußten wohl Unordnung und Gewaltthätigkeit von Tage zu Tage größer werden, so daß große und kleine Fürsten, Grafen und Ritter und Städte, in beständigen Fehden mit einander lebten und daß die Recht und Ruhe liebenden Menschen von ganzer Seele nach einem Kaiser seufzten, der ihr Schutz und Schirm sein könnte.

Das unglücklichste Schicksal erfuhr in diesen Zeiten der letzte Sprößling des großen hohenstaufischen Geschlechts:

Konrad von Schwaben, der Sohn Kaiser Konrads IV., den man, weil er so jung sein Schicksal erfüllte, nach dem Beispiele der Italiener den jungen Konrad oder Konradin genannt hat. Dieser war nach seines Vaters Tode in Baiern und nachher in Schwaben, wo er noch einige geringe Erbgüter hatte, aufgewachsen, während sein Oheim Manfred, zuerst als Verweser für ihn, dann selbst als König, die Erbländer Neapel und Sizilien verwaltete. Die Päpste aber, unversöhnliche Gegner des hohenstaufischen Geschlechts, suchten ihm diesen Besitz auch noch zu entreißen, und als sie dieses durch eigene Kraft nicht vermochten, beschloß Clemens IV. dem verhaßten Manfred einen Gegenkönig entgegenzustellen. Er rief den französischen Herzog Karl von Anjou, Bruder Ludwigs XI., herbei und dieser machte sich wirklich im J. 1265 auf den Weg nach Italien. Eine große Menge französischer Ritter folgte ihm, weil es auf diesem Zuge Beute zu machen gab. König Manfred hatte das Unglück, seine Flotte, mit welcher er dem Angriffe Karls zuvorkommen wollte, durch einen Sturm zu

verlieren, und als er darauf in der Schlacht bei Benevent am 26. Febr. 1266 auch von einem Theile seiner treulosen Vasallen verlassen wurde, wählte er den Heldentod statt schmählicher Gefangenschaft, stürzte sich in den Feind und fiel. Seine Söhne wurden in Fesseln geschlagen und bis an ihren Tod darin gehalten.

Als nun der junge Konrad größer wurde und der Länder gedachte, welche ihm gebührten und wovon eine einzige Stadt reicher war, als alle seine deutschen Besitzungen, erwachte der kühne Sinn seiner Ahnen in ihm und er beschloß, den Räuber aus seinem Erbe zu vertreiben. Im J. 1268 zog er aus mit seinem treuen Jugendfreunde, dem Prinzen Friedrich von Baden; es folgten ihm treue Ritter aus Deutschland; in Italien strömten ihm die zahlreichen Anhänger der gibellinischen Partei zu; die Römer, ihrem Papst Clemens zum Trotz, der den Franzosen herbeigerufen hatte, führten ihn im Triumph in ihre Stadt ein; bald stand er dem Gegner mit einem starken Heere bei Tagliacozzo in Unteritalien gegenüber. Auch in der Schlacht war ihm das Glück anfangs günstig, die Feinde wurden in die Flucht getrieben; aber bei der Verfolgung wich die Ordnung aus seinem Heere, zu früh fiel er über die Beute des feindlichen Lagers her, und in dem Augenblicke brach der französische Hinterhalt auf die Plündernden hervor. Sie wurden gänzlich geschlagen, und Konrad floh mit seinem Freunde Friedrich, nachdem sie lange ritterlich gekämpft hatten, nach dem Meere zu. Schon hatten sie zu Astura ein Schiff bestiegen, um nach Pisa zu entfliehen, da wurden sie durch einen Grafen Frangipani, Herrn von Astura, eingeholt und für Geld und Gut an Karl von Anjou ausgeliefert. Und so unverschämt, lügnerisch und grausam war dieser, daß er den Konradin einen Empörer gegen ihn, den rechtmäßigen König, nannte und beide Fürsten in einem Alter von sechzehn Jahren öffentlich auf dem Markte von Neapel, am 29. Oct. 1268, enthaupten ließ[1]).

Mit dem unglücklichen Konrad endigte das mächtige Haus der Hohenstaufen, und zwar durch eben die Besitzungen, durch welche Friedrich I. demselben den größten Glanz zu geben vermeinte. Die Erbgüter in Schwaben aber zerfielen in viele Theile, und kein Land in Deutschland war nachher in so viele kleine Herrschaften zerstückelt, als Schwaben. Da das Herzogthum nicht wieder hergestellt wurde, so gehörten die gesammten Stände dieses Landes von nun an unmittelbar dem Reiche zu. Nicht nur die Bischöfe, Grafen und größeren Freiherren, sondern auch der mittlere Adel, Städte, Klöster und sogar Bauerschaften, welche zuvor Vasallen und Unterthanen des Herzogs gewesen waren, wurden reichsunmittelbar; doch hatten sie die Reichsstandschaft nicht einzeln, wie die größeren Reichsstände, sondern nur als vereinigte Körperschaft. Der Kaiser bezog von ihnen bedeutende Einkünfte und die Verwaltung dieses Reichsgutes wurde Landvögten übertragen, so daß also, statt des alten schwäbischen Herzogthums, die Reichslandvogteien: Helvezien oder Schweiz, Elsaß und Schwaben, welches in Gaue getheilt war, entstanden. Diese Einrichtungen wurden unter der Regierung des nächsten Kaisers Rudolph getroffen.

1) Konradin hatte vor seiner Enthauptung seine Rechte an Manfreds Tochter Constanzia übertragen, und Constanzia ist gewissermaßen die Rächerin der Hohenstaufen geworden. Als Gemahlin Peters von Aragonien begünstigte sie die Vertreibung der Franzosen durch die sogenannte Sizilianische Vesper im J. 1282, wodurch Karl von Anjou Sizilien verlor.

57. Die Auflösung der alten National-Herzogthümer und der Anfang der Vielherrschaft im deutschen Reiche.

Das Schicksal des Herzogthums Schwaben führt uns darauf, der entscheidenden Veränderungen zu gedenken, welche überhaupt im Innern Deutschlands durch die Auflösung der alten National-Herzogthümer entstanden sind. Den Wendepunkt macht, wie wir schon oben gesehen haben, die Entsetzung Heinrichs des Löwen im J. 1180. Wenn auch der Raum und Zweck dieser allgemeinen deutschen Geschichte nicht gestattet, die einzelnen Fürstenhäuser genauer zu verfolgen, die sich auf den Trümmern der Herzogthümer bilden, so wird doch eine allgemeine Uebersicht der Hauptveränderungen an ihrem Orte sein.

A. Von dem Herzogthum Sachsen war schon durch Albrecht den Bären die wichtige Markgrafschaft Brandenburg getrennt worden; der Markgraf zog mit eignen herzoglichen Rechten zu Felde und hatte sogar ein Wahlrecht als Erzkämmerer bekommen. Zwar wurde sein Sohn Bernhard zum Herzog von Sachsen ernannt, allein mit einem ganz unbedeutenden Gebiete, und selbst dieses spaltete sich noch durch Theilungen in Bernhards Hause wieder in Lauenburg und Wittenberg, welche mit einander über den Besitz des Erzmarschallamtes stritten. Der lange Streit wurde erst unter Karl IV. zu Gunsten Sachsen-Wittenbergs entschieden.

Die herzogliche Gewalt des Erzbischofs von Köln im westlichen Theile Sachsens konnte sich ebenfalls zu keiner Bedeutung erheben; die Herren seines Gebietes machten sich nach und nach unabhängig, wie besonders die geistlichen Fürsten des gesammten alten Herzogthums dazu das Beispiel gegeben hatten. Außerdem besaß der Erzbischof von Bremen die Grafschaft Stade; im Lande der Ditmarschen bildete sich eine eigene Bauernherrschaft aus; der Graf von Oldenburg wollte dem Herzogthum nicht mehr angehören; die wichtige Stadt Lübeck wurde von Friedrich II. zur Reichsfreiheit erhoben; und auf dem berühmten Reichstage zu Mainz im J. 1235 stellte eben dieser Kaiser das welfische Haus wiederum fest, indem er dem Herzoge Otto (dem Kinde) von Braunschweig und Lüneburg das von demselben in seine Hand übergebene Erbland als ein Lehen des Reiches, also als reichsunmittelbares Herzogthum, zurückgab. Nun wollte dieses mächtige Haus natürlich von einem anhaltisch-sächsischen Herzoge nichts wissen.

Die wichtigen thüringischen Lande waren schon längst abgesondert. Hier waren, nachdem die sächsischen Herzöge Kaiser geworden, wiederum einige Grafen aufgestellt. Es ist von einer nord- und südthüringischen Mark die Rede; beide vereinigte der tapfere Markgraf Eccard von Meißen. In der hohenstaufischen Zeit wurde, als die Gauverwaltung zu Ende ging, aus der Markgrafschaft eine Landgrafschaft Thüringen. Die Landgrafen residirten in Eisenach und auf der Wartburg. Ihre Macht dehnte sich durch manche Allodialerwerbungen auch über das spätere Niederhessen, mit den Städten Münden, Cassel, Marburg und andern, und selbst bis an den Rhein aus. Mit solcher Macht stand im Anfange des 13. Jahrh. Landgraf Ludwig IV. von Thüringen, der Gemahl der heiligen Elisabeth, da. Mit dem kinderlosen Heinrich Raspe starb im J. 1247 der alte Mannesstamm des thüringischen Hauses aus. Ein siebenjähriger Erbfolgekrieg entstand zwischen zwei Descendenten der weiblichen Linie, und bei der

Theilung im J. 1264 fällt das Lehen von Thüringen an Heinrich den Erlauchten von Meißen, die Allodien dagegen, also die hessischen Länder, an einen andern Heinrich, Sohn der verwittweten Sophie von Braband. Jener Heinrich von Meißen ist der Stammvater des jetzigen sächsischen Hauses, Heinrich von Hessen aber der Landgrafen von Hessen.

Im Norden Deutschlands machten die Grafen von Holstein auf Reichsunmittelbarkeit Anspruch. In Mecklenburg herrschten theils die Grafen von Schwerin, deutschen Stammes, theils Obotritenfürsten; und sie, wie die Herzöge von Pommern, gingen unmittelbar vom Kaiser zu Lehen.

Das alte Herzogthum Sachsen war für immer dahin.

B. Das Herzogthum Baiern war, als es im J. 1180 von den Welfen an die Wittelsbacher überging, auch nur noch dem Namen nach das alte Herzogthum. Schon zur Zeit der sächsischen Kaiser war Kärnthen, seit 1156 auch Oestreich und Steiermark, von Baiern getrennt. Otto von Wittelsbach verwaltete sein Herzogthum zwar kräftiger, als Bernhard von Sachsen das seinige, allein die Bischöfe entzogen sich dennoch seiner Hoheit; die Stadt Regensburg wurde reichsunmittelbar; und im südlichen Baiern dehnte der Graf von Andechs, als Erbe des ausgestorbenen Hauses der Grafen von Dachau, die sich von einem Landstriche an der dalmatischen Küste Herzöge von Meran nannten, diesen Titel auf seine fränkischen Güter aus und behauptete seine Unabhängigkeit. Im J. 1248 starben auch die Andechs aus, und da gelang es dem schwäbischen Hause der Hohenzollern, den Burggrafen von Nürnberg, einen großen Theil der Andechsischen Besitzungen an sich zu ziehen, die Grundlage der späteren Herzogthümer Ansbach und Baireuth.

Das Haus Wittelsbach dagegen erwarb außer dem Herzogthume Baiern im J. 1227 einen andern wichtigen Besitz, die Pfalzgrafschaft am Rheine, und zwar durch die Heirath Otto's des Erlauchten mit der pfälzischen Erbtochter aus dem welfischen Hause. Doch schwächten sie ihre Macht wieder durch Theilung nach dem Tode Ludwigs des Strengen im J. 1294. Sein älterer Sohn Rudolph erhielt die Rheinpfalz, der jüngere, Ludwig, der nachherige Kaiser, das Herzogthum. Der Pfalzgraf am Rheine besaß das Erztruchseßamt und damit die erste weltliche Wahlstimme; Baiern stritt mit Böhmen um das Erzschenkenamt, das Heinrich der Löwe oder sein Vater, die zwei Herzogthümer besaßen, hatte aufgeben müssen; aber Böhmen blieb im Besitz desselben.

Die Erzämter waren nach und nach in den Besitz des Wahlrechtes gekommen, nachdem die ursprüngliche Wahl durch die Hauptvölker des Reiches Veränderungen erlitten hatte. Bei der Wahl Otto's I. finden wir fünf Hauptvölker: Lothringer, Franken, Schwaben, Baiern, Sachsen. Da Otto von Sachsen selbst gewählt wurde, so versahen die Herzöge der übrigen Hauptvölker die Erzämter: Kämmerer, Truchseß, Schenk, Marschall. Schon bei der Wahl Otto's III. war die Vertheilung eine andere. Bei der Wahl Konrads II. erschienen zwar sieben Völker, indem Lothringen in zwei Theile getheilt und Kärnthen neu hinzugekommen war; allein schon bei der Wahl Lothars von Sachsen sind Lothringen und Kärnthen nicht mehr zugegen, weil jenes überhaupt in einer loseren Verbindung mit dem Reiche und Kärnthen nur für kurze Zeit in den ersten Rang eingetreten war. Ein bestimmtes ausschließliches Wahlrecht stand in den älteren Zeiten den Herzögen aber niemals zu, alle Fürsten, die ganze versammelte Menge, nahmen Theil

an der Ernennung des Königs. Allmälig, als eine bestimmte Form sich festsetzte, wurde das Wahlrecht mehr und mehr mit dem Erzamt verbunden und ging mit diesem nach der Lage der Verhältnisse an andere Fürsten über. So entschädigte Konrad III. den Markgrafen Albrecht den Bären für die Wiederabtretung des Herzogthums Sachsen auch mit dem schwäbischen Erzkämmerer-Amte, welches er selbst als Hohenstaufe besaß; dagegen behielten die Hohenstaufen das fränkische Truchseßamt, da die Ueberreste des fränkischen Herzogthums an ihr Haus übergingen. Dieses Amt wurde dann mit der Rheinpfalz verbunden, und wie vormals der Herzog von Ostfranken der erste unter den weltlichen Herzögen gewesen, so behielt auch der Pfalzgraf die erste weltliche Wahlstimme. Wie das Schenkenamt von den Welfen an Böhmen gekommen, haben wir oben gesehen; das Marschallamt aber war bei Sachsen geblieben. Die böhmische Wahlstimme war aber lange bestritten, weil die Deutschen einem slavischen Fürsten das Wahlrecht nicht zuerkennen wollten, und so ruhte zu der Zeit, wovon wir reden, das Recht zur Königswahl eigentlich nur auf sechs Stimmen, den drei geistlichen von Mainz, Trier und Köln, welche sich mit Hülfe des päpstlichen Einflusses in dieses Primat zu setzen gewußt hatten, und den drei weltlichen: Sachsen, Brandenburg und Pfalz.

Wenn wir nun auch noch die übrigen Herzogthümer betrachten, so war:

C. in Schwaben, wie wir schon gesehen, nach dem Falle der Hohenstaufen, jeder Anspruch derselben ausgegangen; ihre reichen Güter waren in der letzten Zeit verschleudert oder verschenkt; die letzten Besitzungen übergab Konradin bei seinem Zuge nach Italien an Baiern. Es konnte von da an nur die Frage sein, wer in Schwaben am Bedeutendsten dastehe. Dies waren die Grafen von Würtemberg, die schon Stuttgart zu ihrer Residenz gewählt hatten. Ferner gewannen die reichen Grafen von Baden, aus dem Hause Hochberg, von dem im J. 1218 aussterbenden Hause der Zähringer, welche Konrad II. nach Burgund gesetzt und Friedrich I. auf Burgund diesseits des Jura beschränkt hatte, die Landgrafschaft Breisgau. Die badensche Macht fing an sich zu bilden. Ein anderer Theil des Zähringischen Erbes, welcher in der Schweiz gelegen, fiel an die Grafen von Kyburg und nach deren Aussterben an die Grafen von Habsburg, die dadurch an Bedeutung wuchsen. Der Grafen von Hohenzollern, Burggrafen von Nürnberg, ist schon oben gedacht worden.

D. In Franken war das Herzogthum schon mit dem Aussterben des salischen Kaiserhauses erloschen und unter die geistlichen und weltlichen Herren getheilt worden; denn die Hohenstaufen, die man Herzöge von Franken genannt hat, sind es in dem alten Sinne des Herzogthums nicht gewesen, sondern haben nur als die mächtigsten Herren im fränkischen Lande und Inhaber der Pfalzgrafschaften in demselben einen Theil der herzoglichen Gewalt besessen, indem sie manchen Grafen und Ritter durch das Lehnsverhältniß in derselben Abhängigkeit hielten, als die früheren Herzöge. Am Ende dieses Zeitraumes finden sich, außer der mächtigen Pfalzgrafschaft am Rheine, im alten Frankenlande die Landgrafen von Hessen, die einen Theil davon besitzen, die Grafen von Nassau, der Bischof von Würzburg und Andere.

Der Titel der Pfalzgrafen verschwindet in Deutschland, bis auf die Pfalz am Rheine, weil das Reichsgut so sehr vermindert wurde; dagegen

tritt der der Burggrafen hervor, die sich, da die Pfalzgrafen über ihnen wegfallen, als unmittelbar unter dem Könige stehend betrachten.

E. Was endlich Lothringen betrifft, so kam Oberlothringen unter die Grafen von Elsaß, und das Herzogthum von Niederlothringen, welches an die Grafen von Löwen kommt, beschränkt sich auf die eignen Besitzungen derselben; sie nennen sich deshalb auch Herzöge von Braband. Andere Grafen, z. B. die von Holland, Seeland, Friesland, Jülich, Cleve, Geldern, Luxemburg u. s. w., betrachten sich als reichsunmittelbar.

Alle Fürsten fangen an, sich nicht blos mit den Ländern, welche sie verwalten, als belehnt zu betrachten, sondern mit dem erblichen Verwaltungsrechte derselben, welches sie in ihrem eigenen Namen üben. Die Belehnung erhält einen neuen Sinn; nicht das Land, sondern das Fürstenamt wird durch die Investitur zu Lehen ertheilt; und da sich die Gewalt der Fürsten wirklich schon zur Landeshoheit erhoben hatte, — obgleich der Name selbst noch nicht vorkommt, — so wurde die ganze Landeshoheit lehenbar.

Wenn wir eine kurze Uebersicht der Zahl der Stände im ganzen Reiche geben wollen, die jedoch wegen der Unklarheit mancher Verhältnisse nur eine annähernde sein kann, so ist sie etwa folgende:

Das deutsche Reich zählte um diese Zeit sechs Erzbisthümer; Mainz als das größte, welches vierzehn Bisthümer zu seinem Sprengel rechnete: Worms, Speier, Straßburg, Constanz, Chur, Augsburg, Eichstädt, Würzburg, Olmütz, Prag, Halberstadt, Hildesheim, Paderborn und Verden; Köln mit fünf Bisthümern: Lüttich, Utrecht, Münster, Osnabrück und Minden; Trier mit drei Bisthümern: Metz, Toul und Verdun; Magdeburg mit fünf Bisthümern: Brandenburg, Havelberg, Naumburg, Merseburg und Meißen; Bremen mit drei Bisthümern: Oldenburg, später Lübeck, Mecklenburg, später Schwerin, und Ratzeburg; endlich Salzburg mit fünf Bisthümern: Regensburg, Passau, Freisingen, Brixen und Gurk. Dazu kamen noch: Bamberg, das unmittelbar unter dem Papste stand, und Cambrai, unter dem französischen Erzbischof von Rheims. Rechnen wir zu diesen siebenunddreißig Bisthümern noch die eignen Sprengel der sechs Erzbisthümer, so waren dreiundvierzig geistliche Sprengel in Deutschland. — Außerdem gab es etwa siebzig Prälaten und Aebtissinnen, dazu drei geistliche Ritterorden, also über hundert geistliche Stände.

Die weltlichen Reichsstände waren: vier Churfürsten, wenn Böhmen mitgezählt wird, worunter ein König, ein Herzog, ein Pfalzgraf, ein Markgraf; sechs größere Herzöge: Baiern, Oestreich, Kärnthen, Braunschweig, Lothringen, Braband-Limburg; gegen dreißig gefürstete Grafen, darunter einige mit dem Herzogstitel, dann Markgrafen, Landgrafen und Burggrafen; beinahe sechzig Reichsstädte, freilich mehrere noch erst im Uebergange zur Reichsfreiheit; im Ganzen ebenfalls etwa hundert weltliche Reichsstände; mit den geistlichen zusammen über zweihundert Glieder des Reiches.

Das Reichsgebiet im Großen hatte sich übrigens bis zu dem Ende des Zwischenreichs an einigen Seiten vermindert; es ging verloren die Lehnshoheit über Dänemark, über Ungarn und Polen; Burgund wurde zum großen Theile entfremdet; die lombardische Krone ging während des Zwischenreichs verloren, die Kaiserkrone wurde hintenangestellt. Nur Preußen war hinzugekommen.

Es wird bei dem hier genommenen Ruhepunkte der Betrachtung der Ort sein, einen Blick auf die Hauptzüge des ganzen Mittelalters zu werfen; denn was man über die Charakteristik dieses wilden, und doch wieder in vielen Erscheinungen so herrlichen, Zeitalters Gutes und Böses gesagt hat, es gilt am treffendsten von dem Zeitraume, in welchem wir mitten inne stehen.

Das Mittelalter.

---

58. Der Adel und das Ritterwesen.

Man hat das Mittelalter auch die Ritterzeit genannt; und in der That ist es das Ritterthum, welches eine der glänzendsten Seiten desselben bildet. Durch die Ausbreitung des Lehnswesens über ganz Deutschland war, wie schon gezeigt ist, der Lehns=Adel an die Spitze der Nation getreten. Die Kriege wurden hauptsächlich durch den Adel und seine Leute geführt; er kämpfte nur zu Pferde, war mit schweren, eisernen Waffen bedeckt und von Jugend auf darin so geübt, daß er sie nicht nur tragen, sondern die Glieder frei und kräftig darin bewegen konnte. Ein so geharnischter Mann zu Pferde war den gemeinen Kriegern, die zu Fuße dienten und schlechter bewaffnet waren, sehr weit überlegen; und bald zählte man ein Heer nur nach der Menge seiner Ritter. Um solche Vorzüge zu behaupten, mußte die Erziehung des Adels ganz kriegerisch sein. „Die in Deutschland gebornen Knaben lernen eher reiten als reden," sagt ein alter Schriftsteller, „die Pferde mögen laufen, wie sie wollen, so bleiben sie unbeweglich sitzen; sie führen ihren Herren die langen Lanzen nach; durch Kälte und Hitze abgehärtet, sind sie durch keine Arbeit zu ermüden. Das Tragen der Waffen kommt den Deutschen eben so leicht an, als das ihrer eigenen Glieder, und es ist eine erstaunenswürdige und fast unglaubliche Sache, wie geschickt sie sind, Pferde zu regieren, Pfeile abzuschießen, und Lanze, Schild und Schwert zu gebrauchen."

Bei dieser ausschließlichen Richtung auf die Ausbildung körperlicher Kraft, da die geistigen Beschäftigungen, welche in späteren Jahrhunderten als Hauptheil der Erziehung zu gelten anfingen, so gut als unbekannt waren, hätten die ersten Stände unsers Volkes in tiefe Barbarei der Sitten versinken müssen, wenn nicht die edle Naturanlage der germanischen Völkerstämme und die Entwicklung des Ritterthums in seiner großartigen Richtung ein Gegengewicht gebildet hätten. Wir müssen, um diese Entwicklung zu verstehen, etwas genauer in die Standesverhältnisse des Mittelalters eingehen.

Diese Standesverhältnisse bildeten sich vorzüglich durch die Veränderungen des Reichsheerdienstes, von König Heinrich's I. Zeit an, aus, als der Kriegsdienst immer mehr Reiterdienst wurde und nach und nach ganz in die Hände des Adels kam, der denselben mit seinen Dienstleuten leistete. So wurde kriegerische Ehre in ihrem vollen Umfange ausschließliches Erbtheil dieses Standes. Er theilte sich in zwei Klassen, die

sog. Semperfreien (eig. sendbar Freien, d. h. fähig, zum Send- oder Reichstage geschickt zu werden) und die Mittelfreien. Jene, die in der älteren Zeit allein den Rang des Adels im engeren Sinne in Anspruch nahmen und in den Rechtsbüchern der Zeit ingenui heißen, waren die Reichsunmittelbaren, welche nach der Auflösung der Herzogthümer ihre Reichsfreiheit, d. h. die Unabhängigkeit von irgend einer Landeshoheit, retteten, und nur unter dem Reiche standen. Die hohe Geistlichkeit gehörte auch dazu, aber sie erhielt nicht, wie die Weltlichen, durch die Geburt, sondern durch ihr Amt, den Adel.

Den zweiten Stand bildeten die Mittelfreien, nämlich erstens diejenigen Freien, welche ursprünglich durch ihr Gut zum Ritterdienst verpflichtet waren, sich aber nicht von der Landeshoheit hatten frei erhalten können, sondern dieser die Heeresfolge leisten mußten, und zweitens diejenigen, welche in dem Verhältnisse der Ministerialität zu dem hohen Adel des Reiches standen und unter ihm als milites minores den Heeresdienst zu Roß verrichteten. Diese Mittelfreien machten bald auch auf den Adelstitel Anspruch, wie sie denn überhaupt sehr in Ansehen stiegen, seit Konrad II. auch die Erblichkeit der niederen Lehen festgestellt hatte. Es entstand auch auf diese Weise nach und nach ein höherer und niederer Adel.

Für beide Klassen wurde die Abstammung von ebenbürtigen Eltern festgehalten; war die Ehe ungleich, so folgten die Kinder der ärgeren Hand. Doch blieb auch dem Könige das Recht, in den Adelstand erheben zu können.

Auf solche Weise bildete der Adel, seit das ganze Kriegswesen auf seinen Ritterdienst gegründet war, einen eigenen Stand, und in diesem Sinne ist das Ritterthum schon unter den sächsischen und salischen Kaisern in seinem Wesen vorhanden. Allein im 12. Jahrh. bildet sich dasselbe zu einem eigenen Institute aus, welches vereinigend eintrat zwischen den höheren und niederen Adel, indem es Semperfreie und Mittelfreie zu einer besonderen Innung, militaris ordo, mit einem militärisch-religiösen Gelübde, verband. Auf die Bildung dieses Institutes haben die Kreuzzüge den wichtigsten Einfluß gehabt. Durch die Kreuzzüge erhielt das Ritterthum einen neuen, höheren Schwung; im Dienste Gottes und des Erlösers konnte das tapfere Schwert den höchsten irdischen Ruhm erwerben. Das Ziel, welches erkämpft werden sollte, lag weit in fernen Himmelsstrichen; die Einbildungskraft wurde viel wunderbarer aufgeregt und die Erzählungen derer, die aus dem Morgenlande zurückkehrten, waren ganz geeignet, dem Bilde noch lebhaftere Farben zu leihen. Dadurch wurden diese Zeiten so kühn und so schwärmerisch begeistert, daß ihnen keine Unternehmung zu schwer dünkte und Heldenthaten verrichtet sind, die uns wie eine Dichtung erscheinen. Vor allen Dingen fesselten die drei geistlichen Ritterorden, welche durch die Kreuzzüge ihr Dasein erhielten, durch ein hohes Gelübde den Ritter an die große Sache der ganzen Christenheit: zuerst die im J. 1125 gestifteten Tempelherren, welche durch eine Verbindung einiger französischen Ritter zum Schutze der nach dem heiligen Lande fahrenden Pilger entstanden. Sie leisteten die drei Mönchsgelübde des Gehorsams, der Armuth und der Keuschheit, zu welchem sie noch ein viertes kriegerisches hinzufügten, nämlich stratas publicas custodire. Der König Balduin II. von Jerusalem räumte ihnen einen Theil des Palastes, neben dem templum Salomonis, ein, woher sie Tempelritter heißen. Zwei Jahre später

nahmen die Hospitaliter, welche sich zur Pflege kranker Pilgrimme vereinigt hatten, ebenfalls die Einrichtung eines Ritterordens an und nannten sich nach ihrem Schutzpatrone, Johannes dem Täufer, Johanniterritter. Ihr Gelübde war ebenfalls mönchischer Art. Die deutschen Ritter vereinigten sich später bei der Belagerung von Akkon im Jahr 1190 mit ihnen.

Diese Beispiele wirkten auch auf das Abendland; und da der ganze Geist der Zeit zu engerer Verbindung zwischen Personen von gleicher Lebensart und Beschäftigung trieb, so bildete sich das ganze Ritterthum in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. im ganzen lateinischen Abend- und Morgenlande als eine geschlossene Innung (Einigung) aus, zu welcher man durch gewisse Stufen emporstieg, jedoch mit Aufgebung der mönchischen Gelübde der Keuschheit und Armuth. Die religiöse Weihe blieb. Nun knüpfte sich die ganze Erziehung des Adels an die Stufen und das Ziel des Ritterthums an. Sobald der Knabe der ersten häuslichen Pflege entwachsen war, wurde er zu einem geachteten befreundeten Ritter gebracht, welchem er als Bube oder Edelknabe (junior), und später, nachdem es durch Ueberreichung eines Schwertes wehrhaft gemacht war, als Knappe (famulus, armiger) diente und welchen er als Vorbild für sein künftiger Leben betrachtete. Er legte seinem Herrn die Waffen an, begleitete ihn zu jeder Stunde und jedem Geschäfte, zu der Lust der Jagd, der Feste und Waffenspiele, so wie in den Ernst der Schlacht. Die treueste Anhänglichkeit und Sorge für den Herrn war seine erste Pflicht, und wenn er ihn gar im heißen Streite mit Schild und Schwert gedeckt und ihm das Leben gerettet hatte, so trug er den höchsten Ruhm davon, den er als edler Jüngling nur erwerben konnte. So wurde die Treue die erste Tugend, die mit aller Kraft der täglichen und stündlichen Uebung sich dem jugendlichen Gemüthe fest einprägte, ja mit ihm in unauflöslicher Verzweigung fest zusammenwuchs. Auch eine edle Frau mußte sich der Edelknecht zur Herrin erwählen und ihr dienen in Treue und Ehrbarkeit. — Nach mehrjähriger, rühmlich bestandener Knappschaft, gewöhnlich im 21. Jahre, wurde der Jüngling, unter der Weihe der Religion, durch Ritterschlag in die ebenbürtige Kampfgenossenschaft selbst aufgenommen. Es wurden dazu gern feierliche Gelegenheiten, große Feste, Krönungstage und der gleichen mehr gewählt, und oft erhielten viele zusammen den Ritterschlag. Fasten und Beten ging voraus, und nachdem der Jüngling die Sacramente genossen hatte, empfing er aus den Händen der Ritter oder Edelfrauen Sporen, Panzer und Handschuhe. Dann kniete er nieder und einer der Ritter, oft auch ein König oder Fürst, gab ihm mit entblößtem Schwerte drei Schläge auf die Schulter, wobei er durch feierlichen Eid gelobte, allen Pflichten eines ehrenwerthen Ritters getreu zu leben, dem Kaiser Gehorsam zu leisten, die Wahrheit zu reden, das Recht zu schützen, und sein Schwert zur Vertheidigung der Religion, der Wittwen und Waisen und der verfolgten Unschuld, vor allen aber gegen jeden Ungläubigen, zu führen; zuletzt empfing er auch Helm, Schild, Lanze und Schwert. So wurden, in der begeistertsten Stunde des Jünglingslebens, durch feierlichen Eid die männlichen Tugenden nochmals zum unverbrüchlichen Gesetze des ganzen Lebens erhoben, die Wahrheit, die Gerechtigkeit, und die Frömmigkeit; und als der Inbegriff und zugleich der Lohn der vollkommenen Uebung dieser Tugenden stand die Ehre, gleich einem leuchtenden Sinnbilde, welchem er bis zu dem

letzten Athemzuge treu bleiben sollte, vor den Augen des jungen Ritters. — So hoch wurde diese feierliche Weihe des Mannes durch den Ritterschlag gehalten, daß der Graf Wilhelm von Holland, wie wir in seiner Geschichte gesehen haben, vor seiner Königskrönung erst Ritter werden mußte.

Rittervorrecht war, von nun an einem engeren Kreise anzugehören, zu welchem Niemand Eintritt erhielt, als nur durch den Ritterschlag; ebenfalls das Recht, den Ritterschlag ertheilen zu können; und ferner das Ehrenrecht, an den Ritterspielen (torneamenta, Turney, Turnier) Theil zu nehmen, die im 12. Jahrh. aus Frankreich nach Deutschland kamen. Diese Spiele wirkten ebenfalls als wahrhafte Erziehungsanstalten des Adels. Denn indem keiner, dessen Ehre und guter Name irgend befleckt war, an ihnen Theil nehmen durfte, und doch alles Dichten und Trachten des Knaben und Jünglings von Jugend auf nach ihnen und ihrem hohen Waffenruhme gerichtet war, wurde die Ritterschaft eine Pflegeschule der Ehre und Sittlichkeit, so wie jeglicher Heldentugend. Es bewährte sich an diesem ganzen Zeitalter, daß Sitte und Tugend nicht sowohl durch den Begriff erlernt werden, als vielmehr des Beispiels und der großen Antriebe im Leben bedürfen, um ein Geschlecht zu beherrschen.

In so schönem Lichte muß uns die Idee und der Sinn des Ritterthums erscheinen, in den Zeiten, da es am herrlichsten blühte; und wenn auch eine Idee nie vollkommen in das Leben übergehen kann, so daß man sagen könnte, hier oder dort sei sie ganz und rein vorhanden; wenn auch in der besten Zeit des Ritterthums Rohheit und Ungebühr noch häufig genug erscheinen, so ist doch nicht zu läugnen, daß sehr viel von den erhabenen Gedanken, die dem Ritterthume zum Grunde lagen, in das Leben getreten ist. Und schon dieses ist etwas Großes, was das christliche Mittelalter in sittlicher Hinsicht über Griechen und Römer stellt, daß eine so großartige Idee nur gefaßt und aufgestellt und von Tausenden mit dem ganzen Feuer der Seele geliebt wurde.

Für die Gesammtheit der christlichen Nationen ist das Ritterthum von der höchsten Wichtigkeit dadurch gewesen, daß es, als schon das Kaiserthum seine Kraft verloren hatte und das Ansehen der Kirche zu wanken anfing, doch noch durch die Grundsätze der Ehre, der Geradheit und des männlichen Wortes ein sittliches Verhältniß unter den Völkern möglich machte; ein fester Pfeiler gegen das Einbrechen neuer Barbarei.

Der hier beschriebene Gang der Bildung eines jungen Ritters war der vollständige und kann als die Regel gelten. Doch hatte nicht jeder Knappe Gelegenheit, einem einzelnen Ritter zu dienen, und mancher, dem etwa die Mittel zur Selbstständigkeit fehlten, gelangte nie zur Ritterwürde. Mit der Aufrechthaltung derselben waren so bedeutende Ausgaben verbunden, daß viele dazu gar nicht das Vermögen besaßen; denn es darf nicht unbemerkt bleiben, daß die blühende Ritterzeit auch einen sehr großen Luxus in Kleidern, Waffen, Edelsteinen u. s. w. und einen unermeßlichen Aufwand bei Turnieren und sonstigen Festen eingeführt hatte.

Aber in und neben dem Luxus zeigten sich auch die Wirkungen eines edleren Sinnes und Geschmackes in dem ganzen äußeren Zustande und namentlich in der Kleidung der Menschen. Statt der faltigen Gewänder aus schwerem Stoffe des 9. und 10. Jahrhunderts, welche die Körperform wenig sehen ließen, wurden die Kleider enger, an die Stelle der steifen Leinwand trat die weichere Wolle und ließ die kräftige Form des Mannes

und die schlanke Gestalt der Frauen, auf die man großen Werth legte, dem Auge sichtbar werden. Die Frau warf die verhüllenden Hauben und Kopftücher weg und ließ die Lockenfülle des Haares auf die Schultern herabwallen. Auf der Stirn wurde das Haar durch einen Ring festgehalten, der bald die Gestalt eines Diadems, bald einer wirklichen Krone annahm und sehr kleidsam war. Nicht nur Fürstinnen, sondern auch Ritterfrauen trugen Diadem und Krone. (Späterhin kamen sie nur fürstlichen Personen zu.) Jene Umwandlungen geschahen im Zeitalter der Minnepoesie und des Frauencultus. Auch die jungen Ritter gaben das kurze Haar als knechtisch auf und trugen dasselbe gern in Locken, auch machten sie das Gesicht frei vom Barte. Nur die Kaiser und Fürsten behalten den gestutzten Vollbart als Standeszeichen bei. (Unter den Luxenburgern kommt allgemein der Knebelbart auf.)

Es ist beachtenswerth, wie der geistige Zustand einer Zeit sich auch in der äußern Erscheinung der Menschen ausspricht, und wir verfolgen diese Bemerkungen noch etwas über die beste Zeit des Mittelalters hinaus.

Mit dem Verfall der edleren Ritterzeit artete auch der Luxus in das Abenteuerliche, Geschmacklose, Uebertriebene und Unnatürliche aus. Das 14. und 15. Jahrhundert zeugen davon in aller Weise. Das Diadem der Frauen macht den wunderlichsten Kopfbedeckungen Platz. Die Locken müssen aufgebunden und geflochten werden, Nacken und Brust werden entblößt. Später wird das Haar ganz weggebunden oder rasirt, so daß man es unter der Haube gar nicht sieht. Die Hauben sind oft so hoch, mit Hörnern, daß sie nicht durch die Thür kommen konnten. Schleppen von zwei, drei und mehr Ellen verlängern die Kleider; Schellen werden an den Gürteln und Gehenken bei Männern und Frauen angeheftet. „Wo die Herren seien, das klingen die Schellen", heißt es in der Chronik. Schnabelschuhe dienen zum Unterschied der Stände. Der Schnabel war für Damen und Barone zwei Fuß lang, bei reichen Bürgerlichen ein Fuß, für gewöhnliche Leute ein halber Fuß. Sie waren entweder schlaff und wurden mit einem Kettchen am Knie oder am Gürtel in die Höhe gehalten, oder sie wurden ausgestopft und gesteift und standen in die Höhe. In der Schlacht bei Sempach, wo die öſtreichischen Herren mit den Schweizer Bauern zu Fuß fechten wollten, hieben sie erst die Schnäbel von den Schuhen. „Man hätte damit gefüllt einen Wagen", sagt die Chronik.

Die Männer schnüren sich schon, schmücken die Haare köstlich und tragen kostbare Hüte.

Der unvernünftige Aufwand und die Schamlosigkeit, Enge, Kürze und Entblößung der Kleider drang im 15. Jahrhundert auch in den Bürgerstand der Städte ein und rief dadurch den Widerstand der Obrigkeiten und Geistlichen hervor; allein weder Gesetze noch Strafpredigten schlugen durch, bis die Reformation wieder Ernst in das Leben bringt und zur Natur zurückführt. Die großen, thurmartigen Hauben machen dem Baret mit der Haarhaube Platz; unten verkürzt sich die Schleppe und verliert sich bald ganz, so wie oben die schamlose Entblößung. Auch die Männer trugen statt des Filzhutes das leichte und feine Baret, welches bei Geistlichen und älteren Männern dunkelfarbig war; die Jugend dagegen liebte hellere Farben. Der Ritter trug es gern hochroth, Fürsten und Grafen carmoisinfarbig.

Die spanische Tracht,[1] dann die Staats-Perrücke und der Reifrock, endlich die Periode des Zopfes gehören den späteren Jahrhunderten an.

59. Die Städte.

Indem sich der Adel des deutschen Volkes also kräftig ausbildete und das Schwert für die Ehre des Glaubens wie des Vaterlandes führte, arbeiteten die Bürger in den Städten in Emsigkeit und Fleiß für seinen Wohlstand. Die deutschen Städte wuchsen in diesem Zeitraume zu immer größerer Volksmenge und Reichthum heran, und die Quelle des Allen war der Handel. Auch für ihn haben die Kreuzzüge die heilsamsten Folgen gehabt. Der Geist großer Unternehmungen wurde geweckt; die kostbaren Waaren der mittäglichen Länder kamen häufiger nach Europa; besonders führten die italienischen Seestädte, Venedig, Genua und Pisa, die Waaren des Morgenlandes herbei, und dann gingen sie, wie die Erzeugnisse Italiens selbst, auf den alten Handelsstraßen über die Pässe der Alpen nach Deutschland, verbreiteten sich dort auf Landstraßen und Flüssen, und was nicht im Lande selbst gebraucht wurde, wanderte immer weiter nach Norden, bis zu den Ländern der Nord- und Ostsee. Alles, was jetzt über die Meere nach den nördlichen Ländern gebracht wird, nahm damals den Weg durch Deutschland; und bei so ausgebreitetem Zwischenhandel, wozu auch der Verkehr mit den Erzeugnissen des eigenen deutschen Fleißes kam, blüheten die alten Städte des Reiches auf das Herrlichste. Augsburg, Straßburg, Regensburg, Nürnberg, Bamberg, Worms, Speier, Mainz und Frankfurt im südlichen Deutschland; im nördlichen Köln, Erfurt, Braunschweig, Lüneburg, Hamburg, Bremen und Lübeck, und viele andere, erhoben stolz ihre Thürme, und eine fleißige, muntere Menschenmenge wogte in ihren Straßen. Ihr Reichthum gab vielen von ihnen bald die Mittel in die Hände, sich von aller Oberherrschaft einzelner Fürsten frei zu machen und eine Selbstständigkeit zu erreichen, welche sie nach und nach in die Reihe der wirklichen Reichsglieder brachte.

Dieses Emporsteigen ging freilich langsam und hatte nicht überall den gleich günstigen Erfolg. Der erste Schritt dazu geschah schon im 10. Jahrh., da, außer der Vermehrung der Zahl der Städte im östlichen Deutschland und der Belebung ihres ganzen innern Zustandes durch Heinrich I., auch, nach dem Beispiele der älteren römischen Städte im westlichen und südlichen Theile, die Bischofssitze zu Immunitäten oder selbstständigen Gerichtsbarkeiten erhoben wurden, in welchen die gräfliche Gewalt auf bischöfliche Vögte überging. Nach dem Beispiele dieser bischöflichen Städte erhielten dann auch viele andere Orte einen kaiserlichen Vogt und wurden dadurch von den Landgerichten eximirt. Die Verfassung einer bischöflichen Stadt wurde mit dem Ausdrucke Wicbildrecht bezeichnet (wic ist sanctus); die Grenzen der Immunität wurden durch das Bild des Stiftsheiligen bezeichnet, daher der Ausdruck Wicbild (Weichbild) für den District, und später für das Recht selbst[1]). Der Vogt einer bischöflichen Stadt hieß advocatus casae dei (daher Kastvogt). Der Name Weichbild und Weichbildrecht dehnte sich nach und nach auch auf die nichtbischöflichen Städte aus.

Der fernere Fortschritt einer Stadt aus der Immunität zur wirklichen Selbstregierung ging so, daß der Vogt, als Richter an der Stelle des Grafen, sich seine Schöffen aus dem Gemeinderathe nahm, dessen Mitglieder

1) Es ist eine der vielen Erklärungen des zweifelhaften Wortes, die manches für sich zu haben scheint; Andere nehmen Wic in der Bedeutung Stadt und geben verschiedene Erklärungen der Endung bild.

vor dem 12. Jahrh. cives, in der vorzugsweisen Bedeutung, später, nach dem Beispiele der lombardischen Städte, consules, Rathsmannen hießen; ihr Vorsteher hieß proconsul, oder magister consulum, Bürgermeister. Die angesehenen Geschlechter, aus welchen die Rathsmannen gewöhnlich genommen wurden, bildeten eine städtische Ritterschaft, die man patricische Geschlechter nannte. Da dieses Collegium auch die Verwaltung des Gemeindegutes und der städtischen Polizei hatte, so ist es leicht begreiflich, wie sein Einfluß immer stärker werden, wie es endlich zu einer unabhängigen Verwaltung aller städtischen Angelegenheiten im Innern und nach Außen sich ausdehnen mußte und die Bürgermeister dem herrschaftlichen Vogt wenig Mitwirkung ließen. Er mußte froh sein, wenn ihm nur noch die Gerichtsbarkeit blieb; und selbst diese bei günstiger Gelegenheit an sich zu bringen, fehlte es den Gemeinderäthen nicht leicht an Mitteln.

Es blieb aber nicht bei den Rathsmannen, sondern es bildete sich noch ein anderes Element aus den Verbindungen der Handwerker in den Städten, den Zünften und Innungen, und erhob sich zur Theilnahme an der Verwaltung. Sie bringen es durch die aus der Gewerbthätigkeit und dem blühenden Verkehr ganz natürlich in ihnen anwachsende Kraft dahin, daß sie bei den Angelegenheiten der Stadt mit befragt werden müssen; und welche Geltung sie erlangt haben, offenbart sich in vielen Städten in ihrem oft siegreichen Kampfe gegen die patricischen Geschlechter.

So fehlte nun endlich nur noch, daß man es dahin brachte, den Vogt, der früher Alles vermocht hatte, ganz aus der Stadt zu vertreiben, und auch diese Stufe wurde, hier früher, dort später, hier durch Gewalt, dort durch Kauf oder auf anderm Wege rechtlicher Abtretung, erreicht, sei es vom Kaiser, oder dem Bischofe, oder dem Fürsten. Wo die Landeshoheit blieb, haben wir Landesstädte, wo sie entfernt wurde, freie Städte des Reichs.

Sehr wichtig war es nun natürlich für jede Stadt, sich in dem Besitze der errungenen Rechte schützen zu können. War die Stadt nicht gleich bei Ertheilung des Weichbildes befestigt worden, so erfolgte dies doch gewiß bald nachher. Zwar war die Befestigung oft nur schlecht, wie denn z. B. Augsburg und Ulm noch im 14. Jahrh. blos von einem Pfahlwerke umgeben waren; allein das rege Leben und die wachsenden Mittel der Stadt schufen bald, was der vollkommeneren Kriegsart der Zeit gemäß war.

Auch dadurch suchten die Städte ihre Macht zu vermehren, daß sie Grundeigenthum umher und Ausbürger oder Pfahlbürger (davon benannt, daß sie außerhalb des Pfahlwerks wohnten) aufnahmen. Freie Leute, sogar ritterlichen Geschlechts, setzten häufig Meier auf ihr Gut und zogen in die Stadt, wo sie Schutz und sichern Aufenthalt fanden; ja, mancher erhielt sogar, ohne Veränderung seines Wohnortes, das Bürgerrecht gegen Uebernahme der Bürgerpflichten, besonders zur Vertheidigung der Stadt. Auf solche Weise bildete sich eine Reihe von freien Gemeinden, welche in den Kreis der unabhängigen Reichsglieder zu treten fähig waren; und die Kaiser hatten ein ganz natürliches Interesse, — nur die Hohenstaufen haben es, aus Haß gegen die übermüthigen lombardischen Städte, verkannt, — diese Reichsglieder zu fördern und sie als Gegengewicht gegen die so mächtig emporstrebende Landeshoheit der Fürsten zu gebrauchen. Gefährlich konnte die städtische Macht dem Kaiserthum nicht werden, weil sie immer den kaiserlichen Schutz gegen den Adel brauchte. Auf der andern Seite konnten

sich aber auch die Städte nicht getrieben fühlen, einen willkürlichen Despotismus der kaiserlichen Gewalt zu fördern, und so bildeten sie eine sehr nützliche Mittelmacht zum Schutze der Reichsverfassung.

Die Stellung, welche die Städte gegen die weltliche und geistliche Fürstengewalt in Deutschland einzunehmen anfingen, nöthigte sie augenscheinlich, sich eine kriegerische Verfassung zu geben und ihren innern Organismus nach dieser Seite hin einzurichten; und dieses war ein wichtiger Fortschritt für sie. Denn wären Handel und Gewinn einzig das Ziel des bürgerlichen Treibens in den Städten gewesen, so würden sicherlich bald alle die Uebel entstanden sein, welche nicht ausbleiben, wenn sich der Mensch in diesen Bestrebungen mit seinem Gemüthe verliert; die Bürger hätten die Freiheit und den Stolz des Herzens in dem Trachten nach irdischem Gute dahin gegeben. Aber nun stand ihnen, in den Zeiten des Faustrechts, der ganze Adel der Nation gegenüber; Fürsten, Grafen und Ritter sowohl, als die Bischöfe und Aebte, eifersüchtig auf die wachsende Macht der Städte, beachteten genau ihr Thun und Treiben und warteten nur auf Gelegenheit, ihrer Freiheit Abbruch zu thun.

Wollten die Städte so vielen Feinden nicht erliegen, so mußten sie auch die Waffen zur Hand nehmen und den männlichen Muth in der Brust bewahren, welcher der Schild der Freiheit ist. Von den Nürnberger Patriciern heißt es in einer alten Schilderung: „Die Geräthe ihrer Häuser bestehen größtentheils aus Silber und Gold; doch fällt nichts mehr in's Auge, als Schwert, Harnisch, Streitkolbe, und die Pferde, die sie besonders als Merkmale ihres Adels und alten Geschlechtes aufstellen. Aber auch der gemeine Mann hat seine Waffen in guter Ordnung in seinem Hause, um bei der ersten Bewegung sogleich mit denselben an dem ihm angewiesenen Lärmplatze zu erscheinen." — Die ganze städtische Ordnung und besonders auch die der Zünfte war mit auf den Krieg berechnet, und bei einer Gefahr der Vaterstadt versammelte sich jede Zunft an ihrem Platze und zu ihrem Banner, zog zusammen aus und kämpfte vereint in der Schlacht. Das war eine schöne Einigung, die durch Krieg und friedliche Beschäftigung fest geknüpft wurde; und der Wetteifer der Zünfte in der Tapferkeit hat oft einer bedrängten Stadt den Sieg errungen. Die Bürger der Städte insgesammt verloren sich nun nicht in der Verweichlichung des sitzenden Lebens im eingeschlossenen Raume des Hauses, sondern sie wurden an Leib und Seele kräftige Männer und ein freigesinntes Geschlecht. Und trotz ihres Reichthums, trotz des außerordentlichen Aufwandes bei großen Festlichkeiten, welchen die Ehre forderte, war in der älteren, besseren Zeit ihr tägliches Leben sehr einfach und mäßig, durch das Bedürfniß künstlicher Genüsse nicht verdorben; daher blieben ihre Körper stark und ihr Wohlstand dauerhaft. Denn des Wohlstandes Quelle und Stütze ist nicht sowohl der reiche Erwerb, als die Mäßigkeit, welche das Erworbene zu erhalten weiß. „Daß die Deutschen reich sind, sagt der Italiener Machiavelli in seiner Schrift Ritratti della Alamagna, kommt daher, daß sie wie Arme leben. Es ist ihnen genug, Ueberfluß an Brod und Fleisch zu haben und eine Stube, wohin sie sich vor der Kälte flüchten können. So geht kein Geld aus ihrem Lande, es kommt vielmehr Geld in ihr Land für die Waaren, die sie selbst verfertigen. — Die Macht Deutschlands beruht auf seinen freien Städten; sie sind der Nerv der Provinzen, denn bei ihnen ist Geld und Ordnung."

Die Städte-Vereine. — In dieser Zeit des gehobenen städtischen Lebens entstanden mehrere Bündnisse deutscher Städte unter einander zum Schutz des Friedens und der allgemeinen Sicherheit und zur Aufrechthaltung ihrer Freiheit und ihres Handels. So errichteten ums Jahr 1250 siebenzig Städte im südlichen Deutschland zu Mainz den rheinischen Bund zum Schutz und Trutz, und widersetzten sich kräftig den Anmaßungen des Adels. Nach der Mitte des 14. Jahrhunderts entstand der schwäbische Städtebund, der gleichfalls sehr zahlreich war, und mehrere andere.

Der größte Bund unter allen war aber die Hansa. Schon früh im Mittelalter hatten deutsche Handelsstädte Verbindungen in den großen Handelsplätzen anderer Länder angeknüpft und daselbst Waarenlager und Faktoreien angelegt. Solche Faktoreien führten den Namen Hanse, wahrscheinlich von dem Worte hansa, welches Handelsabgaben bedeutet (mit dem späteren römischen Worte ansaria verwandt); und indem nun mehrere solcher Hansen in fremden Staaten sich vereinigten, so entstand eine gemeinschaftliche deutsche Hanse daselbst. Schon sehr früh finden wir in London deutsche Hansen von Köln, Hamburg, Lübeck, Bremen und andern Städten, und vielleicht ist ihre Vereinigung eine Hauptveranlassung zu der Bildung des ganzen Bundes gewesen. Eben so ist für seine Bildung sehr wichtig das Bündniß, welches im J. 1241 die Städte Lübeck und Hamburg mit einander schlossen und welches gewöhnlich als der erste Anfang des ganzen Bundes angesehen wird. Beide Städte sollten Schiffe rüsten und Bewaffnete stellen, um die Landstraße zwischen der Trave und Elbe und die Gewässer, auf denen beide ihre Waaren in's Meer schickten, gegen jede Räuberei zu beschützen. Bald schlossen sich mehrere nördliche Städte an den Bund an; ums J. 1300 zählte er schon sechzig Städte, vom Niederrhein bis nach Preußen und Liefland, späterhin bis hundert, und in der Mitte des 14. Jahrh. findet sich der Name Hansa allgemein verbreitet. In Deutschland gehörten, außer Lübeck und Hamburg, noch Bremen, Stade, Kiel, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswalde, Stettin, Kolberg, Stargard, Salzwedel, Magdeburg, Braunschweig, Hildesheim, Hannover, Lüneburg, Osnabrück, Münster, Coesfeld, Dortmund, Soest, Wesel, Duisburg, Köln, und viele andere dazu; und außer Deutschland Thorn, Danzig, Königsberg, Riga, Reval, Narva, Calmar, Whisby, Stockholm u. s. w. Sie zogen den Handel in der Ostsee ganz und auch den in der Nordsee großentheils an sich und hatten vier Waarenniederlagen: zu Nowgorod in Rußland, Bergen in Norwegen, Brügge in Flandern und zu London. Ihr Hauptgeschäft war ein überaus großer Zwischenhandel. Aus dem Norden holten sie die wichtigen Schiffsbaumaterialien, Hanf, Flachs, Theer, Pelzwerk, geräucherte und getrocknete Fische, welche bei den strengen Fastengesetzen der katholischen Christenheit in nicht zu berechnender Menge gebraucht wurden. Die Heringsfischerei war fast ganz in ihren Händen. Aus England holten sie Zinn, Wolle und Tücher, die sie roh ausführten und zum Theil in Deutschland färben und zubereiten ließen. Brügge in Flandern, eine der wichtigsten Handelsstädte jener Zeit, war die Niederlage für die asiatischen, italienischen und westeuropäischen Waaren, welche die Hanseaten von dort nach dem Norden Europa's führten: Gewürze aller Art, Seidenwaaren, Gold- und Silberwaaren, Südfrüchte u. s. w. Auch auf den Absatz der deutschen Erzeugnisse übte dieser Handel den wohlthätigsten Einfluß aus:

Leinewand, Tuch, Metallwaaren, Korn, Mehl, Bier, dieses damals noch nicht vom Branntwein, Kaffee und Thee verdrängte Lieblingsgetränk, Rheinwein, und der vor dem Gebrauche des Indigo so stark gesuchte Waid, der in Deutschland viel gebaut wurde, und so vieles Andere, fand durch die Hansa den Weg in fremde Länder. Bei solchen Quellen des Reichthums kann es uns nicht wundern, daß der Bund, wenn er seine Kräfte vereinigte, reicher und mächtiger war, als die nordischen Königreiche. Er konnte ganze Flotten und Heere zusammenbringen, selbst wenn auch nur eine Anzahl seiner Städte sich zusammenthat; man bewarb sich um seine Freundschaft; er zwang den König Philipp VI. von Frankreich, den Engländern alle Handlung auf den französischen Küsten zu verbieten, und nöthigte England, den Frieden mit ihm um 10,000 Pfund Sterling zu erkaufen; eroberte in den vielen Kriegen mit Dänemark viermal Kopenhagen und übte mehrmals einen entscheidenden Einfluß auf die Königswahl aus, wie er denn überhaupt die nordischen Reiche lange in seiner Abhängigkeit erhalten hat. Die Stadt Lübeck konnte stolz sein, das Haupt eines solchen Bundes zu heißen. Er theilte sich in vier Klassen: 1) die wendische, wovon Lübeck noch besonders das Haupt war; 2) die westphälische, mit Köln an der Spitze (Köln wetteiferte mit Lübeck um den Vorrang; es trieb starken Seehandel und stiftete in London das berühmte deutsche Haus; sein Seehandel verfiel aber, als Dortrecht sein drückendes Stapelrecht erhielt); 3) die sächsische Klasse, Hauptort Braunschweig, und 4) die preußische und liefländische mit Danzig an der Spitze.

Wie groß und volkreich die Städte waren, gerade in den Zeiten, da das Faustrecht am ärgsten tobte, bezeugen viele Urkunden. Im 14. Jahrh. z. B. hatte Aachen 19,826 wehrhafte Männer; Straßburg 20,000 Bewaffnete; Nürnberg 52,000 Bürger und jährlich 4000 Geborne. Bei einem Aufstande der Lübecker Bürgerschaft bewaffnete der Rath allein 5000 Kaufleute und deren Diener, und noch im J. 1580, als die Zeit ihrer höchsten Blüte längst vorüber war, zählte die Stadt noch zwischen 50—60,000 wehrhafte Männer und an gesammter Bevölkerung über 200,000 Menschen. Und neben diesen und andern großen Orten war das deutsche Land mit einer Menge Städte von mittlerer Größe bedeckt, welche gleichfalls in Wohlstand und Volksmenge blüheten, jetzt aber zum Theil nur noch als Schatten ihrer ehemaligen Blüte dastehen; wie z. B. die vielen Reichsstädte in Schwaben.

Von dem Reichthum der deutschen Städte redet noch Aeneas Sylvius im 15. Jahrhundert, als ihr Glanz doch schon zu sinken angefangen, mit großer Bewunderung. „Die Könige von Schottland möchten wünschen, sagt er, so zu wohnen, wie ein mittelmäßiger Bürger von Nürnberg. Wo ist ein Gasthaus bei euch, wo man nicht aus Silber trinkt? Welche, ich will nicht sagen vornehme, sondern auch nur bürgerliche, Frau ist nicht mit Gold geziert? Was soll ich von den Halsketten der Männer und von den Pferdezäumen sagen, die aus dem reinsten Golde gemacht, und von den Sporen und Scheiden, die mit edeln Steinen bedeckt sind?“

Die Quelle solches Reichthums an edeln Metallen in Deutschland waren, außer dem Handel, auch die nach und nach entdeckten Bergwerke. Im J. 1477 z. B. speiste Herzog Albrecht von Sachsen in dem Bergwerke zu Schneeberg im Erzgebirge auf einer gediegenen Silberstufe, aus welcher nachmals vierhundert Zentner Silber gewonnen sein sollen.

60. Der Bauernstand.

Die Blüte und Macht der deutschen Städte ist auch eine Hauptstütze des wieder emporkommenden freien Bauernstandes geworden. Auch in den Bewohnern des Landes, welche unter dem Drucke der Leibeigenschaft das Feld für einen Herrn bauen mußten, oder auch in einem gelindern Grade der Unfreiheit standen, erwachte bei dem Anblicke der blühenden freien Städte die Liebe der Freiheit und Selbstständigkeit, und wenn diese einmal recht geweckt ist, so ruhet sie nicht, bis sie ihre Bürde von sich geworfen hat. Doch darf das allmälige Emporkommen des Standes freier Landbauer nicht etwa aus Einer Quelle abgeleitet werden; sondern es war eine Folge vielfacher zusammenwirkender Ursachen, welche hier früher, dort später, hier auf die eine, dort auf die andere Weise, einem Einzelnen, oder einer Familie, oder einer ganzen Ortschaft, Freiheit und Grundbesitz verschafften. Auch in dieser Hinsicht haben die Kreuzzüge die wichtigsten Folgen gehabt.

Auf den Befehl des Papstes mußte jedem Knechte, welcher das Kreuz nahm, um mit in das gelobte Land zu ziehen, von seinem Herrn die Freiheit gegeben werden; und Tausende von ihnen zogen aus und wurden frei. In einem andern Falle schenkte der Herr, ehe er selbst den Kreuzzug antrat, aus Frömmigkeit seinen Knechten die Freiheit, oder er kam nicht wieder zurück, hatte auch keine nahen Erben, und in der Verwirrung des Erbschaftsstreites machten sich viele seiner bisher dienstbaren Leute unabhängig. Am leichtesten konnte ihnen, so wie überhaupt den Unterthanen des Adels, dieses gelingen, wenn sie in der Nähe großer Städte wohnten. Sie begaben sich in deren Schutz und zogen entweder in dieselben, oder blieben auf ihrem Erbe, hießen nun Pfahlbürger oder Ausbürger der Stadt, und wenn ihr Herr sie zur Dienstbarkeit zwingen wollte, hatte er es mit der mächtigen Stadt oder gar mit dem ganzen Bunde zu thun, zu welchem sie gehörte. Nun ist nicht zu läugnen, daß dabei gewiß manche Stadt in ihrem bürgerlichen Uebermuthe ihrem adeligen Nachbar Unrecht that, indem sie ohne einen Rechtsgrund seine Unterthanen gegen ihn in Schutz nahm; allein sie gedachte wohl an das Unrecht, welches ihr der Ritter selbst oder seine Vorfahren zugefügt hatten; denn Unrecht gebiert Unrecht; oder sie war mit ihm in offenbarer Fehde und glaubte ihm auf alle Weise schaden zu dürfen. Als nun die Herren sich in Gefahr sahen, alle ihre Unterthanen, einen nach dem andern, zu verlieren, wenn sie sie mit Gewalt in der Dienstbarkeit erhalten wollten, gaben sie ihnen lieber selbst, unter billigen Bedingungen, gegen leichtere Dienste und bestimmte jährliche Abgaben, die Freiheit. Und viele endlich mögen auch wohl von selbst, aus guter Gesinnung und durch die Aufklärung der Zeiten, eingesehen haben, daß es sowohl edler, als auch selbst vortheilhafter sei, sein Land durch freie Arbeiter bebauen zu lassen, welche im Gefühle, daß sie für sich und ihre Nachkommen fleißig sind, alle Kräfte des Geistes und Körpers gebrauchen, als durch Knechte, welche zur Arbeit getrieben werden müssen.

Auf solche Weise wurde, besonders in dem Zeitraume, von welchem wir jetzt reden, durch hundert verschiedene, bald leiser, bald offenbarer wirkende, Ursachen der Anfang gemacht, den Stand gemeiner freier Landleute, der in manchen Gegenden Deutschlands sehr zusammengeschmolzen war und der doch die Grundkraft der neueren europäischen Staaten werden sollte, wiederum aufzubauen.

Doch ist bei keiner Veränderung mehr, als bei dieser, der Grundsatz festzuhalten, daß eine solche Umbildung der Grundverhältnisse eines Volkes durchaus nur langsam geschehen kann; so daß erst nach Jahrhunderten die freien Landbauer anfingen, als ein eigner Stand gelten zu können.

61. Künste und Wissenschaften.

Wenn das menschliche Leben bis zu einer gewissen Stufe des Wohlseins erhoben ist, so wendet sich die Kraft nicht mehr allein auf die Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse, sondern sie strebt auch nach der Erzeugung des Schönen, welches dem Leben einen höhern Schmuck gewährt; und auch diejenigen Theile der Erkenntniß werden ausgebildet, welche ein freieres Spiel der geistigen Kräfte befördern. Daher mußten die Städte mit ihrem wachsenden Reichthume bald die Wiege deutscher Kunst und Wissenschaft werden. Dazu kam die höchste Erregung der Einbildungskraft und der Schwung, den die Kreuzzüge dem ganzen Zeitalter gaben. Neue, weite und außerordentliche Ideen erfüllten die Welt, hoben den Geist über das alltägliche Leben hinaus und erfüllten ihn mit Bildern, welche er in schönen Kunstgebilden darzustellen sich getrieben fühlte. Wenn wir auch keinen andern Beweis für die Herrlichkeit des Mittelalters hätten, als den Anblick der Kunstwerke aller Art, die aus jenen Zeiten zu uns reden, so hätten wir an ihnen eine hinreichende Widerlegung der Ansichten, welche das Mittelalter ohne Weiteres finster, barbarisch und unglücklich nennen. Eine finstere und unglückliche Zeit kann so erhabene Werke nicht hervorbringen, wie die Münster in Straßburg, Wien und Ulm, die Dome in Köln, Magdeburg, Speier, Freiburg, und so viele andere Kirchen in deutschen und niederländischen Städten; denn die Kunst gedeiht einzig in dem Lichte der Freiheit und in der Wärme des freudigsten Lebensgefühles.

Wir haben hier Beispiele aus der Baukunst genommen, und in der That ist kaum eine andere Kunst, die den ächten deutschen Geist so eigenthümlich ausdrückte, als diese. Was wir die gothische Baukunst nennen und besser mit dem allgemeinen Namen der deutschen bezeichnen sollten, ist eine Vereinigung der höchsten Kühnheit und Erhabenheit des Gedankens, aus religiöser Begeisterung und tiefem Naturgefühle entsprungen, mit dem bewundernswürdigsten Fleiße in der Ausführung des Einzelnen. Bei der Betrachtung jener außerordentlichen Gebäude wird unser Herz groß und die Brust weit und wir verlieren und vergessen uns selbst ganz in der Größe des Werkes; es ist als wenn der Geist an dem kühnen Gebilde mit gen Himmel emporgetragen würde und die irdische Schwäche ablegte. Das ist aber das rechte Probezeichen von allem, was in der Natur und unter den Werken der Menschen in Wahrheit e r h a b e n ist. Und wenn das Auge, nachdem es sich von dem ersten, überwältigenden Eindrucke des Ganzen gesammelt hat, auch das Einzelne betrachtet, so findet es keinen Stein an dem ungeheuern Gebäude, welcher in seiner rohen Gestalt eingefügt wäre; sondern fast ein jeder trägt irgend eine künstliche Arbeit an sich, welche in die Verzierung des Ganzen hineinpaßt. Wie in Gottes Schöpfung kein Grashalm ist, welcher nicht seine eigne Schönheit und Zierde hat, und wie dieser Halm mit den Millionen seines Gleichen und mit Bäumen und Felsen und Seen zusammen ein großes reiches Bild darbietet, so diese Werke deutschen Fleißes und deutscher Kunst, die treu in dem Kleinsten und erhaben in dem Gedanken des Ganzen, in solcher Vereinigung der beiden End=

punkte von den Werken keines Volkes der Erde übertroffen sind. Es ist ein ewiger Ruhm unsers Volkes und jener Zeiten, daß es zu solchen Werken den Fleiß, die Geduld und die Kosten nicht gescheut, während die spätern Geschlechter nur allzu häufig ihre Kraft an Dinge verschwendet haben, welche keine Spur auf Erden zurücklassen. — Von dem Münster in Straßburg merken wir uns noch, daß er der höchste Thurm in Europa, und 594 Fuß hoch ist; Bischof Werner hat angefangen, das Fundament zur Kirche im J. 1015 zu legen, sie wurde aber erst im J. 1275 vollendet. Darnach entwarf der treffliche Werkmeister Erwin von Steinbach den Plan zu dem Thurme; im J. 1277 wurde der Bau desselben begonnen, und 1439 durch den Werkmeister Johann Hülz aus Köln vollendet; also daß an dem Werke 424 Jahre gearbeitet ist. — Von dem Kölner Dome, welcher in seiner Anlage (durch den Erzbischof Konrad von Hochsteden im J. 1248) noch großartiger ist, ist nicht einmal die Kirche selbst, geschweige der Thurm, fertig geworden, obgleich der Bau 250 Jahre gedauert hat. Darüber werden wir uns nicht verwundern, wenn wir die Tausende von Bildern sehen, die in diesen Steinen ausgehauen sind. (Es ist eins der guten Zeichen des 19. Jahrh., daß man den Muth gefaßt hat, an den Riesenbau des Kölner Domes von neuem Hand anzulegen.)

Um die Entstehung und noch mehr die gediegene Ausführung jener Wunder der Baukunst, durch so viele Menschenalter hindurch, nach gleichem großartigem Plane, einigermaßen zu begreifen, müssen wir bemerken, daß nicht einzelne Baumeister mit wechselnden, bald gut bald schlechten, Werkleuten, wie in unserer Zeit, solche Werke unternahmen, sondern daß es eine große, über ganz Deutschland, ja über die meisten Länder Europa's ausgebreitete Gesellschaft von Bauleuten gab, welche durch feste Ordnung, durch Religion und Standesehre zusammengehalten wurden. — Schon unter den Römern gab es Baugesellschaften von großer Ausdehnung; Ueberreste derselben erhielten sich später in den Klöstern, beschäftigten sich vorzüglich mit dem Bau der Kirchen und bildeten so den höheren Styl der christlichen Baukunst aus. Auch weltliche Bauleute wurden wohl in die Gesellschaften aufgenommen; und als mit dem 11. Jahrh. die Kraft des Mönchswesen im Wohlleben der erworbenen Reichthümer zu erschlaffen anfing, gewannen die weltlichen Bauleute nach und nach die Oberhand und bildeten nun die großen Genossenschaften von welchen jene bewundernswürdigen Werke vollführt sind. Sie behielten geheimnißvolle Zeichen und Gebräuche bei, durch welche die Gesellschaften der höheren Baukunst von den gemeinen Handwerkern geschieden wurden. Jede Genossenschaft hatte ihren Schutzpatron, nach welchem sie sich benannte, und wo ein großes Werk ausgeführt werden sollte, da sammelten sie sich aus vielen Gegenden, so daß ihre Kunst als ein Gemeingut über die meisten christlichen Länder verbreitet wurde. Diese wichtigen Gesellschaften erhielten von Kaisern und Königen Freibriefe und sogar eigne Gerichtsbarkeit, welche von dem obersten Baumeister ausgeübt wurde. Neben dem Bauplatze eines großen Werkes, an welchem Jahrhunderte gebaut wurde, war gewöhnlich eine hölzerne Hütte errichtet, im Innern anständig ausgezieret, in welcher der Baumeister, mit dem Gerichtsschwerte in der Hand, unter einem Baldachin saß und Recht sprach. Eine besondere Wichtigkeit erhielt die Hütte in Straßburg bei dem großen Baue des Münsters. Sie wurde bald als die vornehmste in Deutschland angesehen, ihre Einrichtungen wurden nachgeahmet und oft

holten sich die anderen Hütten von ihr Rath und Entscheidung in Streitsachen.

Aber auch in diesen Verbindungen ging der großartige Sinn mit dem Absterben des ganzen Geistes des Mittelalters am Ende desselben zu Grunde. Die großen Bauunternehmungen hörten auf; die Kräfte der Menschen zersplitterten sich nach allen Richtungen; das Kriegswesen nahm die Mittel der Staaten so sehr in Anspruch, daß für große Denkmäler der Kunst wenig mehr geschehen konnte, wie im Verlaufe der Geschichte sich künftig näher entwickeln wird [1]).

Zur Ausschmückung der Kirchen und anderer heiligen Oerter wurde auch die Malerkunst fleißig geübt; und auch von ihr sind unsere alten Städte noch herrlicher Werke voll. Die deutsche Kunst ist ernst, keusch und sinnvoll, wie des Volkes ganze Art; das Bedeutungsvolle ist das Vorherrschende. In den Gesichtern der heiligen Apostel oder ehrwürdigen Bischöfe, so wie andächtiger Männer und Frauen, die in frommer Betrachtung und im Gebete dargestellt werden, drückt sich der höchste Ernst der Seele und eine Tiefe des Gemüthes aus, welche wohl vergeblich in den Kunstwerken eines andern Volkes gesucht wird, obwohl andere in Anmuth und Fülle der Farben und täuschender Darstellung Vorzüge haben mögen. In diesen Gemälden zeigt sich ebenfalls der unermüdete deutsche Fleiß, welcher auch die kleinste Verzierung des Gewandes oder des Geräthes nicht zu gering achtet, die Treue und Wahrheit daran zu bewähren. Zwar ist die Malerkunst bedeutend später auf ihre eigentliche Höhe gelangt, und die Namen der berühmtesten deutschen und niederländischen Maler, welche in gleichem Geiste gearbeitet haben, gehören erst dem 15. und 16. Jahrh. an; allein auch in früherer Zeit wurden schon herrliche Gemälde aus der heiligen Geschichte für die Kirchen gemalt, deren Meister unbekannt sind. Am berühmtesten wurden später Joh. von Eyck, aus Brügge, gest. 1441, der für den Erfinder der Oelmalerei gehalten wird, sein Landsmann, Hans Hemling, Martin Schön, von Culmbach in Franken, Michael Wohlgemuth aus Nürnberg, und vor Allen der Nürnberger Albrecht Dürer, geb. 1471, gest. 1528, dessen Geist und hoher Ernst aus allen seinen Werken spricht; Lukas Kranach endlich, geb. 1470 und gest. 1553.

Eine dritte herrliche Kunst des Mittelalters, welche in der Zeit der schwäbischen Kaiser vorzüglich blühte, ist die Dichtkunst. Auch sie zog aus der Begeisterung des ganzen Zeitalters der Kreuzzüge ihre Lebenskraft und war bei Großen und Niedrigen in hohen Ehren. Die berühmten Sänger, welche der Menschen Herzen mit dem Gesang der großen Thaten alter Helden zu erheben wußten, oder durch sanfte Klage rührten und wieder erheiterten durch anmuthigen Scherz, waren bei jedem Feste willkommen und zogen reich beschenkt von dem Hofe der Fürsten und Grafen in die blühenden Städte, und von einem Orte des deutschen Landes zum andern. Bisweilen wurde ein Wettkampf der Kunst angestellt, gleichwie die Ritter um den Preis der Waffen stritten, und vor einer Versammlung ausgesuchter,

1) Seit Straßburg im J. 1681 unter französische Herrschaft kam, hörte die Verbindung der übrigen deutschen Hütten mit der Haupthütte in Straßburg nach und nach ganz auf und die Streitigkeiten der übrigen Haupt- und Nebenhütten veranlaßten endlich im J. 1731 einen kaiserlichen Befehl, wodurch die Vorrechte der Baugesellschaften vor andern Handwerkern ganz aufgehoben wurden.

kundiger Richter ertönten die Lieder in den sinnreichsten Weisen[1]). Einige der berühmtesten Dichter und Sänger aus dieser Zeit sind: Heinrich von Veldeck ums J. 1170, Wolfram von Eschenbach, Hartmann von der Aue, Gottfried von Straßburg, Walther von der Vogelweide und Konrad von Würzburg. Auch Kaiser und Fürsten übten die Dichtkunst. Unter den Namen mehrerer Hohenstaufen sind uns Gedichte aufbewahrt; der Markgraf Otto mit dem Pfeile von Brandenburg, Herzog Heinrich von Breslau, Heinrich der Erlauchte von Meißen, Herzog Johann von Braband, Graf Rudolf von Neuenburg, Kraft von Toggenburg und viele andere zeichneten sich dadurch aus. — Eines der größten und herrlichsten deutschen Gedichte ist das Nibelungenlied, welches, wenn auch nicht ursprünglich in dieser Zeit gedichtet, doch damals in ein großes Ganze und in eine neue Gestalt gebracht ist; ein Gedicht so erhaben und tiefsinnig, als lieblich und rührend, so daß es mit Recht mit den homerischen Gesängen verglichen werden darf. — Das große Heldenbuch, welches auch aus der schwäbischen Zeit herstammt, enthält gleichfalls die erhabensten Dichtungen; und ums J. 1300 sammelte ein Züricher Rathsherr, Rüdger von Manesse, die Gedichte von hundertundvierzig Minnesängern.

In den Wissenschaften kann vielleicht das Mittelalter den späteren Zeiten nicht gleichgestellt werden, wie es dagegen in den bildenden Künsten im Ganzen über denselben steht; weil die Wissenschaften eine Frucht ernsten Nachdenkens und langer Erfahrung sind und ein Zeitalter auf dem Grunde fortbauen kann, welchen die früheren gelegt haben; die Kunst dagegen mehr eine freie Blüte der Natur und ein Werk glücklicher Begeisterung ist, und nicht sowohl erlernt, als durch die Eindrücke eines bewegten Zeitalters erweckt wird. Doch wurden auch die Wissenschaften nicht verachtet, sondern vielmehr von den hohenstaufischen Kaisern eifrig befördert. Als der Bischof Otto von Freisingen dem Kaiser Friedrich I. seine Chronik überreicht hatte, sagte ihm der Kaiser: „Die Chronik, so du weislich in guter Ordnung verfaßt, und was du, da es verdunkelt und verborgen war, zu Licht und Einklang erhoben hast, nehme ich mit außerordentlichem Vergnügen an und freue mich, wenn ich der Kriegsmühen überhoben bin, mit Lesung derselben, indem ich durch der Kaiser glänzende Thaten mich selbst zur Vortrefflichkeit anleite." — Wie Kaiser Friedrich II. für die Wissenschaften sorgte, haben wir schon bei seiner Lebensbeschreibung gesehen. Und wenn auch seine Sorge hierin vorzüglich auf seine italienischen Staaten und Universitäten gerichtet war, so muß doch die Rückwirkung von dort auf Deutschland in Anschlag gebracht werden, wie denn alle Zeichen darthun, daß Deutschland selbst in der regsten Entwickelung der Wissenschaft und Kunst begriffen war. Keine Zeit des Mittelalters kann sich darin mit der der Hohenstaufen vergleichen, und Friedrichs II. Geist hat ohne Zweifel auch bei uns kräftig eingewirkt.

62. Die Geistlichkeit und das Klosterwesen.

Die Wissenschaft hielt sich vorzüglich in jenem Zeitalter im Kreise der Geistlichen. Die Geistlichen waren durch ihr unabhängiges, vom Erwerbe abgewendetes, Leben zum freien Bilden und Bewahren der Wissen-

1) Wie z. B. der merkwürdige Krieg zu Wartburg, unter dem großsinnigen Landgrafen Hermann von Thüringen, im J. 1207.

schaften berufen. Man hat sich gewöhnt, die Klöster nur als die Sitze der Trägheit und Unwissenheit, der Heuchelei und Ueppigkeit, und wie vieler anderen Laster, zu betrachten. In diesem Urtheile ist wiederum die Ausartung mit der Sache selbst verwechselt, und, was im Abflusse der Zeiten, durch die veränderte Lage aller Dinge, untergehen mußte, zugleich in seiner früheren, lebendigen Gestalt gänzlich verkannt. In Zeiten, da die kriegerische Gewalt im Leben vorherrschte und einen jeden, der sich ihrer nicht kräftig erwehren konnte, beugte oder zu Boden warf, waren die Klöster nicht nur eine Zuflucht für tausend Einzelne, welche in ihnen die ersehnte Ruhestätte fanden, sondern auch für die stillen, nach Innen gekehrten, Beschäftigungen des Geistes, welche im leisen, allmäligen Werden die Wissenschaften erzeugen. Ohne die Klöster besäßen wir von dem Schatze der alten Literatur, den sie hauptsächlich uns aufbewahrt haben, sehr wenig; ja wir würden über unsere eigene Vorzeit nichts wissen und eine sehr junge und kurze Geschichte haben. Vor Erfindung der Buchdruckerkunst war das Vervielfältigen von Schriften so mühsam, daß ohne den Fleiß so vieler tausend Mönche in den Klöstern, welche mit bewunderungswürdiger Geduld, in mühsamer Schrift und mit künstlich ausgemalten Anfangsbuchstaben, ganze Werke abschrieben, aus der alten und mittlern Zeit fast Alles verloren sein würde. Dazu waren die Verfasser der geschichtlichen Werke selbst fast durchgängig Geistliche. Ihre Namen finden sich im Anfange dieses und des folgenden Zeitraumes, und wenn wir ihre Werke lesen, so müssen wir von Achtung vor der ehrenwerthen, deutschen Geistlichkeit des Mittelalters erfüllt werden.

Uebrigens wirkte der kriegerische Geist des Mittelalters auch bedeutend auf die Sitten vieler Geistlichen ein. Der Erzbischof Christian von Mainz, der öfters des Kaisers Friedrich I. Heere in Italien angeführt und unter andern im J. 1174 die sehr hartnäckige Belagerung von Ancona geleitet hat, war ein eben so tapferer Krieger als gewandter Staatsmann. In sechs Sprachen wußte er zu reden: deutsch, lateinisch, französisch, brabandisch, griechisch und lombardisch. Als Geistlicher vor dem Altare stellte er sich in voller priesterlicher Würde dar. Aber eben so sicher tummelte er sein Roß; unter dem hyazinthfarbigen Oberkleide trug er einen eisernen Harnisch, auf dem Kopfe einen vergoldeten Helm, in der Hand eine dreikantige Keule. Man erzählte von ihm, er habe in den verschiedenen Schlachten, in welchen er focht, neun Feinde mit eigener Hand getödtet.

Die Klöster, von deren wichtiger Bedeutung für das ganze Mittelalter schon die Rede gewesen ist, verdienen noch eine genaue Betrachtung. Sie verdanken ihre erste Entstehung derjenigen Gesinnung, welche das Himmlische höher schätzt, als das Irdische, und durch strenge Entsagung, Büßung und Bezwingung aller sinnlichen Reizungen schon auf der Erde sich möglichst der Seligkeit eines reineren Lebens würdig zu machen sucht. Zuerst entflohen so gestimmte Gemüther dem Getümmel der Welt und gingen in einsame Gegenden; und als sich mehrere Gleichgesinnte zusammenfanden, vereinigten sie sich in Genossenschaften, mit Verabredung gleicher Strenge und Entsagung. Antonius und Pachomius stifteten auf diese Weise um die Mitte des 4. Jahrh., in den Wüsten von Oberägypten, die ersten Klöster. Nach und nach folgte man in mehreren Gegenden ihrem Beispiele, und auch in Europa wurden, seit Athanasius die ersten Mönche aus Aegypten nach Rom gebracht hatte, Klöster gegründet.

Im Anfange des 6. Jahrh. (im J. 529), gab Benedict von Nursia durch die seinem Kloster zu Monte Cassino gegebene und bald überall nachgeahmte Regel dem ganzen Mönchswesen eine neue Gestalt, und dieses Kloster, auf hohem Berge in der schönsten Gegend Unteritaliens gelegen, kann als das Musterkloster für die abendländische Christenheit angesehen werden. Dreizehnhundert Jahre hat es bestanden und gewirkt; über dreißig Päpste und eine große Menge von Kardinälen, Bischöfen und geistlichen Vorstehern aller Art sind aus dem Benedictiner-Orden hervorgegangen. — Ueberall entstanden nun Klöster, theils, indem fleißige Mönche sich in einer vorher unbebauten Gegend ansiedelten, dieselbe urbar machten und so Rechte auf das Land umher erwarben; theils, indem Könige und Fürsten, hohe Geistliche und adelige Familien, als ein Gott wohlgefälliges Werk Klöster erbauten und ihnen Grund und Boden schenkten. Auch in den Städten entstanden Klöster, oder Dörfer und Städte bildeten sich um Klöster herum. Der Eifer der ältern Zeit für die Klöster und die Zahl der Schenkungen, welche einzelne von ihnen erhielten, war fast unglaublich. Vom Kloster Ebersberg in Baiern sind deren allein zweihundertachtundzwanzig bekannt. Man glaubte keinen wohlthätigeren Gebrauch von seinem irdischen Gute machen zu können, als indem man dasselbe einem Kloster vermachte, und die Mönche hatten besonders am Krankenbette Gelegenheit genug, diesen Glauben zu unterhalten. Eine fleißige Bewirthschaftung und wohlfeiler Ankauf, zu gelegener Zeit, vermehrte das Gut. Am günstigsten war dazu die Zeit der Kreuzzüge. Die Adeligen, welche die Kosten zum Zuge nach dem fernen Lande nicht zusammenbringen konnten, verkauften ihre Güter wohlfeil, oder liehen auf dieselben; und wenn sie nicht zurückkehrten, oder der Pfandschilling nicht zurückgezahlt werden konnte, so blieb das Gut in den Händen des Klosters. Ferner gaben sich in der Zeit der Gewalt viele freie Leute mit ihrem Gute in die Hörigkeit der Klöster, um ihres Schutzes zu genießen. Endlich war auch dieses für die Klöster sehr einträglich, daß sie im 13. Jahrh. vom Papste das Recht erhielten, Erbschaften von den verstorbenen Verwandten ihrer Klosterbrüder an sich zu ziehen, wogegen ein Mönch oder eine Nonne niemals einem Dritten etwas vermachen konnten, sondern ihr ganzes Erbgut dem Kloster hinterlassen mußten. Ja, die Klöster nahmen wohl reiche Personen als Mönche oder Nonnen auf, um sie zu beerben, und erlaubten ihnen, nach wie vor außer dem Kloster zu leben. Wenn man alles dieses zusammennimmt, so ist es leicht begreiflich, wie die Klöster nach und nach zu großen, einige zu übermäßigen, Reichthümern gelangen konnten. Das Beispiel reizte, und ihre Zahl wuchs auf unglaubliche Weise. Der heil. Bernhard von Clairvaux, der zur Zeit des zweiten großen Kreuzzuges lebte, gründete allein hundertundsechzig Klöster; und einzelne Städte hatten ihrer Hunderte. Das Zudringen zur Aufnahme in dieselben war außerordentlich; viele suchten dieselbe aus freiem innern Antriebe; viele, um Lebensunterhalt zu finden; viele endlich, durch ihre Verwandten überredet und gezwungen. Um Letzteres zu verhüten, setzten die Kirchengesetze zwar fest, daß niemand durch Gefängniß oder irgend einen andern Zwang zum Gelübde gebracht werden sollte; ferner, daß immer ein Prüfungsjahr der wirklichen Einkleidung vorausgehen müsse; endlich daß niemand vor vollendetem vierzehnten Jahre als Mönch, oder vor vollendetem zwölften als Nonne, das Gelübde ablegen dürfe; allein dieses Alter war offenbar noch zu unmündig, und Tausende haben gewiß

das Gelübde abgelegt, ohne zu wissen, was sie thaten. Manche Orden setzten auch ein späteres Alter fest.

Die Beschäftigungen der Klosterbrüder sollten, nach Benedicts Regel, in ländlicher Arbeit, wissenschaftlichen Bestrebungen, Unterricht der Jugend, Abschreiben von Büchern, Krankenpflege, Gebet und gottesdienstlichen Uebungen bestehen. Die Lebensweise sollte streng, die Kleidung sehr einfach, die Nahrung auf das Nothdürftigste eingeschränkt sein, häufiges Fasten gehörte zur Heiligung. Spätere Orden, welche jene Regel zum Grunde legten, aber noch sehr schärften, legten ihren Mitgliedern die härtesten Büßungen auf, mit Wachen, Fasten und körperlichen Kasteiungen. Die Karthäuser, deren Orden im J. 1084 durch einen Deutschen, Bruno, vorher Chorherrn zu Rheims, in einem rauhen Felsenthale bei Grenoble gegründet wurde, gehörten zu den strengsten. Ihre Kleidung bestand nicht nur in einem rauhen, härenen Gewande auf bloßer Haut, wie bei mehreren Orden, sondern die Regel gebot ausdrücklich, daß es ein stechendes sein sollte; dabei keine Bedeckung des Kopfes, keine Strümpfe oder Schuhe. Sie fasteten wöchentlich dreimal, in den acht heiligen Wochen genossen sie nichts als Wasser und Brod, und Fett aller Art, Butter, Oel u. s. w. war gänzlich verboten. Die gottesdienstlichen Uebungen wurden Tag und Nacht nicht unterbrochen, Einsamkeit und finsteres Schweigen erhöhten die Härte der Lebensweise. Wer sollte es glauben, daß trotz dieser Strenge der Orden, zweihundert Jahre nach seiner Stiftung, schon zweihundertundelf Mönchs- und Nonnenklöster zählte? — Solche Beispiele können uns ein Beweis sein, daß der Geist des Klosterwesens jenen Zeiten nicht widerstreitend, daß er vielmehr aus einem tiefen Bedürfnisse derselben entsprungen war; die spätere Ausartung desselben in weltliche Bestrebungen und der ganz veränderte Geist der Zeiten dürfen das Urtheil der Geschichte nicht verwirren.

Vorsteher des Mönchsklosters, welchem unbedingter Gehorsam gebührte, war der Abt; ihm zunächst stand der Prior; dann der Dechant, der Kellermeister, der Oekonom, der Kantor u. s. w. Im Nonnenkloster waren unter der Aebtissin ähnliche weibliche Würden; doch hatte jedes Nonnenkloster auch einen Prior für den Gottesdienst, die Predigt, die Beichte u. s. w., weil diese geistlichen Geschäfte einer Frau nicht übertragen werden konnten. Auch Laienbrüder fanden sich in den Klöstern, welche, ohne das volle Gelübde der Mönche abgelegt zu haben, die äußeren Geschäfte verrichteten, damit jene die Klausur, das ist den innern, verschlossenen Raum des Klosters, nicht zu verlassen brauchten.

Ursprünglich standen die Klöster, nach alter Ordnung der kirchlichen Verfassung, unter den Bischöfen und Erzbischöfen ihres Sprengels, die Aebte wurden von ihnen geweiht, sie gaben die Bewilligung zur Anlegung von Klöstern, zu Schenkungen, zu Ankauf und Verkauf von Grundstücken u. s. w. Allein der Ehrgeiz und das Streben nach größerer Unabhängigkeit regte sich nach und nach auch in den Klöstern; sie wollten bald nur vom Papste abhängig sein, und die Päpste sahen es nicht ungern, daß sich ihr unmittelbarer Einfluß auf diese Weise vermehrte. So wie die Städte in Deutschland und Italien sich von der Herrschaft der Fürsten frei zu machen suchten und nur unter dem Kaiser stehen wollten, so ging es mit den Klöstern in Beziehung auf die Bischöfe und den Papst. Auch mit der Weltgeistlichkeit, den Pfarrern und Seelsorgern, traten die Klöster nach und nach in einen

scharfen Gegensatz. Anfänglich hatten sie mit den Geschäften der Seelsorge nichts zu thun. Bald wandten sich aber viele Einzelne an ein Kloster, um dort zu beichten, taufen zu lassen u. s. w. Die Pfarrer beschwerten sich darüber und mehrere Päpste verboten jenen Eingriff in die Sprengel derselben. Allein im Laufe der Zeit gewannen die Mönche auch in dieser Hinsicht immer größere Freiheiten durch Begünstigung von Bischöfen und spätern Päpsten und übten meistens die Pfarrgeschäfte in einem weiten Umkreise umher aus.

Eine dritte große Ausdehnung ihrer Macht erwuchs daraus, daß vom 10. Jahrh. an die, bis dahin einzeln dastehenden, Klöster sich in größere Genossenschaften oder Congregationen vereinigten. Im J. 910 entstand das Kloster Clugny oder Cluny in Burgund, und durch seinen zweiten Abt, den heil. Odo, wurden Ordnungen des Klosters festgestellt, die sich bald so ausbreiteten, daß die Cluniacenser hunderte von Klöstern inne hatten. Dann folgten im J. 1018 die Kamaldulenser durch Romuald; im J. 1084 die Karthäuser; im J. 1098 die Cisterzienser; im J. 1122 die Prämonstratenser; im J. 1150 die Karmeliter u. s. w. Diese Orden erhielten an dem Hauptkloster einen Mittelpunkt und eine Oberleitung. Alle Klöster schickten ihre Abgeordneten zu den Hauptversammlungen im Mutterkloster; hier wurden die gemeinschaftlichen Angelegenheiten berathen und Beschlüsse gefaßt; der Abt des Mutterklosters, dem die übrigen Aebte und Pröpste Gehorsam gelobten, führte sie aus, visitirte die Klöster, ordnete an und übte so die bischöflichen Rechte aus.

Die Congregationen waren sehr mächtige Verbindungen und gaben dem ganzen Mönchswesen neue Festigkeit und neuen Glanz. Im Anfange des 12. Jahrh., also 200 Jahre nach der Stiftung der Cluniacenser, waren dem Mutterkloster zu Clugny zweitausend andere unterworfen; der Abt desselben erhielt bischöfliche Rechte und stellte in allen abhängigen Klöstern nur Prioren aus seinen Mönchen an; er selbst wurde von diesen gewählt. In Clugny selbst lebten 460 Mönche; und dennoch brauchte keiner von ihnen aus seiner Zelle zu weichen und kein zum öffentlichen Gebrauch bestimmtes Zimmer brauchte geräumt zu werden, als im J. 1245 der Papst Innocenz IV. mit mehreren Kardinälen und Bischöfen, der König von Frankreich, mit Mutter, Schwester und Bruder, der Kaiser von Konstantinopel, die Söhne der Könige von Kastilien und Arragonien, alle mit ihrem Hofstaate, in diesem prächtigen Kloster als Gäste wohnten. — Der Orden der Prämonstratenser, vom heil. Norbert von Xanten zu Premontre bei Laon in Frankreich gegründet — (Norbert wurde nachher Erzbischof von Magdeburg, und führte seine Regel in den Stiftern zu Magdeburg, Havelberg, Brandenburg u. s. w. ein und der Orden verbreitete sich nach Böhmen und Schlesien), — zählte achtzig Jahre nach seiner Stiftung 24 Provinzialen oder Landschaftsmeister, 1000 Aebte, 300 Pröpste und 500 Nonnenklöster.

Im Gegensatz dieser reichen Orden, welche eben durch ihren Reichthum den Keim der Ausartung und Erschlaffung selbst gelegt hatten, wurden im Anfange des 13. Jahrh. die Orden der Bettelmönche gestiftet, deren erstes Gesetz war, kein festes Eigenthum außer ihren Klostermauern zu erwerben und ihren Unterhalt durch milde Gaben zu suchen. Entsagung, Armuth, Demuth und harte Lebensweise sollten, dem Sinne des ganzen

Klosterwesens gemäß, hier ganz einheimisch und durch keinen verführerischen Besitz gestört werden. Franz von Assisi, ein Italiener, stiftete im J. 1210 den Franziscanerorden; Dominikus Guzmann, ein Spanier, im J. 1215 die Dominikaner, welchen nachher vom Papste besonders die Inquisition übertragen wurde; im J. 1238 kamen die Karmeliter, welche im Orient, auf dem Berge Karmel, ihren ursprünglichen Sitz gehabt hatten, nach Europa, und um eben diese Zeit, unter Papst Gregor IX., bildeten sich, nach Augustins Regel, die Augustiner. Alle diese Orden breiteten sich ebenfalls sehr schnell aus; ihre rechte Wirksamkeit fällt aber erst in die folgenden Jahrhunderte.

Auf solche Weise hatte sich das ganze kirchliche Reich in zwei große Hälften getheilt: auf der einen Seite die ganze Klostergeistlichkeit, auf der andern die Weltgeistlichkeit. Beide vereinigten sich zwar in ihren verschiedenen Stufen, durch ihre Obern, in dem gemeinschaftlichen Oberhaupte, dem Papste; allein dennoch war diese Theilung der Kirche nicht wohlthätig. Neid, Eifersucht und viele ärgerliche Streitigkeiten sind dadurch hervorgebracht worden. Die nähere Aufsicht der Bischöfe hätte die Klöster in besserer äußerer Zucht und Ordnung erhalten können. Der heil. Bernhard von Clairvaux, der zu den Cisterziensern gehörte, — die Cisterzienser waren die einzigen, die sich der bischöflichen Aufsicht nicht entzogen, — schreibt: „Der Papst kann nach seiner Gewalt den Bischof der Aufsicht des Erzbischofs, den Abt der Aufsicht des Bischofs entziehen; aber es soll nicht geschehen, denn die Bischöfe werden dadurch nur anmaßender und die Mönche zügelloser. Jede Aufsicht, jede Furcht wird aufgehoben, das Gebäude der Hierarchie, welches in weiser Ordnung zum Papste empor steigt, wird untergraben. Hinter demüthigen Aeußerungen versteckt sich der hochmüthige Sinn der Aebte; sie plündern die Kirchen, um sich von der Aufsicht der Bischöfe loszukaufen, und sie kaufen sich los, um dem Gehorsam zu entfliehen, der ihre Zierde sein sollte. Indem jeder dem Papste der Nächste sein möchte, löst sich das Ganze auf."

Im Laufe der Zeit zeigte sich auch immer mehr, wie die aus innern Beweggründen erwachsene, ihrer Zeit angemessene, Stiftung, welche, in den rechten Schranken gehalten, nach wie vor ihre Bestimmung hätte erfüllen können, ausartete, als die weltlichen Bestrebungen die geistigen gänzlich überwogen und als die Zahl der Klöster um das Zehn- und Hundertfache zu groß geworden war. Denn so viele wirklich begeisterte und von allem Weltlichen abgekehrte Gemüther, welche das Klosterleben befriedigte und wirklich läuterte, waren nicht vorhanden; Tausende waren wider oder ohne Willen, oder aus niedrigen Beweggründen, in dieses Leben getreten, welches sie nun auf immer gefesselt hielt. Diese Mehrzahl brachte den Keim des Verderbens in die ganze Stiftung. Die Klagen über die Ausartung der Lebensweise in den Klöstern, über Ueppigkeit, Ausschweifungen und andere Laster, wurden immer häufiger. Die alte Ehrfurcht vor diesen Ruhestätten frommer Andacht, was sie früher gewesen waren, verschwand immer mehr. Die Bürger der Städte, die früher durch Schenkungen und Begünstigungen die Klöster in ihren Mauern gehoben hatten, wurden jetzt ihre Gegner, als sie zu weit um sich griffen und unter andern Anmaßungen auch die Freiheit von allen städtischen Lasten für sich und sogar für ihre Handwerker und Arbeiter verlangten. Zwischen Fürsten und Adeligen auf einer, und den Klöstern auf der andern Seite, entstand ebenfalls Eifersucht, Streit, Ungerechtigkeit.

Zum Schutz gegen äußere Gewalt und zur Ableistung des Reichsdienstes mußten die Klöster einen Schutz- oder Kastvogt, meistentheils aus dem mächtigen Adel der Gegend, annehmen und ihm dafür eine beträchtliche Abgabe entrichten. Aber zwischen dem Vogte und dem Kloster entstanden selbst oft Streitigkeiten und manches Kloster wurde von seinem eignen Vogte hart gedrückt. Der Streit kam nicht selten auch in das Innere der Klöster; die Mönche lehnten sich gegen ihre Obern auf, mißhandelten und vertrieben sie, die Laienbrüder gegen die ganze Klostergeistlichkeit, und Mord und Blutvergießen befleckten die dem Frieden geweihten Mauern. — So ist das Loos alles Menschlichen, wenn es aus den rechten Schranken seiner Bestimmung heraustritt!

Doch fügen wir noch zuletzt die Bemerkung hinzu, daß die getadelten Ausartungen des Klosterwesens weniger in dem hohenstaufischen Zeitalter, als in den folgenden Jahrhunderten, wo alle Einrichtungen des Mittelalters ihrem Verfalle entgegengingen, dem Auge sichtbar werden.

63. Das Faustrecht. Die Gerichtsverfassung. Die Femgerichte.

Es bleibt uns bei der Schilderung des Mittelalters noch übrig, von demjenigen zu reden, was man ihm zum größten Vorwurfe macht: das ist der Mißbrauch der Gewalt, um sich sebst Recht zu verschaffen, oder gar, auch ohne das mindeste Recht, zu beleidigen. Man nennt diesen Zeiten eben deshalb die des Faustrechts, weil die Faust so häufig statt des Wortes entschied, und Gewalt statt des Rechtes galt. Jeder Fürst hatte seinen befestigten Sitz, jeder Ritter seine feste Burg, oft auf unzugänglichem Felsen, jede Stadt ihre schützende Mauer; und im Vertrauen auf diesen Zufluchtsort trotzte ein jeder den Forderungen des andern, oft auch, wenn er Unrecht hatte, bis er mit Gewalt zum Nachgeben gezwungen wurde oder selbst zu Grunde ging. Auf den Ausspruch des Richters wurde wenig gehört, selbst das kaiserliche Wort sehr oft nicht geachtet; und so geschah es, daß während das Reich nach Außen tiefen Frieden hatte, im Innern die heftigsten Kriege, kleine und große, an vielen Orten zugleich wütheten; und daß in dem Zustande, den sie einen ganz gewöhnlichen nannten, jährlich Tausende in Deutschland durchs Schwert umkamen. Ein solcher Zustand dünkt uns greuelvoll und wir begreifen nicht, wie es noch Einen heitern und fröhlichen Menschen in solchen Zeiten gegeben. Denn nur die gewaltsam und räuberisch Gesinnten, so scheint es, hatten die Herrschaft, nnd die friedlichen, ruhigen Menschen lebten in beständiger Furcht und Todesangst. Ein so einseitiges Urtheil jedoch würde wiederum den Geist jenes Zeitalters verfehlen; die nähere Betrachtung wird die grellen Farben des Bildes um vieles milder machen.

Der Adelige lebte in den Waffen, war jeden Augenblick bereit, Gewalt mit Gewalt zurückzutreiben; es gehörte zu den Rechten seines Standes, sein Recht in offner Fehde auf Leib und Leben zu verfechten und eben dazu ritterliche Waffen zu führen, welche dem nicht Ritterbürtigen versagt waren. Daher fühlte er sich nicht aus den Fugen gerückt, wenn er angegriffen wurde; oft war es ihm eine Freude, auf solche Weise aus der Ruhe geweckt zu werden. Es war eine Ehrenprobe, die er bestehen sollte; und wie der Ehre wegen selbst die besten Freunde in den Ritterspielen recht ernsthaft eine Lanze mit einander brachen, so war umgekehrt bei der ernsthaf-

testen Fehde, in der besseren Zeit des Ritterthums, stets die Ehre der leitende Stern. Nicht mit solcher Erbitterung und eigentlichem Hasse, wie in späteren Zeiten, ging man gegen einander in den Kampf, sondern dieser war oft nur ein ernsthaftes Waffenspiel, in welcher die Gegner auf Tod und Leben ihre Kräfte mit einander maßen. Es war ein Gottesgericht, eine offene und kräftige Weise den Streit zu entscheiden, den Gründe nicht mehr schlichten konnten; und in der Entscheidung sah man die Stimme des Rechts.

Daß ferner die Städte eben durch die Befehdungen der Fürsten und des Adels zu rechter Entwickelung ihrer Kräfte geweckt wurden und neben dem Erwerbfleiße den Muth, die Mannestugend und das Gefühl der Bürgerehre entwickelten, haben wir schon früher gesehen. Sie hatten sich, gleich dem Adel, das Fehderecht bewahrt und führten auch, obgleich mit vielem Widerspruche des Adels, ritterliche Waffen, so viel die Vermögensumstände eines Jeden es gestatteten. In der Spannung aller Kräfte lag erhöhtes Lebensgefühl. Wenn der Bürger zu Hause war, fand er Sicherheit und Zuversicht in dem Muthe seiner Mitbürger; auf Reisen schützte er sich, so viel wie möglich, durch Waffen und zahlreiches Gefolge.

Der Landbauer endlich litt bei den Fehden freilich am meisten und sein Stand war überhaupt der Unglücksträger in jenem Zeitalter. Der Kampf wurde häufig auf seinem Grund und Boden geführt, seine Saaten zertreten, und er selbst war wehrlos und nicht einmal der Waffen würdig geachtet, wenn er nicht ein ganz oder doch halb freier Mann war. Allein das schützte ihn wieder in vielen Fällen, daß es gegen die Ritterehre gehalten wurde, den wehrlosen Mann zu beschädigen, und er selbst hatte gewiß darin einen großen Ersatz, daß er mit seinen Söhnen nicht in den Krieg zu ziehen brauchte. Dazu war das Unglück viel kleiner an Umfang und ging schneller vorüber, als bei unseren Kriegen; denn was sind wohl alle jene kleinen Unfälle gegen das unsägliche Elend, welches ein einziger, heutiger, großer Krieg verbreitet!

Auch würden wir sehr irren, wenn wir annehmen wollten, daß in der Zeit des Faustrechts das Recht gar nicht verwaltet, kein Richter bestellt, kein Gericht gehalten und alles der Willkühr überlassen gewesen sei. Vielmehr schloß sich das Faust- oder besser das Fehderecht, seinem eigentlichem Sinne nach, als Vollstreckung der Strafe an die Rechtsverwaltung selbst an. Um dieses aber einzusehen, müssen wir in die Natur des alten deutschen Gerichtswesens zurückgehen und seine Entwickelung im Mittelalter verfolgen.

Das deutsche Gerichtswesen beruhte, wie jedweder Rechtszustand, welcher einer bürgerlichen Gemeinschaft Ordnung und Bestehen verschaffen soll, auf dem Grundgedanken, daß Friede zwischen allen Gliedern derselben sein soll. Gegen den, welcher durch Mord, Brand, Raub u. s. w., den Frieden bricht, — so urtheilte die gerade, die rasche That liebende, Natur der Deutschen, — braucht nicht vor Gericht geklagt zu werden, sondern der Beleidigte kann Vergeltung an ihm üben, bis er sich sühnt durch Wehrgeld oder sonstige Sühne. Dieses uralte Recht des freien Mannes liegt dem gesammten Fehdewesen zum Grunde. Auf handhafter That, das heißt noch an demselben Tage, da sie geschehen, durfte man sich jedes Friedebruchs mit Gewalt erwehren, und späterhin, da das Fehderecht weiter ausgebildet war, auch nach vorhergegangener dreitägiger Ankündigung

die Strafe dafür selbst üben. Wenn sich aber der Beleidiger zu Ehren und Rechte, daß heißt zu gerichtlicher und gütlicher Ausgleichung erbot, so fand gegen ihn keine gerechte Fehde statt.

In den früheren Zeiten des germanischen Alterthums, wo jedes Gericht unmittelbar auf dem kräftigen Gemeindeverbande aller freien Männer beruhte, gab es kein anderes Gericht, als das Volksgericht, welches der Graf mit der Gemeinde seines Gaues, der Centgraf mit der Hundrede hegte. Regelmäßig hielt jeder Richter zu gewissen Zeiten des Jahres sein echte Ding. Jeder Gerichtspflichtige mußte erscheinen, die Klagen wurden angebracht, von dem Richter das Urtheil der Gemeinde gefordert, und was diese durch ihren vom Richter aufgerufenen Sprecher erklärte, das sprach jener als Urtheil aus. Also die Gemeinde fand das Recht, welches dadurch auch für folgende ähnliche Fälle Gesetz wurde, und jeder freie Mann nahm an der Rechtsfindung Theil. Durch Karl den Großen wurden erst bestimmte Schöffen eingeführt, die jederzeit zur Urtheilsfindung im Gerichte zu erscheinen verpflichtet waren. — Wenn der Verurtheilte dem Urtheil den Gehorsam weigerte, so hatte der Richter die Pflicht auf sich, mit der Folge der ganzen Gerichtsgemeinde dasselbe zu vollstrecken. Dies ganze Gerichtswesen beruhte auf gleichmäßiger Kraft der Einzelnen und festem Verbande der Gemeinde. Karl der Große wußte durch sein Ansehen jene Ordnung noch kräftig aufrecht zu halten und die Selbsthülfe zu verhindern. Unter ihm wurde von keiner Fehde gehört. Aber schon Ludwig der Fromme gab mit seinen Söhnen im Großen das Beispiel der Gewaltthätigkeit, und unter den spätern Karolingern verfiel die Gewalt der Grafschaft, als Gerichtsbehörde, und mit ihr die Kraft des Gemeindewesens, immer mehr; denn auf der einen Seite entzogen sich kirchliche Stifter, Klöster und der hohe Adel, mit ihren Dienstmannen und Hintersassen, durch besondere Privilegien sowohl dem echte Ding (Gemeindegericht), als auch der Pflicht, Ungehorsame zur Befolgung des Richterspruchs anzuhalten; und auf der andern Seite wurde überhaupt das Gleichgewicht des Gemeindewesens durch das Uebergewicht der Fürsten, Grafen und Herren zerstört. Da war eine höhere Macht eines Einzelnen erforderlich, um die Kraft der Gerichte wieder herzustellen. Diese Macht lag im Herzogthum. Seit die ersten sächsischen Kaiser, Heinrich und Otto, das Herzogthum zu seiner rechten Bedeutung erhoben hatten, war auch der Rechtszustand wieder mehr befestigt, der Herzog konnte den Gerichtssprüchen durch das Aufgebot seines Sprengels und seiner eigenen Dienstmannen die gebührende Achtung verschaffen.

Die ersten salischen Kaiser arbeiteten zwar schon wieder dahin, das Herzogthum zu schwächen und der kaiserlichen Gewalt mehr unmittelbaren Einfluß auf Alles zu verschaffen; allein eben in dem persönlichen Ansehen dieser kräftigen Kaiser fanden auch Recht und Ordnung ihre Stütze. Aber die lange, unglückliche Regierung Heinrichs IV. gab wieder das Recht aller Gewaltsamkeit preis, da der Kaiser selbst in seiner Fehde mit den Sachsen, mit seinen Gegenkönigen, und endlich mit seinen eigenen Söhnen lebte.

Die meisten Hohenstaufen hatten zwar Ansehen und persönliche Kraft genug, aber diese Kraft war gegen Italien gerichtet; in Deutschland konnte die Neigung zur Selbsthülfe um so mehr überhand nehmen, da die Macht des Herzogthums durch die Eifersucht der Kaiser, namentlich Friedrichs I., gebrochen war. Die Kaiser suchten nun zwar sich selbst mehr unmittelbar an die Spitze des Gerichtswesens zu stellen und durch die Inhaber

desselben, die Fürsten und Grafen, zu wirken; Friedrich I. stiftete zu dem Ende im J. 1187, und Friedrich II. im J. 1235 ihre Landfrieden; allein die Verwirrung der fürstlichen Rechte und Gebiete war schon zu groß, die einzelnen Fürsten und Herren bekämpften sich selbst in beständigen Fehden, welche durch Friedrichs I. Gesetz noch mehr ein rechtmäßiges Ansehen erlangt hatten, wenn sie nur drei Tage vorher angekündigt waren; und so fand auch der einzelne Ritter immer mehr Gelegenheit, sich gegen die Gerichtsgewalt seines Oberherrn sicher zu stellen.

Aus einem solchen Zustande mußte sich die Rechtsweigerung und die Fehde als regelmäßiges Verhältniß ausbilden, während sie in früherer Zeit, bei größerer Kraft der Verfassung, nur Ausnahme gewesen war. Die Unordnung nahm überhand zur Zeit des Interregnums. Der edle Geist der Ehre und Tugend, der unter den Hohenstaufen noch herrschte, verschwand auch immer mehr aus dem Ritterthum, die rohe Gewalt wurde immer verderblicher und drückender.

Mehrere der Kaiser, welche der nächste Abschnitt unserer Geschichte nennen wird, haben daran gearbeitet, diesen Uebeln zu steuern; Rudolph von Habsburg erneuerte auf mehreren Reichstagen den Landfrieden und suchte denselben durch Verbindungen einzelner Gegenden, z. B. von Westfalen, Niedersachsen, Thüringen, Hessen, Baiern und Schwaben, zu verstärken. Es war dieses ein neues Mittel, dem Rechtszustande Kraft zu geben, nachdem die alte Grafschaft, das Herzogthum, und selbst die kaiserliche Gewalt nicht hatten ausreichen wollen. Allein wo viele kleine Herren waren, da dienten auch diese Verbindungen nur gar zu leicht dem Parteigeiste und dadurch der Ungerechtigkeit. Die weltlichen Großen und Ritter benutzten ihre Bündnisse, besonders im südwestlichen Deutschland, zur Bekämpfung der mächtig gewordenen Städte, welche auch unter sich ihre Bündnisse geschlossen hatten. Dazu kamen streitige Kaiserwahlen und Erbfolgestreitigkeiten in mehreren Ländern, in der Mark, Lüneburg, Hessen, Tyrol u. s. w., wodurch der Adel ein größeres Gewicht erhielt und sich den Gerichten entziehen konnte. Der Kaiser Wenzel und seine Nachfolger suchten jene Bündnisse und Landfrieden in einen Reichsfrieden zu vereinigen und eine oberste Gewalt herzustellen, aber vergebens. Erst mit dem Ende des 15. Jahrh., als der Adel sich immer mehr der Gewalt der Landesherren unterwerfen mußte und überhaupt die Kraft des Ritterthums durch die Entwickelung einer neuen Zeit gebrochen war, wurde endlich durch den allgemeinen Landfrieden Maximilians die Herrschaft des Rechtes auf dauernden Grundlagen errichtet.

Ueber die Form des Gerichtswesens und der Gesetze im Mittelalter merken wir uns ebenfalls die Hauptzüge. — Ursprünglich ward nur in dem Gerichte der eigentlichen Grafschaft im Namen des Königs, oder unter Königsbann, die obere Gerichtsbarkeit über Grundeigen, Leibeigen und Leben ausgeübt. In den Centgrafschaften (die in Niedersachsen und Westfalen Gogerichte hießen), galt nur niedere Gerichtsbarkeit; es erschien vor ihnen aber auch kein edler (semperfreier) Mann; denn durch das ganze Mittelalter herrschte der Grundsatz, daß ein jeder, in welchem Range er stand, nur von der Genossenschaft, in welche er gehörte, von seines Gleichen, gerichtet werden konnte; so wie überhaupt die Rechtfindung durch die Gemeinde, vom Höchsten bis zum Kleinsten, die Grundlage aller deutschen Verfassung blieb. Der Kaiser mochte kein Urtheil sprechen, das ihm nicht Fürsten und Herren gefunden hatten, und in der Bauerngemeinde, in der

Zunft der Bürger, selbst an den Höfen der Herren unter Lehnmannen und Hörigen, konnte kein Herr, keine Obrigkeit, irgend ein willkürliches Recht sprechen; es mußte von der Gemeinde gefunden sein. Dadurch blieb das Recht lebendiges Eigenthum des Volkes, es bildete sich, durch Gewohnheit und Herkommen, aus dem Zustande desselben hervor; ja, man fürchtete sich sogar vor geschriebenen Gesetzen, weil diese das Recht bald in die Hände der Rechtsgelehrten bringen. Nach geschriebenem Gesetze, und zwar nach dem römischen, lebte nur die Kirche. Wo außerdem einzelne geschriebene Rechte sich fanden, Privilegien, Weisthümer, Rechtsbriefe für Städte, oder im Landrecht für einzelne Länder, da waren sie, in ihrer Unvollständigkeit, doch nicht Gesetze in unserm Sinne, d. h. Quelle des Rechts, sondern nur Zeugnisse über das im Volke lebende Recht.

Eine größere Sammlung deutscher Rechte legte erst zwischen 1215—18 ein sächsischer Edelmann, Eyke oder Eike von Repgow, an, welche unter dem Namen des Sachsenspiegels bekannt ist. Es war eine bloße Privatarbeit; aber weil die Sammlung vollständiger war, als die übrigen sogenannten Gesetze, und als Zeugniß über das geltende Recht denselben Werth hatte, als jene, so kam sie auch nach und nach in allgemeine Geltung, besonders im 14. und 15. Jahrh. Der Verfasser benutzte das römische Recht so gut als gar nicht und richtete sich weder in Form noch Stoff nach demselben; aber die späteren Ueberarbeiter brachten mehr aus dem römischen und kanonischen Rechte hinein. Zu den späteren Bearbeitungen gehört der sogenannte Schwabenspiegel und das Kaiserrecht; welches letztere vorzüglich die Lehnsverfassung enthält.

Das römische Recht ist offenbar zuerst durch die Kirche in Deutschland eingeführt und in den kirchlichen Gerichten gebraucht. Im 15. Jahrh. fing man auch zuerst an, in städtischen Gerichten sich auf dasselbe zu berufen. Das wiedererwachte Studium des römischen Alterthums überhaupt brachte auch die römischen Gesetzbücher in allgemeine Achtung, besonders auf den Universitäten, und man fing an, in zweifelhaften Rechtsfällen, wie von andern Obergerichten, so auch von den Doctoren der Universitäten Rechtsbelehrungen einzuholen. Welchen Einfluß die allmälige Einführung des römischen Rechts auch auf die öffentlichen Angelegenheiten Deutschlands gehabt hat, werden wir im weiteren Laufe der Geschichte sehen.

Hier betrachten wir noch, ehe wir die Schilderung des Gerichtswesens im Mittelalter schließen, eine der allermerkwürdigsten Erscheinungen desselben, nämlich:

Die Vehm- oder Femgerichte, welche sich in Westfalen ausbildeten und einen tiefen Blick in das Wesen jener Zeit thun lassen. Doch müssen wir gleich im Voraus bemerken, daß wir dabei, des Zusammenhanges wegen, auch in die Geschichte des nächsten Zeitraumes vorgreifen müssen.

In Westfalen nämlich war die Landeshoheit der Fürsten und Herren durchgehends auf die Gogerichte (die alte Centgrafschaft) gegründet. Aber auch die alte Grafschaft, als oberes königliches Gericht, hatte sich erhalten, wenn gleich in großer Zerstückelung. Unter der Grafschaft standen nur die Geschlechter des hohen Adels und die Ueberreste der alten freien Grundbesitzer, die nicht in die Dienstmannschaft von Herren gekommen waren; und aus dem Kreise dieser konnten auch nur die Schöffen bei diesen Gerichten sein, welche deshalb Freischöffen, so wie die Gerichte selbst Freigerichte oder Freigrafschaften genannt wurden.

Da das Recht der Freigerichte sich ursprünglich an die alten Bezirke und Dingstätten des Grafengerichts knüpfte, an die Freistühle, so hieß nun derjenige Fürst, Herr, Graf, Ritter, Stadt u. s. w., der als Gerichtsherr einen solchen Gerichtsbezirk besaß, — denn die Landesherren betrachteten die in ihrem Gebiete liegenden Freistühle als zu demselben gehörig, wenn gleich nur als Lehen des Reiches, — der Stuhlherr, und hatte dafür zu sorgen, daß an seinen Stühlen ordentlich gerichtet wurde. Er setzte zu dem Ende einen Freigrafen, dem alsdann der Kaiser, oder der Herzog, und nach dem Falle Heinrichs des Löwen der Erzbischof von Köln als Erbe des Herzogthums in Westfalen, den Königsbann verlieh. Der Freigraf stand zum Stuhlherrn im Verhältniß des Richters zum Gerichtsherrn; die Freischöffen aber waren nicht Diener des Richters, sondern sie bildeten die alte richtende Gemeinde, und der Freigraf war nur der Vorsitzer, der auf Ordnung hielt. Alle gegenwärtigen Freischöffen konnten auf Theilnahme am Gericht Anspruch machen; unter sieben durften ihrer nicht sein; waren aber zu viele, daß sie nicht alle unmittelbar Theil nehmen konnten, so bildeten die übrigen die Zuhörer oder den Umstand, deren in der späteren glänzendsten Zeit der Gerichte, bei wichtigen Gelegenheiten, Hunderte, ja Tausende gewesen sein sollen. Außerdem hatte jeder Freigraf seine Gerichtsdiener, welche Fronboten hießen und wirkliche Diener, nicht Theilnehmer, des Gerichts waren.

Der oberste Freistuhl war zu Dortmund, weil die Stadt eine freie Stadt des Reiches war und keine Stuhlherrschaft eines Landesherrn anerkannte, auch wohl wegen des Alters und Ruhmes ihres Gerichts; vielleicht auch nach uralten, schon zu Karls des Großen Zeit erlangten Privilegien. Er hieß der Spiegel, oder auch die kaiserliche Reichskammer. In Dortmund kamen jährlich alle Freigrafen zum Generalkapitel zusammen, fanden Weisthümer (Rechtsgrundsätze), übten Aufsicht und bestätigten oder verwarfen Urtheile einzelner Freigerichte, wenn Appellation eingelegt war.

Aus der Entstehung der Freigerichte aus dem alten Grafengericht ergiebt sich schon, daß dieselben sowohl über die gewöhnlichen Rechtsstreitigkeiten in ihrem Bezirke, welche wir zur bürgerlichen Gerichtsbarkeit rechnen, als über die peinlichen Sachen, die ein Verbrechen voraussetzen, richten konnten. Doch war dieser letzte Theil ihrer Bestimmung der wichtigste und wurde es immer mehr im Laufe der Zeit, weil die Gewaltthätigkeiten Hoher und Niederer sie aufforderten, dem Hange zu schweren Vergehungen gegen Eigenthum, Leben und Ehre ihre ganze Kraft entgegenzustellen. Und da sie im Namen des Kaisers unter Blutbann richteten, so glaubten sie in allen peinlichen Sachen ihre Gerichtsbarkeit bald auch über die Grenzen Westfalens hinaus auf jeden, der vor ihnen belangt wurde, ausdehnen zu können, um so mehr, da man kaum vor einem andern Gerichte des Reichs sein Recht finden und dasselbe gegen den Angeklagten durchsetzen konnte. Ja, es gab am Ende keine, selbst bürgerliche, Streitsache mehr, die nicht vor ihre Entscheidung gebracht werden konnte, wenn sich nämlich der Angeklagte weigerte, seinem Kläger zu Ehren und Recht zu stehen, denn er wurde nun ein wirklicher Verbrecher gegen die Heiligkeit des Rechts.

So dehnte sich besonders im 14. und 15. Jahrh. die Gewalt der Freigerichte über alle Theile Deutschlands, ja, bis nach Preußen und Liefland aus, obgleich der deutsche Ritterorden, als ein geistlicher Orden, durch kaiserliche und päpstliche Privilegien von der Gerichtsbarkeit der Feme

ausgenommen war und seine Unterthanen, meistens auch mit Erfolg, dagegen zu schützen suchte. Alle Klagen, auch aus den entferntesten Gegenden, mußten vor einem westfälischen Freistuhle angebracht werden, und auf westfälischem Boden (auf rother Erde nennt es der gerichtliche Sprachgebrauch), mußte der Beklagte erscheinen. Außer Westfalen durfte kein Freistuhl bestehen, und als Kaiser Wenzel es versuchte, dergleichen in Böhmen einzurichten, erklärten die Freigrafen die Theilnahme an einem solchen Freistuhle für todeswürdig. Eben so sollten ursprünglich nur Westfalen, und zwar nur die alten gebornen Freischöffen oder Stuhlfreien, die Richter im Freigerichte sein; allein im 13. Jahrh. wurde es Gebrauch, auch andere freie, unbescholtene und ehrenwerthe Männer zu Schöffen anzunehmen; und so wie die Gerichte selbst ihre Gerichtsbarkeit über die Grenzen Westfalens ausdehnten, wurden auch freie Männer aus allen Ländern deutscher Zunge Freischöffen, — und Fürsten und Grafen, Ritter und Bürger drängten sich zu dieser Ehre, um an den Privilegien der Freischöffen Theil nehmen zu können. Ein Freischöffe konnte nur vor einem Freigerichte belangt werden und seinem Worte und Eide wurde ein großes Gewicht beigelegt. Aber man war auch sehr vorsichtig bei der Wahl eines Freischöffen; er mußte darthun, daß er frei und ehelich geboren, nicht mit Missethat berüchtigt und vollkommen an seinem Rechte sei, und darüber zwei Freischöffen zu Bürgen stellen. Nur in Westfalen durfte die Aufnahme geschehen, selbst der Kaiser durfte nur auf rother Erde Freischöffen machen an den Freistühlen. Sie hatten unter sich eine uralte heimliche Losung und Schöffengruß, woran sie sich erkannten; davon, oder vielleicht auch von ihrer Rechtskunde, wurden sie Wissende genannt, und Jemanden wissend machen hieß daher, ihn unter die Schöffen des Freigerichts aufnehmen.

Selbst Kaiser unterwarfen sich dieser Aufnahme. Im J. 1429 wurde Kaiser Sigismund am Freistuhl zu Dortmund feierlich unter die Wissenden aufgenommen. Wir können in dieser glänzendsten Zeit der westfälischen Gerichte, da fast alle Fürsten und ritterlichen Männer Freischöffen wurden, die Verbindung derselben als einen wirklichen Bund über ganz Deutschland betrachten, der in der Zeit, wo die übrigen Gerichte ihre Kraft verloren hatten, einzig der rohen Gewalt des Verbrechens einen Damm entgegensetzte. Ein feierlicher Eid hielt alle Mitglieder gebunden und sie durften nicht einmal in der Beichte ein Geheimniß der Feme entdecken. Geistliche selbst wurden nicht aufgenommen.

Den nichtwissenden Mann zog man ursprünglich nicht sogleich vor das geschlossene Freigericht, sondern vor das alte Gemeindegericht, das echte Ding; aber es waren dieselben Personen, die dasselbe bildeten; nur waren die Formen weniger streng und jedermann konnte dabei zugegen sein. Erschien der Geladene aber nicht, so zog man ihn vor das geschlossene oder heimliche Gericht, so genannt, weil dabei nur Wissende erscheinen durften. Ein Nichtwissender, der hier sich einzuschleichen wagte, wurde sofort gehenkt. Der Name heimlich heißt hier also nur so viel als geschlossen, und deutet nicht auf furchtbare Geheimnisse, welche das Licht der Sonne hätten scheuen müssen.

Eben so ist es eine Fabel, daß die Freigerichte in der Nacht, in Wäldern, Felsenhöhlen und unterirdischen Gewölben gehalten seien, — (wenn dies auch in späteren Zeiten, da diese Gerichte schon ausgeartet waren, in einzelnen Fällen einmal geschehen sein mag) — sondern der

Malplatz war die uralte Gerichtsstätte der Grafen, meistens auf Bergen und Anhöhen, wo man das Land übersah, unter dem Schatten einiger Linden, beim Lichte der Sonne. Der Freigraf bestieg den Stuhl, vor ihm lag das Schwert, das Zeichen der höchsten Gerichtsbarkeit, zugleich durch die Form seines Griffes das Kreuz Christi darstellend, und die Wyd oder der Strick, als Zeichen des Rechts über Leben und Tod. Dann hegte und schloß der Graf das Gericht, d. h. er berief die Schöffen um sich und ließ den Platz von den Gerichtspflichtigen, dem Umstand, umgeben. Diese mußten mit entblößtem Haupte stehen und durften weder Waffen noch Harnisch tragen. Mit dem Ausspruch des Richters, daß das Gericht gehegt werde, wurde Friede gewirkt und geboten zum ersten, zum zweiten, zum dritten Mal. Von nun an herrschte tiefe Stille; keiner wagte Gespräch oder gar Streit, denn er verging sich am Gerichtsfrieden. Der Geladene, welcher ebenfalls unbewaffnet erscheinen mußte, von seinen Eideshelfern begleitet, wenn er deren hatte, trat vor. Die gegen ihn erhobene Klage wurde ihm vom Richter vorgehalten. Schwor er den gesetzlichen Reinigungseid auf das Kreuz des Schwertes, so war er frei. „Dann soll er einen Kreuzpfennig nehmen, sagt ein altes Weisthum, ihn vor den Grafen werfen, sich umkehren, und ziehen seine Straße. Wer ihn dann antastet, das wissen alle Freien wohl, der hat des Königs Frieden gebrochen." — So war das alte Verfahren mit den echten Freischöffen, welche besondere Vorrechte genossen und denen man strenge Liebe der Wahrheit und der Ehre zutraute. Mit andern, als Schöffen, oder auch in späterer Zeit, scheint jene einfache, gerade Weise verändert zu sein, denn wir lesen in andern Weisthümern, daß der Ankläger den Reinigungseid des Beschuldigten mit drei Eideshelfern widerlegen, dieser dagegen mit sechs auftreten, der Ankläger diesen vierzehn entgegensetzen, und der Angeklagte endlich mit einundzwanzig sich frei schwören konnte, welches das höchste Zeugniß war. — Bekannte der Beklagte die angeschuldete That, oder wurde er vom Kläger durch Eid und Eideshelfer überführt, so sprachen die Schöffen das Urtheil. War es die Todesstrafe, so wurde sie auf der Stelle vollzogen. Der Verbrecher wurde an den nächsten Baum gehenkt. Gelindere Strafen waren Landesverweisung und Geldbuße.

Erschien der Angeklagte aber auf dreimalige Ladung nicht im Gericht, und konnte auch binnen verstatteter Frist keinen hinreichenden Grund seines Ausbleibens vorbringen, so wurde er als geständig seines Unrechts, oder als einer, der Frieden und Recht verachte und sich selbst aus demselben setze, betrachtet, und es wurde die Feme über ihn ausgesprochen, das ist die Acht des Freigerichts, welche der Verurtheilung gleich galt. Von dieser Acht haben diese Gerichte den Namen Femgerichte erhalten;

Furchtbar lautete der Spruch des Grafen:

„Da nun von mir verklagt, verfolgt und verwunnen ist N., der sich schreibt u. s. w., den ich um seiner Missethat willen habe heischen und laden lassen, und in der Bosheit so verhärtet ist, daß er nicht Ehre noch Rechts pflegen will und das höchste Gericht des heiligen Reichs verschmähet, so verfeme ich ihn hier von königlicher Macht und Gewalt wegen, als Recht ist und Königsbann gebietet, und setze ihn aus dem Frieden und Rechten und Freiheit, so er je hatte, seit er aus der Taufe gezogen wurde, in Königsbann und Wette, in den höchsten Unfrieden. Und ich weise ihn forthin von den vier Elementen, die Gott den Menschen zu Trost gegeben und gemacht hat, und weise ihn forthin echtlos, rechtlos, friedelos, ehrlos, sicherlos,

mißthätig, fempflichtig, leiblos, also daß man mit ihm thun und verfahren mag, als man mit einem andern verfemten und verweiseten Manne thut. Und er soll nun forthin unwürdig gehalten werden und keines Gerichts und Rechts genießen und keine Freiheit noch Geleit haben in keinen Schlössern noch Städten, außer an geweihten Stätten. Und ich vermaledeie hier sein Fleisch und sein Blut, auf daß es nimmer zur Erde bestattet werde, der Wind ihn verwehe, die Krähen, Raben und Thiere in der Luft ihn verführen und verzehren. Und ich weise seinen Hals dem Repe (Stricke) und seinen Leichnam den Vögeln und den Thieren in der Luft, die Seele aber unserm lieben Herrgott, wenn sie derselbe zu sich nehmen will."

Nach einigen Gewohnheiten mußte der Graf, nachdem er einen Strick, über sich weg, aus den Schranken des Gerichts geworfen hatte, diese Worte dreimal aussprechen und jedesmal mit sämmtlichen Schöffen ausspeien, wie es Sitte war, wenn einer wirklich gerichtet wurde. Der Name des Verurtheilten wurde in das Blutbuch geschrieben. Dann nahm der Freigraf wieder das Wort und sagte:

„Ich gebiete allen Königen, Fürsten, Herren, Rittern und Knappen, allen Freigrafen und allen freien echten Schöffen, und allen denjenigen, die dem heiligen Reiche zugehören, daß sie dazu helfen mit voller Macht, daß über dieses verfemten Mannes Leib gerichtet werde, als des heiligen Reichs heimlicher Acht Recht ist. Und sie sollen das nicht lassen um Lieb noch um Leib, um Freund noch um Verwandte, noch um keines Dinges in all dieser Welt."

Der Verfemte war nun im Zustande des zum Tode verurtheilten Verbrechers, auf den nur die Vollstreckung lauerte. Wer sich seiner annahm, ja ihn nur warnte, wurde ebenfalls vor das Gericht des Freigrafen gezogen. Durch einen furchtbaren Eid und bei schwerer Todesstrafe waren die Theilnehmer des Gerichts verpflichtet, die Feme, die gegen jemanden ergangen war, zu hehlen, d. h. keinem andern, als einem Wissenden bekannt zu machen; ja, wäre der Verfemte Vater oder Bruder gewesen, er durfte nicht gewarnt werden. Dazu war jeder Wissende, dem das Urtheil glaubhaft kund gethan wurde, verbunden, dasselbe vollstrecken zu helfen. Es wurde gewöhnlich dem Kläger ein Achtsbrief, mit dem Siegel des Freigrafen und von sieben Freischöffen, eingehändigt, um damit den Schuldigen zu verfolgen; aber auch das eidliche Wort von drei Schöffen reichte hin, die Feme zu bekräftigen. Wo der Verfemte gefunden wurde, im Hause oder auf der Straße, oder draußen im Walde, wenn die Diener des heimlichen Gerichts seiner habhaft werden konnten, wurde er an dem nächsten Baume oder Pfosten aufgehenkt. Zum Zeichen, daß er von der heiligen Feme gerichtet und nicht etwa von Räubern gemordet sei, ließen sie ihm Alles, wa er an und bei sich trug und steckten ein Messer neben den Hingerichteten. Ja, den Schöffen des heimlichen Gerichts wurde sogar das Recht beigelegt, jeden auf handhafter That ertappten Missethäter auf der Stelle, ohne Gericht, am nächsten Baume aufzuhenken, wenn sie nur, den Gesetzen der Ehre getreu, nichts von dem nahmen, was sie bei ihm fanden, und das Femzeichen zurückließen.

Wir erstaunen, wenn wir diese furchtbare Macht des Schöffenbundes bedenken, und begreifen zugleich, wie sich im Munde des Volkes die wunderbarsten Sagen über das heimliche Gericht, dessen Name schon die Einbildungskraft aufregen mußte, über seine nächtlichen Zusammenkünfte, die

geheimnißvollen Gebräuche bei der Aufnahme der Wissenden, bei dem Hergange des Gerichts und bei der Verdammung und Hinrichtung des Verurtheilten, erhalten haben. Schon die historische Wirklichkeit ist staunenswerth genug. Ein Bund vieler tausend Männer durch ganz Deutschland, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, wenn er nur ein freier Mann war, — wir finden Beispiele, daß gemeine freie Männer, Handwerker und Bürger, die Würde eines Freigrafen bekleideten und Fürsten und Ritter sich nicht scheuten, als Schöffen unter ihrem Vorsitze zu richten; — ein solcher Bund, dessen Mitglieder sich durch geheime Zeichen erkannten und durch feierlichen Eid verpflichtet waren, einander beizustehen, welcher richtete und strafte im Namen von Kaiser und Reich, welcher den Verbrecher, wenn auch erst nach Jahren, in seinen geheimsten Schlupfwinkeln erreichte, keiner Rechenschaft unterworfen, wenn nur das schauerliche Messer seinen Arm bezeugte; — welche Kraft hatte dieser Bund gegen die Schlechten, welche Stütze konnte er sein dem Frieden und dem Rechte im Reiche! Der Fürst oder Ritter, der sich dem Spruche der kaiserlichen Hofgerichte leicht entzog und hinter seinen festen Mauern selbst dem Kaiser trotzte, er mußte erbeben, wenn der Ruf der Freischöffen durch die Stille der Nacht an seinem Burgthor erklang und wenn ein Freigraf ihn an die alten Malplätze, unter die Linde, an eines Flüßchens Ufer, auf westfälischen Boden lud[1])!

Und daß die Macht der Freigerichte nicht etwa durch die Furcht vor ihnen in der Sage vergrößert und in der Wirklichkeit vielleicht doch unbedeutend gewesen sei, beweisen hundert durch Urkunden und Zeugnisse belegte Beispiele, daß Fürsten, Grafen, Ritter und angesehene Bürger der Städte von den Schöffen des heimlichen Gerichts ergriffen worden sind.

So große Gewalt jedoch in Menschenhände gelegt, ohne die Schutzwehr der Oeffentlichkeit und Verantwortung, konnte nicht lange Zeit ohne Mißbrauch bleiben. Bei der großen Ausdehnung des Bundes konnte es nicht fehlen, daß nicht auch Unwürdige aufgenommen wurden, welche die ihnen unvertraute Gewalt zur Befriedigung ihrer Leidenschaft und Rache mißbrauchten. Schon gegen das Ende des 15. Jahrh. wurden harte Klagen von vielen Seiten des Reichs, besonders von Geistlichen, gegen die Freigerichte erhoben, und noch mehr als diese Beschuldigungen über einzelne Vorgänge strebte der ganze Geist der neuen Zeit ihnen entgegen. Die Gewalt der Landesherren hatte sich immer mehr gehoben und befestigt, sie konnten es nicht ertragen, daß ihre Unterthanen durch ein fremdes, wenn auch ursprünglich kaiserliches, Gericht sollten gerichtet werden. Es entstanden Bündnisse von Fürsten, Städten und Rittern gegen die westfälischen Gerichte;

---

1) Wir holen über die Ladung hier noch nach, daß sie in der Regel durch zwei Schöffen geschah, welche den Ladebrief des Freigrafen überbrachten. Konnten sie den Beklagten nicht selbst treffen, weil er in einer Stadt oder Burg war, wo sie kein sicheres Geleit hatten, so durften sie die Ladung auch bei Nacht verrichten. Sie steckten den Brief mit einem Königspfenning in den Riegel des Burgthores, schnitten drei Späne aus demselben, um sie dem Freigrafen zum Wahrzeichen zu bringen, und riefen dem Wächter dann zu, daß sie seinem Herrn einen Brief mit einer Königsurkunde in den Grendel gesteckt hätten. War der Beklagte ein Landstreicher und wußte man nicht, wo er seinen Aus- und Eingang hatte, so verbotete man ihn auf vier Kreuzwegen, d. h. man steckte die Ladungen nach allen vier Weltgegenden auf und legte zu jedem Briefe eine Königsmünze. — Von diesen aufgesteckten Ladebriefen kommt vielleicht der Name Steckbrief.

und als nun der ewige Landfriede, das Reichskammergericht und eine neue peinliche Gerichtsbarkeit eingeführt, die Rechtsgelehrsamkeit an die Stelle der Kunde alter Gewohnheitsrechte getreten war, als die Verbrechen gegen den Landfrieden und die Rechtsverweigerung aufhörten, da erlosch die Gewalt der heimlichen Gerichte, ohne förmliche Aufhebung, von selbst, und ihr Ende läßt sich eben so wenig als ihr Anfang an ein bestimmtes Jahr knüpfen[1]).

Fünfter Zeitraum.

Von Rudolph von Habsburg bis Karl V. 1273—1520.

Die Quellen der Geschichte dieses Zeitraumes sind wieder dürftiger als die der reichen hohenstaufischen Zeit, mehr Specialchroniken als allgemeine Geschichtsbücher, meist ohne höhere Auffassung der Begebenheiten; noch sind die meisten derselben in lateinischer Sprache abgefaßt. Zuerst sind die allgemeinen Geschichtsbücher zu erwähnen, welche meistens in der Form von Chroniken oder Annalen abgefaßt sind und für die deutsche Geschichte nur theilweise Ausbeute geben. Die vorzüglichsten sind:

1. Die Chronik von Hermann, Mönch in Altaich, verfaßt, auch unter dem Namen Henricus Stero bekannt, von 1147—1300.
2. Annales Colmarienses, von 1211—1303.
3. Mathias von Neuenburgs Chronik bis 1353, fortgesetzt von Albert von Straßburg, (Albertus Argentinensis,) bis 1378.
4. Joh. Vitoduranus, (von Winterthur) Chronik von 1215—1348.
5. Gobelinus Persona, Dechand zu Bielefeld und Official zu Paderborn, schrieb ein Kosmodromium bis 1418, ed. Meibom.
6. Dietrich Engelhusen aus Eimbeck; Chronik bis 1420.
7. Andreas, Presbyter zu Regensburg; Chronik bis 1422.
8. Werner Rolewink aus Laer, Karthäuser in Köln; Chronik bis 1476, fortgesetzt von Hans Lindner bis 1514.
9. Hermann Korner, Domin. in Lübeck; Chronik bis 1435.
10. Hartmann Schedel, Arzt in Nürnberg, Chronik bis 1492.
11. Johann Nauklerus, Prof. in Tübingen, Weltgesch. bis 1500.
12. Noch wichtiger die Werke von Johann von Trittenheim (Ioannes Trithemius,) aus der Gegend von Trier, Abt zu Sponheim und nachher zu Würzburg, starb 1516. Sie sind von Freher herausgegeben. Das wichtigste ist aber die Chronik des Klosters Hirschau (zu St. Gallen 1630 erschienen) im Würtembergischen, (Chronic. Hirsaugiense) von 830—1514, worin der Verfasser die Geschichte von ganz Deutschland einflicht.

---

1) Im 16. Jahrhundert kämpften sie noch um ihre Vorrechte; im 17. dauerte der Kampf, aber schwächer, nur noch in Westfalen fort; im 18. kommen nur noch einzeln stehende Spuren, die Ruinen der Vergangenheit, von ihnen vor; aber noch immer lebt ihr Andenken und selbst ihre alte Losung in einigen Gegenden Westfalens im Munde des Landmanns in einigen alten Freigerichtsbezirken. Zu Gehmen im Münsterschen wurde das noch immer fortgehegte Freigericht durch die franz. Gesetzgebung im J. 1811 aufgehoben. Aber noch später kamen einige Freidankbauern, welche den Schöffeneid geschworen hatten, jährlich am Freistuhl zusammen, und die geheime Losung zu offenbaren, hat man sie nicht bewegen können. Das Hauptzeichen besteht in den Buchstaben S. S. G. G., welche heißen, Stock, Stein, Gras, Grein. Die Bedeutung derselben ist aber nicht entziffert.

13. Albrecht Kranz, Domherr zu Hamburg, starb 1517, hat die Geschichte des nördlichen Deutschlands in drei Werken beschrieben: Metropolis, Saxonia und Vandalia: gelehrt und in seiner Zeit nicht ohne eigenes Urtheil.

Als Specialquellen sind merkwürdig:

14. Kaiser Rudolph I. Staatsbriefe, mehrmals herausgegeben von Gerbert, 1772, und Bodmann 1806.

15. Die Lebensbeschreibung Kaiser Rudolphs I. und Albrechts I., welche Gottfried von Ensningen, im Auftrag des Straßburger Bürgers Magnus Engelhard, geschrieben hat.

16. Des Bischofs Nicolaus von Botronto Bericht über den ital. Zug Heinrichs VII.

17. Albert Mussatus, (Rathsherr in Padua, starb 1330,) de gestis Henrici VII. Imp., Geschichte Italiens nach dem Tode Heinrichs VII. 1313—29; und Ludovicus Bavarus, 1327—29.

18. Caroli IV, commentarius de vita sua ad filios, 1316—46.

19. Die Schriften von Aeneas Sylvius Piccolomini, nachherigem Papste Pius II.; starb 1464. Er ließ:

a. durch seinen Geheimschreiber, Joh. Gobelin aus Bonn, die Geschichte seiner Zeit, von 1405—63 aufzeichnen;

b. schrieb selbst die Geschichte der Basler Kirchenversammlung;

c. die Geschichte Kaiser Friedrich III.

d. Kleinere Schriften, worunter die descriptio de ritu, situ, moribus et conditione Germaniae, und viele Briefe, welche gesammelt und mehrmals gedruckt sind.

20. Mehrere Quellenschriften zur Geschichte der östreichischen Kaiser sind in Pez Samml. von Script. rerum Austriac. zusammengestellt.

21. Die wichtigsten Reichstagsverhandlungen unter Friedrich III. und Maxim. I. hat gesammelt Joh. Joach. Müller in seinem deutschen Reichstagstheater und Reichstagsstaat. Jena 1709 u. fg.

Im 14. u. 15. Jahrh. werden nun auch die Geschichtswerke in deutscher Sprache häufiger:

22. Ottokar von Hornegk schrieb eine Reimchronik, welche die Zeit des Interregnums und die Geschichte der Kaiser Rudolph, Adolph, Albrecht und Heinrich VII. bis 1309 enthält; zwar kein streng geschichtliches Werk, aber doch sehr wohl für die Geschichte jener Zeit zu gebrauchen. Ist abgedruckt in Pez östreich. Geschichte.

23. Jakob von Königshoven, Geistl. in Straßburg, starb 1420, Chronik von Elsaß und Straßburg in schwäbischer Mundart, 1698 von Schilter mit Anmerkungen in Druck gegeben.

24. Eberhard Windeck aus Mainz, Geheimschreiber Kaiser Sigismunds, hat das Leben desselben beschrieben; bei Menken.

25. Johann Rothe, Dominikaner in Eisenach, thüringische Chronik in niedersächsischer Mundart, bis 1434; von einem Andern fortges. bis 1440.

26. Limpurger Chronik, von 1336—89, enthält viel Specielles zur Sittengeschichte, mehrmals gedruckt.

27. Konrad Bothe, Chronecken der Sassen, bis 1489, niederdeutsch, bei Leibnitz.

28. Diebold Schilling (gegen 1480) von den burgundischen Kriegen; sehr gut geschrieben.

29. Melchior Pfinzing, (aus Nürnberg, geb. 1481, kaiserl. Rath und zuletzt Domprobst in Mainz,) besang die Geschichte Kaiser Max. I. unter dem fingirten Namen: die Geuerlichkeiten und Geschichten des löblichen, streitbaren Helds und Ritters Tewrdanks. Nürnb. 1517; nachher oft gedruckt.

30. Marcus Treizsauerwein, Geheimschreiber Kaiser Max., erzählt ebenfalls dessen Thaten, nach des Kaisers eigener Angabe, im Weiskunig 1514.

31. Wilibald Pirkheimer (aus Eichstedt, geb. 1470, Rathsherr in Nürnberg, zuletzt kaiserl. Rath, st. 1530,) hist. belli Helvetici; und Currus triumphalis, honori Max. I. inventus; nebst vielen andern Schriften.

32. Noch ist zu nennen Sebast. Franks (geb. 1500, st. 1545) Zeitbuch 1531, und Teutsche Chronik 1538.

V. Kaiser aus verschiedenen Häusern, 1273—1437.

64. Rudolph von Habsburg. 1273—91.

Die Unordnung in Deutschland wurde je länger je größer; und als im J. 1272 Richard in England gestorben war und Alphons sich gar nicht um das deutsche Reich bekümmerte, hielten endlich die Fürsten im J. 1273 einen Reichstag zu Frankfurt, um einen Kaiser zu wählen, der nach Aller Sinn wäre. Er sollte stark und weise sein, um das kaiserliche Ansehen herzustellen, aber auch nicht mächtig, damit die Fürsten für ihre eigne Macht nichts von ihm zu befürchten hätten. Beides war schwer mit einander zu vereinigen; aber das Schicksal lenkte die Wahl glücklich zu des Vaterlandes Besten. In der Schweiz und im Elsaß lebte der Graf Rudolph von Habsburg, der nicht gar mächtig an Land und Leuten war, aber durch Muth, Klugheit und Rechtschaffenheit die Achtung der Großen und des Volks erworben hatte. Früherhin war er ein Gefährte und Freund Kaiser Friedrichs II., der ihn selbst im J. 1218 aus der Taufe gehoben und auf einem seiner Züge nach Italien, vielleicht nach der glücklichen Schlacht bei Cortenuovo, zum Ritter geschlagen hatte. Während der wilden Zeit des Interregnums lebte er auf seinen Stammgütern und schützte, so weit sein Arm reichte, jeden Hülfsbedürftigen gegen Unrecht und Frevel der Raubritter. Auch einem Zuge gegen die Ungläubigen wohnte er bei; wahrscheinlich dem Kreuzzuge gegen die heidnischen Preußen unter dem Banner Ottokars von Böhmen im J. 1255. Lange war er Schirmvogt und Hauptmann der Städte Zürich und Straßburg und der im Eingang der Gotthardalpen gelegenen Waldstädte. In seinen Sitten war die zwanglose Einfalt und Offenheit eines großen Mannes; und in einem Schreiben an den Papst nach Rudolphs Königswahl sagt der Erzbischof von Köln von ihm, daß er ein Verehrer der Kirche, ein Liebhaber der Gerechtigkeit, ein Mann von klugen Rathschlägen und Frömmigkeit sei, bei Gott und Menschen beliebt, wohlgefällig anzusehen (er war von hoher, kriegerischer Gestalt, hatte eine große gebogene Nase, und ein blasses, ernstes Gesicht, welches aber eine Zutrauen erweckende Freundlichkeit überzog, wenn er redete), am Körper abgehärtet, und im Kriege gegen die Ungläubigen glücklich.

Vor Allen aber hielt ihn der Bischof Werner von Mainz in hohen Ehren. Als dieser nach Rom reiste, um von dort seinen Erzbischofsmantel zu holen, und ihm der Weg durch die Gebirge der Schweiz nicht sicher däuchte, ersuchte er den Grafen Rudolph, ihm von Straßburg durch die Alpen und rückwärts das Geleit zu geben. Das that Rudolph mit aller ritterlichen Treue. Auf der Reise lernte der Erzbischof seine großen und einfachen Tugenden kennen und beim Abschied sprach er zu ihm: Er wünschte nur so lange zu leben, bis er ihm seinen Dienst einigermaßen vergelten könnte. Dazu kam nun die Gelegenheit. Er empfahl den Grafen Rudolph von Habsburg so dringend zur Kaiserwürde, daß die deutschen Fürsten ihn auf den Thron des Reiches erhoben.

Rudolph war eben mit der Stadt Basel im Kriege, um die vertriebene Partei des Adels, die sich die Sterner nannten, gegen die andere, die Psitticher, wieder in die Stadt einzusetzen. Mitten in einer Nacht kam der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, Rudolphs Schwager und

Freund, mit der wichtigen Botschaft im Lager an; und als nun auch der Reichsmarschall Heinrich von Pappenheim mit der Wahlurkunde anlangte, sandte Rudolph den Burggrafen in die Stadt, um den Bürgern, weil er nun der Mächtigere war, den Frieden anzubieten. Sie nahmen ihn mit Freuden an und waren die ersten, die ihm zu seiner Erhebung Glück wünschten. Darauf ging er nach Frankfurt und von dort nach Aachen, wo er feierlich gekrönt wurde. Nach der Krönung ließen sich die anwesenden Reichsfürsten, der alten Sitte gemäß, von dem neuen Kaiser mit ihren Würden belehnen. Zufällig aber war kein Scepter vorhanden, vielleicht, weil durch die fremden Kaiser und den Wechsel der Herrschaften die Reichskleinodien zerstreut waren; es entstand großes Bedenken, womit der Kaiser die Belehnung vornehmen möge. Da trat Rudolph ins Mittel, ergriff ein Crucifix küßte es, und gebrauchte es statt des Scepters; „denn," sagte er, „ein Zeichen, durch welches die Welt erlöset ist, mag doch wohl leichtlich die Stelle des Scepters vertreten." Diese Rede gefiel allen Anwesenden sehr wohl. — Dann fing der neue Kaiser, der jetzt 55 Jahre alt war und in der vollen Kraft seines Lebens stand, die Regierung an mit Ernst und mit väterlichem Wohlwollen, welches der Geringste vom Volke bei ihm fand. Die neue Krone änderte nichts in seinem großen und festen Charakter; selbst im Aeußeren blieb er so einfach, als er zuvor gewesen. So wenig hielt er auf äußeren Schein und prächtige Kleidung, daß er, besonders auf langen Feldzügen, sich nicht scheute, mit seinen Kriegsgefährten einen schlechten Mantel zu tragen und sein graues Wams selbst zu flicken. Nur einmal findet sich, daß er bei der Zusammenkunft mit dem Papste Gregor X. in Lausanne im J. 1275 eine bedeutende Summe verwendet habe, um sich und seine Gemahlin und Kinder neu zu kleiden.

Um die Gebrechen des Reiches sogleich in ihrer Wurzel zu heilen, sandte er folgendes Schreiben an alle Vasallen und Getreuen des Reichs: „Nun gedenke er mit Gottes Hülfe dem schon lange zu Grunde gerichteten gemeinen Wesen den Frieden zu verschaffen und die bis daher Unterdrückten gegen die Tyrannei in Schutz zu nehmen, wozu er sich der Stände kräftige Mitwirkung verspreche."

Und mit den Worten vereinigte er die That, zog durch Franken und Schwaben und am Rheinstrom umher, und wo ein Friedensstörer war, der sich nicht in die Ordnung fügen wollte, den strafte er nach der Strenge des Gesetzes. Das geschah gegen die kleineren Räuber und Ruhestörer; aber Rudolph sah wohl ein, daß wenn das kaiserliche Ansehen ganz in sein altes Recht eintreten sollte, auch die großen Fürsten zur Erfüllung ihrer Pflichten und zur schuldigen Ehrfurcht angehalten werden müßten. Nun war aber der König Ottokar von Böhmen, der von solcher Unterwerfung unter den Kaiser nichts hören wollte; er war ein viel mächtigerer Fürst als der Graf von Habsburg, er besaß außer Böhmen auch die östreichischen Erbländer, die er nach dem Aussterben des herzoglichen Hauses Babenberg, großentheils durch Waffen und Geld, an sich gebracht hatte, und glaubte keineswegs gehorchen zu müssen. Dazu kam, daß die östreichischen Stände bittere Klagen gegen den König Ottokar erhoben, wie er sie bedrücke und viele Ungerechtigkeit übe. Also ließ Rudolph zuerst den König einladen, daß er auf dem Reichstage zu Nürnberg im J. 1274 erscheinen und von Rechtswegen den Lehneid leisten solle. Aber der König kam weder diesesmal, noch

auf einem zweiten Tage zu Würzburg; und auf einen dritten zu Augsburg, im J. 1275, schickte er nur den Bischof Wernhard von Seckau als seinen Gesandten, und dieser war so dreist, vor den versammelten Fürsten eine lateinische Rede anzuheben, worin er beweisen wollte, daß Kaiser Rudolphs Wahl ungültig sei. Rudolph unterbrach ihn, und sprach: „Herr Bischof, wenn ihr etwas mit meinen Geistlichen abzumachen habt, so redet aller Dinge lateinisch, wenn's aber mich oder die Reichsrechte angeht, so redet deutsch, wie es der Brauch ist.“ Und die Fürsten, da sie inne wurden, der Bischof wolle Rudolphs Kaiserwahl antasten, enthielten sich kaum, daß sie ihn nicht zur Thüre hinaustrieben; aber der König verhinderte es und ließ den Bischof am nächsten Tage von Augsburg abreisen.

Nun wurde die Reichsacht gegen den widerspenstigen Ottokar ausgesprochen; aber so übermüthig und ehrvergessen war dieser, daß er die Herolde des Reichs, welche ihm die Achtserklärung überbrachten, an den Thoren von Prag aufknüpfen ließ. Bald erreichte ihn jedoch die Strafe. Rudolph drang im J. 1276 schnell in Oestreich ein und brachte das Land in seine Gewalt, bis auf die Stadt Wien, die er belagerte. Ottokar stand an der andern Seite der Donau und hielt sich durch den großen Strom für gesichert; aber Rudolph schlug zu aller Erstaunen so schnell eine Brücke über denselben, um den König in seinem Lager anzugreifen, daß dieser erschrocken den Frieden anbot. Er mußte Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Krain abtreten und zur Befestigung des Friedens ward eine Heirath zwischen dem böhmischen Kronprinzen Wenzeslaus und Rudolphs Tochter Guta, und zwischen einem kaiserlichen Sohne und einer böhmischen Prinzessin, verabredet. Dann kam Ottokar zu Rudolph ins Lager, um die Belehnung seiner Länder zu erhalten. Dieser Auftritt ging nicht ohne des stolzen Königs Beschämung ab. Er hatte gehofft, durch die Pracht seines königlichen Gefolges den einfachen Kaiser zu verdunkeln; allein gerade dieses benutzte Rudolph zu seiner Demüthigung. „Der König von Böhmen hat oft über mein graues Wams gelacht,“ sagte er, „heute soll mein graues Wams über ihn lachen.“ Und nun empfing er in seiner schlechten Tracht, auf dem kaiserlichen Stuhle im Angesichte der Stadt Wien an der offenen Reichsstraße sitzend, den in Gold und Purpur strahlende König, welcher vor aller Bischöfe und Fürsten Augen fußfällig vor ihm um die Belehnung mit Böhmen und Mähren anhalten mußte. Diese wurde ihm denn auch gewährt.

Hierauf gingen die Reichsfürsten, wie gewöhnlich nach beendigtem Feldzuge, nach Hause zurück; Rudolph aber, der dem stolzen Könige dennoch nicht trauete, blieb mit seinen getreuen elsassischen und schwäbischen Rittern, die ihm noch von der Zeit anhingen, da sie mit ihm als Grafen von Habsburg so manche Fehde ausgefochten hatten, in Oestreich. Und bald fing auch Ottokar den Streit von Neuem an, als er glaubte, Rudolph habe keine hinreichende Macht mehr bei sich. Allein dieser ging ihm muthig entgegen und lieferte ihm am 26. August 1278 auf dem Marchfelde, jenseits der Donau, eine blutige Schlacht. Lange war der Sieg zweifelhaft, Rudolph selbst war in Lebensgefahr; denn unter den böhmischen Rittern hatten sich mehrere verbündet, ihn selbst anzugreifen und zu tödten. Einer von ihnen, Heinrich von Fullenstein, sprengte mit eingelegter Lanze auf ihn los; Rudolph aber wich dem Stoße aus und rannte die Spitze seiner eigenen Lanze mit geschickter Wendung gerade durch das Augenloch des Helmes seinem Gegner in den Kopf, daß er vom Pferde sank. In

demselben Augenblicke aber durchbohrte ein riesenmäßiger thüringischer Ritter, der auch zu den Verbündeten gehörte, des Kaisers Pferd, daß es hinstürzte [1]). Kaum schützte sich Rudolph mit seinem Schilde, daß er von den über ihn wegspringenden Pferden nicht zertreten wurde. Bald aber brachte ihm der Ritter Walther von Ramschwarz von St. Gallen ein anderes Pferd, er schwang sich hinauf, und indem in diesem Augenblick auch sein Feldhauptmann Ulrich von Kapeller die Hinterhut heranführte, konnte der Feind seinen und der Seinigen Angriffen nicht länger widerstehen; die Böhmen geriethen in die Flucht. Ottokar, da schon die Seinigen flohen, focht doch noch, wie Rudolph selbst ihm Zeugniß giebt, wie ein Verzweifelter. Endlich ward er von einigen steiermärkischen Rittern, die er früher schwer gekränkt hatte, sammt dem Pferde zu Boden geworfen und getödtet. — Nach hergestelltem Frieden wurden die Vermählungen zwischen den beiden Königshäusern gefeiert und das böhmische Land für Ottokars Kinder durch den Markgrafen von Brandenburg verwaltet.

Oestreich aber wandte Rudolph, mit der deutschen Fürsten Bewilligung, als Reichslehen seinem eigenen Hause zu, es war ein durch ihn für das deutsche Reich wiedererobertes Land, und einer der Churfürsten sagt in seinem Willebriefe, worin er seine Einwilligung zu dieser Sache giebt: „Daß Rudolph diese Fürstenthümer, die er mit vielem Schweiß und Blut wieder an das Reich gebracht, seinen rechtmäßigen Söhnen solle zu Lehen geben können, wenn es ihm immer gefällig sein werde." Daher nahm Rudolph im J. 1282, auf einem Reichstage zu Augsburg, vor einer zahlreichen Versammlung von Fürsten und Herren, die feierliche Belehnung vor und gab seinen Söhnen Albrecht und Rudolph die Länder Oestreich, Steier, Krain und die Windische Mark; Kärnthen aber gab er dem Grafen Meinhard von Tyrol, dessen Tochter sein Sohn Albrecht geheirathet hatte. — So ist Kaiser Rudolph der Stifter des mächtigen östreichischen Hauses geworden.

Nach Beendigung dieser Angelegenheiten wandte er sich wieder, obgleich er schon hoch bei Jahren war, zu der Sorge für die Ruhe des Reiches. Er ließ die Grafen und Edelleute und Städte in den verschiedenen deutschen Ländern einen Landfrieden auf fünf Jahre beschwören; und weil er wohl wußte, daß den, welcher den bösen Willen hat, das Wort nicht genugsam bindet, reiste er selbst in den Ländern umher, zerstörte die Raubburgen und bestrafte die Räuber. So hat er auf einem Zuge nach Thüringen sechsundsechzig solcher Burgen zerstört und neunundzwanzig Räuber von Adel hinrichten lassen. Und den Grafen Eberhart von Würtemberg, der einer der unruhigsten Fürsten war und dessen Wahlspruch hieß: „Gottes Freund und aller Welt Feind!" belagerte er in seiner Stadt Stuttgart und zwang ihn die Mauern der Stadt zu zerbrechen. Andern Reichsständen dagegen erlaubte er zum Schutze gegen die Räuber, sich Burgen zu erbauen, wie z. B. im J. 1290 dem Bischof von Paderborn, der zwei Burgen in seinem Gebiete erbauen durfte. Durch seine höchst thätige Sorge für den Reichsfrieden gewann Rudolph auch die Städte für sich. Das Zuziehen der Reichsstädte zu den Reichstagen fing unter ihm an Sitte zu werden.

---

1) Nach der Schlacht wurde dieser Ritter, wie erzählt wird, gefangen vor den Kaiser geführt. Aber dieser lobte ihn wegen seiner Tapferkeit und schenkte ihm sogleich die Freiheit.

Also fand Kaiser Rudolph so viel in Deutschland zu thun, daß er gar nicht ernstlich daran denken konnte, nach Italien zu gehen, um sich als Kaiser krönen zu lassen. Auch pflegte er zu sagen: „Italien gleiche der Höhle des Löwen, in welches zwar viele Fußstapfen der Kaiser hinein, aber wenige heraus gingen.“ Ja, so wenig verfolgte er der früheren Könige Absichten auf Italien, daß er in einem Vertrage mit Papst Gregor X. allen Rechten des Reiches auf das Gebiet der Kirche, wie dieses noch jetzt besteht, entsagte. Er mochte sich freuen, eine der beständigen Anreizungen zu den verderblichen italienischen Zügen aus dem Wege geräumt zu sehen.

Zuletzt wollte er noch gern auf dem Reichstage zu Frankfurt im J. 1291 seinen ältesten Sohn Albrecht, der ihm allein von vier Söhnen übrig geblieben war, — sein Lieblingssohn Hartmann war im J. 1281 bei einer nächtlichen Fahrt auf dem Rheine durch Umschlagen des Schiffes verunglückt, — von den Fürsten als deutschen König anerkennen lassen; allein die eifersüchtigen Großen, denen schon Rudolphs Regierung fast zu kräftig gewesen war, indem sie ihren Vortheil nicht so verfolgen konnten, und die meinten, Deutschland werde aufhören ein Wahlreich zu sein, wenn man den Sohn auf den Vater folgen lasse, schoben die Sache hinaus. Mißvergnügt über diese Undankbarkeit reiste Rudolph ab und begab sich nach Basel. Er war schon im hohen Alter und sehr kränkiich; seit einem Jahre fast hatten ihm die Aerzte nur durch Kunst das Leben erhalten. Eines Tages, als er zu Germersheim am Schachbrette saß, kündigten sie ihm die Nähe des Todes an. „Wohlan, sprach er, nach Speier, zu den Gräbern der Könige! damit niemand mich hinführen muß, will ich selbst zu ihnen reiten.“ Er reiste ab, mit seinem ganzen Gefolge, am Rheinstrome hinunter, und erreichte Speier am 14. Sept. 1291; am 15. starb er daselbst im 74. Jahre seines Alters und wurde neben Philipp dem Hohenstaufen begraben.

So hoch ehrte man sein Andenken noch lange Zeit nachher, daß in Deutschland das Wort blieb: „Der hat Rudolphs Redlichkeit nicht.“ — Krieger war er von Jugend auf. Einer seiner Lieblingswünsche war, daß er ein Heer von 40,000 Mann Deutscher zu Fuß und 4000 zu Pferde hätte, damit getraute er sich gegen die ganze Welt auszuziehen.

65. Adolph von Nassau. 1292—98.

Mehrere Fürsten waren dem Albrecht von Oestreich, Rudolphs Sohne, nicht abgeneigt, allein der Erzbischof Gerhard von Mainz wußte die Sachen doch so zu lenken, daß sein eigener Vetter, der Graf Adolph von Nassau, zum Kaiser gewählt wurde. Adolph war zwar ein tapferer Ritter und besaß viele liebenswürdige Eigenschaften, allein zu solcher Würde hatte er weder genug Klugheit, noch genug Macht und Ansehen. Er besaß nur die halbe Grafschaft Nassau und sein Vermögen war so schwach, daß er nicht einmal die Kosten des Krönungsfestes bestreiten konnte; und als er sich dadurch aus der Verlegenheit helfen wollte, daß er die Juden in Frankfurt mit einer Steuer belegte, widersetzte sich der Reichsschultheiß in der Stadt; da mußte der Erzbischof Gerhard seine Stiftsgüter für ihn verpfänden.

Als Kaiser suchte er in Rudolphs Fußstapfen zu treten, den Landfrieden aufrecht zu halten, dabei aber auch die Macht seines Hauses zu vergrößern. Mit beiden wollte es jedoch nicht gelingen; denn die Vergrößerung

seines Hauses strebte er durch solche Mittel zu bewirken, welche die Gemüther von ihm abwenden mußten. Zuerst versprach er nämlich, um Geld zu bekommen, dem Könige Eduard I. von England Hülfe gegen Philipp den Schönen von Frankreich, für eine beträchtliche Geldsumme. Zu der Hülfe kam es nicht, weil der Streit für den Augenblick beigelegt wurde, das Geld aber wandte Adolph an, sich ein Land zu kaufen. Es herrschte damals ein unwürdiger Markgraf in Thüringen, Albrecht der Unartige (degener), der verstieß seine treffliche Gemahlin Margaretha, Tochter Kaiser Friedrichs II., und heirathete später die Kunigunde von Eisenberg. Die arme Mutter, als sie ihre Kinder verlassen mußte, biß im Schmerz des Abschiedes ihren einen Sohn Friedrich in die Wange, weshalb er in der Geschichte den Namen: „Friedrich mit der gebissenen Wange" erhalten hat. Der unnatürliche Vater aber verkaufte die Erbländer der beiden Söhne erster Ehe dem Kaiser Adolph, um das Geld dem Sohne der Kunigunde, Apiz, zuzuwenden. Die beiden Söhne, Friedrich und Diezmann, kämpften ritterlich für ihr Erbe, weil das Land ihnen treu war, und der Kaiser sah sich genöthigt, einen ungerechten Krieg gegen sie zu führen, er, dessen erste Pflicht es war, Recht und Gerechtigkeit zu üben. Sie eroberten einen Theil ihrer Länder wieder.

Solch unwürdiges Verfahren hatte den König Adolph in Deutschland verhaßt gemacht; dazu kam, daß der wankelmüthige Erzbischof Gerhard von Mainz gleichfalls mit ihm unzufrieden war, weil er sich in seiner Hoffnung betrogen sah, ihn nach Gefallen zu lenken. Adolph wollte die Zölle, welche die Erzbischöfe am Rheine errichtet hatten, nicht bestätigen. Auf den Antrieb des Erzbischofs wurde eine Fürstenversammlung gehalten und Adolph abgesetzt: „Weil er Kirchen verwüstet, von einem Geringeren (dem König von England) Sold genommen, das Reich nicht gemehrt, sondern gemindert, und den Landfrieden nicht gehandhabt habe;" — und Albrecht von Oestreich wurde gewählt.

Dies ist das erste Beispiel, daß die Churfürsten, ohne Antrieb des Papstes, allein einen Kaiser abgesetzt haben.

Die beiden Gegner zogen gegen einander; bei Worms kämpften sie die entscheidende Schlacht, am 2. Juli 1298. Adolph wurde geschlagen und fiel selbst im Gefechte, wie einige sagen, von Albrechts eigener Hand.

66. Albrecht von Oestreich. 1298—1308.

Dieser Albrecht war nicht milde und freundlich, wie sein Vater, sondern ein strenger und fast harter Herr, und selbst im Aeußern durch den Mangel des einen Auges und sonstige Mißgestalt, als Folge einer Vergiftung, entstellt. Uebrigens müssen seine Pflichttreue, Arbeitsamkeit und Thätigkeit für Ordnung und Gesetz gerühmt werden. So war z. B. seine Strenge gegen den Mainzer Erzbischof gerecht, denn da er dessen Willen nicht in Allem thun wollte, sprach derselbe: „Er habe noch mehr Kaiser in seiner Tasche," — und ging damit um, wirklich einen neuen Kaiser wählen zu lassen; allein Albrecht trieb ihn schnell zu paaren, daß er um Gnade bitten mußte. Aber in andern Fällen waren seine Anschläge nicht immer dem strengen Rechte gemäß. Sie gingen darauf hinaus, viele Länder an sich zu bringen; auf Thüringen, Böhmen, Holland warf er seine Blicke; — da vernichtete plötzlich der Tod alle diese Entwürfe. Im Frühlinge des J. 1308 kam er in seine Erblande an der Grenze der Schweiz,

um die eben aufgestandenen Schweizer zur Ruhe zu bringen und um große Macht zum Kriege wider Böhmen zu rüsten. Mit ihm war sein junger Vetter, Johann von Schwaben, der Sohn seines Bruders Rudolph, dem er, obwohl er nun mündig geworden war, seinen Antheil an den Habsburgischen Erbgütern vorenthielt. Vergeblich bat ihn der ehrgeizige Jüngling wiederholt um sein Erbe, und als der König es immer verweigerte, faßte er endlich mit vier Rittern, welche gleichfalls gegen Albrecht Groll im Herzen trugen, den Entschluß, ihn zu ermorden. Den 1. Mai 1308, im zehnten Jahre seines Königreiches, ritt König Albrecht von dem Stein zu Baden im Argau herunter, um nach Rheinfelden ans Hoflager zurückzukehren. Sie kamen durch die Thalgründe an die Ueberfahrt der Reuß bei Windisch. Hier drängten sich die Verschwornen zuerst mit dem Könige in den Kahn, um ihn von seinem Gefolge zu trennen, und fuhren mit ihm über das Wasser. Und als sie nun weiter ritten durch das Kornfeld unten an den Hügeln, wo Habsburg ist, fiel Walter von Eschenbach dem Könige in den Zügel und hieb nebst den anderen mit dem Schwerte ihn über den Kopf; Herzog Johann aber stieß ihm das Schwert in den Rücken, laut rufend: „Hier der Lohn des Unrechts!“ — Der König sank ohnmächtig herab in sein Blut; ein armes Weib, welches die That gesehen, eilte herbei und in ihrem Schooße starb Albrecht. Die Verschworenen aber sprengten davon und, von ihrem bösen Gewissen verfolgt, haben sie sich von diesem Tage an nicht mehr gesehen. Der eine von ihnen, Rudolph von Wart, wurde ergriffen und auf dem Platze der That durchs Rad hingerichtet. die andern alle, sammt dem Herzoge, sind unbekannt im Elende gestorben.

Die Königin Elisabeth trauerte in verzweiflungsvollem Schmerze, als ihr der entstellte Körper des geliebten Gemahls gebracht wurde; er hatte sie in ihrem 14. Jahre geheirathet und sie hatte ihm zwanzig Kinder geboren, von welchen ihn zehn überlebten. Auf dem Felde, wo der Mord geschehen war, stiftete sie das Kloster Königsfelden.

67. Die Eidgenossenschaft der Schweizer. 1)

In diesem Todesjahre König Albrechts ist der Grund zu der schweizerischen Eidgenossenschaft gelegt worden. Die Geschichte des kräftigen, fleißigen, freiheitliebenden Volkes, welches den Fuß der hohen Gebirgsketten zwischen Deutschland, Frankreich und Italien in vielen großen und kleinen Orten bewohnt, gehört mit zu der unsrigen; denn seinem Stamme nach ist es ein

1) Die Geschichte der Befreiung der Schweiz und der Ermordung Geßlers durch Tell, so wie mehrere andere Punkte der ältesten Geschichte der Schweiz, sind in ihrer, besonders in Tschudi's Eidgenössischer Geschichte gegebenen, Darstellung, in neuerer Zeit vielfach in Zweifel gezogen und in das Gebiet der Sage gestellt. Daß ihnen allen jedoch wirkliche Thatsachen zum Grunde liegen, welche durch das erwachte Volksgefühl poetisch ausgeschmückt und auch wohl mit nichthistorischen Namen erweitert sein mögen, dürfte nicht geläugnet werden. Ich habe es deshalb nicht über's Herz bringen können die Erzählungen, wie sie Jahrhunderte lang lebendig im Volke fortgepflanzt und geglaubt sind, in einem Buche für die Jugend wegzulassen, oder von ihrer, wenn auch verschönerten, Gestalt zu entkleiden. Mag der Lehrer den Schülern dabei bemerken, daß nicht alles historisch bewiesen sei, der Glaube an ihre Wahrheit habe aber das Schweizervolk, wie im Alterthum Homers Darstellung des trojanischen Krieges die Griechen, Jahrhunderte lang mit einem edeln Nationalgefühl erfüllt und zu großen Thaten begeistert. Darum solle auch die Erzählung von der Befreiung der Schweiz und vom Wilhelm Tell in ihrer früheren Gestalt nicht untergehen.

echt deutsches, und nur nach Frankreichs Grenze zu ist die französische Sprache die herrschende geworden. Die größeren Städte in den ebenen Gegenden nach Schwaben zu, Bern, Zürich, Freiburg, Solothurn und andere, waren von alten Zeiten her Reichsstädte und auch die eigentlichen Waldstädte, Schwyz, Uri und Unterwalden, standen im unmittelbaren Schutze des Reichs. Ihre Verfassung war uralt und gleichsam aus der ersten Hand der Natur. Wie bei den alten Deutschen übte die ganze Gemeinde der freien Männer, unter ihrem Landamman, die höchste Gewalt, und die Kraft ihrer Verfassung lag einzig in dem Gesammtwillen. Der Kaiser der Deutschen aber, weil sie zum Reiche gehörten, hatte Vögte oder Verwalter bei ihnen, welche die Reichsrechte über sie übten, die Zölle, die Münzgerechtigkeit, den Blutbann und anderes, was aber keineswegs drückend war.

Nun aber ließ ihnen König Albrecht, der gern die Macht seines Hauses vermehren wollte, den Antrag machen, daß sie dem Reiche entsagen und sich dem erblichen Schutze seines mächtigen Hauses, welches in ihrer Nähe so viele Stammgüter besaß, anvertrauen sollten; das heißt, sie sollten statt deutsch, habsburgisch oder östreichisch werden. Sie aber, die diesen König mit Mißtrauen betrachteten, weigerten sich. Deshalb ließ Albrecht zu, und sah es sogar gern, daß die Vögte das Volk drückten und Unrechtes von ihm forderten. Er verachtete das wenig bekannte Bergvolk. Der Reichsvögte waren zwei, Hermann Geßler von Bruneck, ein stolzer Edelmann, der bei der Stadt Altorf in Uri eine Burg oder Zwinghof hatte, das Volk von da aus zum Gehorsam zu zwingen; und Beringer von Landenberg, der auf der Burg Sarnen in Unterwalden wohnte; außerdem waren mehrere Burgvögte des Königs.

Aber drei edle Schweizer, die ihr Vaterland ohne die alte Freiheit für unglücklich achteten, Werner Stauffacher von Schwyz, Walther Fürst von Attinghausen im Lande Uri, und Arnold an der Halden von Melchthal in Unterwalden, machten einen Bund zusammen, die Gewalt der Vögte zu brechen; sie wußten wohl, wie die Landleute, bei ihrem Rechte kühn und unerschrocken, ihnen leicht beifallen würden. Auch hatte Arnold von Melchthal noch besondere Ursache des Zornes. Um einer geringen Sache willen hatte der Landvogt Landenberg ihm ein Gespann schöner Ochsen weggenommen, und als sein Vater deshalb jammerte, sagte des Vogtes Knecht: „Wenn die Bauern Brod essen wollen, so mögen sie den Pflug selber ziehen.“ Arnold, im Zorne, zerschlug dem Knechte mit seinem Stocke die Hand; darauf aber, weil er des Vogtes Grausamkeit kannte, floh er und verbarg sich, und dieser, als er ihn nicht fand, ließ seinem alten Vater die Augen ausstechen. — Und solcher Gräuel waren in diesen Zeiten mehr geschehen.

Die drei Männer rathschlagten oft in stiller Nacht in dem Rütli, einer kleinen Wiese in einsamer Gegend, zwischen hohen Felsen, am Ufer des Waldstädter-Sees. Zugleich warben sie eifrig unter ihren Freunden, und in der Nacht, Mittwochs vor Martinitag, im J. 1307, brachten sie, ein jeder zehn rechtschaffene Männer seines Landes an diesen Ort. Als diese dreiunddreißig herzhafte Männer, voll des Gefühls ihrer angestammten Freiheit, durch die Gefahr der Zeiten zu der innigsten Freundschaft vereinigt, im Rütli zusammen waren, hoben die drei Anführer ihre Hände auf gen Himmel und schwuren in dem Namen Gottes, also mannhaftig mit einander die Freiheit zu behaupten. Die dreißig, ihrem Beispiele folgend, hoben

ein jeglicher seine Hand auf und schwuren mit getrostem Muthe denselben Eid. Die Ausführung ihres Vorhabens war auf den Neujahrstag des nächsten Jahres gesetzt; für jetzt ging jeder in seine Hütte, schwieg still und winterte das Vieh.

Indessen trug sich zu, daß der Reichsvogt Hermann Geßler durch Wilhelm Tell, einen Urner aus dem Orte Bürglen, des Walther Fürst Schwiegersohn, erschossen wurde. Wie der freie und kühne Mann sich weigerte, sich vor einem aufgesteckten Hute zu demüthigen, wie er dann, auf des unmenschlichen Vogtes Befehl, zur Strafe seinem Sohn einen Apfel vom Kopfe schießen mußte und dennoch von jenem in ein schauerliches Gefängniß geworfen werden sollte; unterwegs aber, auf dem Vierwaldstädter-See, bei einem schweren Sturme, aus dem Kahne entsprang und nachher den Vogt in der hohlen Gasse bei Küßnach erschoß; das Alles lebt im Munde des Volkes und ist in Liedern und Bildern vielfach verherrlicht. — Obgleich nun diese That noch vor der zur Befreiung des Landes verabredeten Stunde, und ohne Theilnehmung des unterdrückten Volkes, geschehen war, so stärkte sie doch den Muth der Verbündeten und aller übrigen.

Früh am ersten Tage des dreizehnhundert und achten Jahres, als zu Sarnen der Vogt Landenberg von der Burg herab in die Messe ging, begegneten ihm zwanzig Männer von Unterwalden mit Kälbern, Ziegen, Lämmern, Hühnern und Hasen, ihm zum Neujahrsgeschenk, nach der Sitte im Gebirg. Der Vogt, vergnügt über ihre Gabe, hieß die Männer sie in die Burg bringen. Als aber die zwanzig in dem Burgthore waren, stieß einer von ihnen in das Horn; auf dieses Zeichen langte ein jeder ein Eisen aus dem Busen und steckte es an seinen gespitzten Stock, und aus dem Erlenholz rannten noch dreißig ihrer Gesellen den Berg hernan, auf die Burg; sie nahmen die Burgleute gefangen. Landenberg floh, da er dieses hörte, durch die Wiesen von Sarnen gegen Alpnach; er wurde eingeholt; weil die Verschwornen aber verabredet hatten, kein Blut zu vergießen, ließ man ihn nur die Urfehde schwören, daß er nicht wieder in die schweizerischen Waldstädte kommen wolle, und entließ ihn; er zog zu dem Könige.

Durch ähnliche List, wie die Burg Sarnen, wurden auch die andern gewonnen und gebrochen, die Vögte aber mit ihren Leuten über die Grenze gewiesen; und von verschiedenen Seiten begegneten sich die Boten mit froher Nachricht des Gelingens auf dem Waldstädter-See. An diesem Tage, da in Melchthal der blinde Vater sich des Lebens wieder freute, im ersten Augenblicke des Gefühls der wiedererlangten Freiheit, wurde kein Tropfen Bluts vergossen und keinem Herrn ein Recht genommen. Und am folgenden Sonntag, den siebenten Januar, kamen die Schweizer zusammen und schwuren von neuem den uralten, ewigen Bund.

Die nächste Gefahr drohte ihnen von dem Könige Albrecht, der entschlossen war, für ihre That schwere Strafe zu nehmen. Von dieser befreite sie zwar nach einigen Monden der Arm Herzogs Johann von Schwaben und seiner Mitverschwornen; doch warteten ihrer bald nachher noch schwere Kämpfe für die neu errungene Freiheit.

68. Kaiser Heinrich VII. aus dem Hause Luxenburg. 1308—13.

Nach Albrechts I. Tode blieben die deutschen Fürsten ihrem Grundsatze getreu, nicht mehrere Kaiser aus demselben Hause hintereinander zu wählen;

und weil einmal ritterliche Tugend über Alles galt, so wählten sie den Grafen Heinrich von Luxenburg oder Lützelburg, der als ein tapferer mannhafter Held und Ritter bekannt war. Er hat zu kurz über Deutschland geherrscht, als daß er viel für dessen Wohl hätte thun können; so viel leuchtete aber aus allen seinen Handlungen hervor, daß er Kraft und Edelmuth besaß, sich der alten Kaiserkrone würdig zu beweisen. Die Reichsfreiheit der drei Waldstädte erkannte er an und knüpfte sie dadurch wieder an das Reich, und die thüringischen Händel legte er durch Anerkennung Friedrichs mit der gebissenen Wange bei. Auch nach Italien, wohin seit Konrad IV. kein Kaiser gekommen war, unternahm er wiederum einen Zug[1]), und sein ritterlich edler Sinn schien auch hier die in Haß und Zwietracht verwilderten Gemüther durch Versöhnung der Guelfen und Ghibellinen wieder unter das Ansehen des Reiches zu vereinigen. Aber schnell erwachte die Wuth der Parteien und Heinrich selbst ist wahrscheinlich als ihr Opfer gefallen. Er starb, nachdem er mitten unter dem Parteikampfe in Rom gekrönt war, auf einem Kriegszuge gegen den König Robert von Neapel plötzlich zu Buonconvento bei Siena, den 24. August 1313, wie man glaubte an Gift, doch wahrscheinlicher an den Folgen übermäßiger Anstrengungen und dem Krankheitsstoffe, welchen er von der Belagerung Brescia's her in sich trug. Heinrich VII. war der letzte Vertreter der hohen Idee des Kaiserthums im Sinne der alten Zeit; in diesem Sinne ist sie nicht wieder erstanden.

Seinem Hause hat er Böhmen erworben und dadurch zu dessen Größe den Grund gelegt. In Böhmen war nämlich, als letzter Sprößling des alten Königsgeschlechtes, nur Ottakars Enkelin, Elisabeth, übrig; aus Haß gegen das Habsburgische Haus, welches die nächsten Ansprüche an Böhmen machte, gaben die Stände diese Erbtochter des Kaisers Sohne Johann zur Gemahlin, und mit ihr gewann das Haus Luxenburg die Königskrone von Böhmen, zu welcher auch später die Kaiserkrone wieder hinzukam.

69. Ludwig von Baiern, 1314—47, und Friedrich von Oestreich, 1314—30.

Die neue Kaiserwahl war ganz uneinig; die eine Partei, mit dem Erzbischof von Mainz an der Spitze, wählte den Herzog Ludwig von Oberbaiern, die andere, mit dem Erzbischof von Köln, den Herzog Friedrich von Oestreich, ältesten Sohn des Königs Albrecht, der von seiner edlen Gestalt den Beinamen „der Schöne“ erhalten hat. Ludwig wurde zu Aachen gekrönt, Friedrich zu Bonn mit den wirklichen Reichsinsignien. Da brach ein neuer Krieg in Deutschland aus. Alles theilte sich in heftiger Zwiespalt. Die meisten Städte, besonders die in Schwaben, waren für Ludwig, und so auch die Schweizer, wie es sich erwarten ließ; der Adel dagegen war meistentheils östreichisch. Auch hatte Friedrich eine große Hülfe an seinem Bruder, dem Herzog Leopold, der ein gar tapferer Ritter und Feldherr war. Dieser beschloß vor allen Dingen zuerst, die Ehre des Hauses Oestreich an den schweizerischen Hirten zu rächen und zog mit einer tapferen Schaar von Rittern in ihr Land. Er drohte: „diese Bauern mit seinem

1) Dante begrüßte ihn bei seiner Ankunft in Italien mit einem Briefe und einer lateinischen Rede über das Kaiserthum, worin er, als Ghibelline, dasselbe sehr hochstellt und Heinrich zum kräftigen Gebrauche seiner Herrschaft einladet.

Fuße zu zertreten", und führte Stricke bei sich, ihre Vorsteher damit zu fesseln; denn er gedachte nicht an die Wunder, die ein bedrängtes Volk für seine Freiheit zu thun vermag, auch wenn es in den Künsten des Krieges nicht regelmäßig geübt ist.

Die Schlacht am Morgarten. 1315. — Der Herzog kam in zwei Haufen auf Zug, wo schon die Gebirge ihren Anfang nehmen; die schwere Reiterei, ganz in Eisen gehüllte Ritter, welche der Stolz und der Kern der Heere waren, zog in großer Anzahl voran. Es zog unter dem heldenmüthigen Herzog der ganz alte Adel von Habsburg, von Lenzburg und Kyburg; und unter vielen auch der Vogt von Landenberg und das Geschlecht der Geßler, rachedurstig.

Aber die Landleute von Schwyz änderten keinesweges ihre Gesinnung. Auf die Nachricht von dem Anzuge der Feinde machten sie sich auf; bei anbrechender Nacht landeten zu Brunnen im Lande Schwyz vierhundert Männer von Uri und wenige Stunden darauf dreihundert Unterwaldner; alsdann zogen sie die Wiesen hinauf in den Flecken Schwyz. Daselbst war ein alter Mann, Rudolph Reding von Biberegk, an Leibeskräften so schwach, daß ihn die Füße nicht mehr trugen, aber so kriegserfahren uud klug, daß das Volk ihn begierig anhörte und ihm folgte. „Vor allen Dingen, sagte er, müßten sie, die an Zahl viel schwächeren, dahin trachten, daß dem Herzog die überlegene Macht nicht helfe." Und dann zeigte er ihnen, wie sie die Höhe des Morgarten und den Berg Sattel besetzen müßten, um des Herzogs Heer in dem engen Passe zu erschrecken, ihm in die Seite zu fallen, es zu trennen und abzuschneiden.

Die Eidgenossen, nachdem sie nach alter Sitte knieend Gott um seinen Beistand angerufen, zogen aus, dreizehnhundert an der Zahl, und legten sich an den Berg Sattel. Eine unerwartete Hülfe kam ihnen durch fünfzig Männer aus dem Lande Schwyz, welche eines Streites wegen vertrieben waren; diese, da ihnen die Gefahr des Vaterlandes kund wurde, vergaßen ihren Streit und kamen und legten sich auf den Morgarten, fest entschlossen, für das Vaterland ihr Leben zu wagen.

Die Morgenröthe des fünfzehnten Wintermonats im J. 1315 ging auf und bald warf die Sonne ihre ersten Strahlen auf die Helme und Harnische der heranziehenden Ritter; so weit man sah, schimmerten Speer und Lanze, der Vortrab zog in den Paß, und bald wurde zwischen Berg und Wasser die Straße mit Reitern angefüllt und die Reihen waren gedrängt. In diesem Augenblicke wälzten die Fünfzig unter lautem Geschrei viele angehäufte große Steine vom Morgarten herab und schleuderten andere mit großer Leibeskraft in die Schaaren. Als die Dreizehnhundert auf dem Berge Sattel die dadurch entstandene Verwirrung der Pferde wahrnahmen, stürmten sie in guter Ordnung herab und fielen in vollem Laufe den Feinden in die Seite, zerschmetterten mit Keulen die Rüstungen und versetzten mit langen Hallbarden schwere Wunden. Da sanken viele der Grafen und Ritter und Edlen aus Leopolds Heer; zwei Geßler wurden erschlagen und Landenberg nicht mehr verschont. Viele Pferde sprangen aus der ungewohnten Schlacht, vom glatt überfrornen Wege, in den See; die meisten drängten rückwärts und zertraten zum Theil ihr eigenes Fußvolk. Herzog Leopold wurde kaum durch einen landeskundigen Mann aus den Schrecken der Schlacht gerettet und kam auf abgelegenen Pfaden in tiefer Traurigkeit nach Winterthur; das ganze Heer von Oestreich nahm die unordentlichste

Flucht, und die Schweizer hatten binnen anderthalb Stunden durch Muth und Verstand, womit sie die Ungeschicklichkeit ihrer Feinde benutzten, ohne beträchtlichen Verlust einen vollständigen Sieg erfochten. Neuntausend der Feinde bedeckten das Schlachtfeld. Die fünfzig Vertriebenen wurden dankbar in ihr Vaterland wieder aufgenommen, und König Ludwig bestätigte in wiederholten Briefen die Freiheit der Schweizer.

Von dieser Zeit an wurde ihr Bund immer stärker befestigt und immer mehr Orte darin aufgenommen.

Die Schlacht bei Mühldorf. 1322. — In Deutschland aber dauerte der Streit zwischen Friedrich von Oestreich und Ludwig von Baiern noch immer fort. Viele Gegenden wurden mit Feuer und Schwert verwüstet, bis im J. 1322 zwischen Mühldorf und Ampfingen in Baiern ein entscheidendes Treffen erfolgte. Friedrich ließ sich unvorsichtig in dasselbe ein, ohne seinen Bruder Leopold zu erwarten, der ihm mit Hülfe zuzog; die Schlacht dauerte von Sonnenaufgang zehn Stunden lang. Friedrich selbst focht ritterlich in vergoldeter Rüstung vor seiner Leibwache und trug den blinkenden Reichsadler auf seinem Helme. Ludwig dagegen wohnte der Schlacht, ohne sie zu leiten, in einem unscheinbaren Waffenrock bei. Die Anführung des Heeres hatte er einem alten erfahrenen Feldhauptmann, Siegfried Schweppermann aus Nürnberg, anvertraut, und dieser stellte die Schlachtordnung so geschickt auf, daß der scharfe Herbstwind, — die Schlacht geschah am 28. Sept., — den Oestreichern den Staub in die Augen wehte. Um Mittagszeit, als die Oestreicher schon Vortheile errungen hatten, machte Schweppermann eine geschickte Schwenkung, und zugleich fiel der Burggraf Friedrich von Nürnberg, den Schweppermann in den Hinterhalt gelegt hatte, den Oestreichern in den Rücken. Dieser Haufen führte, die Feinde zu täuschen, östreichische Fähnlein und Kriegszeichen, so daß Friedrich und die Seinen glaubten, Herzog Leopold komme im entscheidenden Augenblicke zu Hülfe. Als sie aber ihres Irrthums inne wurden, da kam Flucht und Unordnung unter sie; Friedrich selbst, dessen Pferd durchbohrt wurde, nebst seinem Bruder Heinrich, wurden gefangen. Als er von dem Burggrafen von Nürnberg vor Ludwig geführt wurde, empfing ihn dieser mit den Worten: „Herr Vetter, wir sehen Euch gerne!" Friedrich aber heftete die Augen zur Erde und schwieg. Er wurde nach dem festen Schlosse Traußnitz in der Oberpfalz gebracht[1]).

Seltene Treue. — Ludwig war nun alleiniger Herr in Deutschland; allein Friedrichs Bruder Leopold und einige andere Fürsten wollten ihn nicht anerkennen, sondern setzten den Krieg gegen ihn fort; dazu kam, daß auch der Papst Johann XXII. ihn nicht anerkennen wollte; er machte es ihm zum Vorwurfe, daß er ohne päpstliche Genehmigung die Königskrone angenommen habe. Daher beschloß Ludwig, sich mit dem Hause Oestreich auszusöhnen; er ging im J. 1325 zu dem gefangenen Friedrich nach dem Schlosse Traußnitz und schloß einen Vertrag mit ihm, in welchem Friedrich allen Ansprüchen auf die Königswürde entsagte und noch andere harte Bedingungen einging; dann entließ er ihn aus seiner Haft, nachdem derselbe

1) Es wird erzählt, daß die Sieger nach der Schlacht große Noth an Lebensmitteln litten und nur einen geringen Vorrath an Eiern im Lager hatten. Bei der Vertheilung konnte jeder Mann nur ein Ei erhalten. Da rief König Ludwig: „Jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann aber zwei!" zum Zeugniß, daß diesem die Ehre des Sieges gebühre.

durch die dritthalbjährige Gefangenschaft so entstellt war, daß die Seinigen ihn kaum erkannten. Seine Gemahlin aber, Elisabeth von Arragonien, hatte in dieser Zeit so unablässig um ihn geweint, daß sie völlig erblindet war. Friedrich wandte nun seinerseits alle Mittel an, den Vertrag in Erfüllung zu bringen, that durch Schreiben im Reiche seine Abdankung kund und ermahnte Jedermann zur Unterwerfung gegen Ludwig; aber weder der Papst, noch Leopold, glaubten sich durch den Vergleich gebunden, sondern führten die Feindschaft gegen Ludwig auf alle Weise fort. Da gaben beide Fürsten ein Beispiel der Treue und Freundschaft, welches ihnen zu großer Ehre gereicht. Friedrich hielt fest an seiner Versöhnung mit Ludwig und gab weder den Vorstellungen seines Bruders, noch denen des Papstes nach; und Ludwig, diese Standhaftigkeit ehrend und der Jugendfreundschaft mit Friedrich gedenkend, — sie war beide Enkel Rudolfs von Habsburg und als Kinder mit einander aufgewachsen, — beschloß, die Regierung des deutschen Reiches förmlich mit ihm zu theilen. Friedrich kam zu ihm nach München, und Ludwig wollte ihm sogar, da er eben im Begriffe war, seinem Sohne Ludwig in Brandenburg gegen die Polen zu Hülfe zu ziehen, die Beschützung seines eigenen Landes gegen Leopold übertragen. Allein jener Zug kam nicht zu Stande und beide Könige schlossen nun den 5. Sept. 1325 zu München einen förmlichen Vertrag über die gemeinschaftliche Reichsführung. „Sie wollten beide den Namen eines römischen Königs führen, beide sich Brüder nennen und als solche halten; bei Ausfertigung von Urkunden sollte von Tage zu Tage bald der eine, bald der andere, seinen Namen vorsetzen, und Ludwigs Insiegel sollte Friedrichs Namen vor dem seinigen enthalten und umgekehrt. Die Lehen wollten sie gemeinschaftlich verleihen und überhaupt das römische Reich, zu welchem sie beide gewählt und geweihet seien, mit einander, gleich als eine Person, besitzen und verwalten." — Beide Freunde schwuren sich von neuem Treue, aßen an einem Tische und schliefen in einem Bette, wie sie auch als Kinder gethan hatten.

Der Papst Johann, der die deutsche Weise nicht kannte, und dem solche Treue unerhört vorkam, schrieb an den König Karl von Frankreich, dem dieselbe nicht weniger neu sein mochte: „Diese unglaubliche Freundschaft und Vertraulichkeit sei ihm aus Deutschland selbst durch ein sicheres Schreiben gemeldet worden."

Der Vertrag zwischen den beiden Königen, der so tief in die Reichsverfassung eingriff, erhielt jedoch die Zustimmung der Churfürsten nicht und kam daher nicht vollständig zur Ausführung. Auch nahm Friedrich nicht lange an der Regierung Theil, sondern zog sich, von seinen vielen Leiden gebeugt, bald in die Einsamkeit und stille Betrachtung zurück und starb im J. 1330 auf dem Bergschlosse Guttenstein, nachdem ihm seine erblindete Gemahlin einige Zeit zuvor vorangegangen war.

Ludwig in Italien. — Die Jahre 1327—30 verwendete Ludwig zu einem Zuge nach Italien, um dort das kaiserliche Ansehen wieder aufzurichten und dem in Frankreich fast gefangenen Papst Johann desto kräftiger entgegen zu wirken. Er faßt die Idee des Kaiserthums mit Lebhaftigkeit auf. Lieber sterben will er, wie er selbst sagt, als es erleben, daß die heiligsten Rechte der deutschen Nation, daß die Herrschaft der Welt, welche seine Vorgänger mit dem Blute so vieler Deutschen erkämpft, eine Beute der Fremden werde. In der That gelang es ihm auch, die Ghibellinen für sich zu gewinnen. Am Pfingstfeste 1327 wurde er in Mailand mit

der eisernen und seine Gemahlin mit der goldenen Krone der Lombarden gekrönt und am 7. Jan. 1336 zog er unter dem Jubel des Volkes in Rom ein. Rom hatte damals, bei der Abwesenheit der Päpste, eine Art republikanische Verfassung; als Ludwig am 17. Jan. in der Peterskirche zur Kaiserkrönung erschien, wurde er von zwei im päpstlichen Banne befindlichen Bischöfen gesalbt und einer der römischen Großen, Sciarra Colonna, setzte ihm die Krone auf; das Volk rief ihm im Namen der ewigen Stadt, als römischem Kaiser und König der Könige, Heil zu. In dieser Weise war Ludwigs Krönung einzig in ihrer Art.

Der neue Kaiser benutzte die günstige Stimmung der Römer und des dem Papste feindlich gesinnten, mächtigen Minoritenordens dazu, seinen Streit mit Johann XXII. durch geistliche Waffen auszufechten, berief eine große Versammlung des Clerus und des Volkes und hielt über den Papst förmlich Gericht. Zwei römische Syndici standen im Namen des römischen Volks, ein deutscher Abt im Namen des Deutschen, zwei Minoritenbrüder im Namen der Geistlichkeit als Kläger gegen Johann auf. Er wurde der Ketzerei und der Versündigung gegen den Kaiser, sowie gegen den römischen Stuhl, weil er denselben nach Avignon verlegt habe, angeklagt und verurtheilt; und nach dem Beispiele der alten Kaiser aus dem sächsischen und salischen Geschlechte sprach Ludwig seine Absetzung und die Wahl eines neuen Papstes, des Minoriten Peter Rainolucci von Corvara, als Nicolaus V., unter dem Beifallrufen des Volkes aus und bekleidete ihn mit Fingerring und Mantel. Der neue Papst wiederholte Ludwigs Kaiserkrönung.

So weit war Alles gut gelungen. Allein Ludwig besaß nicht Geisteskraft und auch nicht äußere Hülfsmittel genug, das Begonnene durchzuführen. Die Römer sollten Steuern entrichten, um das Heer des Kaisers und den neuen Papst zu unterhalten; das berührte ihre verwundbarste Seite. Sie wurden schwierig. Dazu rückte der König von Neapel mit Truppen zu Lande und zu Wasser heran; Ludwig mußte Rom, und nachdem er sich noch ein Jahr in Norditalien gehalten hatte, auch dieses verlassen. Nach Friedrichs des Schönen Tode kehrte er nach München zurück. Der Papst Nicolaus aber, der kaiserlichen Stütze beraubt, sah keine Zuflucht für sich als in der Gnade des Papstes Johann, welcher er sich mit voller Demuth unterwarf. Er verlebte seine noch übrigen Jahre als Gefangener in dem päpstlichen Palaste zu Avignon.

Der erste Chur-Verein zu Rense. 1338.

Der Papst Johann, so wie der König von Frankreich, Philipp VI., blieben dem Kaiser Ludwig nach wie vor feindlich gesinnt, und Ludwig, den sein milder und edler, wenn gleich minder kräftiger, Sinn in einer bessern Zeit zum guten Herrscher gemacht haben würde, konnte in solchem Drange der Verwirrung das Steuer nicht lenken. Es ist schwer zu sagen, wie viel Schuld in ihm, wie viel in der Schwierigkeit seiner Lage zu suchen ist; aber seine Maßregeln erscheinen schwankend. Bald wandte er Bitten an und bald Widerstand; verband sich bald mit dem Könige von Böhmen, bald mit dem von England, und zuletzt gar mit dem von Frankreich; und an die Päpste hat er mehr als sieben Gesandtschaften geschickt und mitunter selbst eines Kaisers unwürdige Zugeständnisse gemacht, um nur von dem Banne loszukommen; aber alles war vergeblich. Denn die Päpste waren durch ihren

Wohnsitz in Avignon in der Gewalt der Könige von Frankreich und mußten deren Willen thun, und diese, die es schon damals nicht gut mit uns meinten, freuten sich über die Uneinigkeit in Deutschland und verhinderten die Aussöhnung zwischen Papst und Kaiser, wie der gemäßigte Papst Benedict XII., Johann's XXII. Nachfolger, selbst weinend den deutschen Fürsten ins Ohr sagte. Auch der König Johann von Böhmen war, nachdem er sich gegen Oestreich gesichert hatte, ein Feind des baierischen Hauses, dessen wachsender Größe er entgegen zu arbeiten suchte. Es gelang dem abenteuerlichen Manne, der beständig Europa wie ein Eilbote zu Pferde durchstreifte, in Italien unheilbare Unruhen zu erregen, so wie er auch die Päpste und den König von Frankreich in ihrer Feindschaft gegen Ludwig stärkte.

Da schlossen die deutschen Churfürsten, nur mit Ausschluß Johann's von Böhmen, zur Erhaltung des Reiches im J. 1338 zu Rense, am linken Ufer des Rheines, unterhalb Coblenz, dem Einflusse der Lahn gegenüber, das berühmte Bündniß, welches unter dem Namen des ersten Churvereins bekannt ist. Sie versprachen darin einander auf das feierlichste, daß, weil das heilige römische Reich an seinen Ehren, Rechten und Gütern vielfach angegriffen, beschränkt und beschwert sei und werde, sie dasselbe einmüthiglich handhaben und beschützen wollten, nach all ihrer Macht und Kraft, wider jedermänniglich. Und darauf ward mit Einwilligung aller übrigen Stände durch einen Reichsbeschluß zu Frankfurt feierlich erklärt: „daß die kaiserliche Würde und Gewalt unmittelbar von Gott komme, und daß, von Rechts- und alter Gewohnheit wegen, sobald einer von den Churfürsten zum Kaiser oder Könige gewählt sei, er sogleich, vermöge der Wahl, für einen wahren König oder römischen Kaiser zu halten sei, ohne daß er erst die Bestätigung des Papstes nöthig habe." Dieser Reichsbeschluß ward auch dem Papste durch ein besonderes Schreiben kund gethan. Von dieser Zeit überhaupt fängt die große Opposition gegen das Papstthum an.

Hätte nun Ludwig Standhaftigkeit genug gehabt, diese Stimmung der Deutschen recht zu benutzen und auf sie seine Macht zu bauen, und wäre nur überhaupt in der alten Weise auf Treue und Ausdauer Aller zu bauen gewesen, so hätte er, trotz aller Anfeindungen der Fremden, glücklich regieren mögen. Auch hatte er den Bürgerstand auf seiner Seite, der die Lage des Papstthums schon damals sehr scharf durchschauete. Selbst an dem sehr mächtigen Franziskaner- und Minoritenorden fand Ludwig eine Stütze gegen den Papst, der mit diesem Orden in Streite lebte. Die Minoriten thaten den höchst merkwürdigen Schritt, sich auf die Entscheidung eines allgemeinen Conciliums zu berufen, — die erste Berufung dieser Art aus dem Schooße der Kirche. Auch Ludwig berief sich auf ein allgemeines Concil nach diesem Beispiele. Allein theils gebrach es ihm selbst an jener überwiegenden Größe der Seele, welche durch die innere Ruhe das Gleichgewicht des Lebens zu erzwingen weiß, theils wurde die Stimmung der Fürsten gegen ihn immer feindlicher, so daß sie ihm auf einem neuen Churtage zu Rense im J. 1344 harte Vorwürfe über seine Reichsverwaltung machten. Bei Vielen rührte dieser Unwille aus Eifersucht gegen das Glück Ludwigs in Vergrößerung seines Hauses her. Als nämlich der anhalt-brandenburgische Mannsstamm im J. 1320 ausstarb, belehnte der Kaiser im J. 1323 seinen Sohn Ludwig mit der Mark Brandenburg, und

vermählte später eben diesen Sohn mit der Margarethe Maultasch[1]), der Erbin von Tyrol, obwohl dieselbe schon mit einem Sohne des Königs Johann von Böhmen vermählt und überdies mit dem baierischen Hause im dritten Grade verwandt war. Aber Ludwig trennte jene Ehe auf Margarethens Verlangen und auf den Rath der Franziskaner aus eigener Machtvollkommenheit, was wiederum dem Papste die Mittel an die Hand gab, ihn als ketzerischen Kaiser zu verfolgen. Ueberdies machte er sich durch diese Erwerbung das luxenburgisch-böhmische Haus noch mehr zum Feinde. Zuletzt erwarb er auch für seinen Sohn Wilhelm die Grafschaften Holland, Seeland und Hennegau nach dem Tode des kinderlosen Grafen Wilhelm IV. von Holland, des Bruders seiner zweiten Gemahlin. Allein alle diese Erwerbungen sind seinem Hause nicht dauernd geblieben.

Ludwigs Gegner, besonders Papst Clemens IV., brachten es am Ende so weit, daß ein Theil der Fürsten den Sohn des Königs Johann von Böhmen, Karl, Markgrafen von Mähren im J. 1346 zum deutschen Könige erwählte; einen Fürsten, der am französischen Hofe zu Paris erzogen war, weil sein Vater eine große Vorliebe für Frankreich hatte, aber der keinen Segen über Deutschland gebracht hat. Als er nach seiner Wahl auf den bei Rense befindlichen Königsstuhl gehoben und dem Volke zum ersten Male gezeigt wurde, und nun das Vivat Rex ertönte, da fiel das dazu geschwungene Reichsbanner in den Rhein und ging aller Bemühungen ungeachtet zu Grunde. Das sah man als eine üble Vorbedeutung an. Auch konnte er zu keinem Ansehen gelangen, so lange Ludwig lebte. Dieser starb indeß schon im folgenden Jahre 1347, indem er plötzlich auf einer Bärenjagd vom Schlage gerührt wurde. Der Anger, wo Ludwig vom Pferde sank, in der Nähe des Klosters Fürstenfeld bei München, heißt zum Andenken noch jetzt die Kaiserwiese.

Ludwig ist der letzte Kaiser, welcher den päpstlichen Bannfluch getragen hat.

70. Karl IV. 1347—78.

Drei übermächtige Häuser waren jetzt in Deutschland, welche, wenn sie sich vereinigt hätten, die übrigen leicht hätten unterdrücken mögen; allein sie waren nicht einig unter sich und feindeten sich sogar an. Das war das luxenburgische Haus, welches außer Böhmen und Mähren auch einen Theil von Schlesien und der Lausitz besaßen; das baierische, welches Brandenburg, Holland und Tyrol erworben hatte; und das östreichische, welches außer den östreichischen Ländern auch Vieles in Schwaben besaß.

Das Haus Baiern konnte es nicht vergessen, daß Karl IV. Ludwigs Feind gewesen war; es suchte, mit dem Erzbischof von Mainz und andern Fürsten, Gegenkönige aufzustellen und fand endlich, im Februar 1349, nachdem der König Eduard von England und der Markgraf Friedrich von Meißen die Krone ausgeschlagen hatten, an den Grafen Günther von Schwarzburg einen sehr tapfern, kräftigen und rechtschaffenen Mann, welcher dieselbe zu des Reiches Besten, wie er erklärte, annahm und ein sehr gewichtiger Gegner für Karl gewesen sein würde, wenn er nicht plötzlich, wie er selbst glaubte an Gift, schon im Juni desselben Jahres erkrankt und bald darnach gestorben wäre.

1) Nicht so genannt wegen eines entstellenden Fehlers, sondern von einem Schlosse in Tyrol.

Nun regierte Karl allein, nachdem er sich zu Aachen von neuem hatte krönen lassen, und er hat lange regiert. Man hoffte viel von ihm. Er war fein und geschickt im Unterhandeln und wohl erfahren in mehreren Sprachen, denn er redete und schrieb die böhmische, deutsche, lateinische, französische und italienische Sprache. Allein so gut er für seine Erbländer zu sorgen wußte und ihre Wohlfahrt durch viele nützliche Einrichtungen befördert hat, — Böhmen blühte unter ihm auf eine überraschende Weise empor, — so war er doch ein Stiefvater für das deutsche Reich und hatte kein Herz zu demselben. Die letzten Ueberbleibsel der Reichsgüter, welche das kaiserliche Ansehen noch einigermaßen erhielten, verkaufte er, gleich dem schlechten Hausvater, welcher seine festen Habe in bewegliche verwandelt, um schnellern Genuß davon zu haben; und Fürstentitel, wie Adelsbriefe, waren ihm für Geld feil, wie er denn z. B. an Mecklenburg, Luxenburg, Jülich, Berg, den Herzogs- und an Nassau den Fürstentitel verkauft hat.

Außerdem ereigneten sich unter seiner Regierung viele große Unglücksfälle, die außer seinem Verschulden lagen. Gleich den Anfang derselben bezeichnete eine schreckensvolle Zeit für Deutschland, wie für viele andere Länder Europa's. Nachdem schon zehn Jahre früher, im Sommer 1338, so furchtbare Heerden von Heuschrecken sich gleich meilenlangen schwarzen Wolken von Osten her über einen Theil von Europa ergossen hatten, daß sie die Sonne verfinsterten, daß Ungarn, Polen, Schlesien, Oestreich und andere Gegenden ganz von ihnen verwüstet wurden und Hungersnoth über die Menschen kam, so fing im Jahr 1348 eine Reihe noch größerer Unglücksfälle an. Am 17. Januar dieses Jahres verfinsterte sich die Sonne, und am 25. war ein großes Erdbeben fast durch ganz Europa. Städte und Dörfer wurden hin und wieder umgestürzt und begruben ihre Einwohner unter Schutthaufen. Die Erdstöße kamen noch mehrmals in diesem Jahre wieder, und im folgenden brach eine Pest in Italien aus, welche auf Schiffen aus dem Morgenlande dahin gebracht war und bald ihren verheerenden Zug durch ganz Frankreich und Deutschland nahm. Die Geschichte kennt nichts Aehnliches von grausenvoller Zerstörung. Schwarze Beulen von der Größe eines Eies bedeckten schnell den Körper und in weniger als drei Tagen, oft in wenigen Stunden, folgte der Tod. In den großen Städten wurden die Gestorbenen am Ende nach Hunderttausenden gezählt und in manchen war nur der zehnte Theil der Bewohner übrig geblieben. Tausende von Geschlechtern gingen gänzlich zu Grunde, ganze Straßen waren verödet und kein lebendiges Wesen, ja nicht einmal ein Hausthier, darin zu finden; ja einige Reisende, die aus Italien nach Böhmen zogen, fanden ganze Städte und Flecken von Menschen völlig ausgestorben.

Das Unglück weckte bei vielen, in Sünden versunkenen, Menschen die Besinnung wieder; denn es war eine verdorbene Zeit vorhergegangen. In der Verzweiflung wurden Bußübungen aller Art angestellt, und besonders erhoben sich die schon früher einmal dagewesenen Geißler oder Flagellanten von neuem. Haufen von Hunderten und bald von Tausenden derselben zogen von Stadt zu Stadt und stellten ihre Geißelungen an, indem sie mit entblößten Rücken und singend im Kreise umher gingen und sich selbst mit knotigen, stachlichten Geißeln schlugen oder von andern schlagen ließen. Oft mußten die Meister des Zuges der Wuth, womit die Büßenden sich selber zerfleischten, durch strenge Befehle Einhalt thun. Sogar Kinder wurden von der Lust am Geißeln angesteckt und zogen auf ähnliche

Weise umher. Als so die Sache in Schwärmerei und eine Art von Wahnsinn ausartete, und auf der andern Seite sich auch Ausschweifungen aller Art dabei einfanden, wobei die Flagellanten ihren Unterhalt erbettelten oder auch mit Gewalt erzwangen, verbot der Papst das Unwesen und sprach sogar den Bann dagegen aus. Es wurde nicht ohne Mühe unterdrückt.

Dagegen erhoben sich, gleich als wenn das Zeitalter durchaus in allem das Maaß überschreiten sollte, zu eben derselben Zeit auch die alten Judenverfolgungen wieder. Es hatte sich unter dem Volke der Glaube verbreitet, die Juden seien die Urheber der großen Seuche, in dem sie Brunnen und Flüsse vergiftet hätten, um die ganze Christenheit auszurotten; der alte Haß gegen sie häufte noch viel andere Greuel hinzu, bald konnten die Obrigkeiten die Wuth des Volkes nicht mehr zügeln, und in der Schweiz, in den Städten am Rheine hinab, so wie in vielen andern deutschen Städten, begann das Morden mit solcher Erbitterung, daß viele der geängstigten Juden sich und die Ihrigen lieber in ihren eigenen Häusern verbrannten. Wo es am gelindesten zuging, wurden sie doch wenigstens des Ihrigen beraubt und in die Fremde hinausgetrieben. Die Fürsten, besonders aber der Papst und die Bischöfe, nahmen sich endlich des verfolgten Volkes an und retteten die Ueberbleibsel desselben. Von König Karl IV. weiß die Geschichte aber wenig zu sagen, was er in dieser Zeit der Drangsale für das allgemeine Beste gethan habe.

Das wichtigste Werk, welches man von ihm für Deutschland rühmte, war die sogenannte goldene Bulle, ein im J. 1356 gegebenes Reichsgrundgesetz, wodurch die Rechte der sieben Churfürsten — (Böhmen, welches früher kaum Anerkennung finden konnte, erhielt jetzt die erste weltliche Stimme), — die Ordnung der Kaiserwahl in Frankfurt, der Krönung in Aachen, der Reichserzämter, des Reichsvikariats für die Zwischenzeit bis zur neuen Wahl, welches Churpfalz und Sachsen mit einander theilen sollten, und einiges andere, bestimmt wurde; unter anderm wurde auch das alte Fehderecht nach vorhergegangener dreitägiger Ankündigung von neuem bestätigt. Durch solche Anordnungen aber über äußere und wenig wesentliche Dinge konnte die Würde des Reiches und des Kaiserthums nicht hergestellt werden; vielmehr wurden Spaltung, Eifersucht und Eigensucht durch die Vorzüge, die er den churfürstlichen Häusern vor allen andern gab, nur vermehrt, so daß von der goldenen Bulle an eher die Auflösung als die Gründung des Reichs zu rechnen ist.

Für die Vergrößerung seines eigenen Hauses hat Karl mit Klugheit und außerordentlichem Glücke gearbeitet. Durch seine zweite Gemahlin Anna von der Pfalz brachte er die Oberpfalz, durch die dritte, Anna von Schweidnitz und Jauer, die Ansprüche auf den schönen südwestlichen Strich Schlesiens längs der böhmischen Grenze an sein Haus, wie denn schon er selbst und sein Vater Johann, theils durch List, theils durch Gewalt, die übrigen Fürsten Schlesiens zur Unterwerfung unter böhmische Lehnsherrlichkeit gebracht hatten. Im J. 1355 vereinigte er durch eine feierliche Urkunde ganz Schlesien und die Niederlausitz mit Böhmen und dadurch mit dem Reiche. — Eben so erwarb er auch die Mark Brandenburg von dem baierischen Hause, welchem sie eben erst durch den Kaiser Ludwig gewonnen war. Er brachte nämlich die kraftlosen Markgrafen Ludwig den Römer und Otto zu einem Erbvertrage, nach welchem, mit Uebergehung der baierischen Vettern, die Marken an das Haus Luxenburg fallen sollten, wenn

die Markgrafen ohne Erben stürben. Und wirklich starb bald nachher Ludwig, und der träge Otto übertrug noch während seines Lebens im J. 1373 die Regierung des Landes dem Kaiser und starb im J. 1379 verachtet und vergessen. Karl, einzig auf die Vermehrung seiner Hausmacht bedacht, vereinigte Brandenburg mit dem Königreiche Böhmen und machte so, ganz gegen die Ordnung, ein deutsches Churfürstenthum von einem andern abhängig; auch sorgte er von nun an für das neu erworbene Erbland recht väterlich, wie er für seine eigenen Länder zu thun pflegte. Er beherrschte nun eine Reihe schöner Länder von der östreichischen Grenze, nahe der Donau, bis nach Pommern. Aber dennoch hat Karl, wie es dem Eigennützigen so oft ergeht, für Fremde erworben und gearbeitet. Schon sein Sohn Sigismund verpfändete die Mark Brandenburg an das Haus Hohenzollern und legte dadurch den Grund zu der Größe dieses Hauses; und die meisten seiner übrigen Länder kamen später an das von ihm benachtheiligte Haus Oestreich, welches noch höher steigen sollte. — Auch in dieser Zeit gewann dasselbe einen Zuwachs an Ländern durch die Grafschaft Tyrol, in welchem ebenfalls die von Kaiser Ludwig dort eingesetzte baierische Linie ausstarb. Das Haus Wittelsbach war im Sinken.

Auch in Italien ist Karl gewesen, aber nicht, wie es sich für den Nachfolger der großen Kaiser geziemte, welche die Oberherrschaft dieses Landes durch ihr Tapferkeit erworben hatten. Er hatte, als ihn der Papst zuerst als deutschen König bestätigte, in einer Wahlkapitulation schimpflicher Weise versprechen müssen, daß er, wenn er zur Krönung nach Rom komme, nur an dem einen Tage in der Stadt erscheinen, sie vor Abend schon wieder verlassen und geraden Weges aus dem Kirchenstaate abziehen wollte. Nun hielt er am Ostertage 1355 seinen Einzug in Rom, ward gekrönt, und schlich sich noch an demselben Tage, unter dem Vorwande auf die Jagd zu gehen, zur Stadt hinaus und wieder aus dem Lande. Die Römer, welche die Ursache nicht wußten, waren sehr erstaunt darüber, und Petrarka, der berühmte Dichter, der ihn durch seine begeisterten Briefe zur Erneuerung des alten, herrlichen Kaiserthums aufgefordert hatte, schrieb ihm jetzt: „Was wohl seine Vorfahren, die alten deutschen Kaiser, gesagt haben würden, wenn sie ihm auf so schimpflichen Rückzuge auf dem Alpengebirge begegnet wären?“ Im J. 1368 war Karl zum zweitenmale in Rom, fast schien es, um den weißen Zelter des Papstes Urban V. zu Fuße bis zur Peterskirche zu leiten, eine Dienstleistung, die noch kein Kaiser dem Papste verrichtet hatte, denn bald brach er wieder nach Deutschland auf. Karls Streben ging in seinen letzten Jahren dahin, die Nachfolge im Reiche seinem Sohn Wenzel oder Wenzeslaus zu sichern, und im Jahre 1376 erfüllten die Churfürsten auf einem Tage zu Frankfurt seinen Wunsch. Er selbst starb 2 Jahre darauf, 1378 in Prag, 63 Jahre alt.

71. Kaiser Wenzel. 1378—1400.

Wie den Vater der Eigennutz und die Klugheit, welche nur den eigenen Vortheil berechnet, trieben, so war der Sohn, obgleich von der Natur mit guten Anlagen ausgestattet, unkräftig zur That, gleichgültig, und nur sinnlichen Vergnügungen, besonders Trinken und Jagen, hingegeben. Er hat weder für Deutschland, noch für seine Erbländer, etwas Erhebliches gethan.

Es war eine furchtbar unordentliche Zeit. Das Kaiserthum hatte

sein Ansehen verloren; die Religion war gesunken und die Christenheit in Parteiungen gespalten; es waren seit der zwiespältigen Papstwahl im Jahre 1378 statt Eines zwei Päpste, der eine zu Rom, der andere zu Avignon, und beide schleuderten ihre Bannstrahlen gegen einander und verfluchten in ihrem Zorne ganze Völker und Länder, welche dem Gegner anhingen. Die Sitten verwilderten allenthalben. Lange und vergeblich erhoben die rechtschaffensten und einsichtsvollsten Männer ihre Stimme wider die Verderbniß der Zeit und forderten ein allgemeines christliches Concilium; allein Wenzel, der als Kaiser es hätte zur Ausführung bringen müssen, hatte nicht Geist und nicht Kraft dazu.

In Deutschland entstanden unter ihm immer mehr Bündnisse einzelner Reichsglieder unter einander zum gegenseitigen Schutze, welche ein Zeichen der darniederliegenden höchsten Gewalt waren und dazu dienten, sie noch mehr zu schwächen. Der mächtigste war der schwäbische Städtebund, der aus vier und dreißig, nachher ein und vierzig, Städten und mehreren Fürsten bestand. Dagegen blüheten mehrere Gesellschaften des Adels, der Löwenbund, die Gesellschaft zu St. Georg, die mit den Hörnern, der Falknerbund, die Schlegeler und andere. Da konnte es an größern und kleinern Kriegen nicht fehlen. Die schwäbischen Städte nahmen sich den Schweizerbund zum Muster, welcher sich immer mehr ausbreitete; ja, sie nahmen sogar schweizerische Orte, Bern, Zürich, Solothurn und Zug in ihr Bündniß auf und nannten sich schon die Eidgenossen. Und, wie in Zeiten der Parteiung und des Hasses meistens kein Theil Maaß hält und streng bei dem Rechte bleibt, so war die Klage der Fürsten und des Adels gewiß in vielen Fällen gegründet, daß die Städte ihnen widerrechtlich ihre dienstbaren Leute entzögen, indem sie ihnen Schutz und Bürgerrecht gewährten. Um ähnliche Klagen entstand auch ein neuer Krieg der östreichischen Herren gegen die Schweizer.

Die Schlacht bei Sempach. 1386. — Der Herzog Leopold von Oestreich, an Heldenmuth und Stolz seinem Oheim gleich, der bei Morgarten stritt, war erbittert gegen die Schweizer, weil sie solche Orte in ihren Bund aufgenommen hatten, welche ihm unterthan waren, z. B. Entlibuch, Sempach, Meyenberg und Reichensee. Die Klage war gegründet; aber Oestreich war nicht ohne Schuld, denn diese Orte waren durch harte und geizige östreichische Amtleute gedrückt, und ferner hatte der Herzog, gegen die Verträge, Zölle an den Grenzen der Schweizer angelegt, die ihren freien Verkehr hinderten. Der Herzog schwur, „die Schweizer, Urheber ungerechter Waffen und ihren trutzigen Bund, zu bestrafen." Der Haß der Herren gegen die freien Landleute und Bürger brach an so vielen Orten mit vollem Feuer aus, daß innerhalb wenig Wochen die Schweizer von hundertundsiebensechzig sowohl geistlichen als weltlichen Herren befehdet wurden. Die Briefe der Fehden wurden der Versammlung der Eidgenossen in zwanzig Botschaften überbracht, auf daß ihr Schrecken immer erneuert würde. Am St. Johannes des Täufers Abend kam ein Bote der würtembergischen Dienerschaft mit funfzehn Fehden; man hatte die Briefe noch nicht ganz gelesen, so kam ein Bote der Feindschaft Herrn Johann Ulrichs von Pfirt mit acht anderen Herren; er hatte kaum ausgeredet, so kamen die Briefe der Herren Im Thurm und aller Edlen von Schafhausen; acht Boten brachten am folgenden Tage drei und vierzig Fehden.

Die Eidgenossen hatten keinen andern Beistand als ihren Bund und

ihren Muth; und sie erwarteten den Anfang des Krieges mit unbeschreiblicher Ungeduld; vier Tage vor dem Ende des Stillstandes war alle Mannschaft unter den Waffen. Der Stillstand ging aus, da brach der Krieg der freien Männer gegen die Freiherren los, da sank in wenig Wochen manche feste Burg, welche die Eidgenossen an ihren Grenzen bezwangen.

Der Herzog aber zog von Baden in Aargau mit dem Gewalthaufen aus derselben Gegend heran, wo vor einundsiebzig Jahren das Heer Herzog Leopolds des Aeltern sich gesammelt, aber er nahm einen andern Weg gegen Sempach im Aargau. Hier warteten seiner die Eidgenossen in einem Walde über den Wiesen und Kornfeldern, die sich bis an das Ufer des Sees erstreckten. Sie sahen die zahlreich und schön gerüstete Reiterei des Feindes, die Schaaren der Edlen und Herren, welche den Entschluß gefaßt, die Schweizerbauern persönlich und ohne das Fußvolk allein zu schlagen. Vor allem Volk glänzte aller Orten Herzog Leopold von Oestreich, seines Alters im 35. Jahre, männlich schön, hochgemuth, voll Heldenfeuer und siegprangend aus manchem wohlvollbrachten Kriege, und rachedurstig gegen die Schweizer. Als der Herzog den Feind in der obern Gegend sah, hielt er es für nothwendig, die Pferde zu entfernen, obschon die schwere Waffenrüstung der Ritter sie zu den Bewegungen des Fußvolkes unbehülflich machte. Er mochte glauben, es gezieme sich tapfern Rittern nicht, im ungleichen Kampfe den Sieg zu erringen; denn die Schweizer hatten keine Reiter. Er befahl also, daß die Edlen absitzen und eng zusammentreten sollten, so daß sie gleichsam eine undurchdringliche erzene Mauer dem Feinde entgegenstellten, aus welcher die langen Spieße mit Stacheln hervorragten. Als Johannes von Hasenburg, ein grauer Kriegsmann, welcher die Stellung und Ordnung gesehen, den trotzigen Adel warnte: „Hoffahrt sei zu nichts gut und es wäre wohlgethan, das Fußvolk unter Hans von Bonstetten zu erwarten", — spotteten sie seiner und riefen: „Der Hasenburg hat ein Hasenherz." Und als Einige dem Herzoge Vorstellungen machten und ihn ermahnten, sich selbst zu schonen und außer den Schlachtreihen zu halten, sprach er anfangs lächelnd, aber endlich ungeduldig: „Soll denn Leopold von weitem zusehen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier, in meinen Lande, für mein Volk, mit euch will ich siegen oder sterben."

So lange die Ritter zu Pferde saßen, däuchte es den Eidgenossen schwer, in der Ebene den Stoß ihrer Menge zu bestehen; als sie aber abstiegen, zogen sie aus dem Walde in das Feld hinab. Sie standen in schmaler Ordnung, mit kurzen Waffen; 400 Luzerner; 900 Mann aus den drei Waldstätten und ungefähr hundert Glarner, Zucher, Entlibucher und Rotenburger; einige trugen Hallbarden, womit im Paß bei Morgarten ihre Ahnen gestritten, einige hatten statt des Schildes nur ein kleines Brett um den linken Arm gebunden. Sie fielen auf die Kniee und beteten zu Gott, nach ihrem alten Brauch. Die Herren banden ihre Helme auf; der Herzog schlug Ritter. Die Sonne stand hoch, der Tag war sehr schwül; (es war der 9. Juni 1386.)

Die Schweizer, nach dem Schlachtgebet, rannten mitten durch das Feld auf den Feind, in vollem Lauf, mit Kriegsgeschrei. Da wurden sie empfangen von Schilden als von einer Mauer, und von den hervorragenden Spießen, wie von einem Wald eiserner Stacheln. Da stritt mit ungeduldigem Zorn die Hauptmannschaft von Luzern und suchte zwischen den

Spießen einen Weg an die, welche dieselben trugen. Hinwiederum bewegte der Feind mit fürchterlichem Geprassel seine in die Breite ausgedehnte Schlachtordnung, als zu einem halben Mond, womit er den kleinen Haufen der Schweizer zu umzingeln gedachte. Der Kampf wurde schwer und heiß: viele Schweizer waren schon gefallen; das Banner der Stadt Luzern schien lange unterdrückt, weil Herr Petermann von Gundoldingen, Schultheiß von Luzern, schwer verwundet gesunken und viele andere tapfere Männer umgekommen waren. Diesen Augenblick banger Unschlüssigkeit entschied ein Mann vom Lande Unterwalden, Arnold von Winkelried, Ritter; er sprach zu seinen Kriegsgesellen: „Ich will euch eine Gasse machen", sprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: „Sorget für mein Weib und meine Kinder, treu, liebe Eidgenossen, gedenket meines Geschlechts!" war an den Feind, umschlang mit seinen Armen einige Spieße, begrub dieselben in seiner Brust, und wie er denn ein sehr großer und starker Mann war, drückte er im Falle sie mit sich auf den Boden. Plötzlich sprangen seine Kriegsgesellen über seinen Leichnam hin; da drangen alle Harste der Eidgenossen mit äußerster Gewalt festgeschlossen hinter einander an und brachen von beiden Seiten in die Flanken des Feindes. Dieser hinwiederum preßte seine Reihen überrascht zusammen, die Lücke zu füllen, wobei durch Schrecken, Eile, Noth und Hitze viele Herren in ihren Harnischen unverwundet erstickten.

Zuerst fiel Herr Friedrich von Brandis, ein handfester, hochtrutziger Mann, sonst er allein so gefürchtet, als zwanzig; bei ihm fiel der lange Frießhard, welcher sich vermessen, die Eidgenossen allein zu bestehen; das Glück des Tages wandte sich. Die Diener und Troßbuben der Herren vom Adel, da sie dieses merkten, setzten sich auf die Pferde der Ritter, ihr Leben durch schnelle Flucht zu retten. Indessen sank das Hauptbanner von Oestreich, Ritter Ulrich von Aarburg rettete es, schwang es hoch empor, widerstand hart und vergeblich, bis er verwundet fiel und mit letzter Lebenskraft laut aufschrie: „Retta Oestreich, retta!" Da drang der Herzog Leopold herbei und empfing das Banner von seiner sterbenden Hand; abermals erschien dasselbe in den Schaaren, hoch blutroth, in des Herrn Hand. Aber viele umringten den Herzog und lagen ihm an um sein Leben. Da sprach Leopold: „Es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen, ich will mit ihnen sterben; — verbarg sich seinen Freunden, von Wehmuth und Verzweiflung hingerissen, stürzte sich in die feindlichen Haufen und suchte seinen Tod. Im Gedränge der Schaaren fiel er zur Erde, voll Schlachtwuth rang er in der schweren Rüstung; um sich empor zu helfen. Ein unansehnlicher Mann aus dem Lande Schwyz fand ihn; da rief Leopold hülflos: „Ich bin der Fürst von Oestreich." Dieses hörte jener nicht, oder glaubte ihm nicht, oder meinte, die Schlacht hebe alle Würden auf, er erschlug ihn. Da fand seinen Leichnam Herr Martin Malterer, welcher das Banner der Stadt Freiburg im Breisgau trug; versteinert stand er, das Banner entfiel seiner Hand; dann warf er sich über Leopolds Leichnam hin, damit er nicht von Freunden und Feinden zertreten werde; er erwartete und fand hier seinen eignen Tod.

Die Augen der Schaaren suchten den Fürsten vergeblich; da wandte sich auf einmal die ganze Macht von Oestreich grauenvoll auf die Flucht; alle Edlen schrieen: „Die Hengste daher, die Hengste daher!" Da zeigte ihnen kaum von fern der Staub die fliehenden Troßbuben. So blieb ihnen

in drückenden Rüstungen, in unerträglicher Hitze, erschöpft von Durst und Arbeit, nur übrig, ihren Herrn zu rächen und ihr Leben theuer zu verkaufen. Es fanden in Allen sechshundertsechsundfunfzig Grafen, Herren und Ritter ihren Tod; dem Johannes von Hasenburg half es nicht, das Unglück vorhergesehen zu haben; mit ihm fiel Johannes von Ochsenstein, der seiner Klugheit spottete. Nachdem auf beiden Seiten fast alle Befehlshaber geblieben, unterlag der Zorn der Sieger der Hitze und Anstrengung des Tages; die Oestreicher, die noch lebten, folgten der Begierde des Lebens, die Schweizer, da sie zu dem Troß gekommen, der Begierde der Beute.

Dieses Ende nahm der große Tag der Sempacher Schlacht. Durch diesen Sieg, und durch einen andern bei Näfels, schwächten die Eidgenossen Oestreichs Macht so sehr, daß im J. 1389, unter Vermittelung der Reichsstädte am Bodensee, ein siebenjähriger Friede zu Stande kam, durch welchen die Schweizer alles das behielten, was sie erobert, oder was sich freiwillig an sie geschlossen hatte, Oestreich aber seine Hauptbesitzungen im Aargau und Thurgau.

Auch in den deutschen Städten weckte das Beispiel der Schweizer von Neuem die Kampflust; der alte Groll zwischen Adel und Bürgern kam wieder zum Ausbruch, besonders in Schwaben, am Rheinstrom und in der Wetterau; aber es waren hier nicht die günstigen Bergpässe, und die Städter waren auch nicht den Hirten der Schweiz gleich. Sie wurden bei mehreren Gelegenheiten geschlagen, unter anderm durch den Grafen Eberhard von Würtemberg zwischen Weil und Döffingen, und den Pfalzgrafen Ruprecht bei Worms. Da wurde im J. 1389 durch den Landfrieden zu Eger die Ruhe einigermaßen hergestellt. Es waren sehr schlimme Zeiten für Baiern Schwaben, Franken und den ganzen Oberrhein gewesen. Es verdarben mehr Leute, sagt die Chronik von Königshofen, denn vorher in vielen hundert Jahren. Die meisten Landbewohner mußten sich den ganzen Winter in den Burgen und Städten aufhalten. In manchen Gegenden fand man außer den Städten und Festen auf zehn Meilen kein Dorf und kein Haus; so war Alles durch Brand und Mord verheert.*)

Der Kaiser Wenzel hatte nicht Kraft und Ansehen genug, um zwischen Adel und Städten das kaiserliche Wort als Entscheidung geltend zu machen; dazu kam er selten, und vom Jahre 1391 sechs Jahre lang gar nicht nach Deutschland. Die Böhmen waren ebenfalls unzufrieden über ihn, denn er beging in einer gewissen leidenschaftlichen Raserei, die durch seine Neigung zum Trunke oft hervorgebracht wurde, mehrere grausame Thaten, die ihn, bei seiner übrigen Schwäche, nur noch verhaßter machten. So hatte er z. B. in einem Streite mit dem Erzbischofe von Prag den bischöflichen Vicar Johann von Pomuk aus Aerger darüber, daß der Bischof entflohen war, mit zusammengebundenen Händen und Füßen in der Nacht von der Moldaubrücke in den Fluß werfen lassen. (Später verehrten die Böhmen den Pomuk, den sie Nepomuk nennen, als einen Heiligen, und seine Standbilder zieren noch die Brücken der böhmischen Städte.) Solcher Thaten wegen wurde Wenzel von seinen eigenen Unterthanen gefangen

*) Von der Grausamkeit der Kriegführung gab der Bischof von Würzburg, Graf Gebhard von Schwarzburg, ein Beispiel. In der Schlacht bei Berchtheim gegen die Würzburger, welche die Reichsfreiheit ihrer Stadt vertheidigten, wurden 1100 getödtet und 400 gefangen genommen; die letzteren ließ er sämmtlich köpfen, hängen, ertränken oder an den Schweifen der Pferde zu Tode schleifen.

gesetzt, bis ihn sein jüngerer Bruder Johann wieder befreite. Dadurch sank sein Ansehen in Deutschland noch mehr, und im J. 1400 schritten die drei geistlichen Churfürsten endlich zu seiner Absetzung. Seine Anklage lautete also: „Das heilige römische Reich, die heilige Kirche und die ganze Christenheit sind von dem, von welchem sie Trost, Schutz und Hülfe haben sollten, vielmehr zerrissen, verringert und nachlässig regiert worden. Dieses Alles ist ihm schon oft und ohne alle Furcht vorgestellt; aber er hat weder der Kirche zum Frieden verholfen, noch kümmerte er sich wegen der vielen Fehden und Unruhen im Reich, so daß keiner weiß, wo er Recht suchen und Schutz und Sicherheit hernehmen soll. Weil demnach alle Ermahnung nichts gefruchtet, so haben die Fürsten nichts anderes schließen können, als daß er gar keine Sorge mehr für das Reich hegen wolle, und entsetzten deshalb diesen Wenzel als einen Nachlässigen und Unwürdigen hiemit des Reiches."

Am Tage darauf ward zum Könige erwählt:

72. Ruprecht von der Pfalz 1400—10.

Im folgenden Jahre wurde Wenzel, welcher im Besitze Böhmens geblieben war, von seinem Bruder Sigmund von Neuem gefangen genommen und hat neunzehn Monate zu Wien gefangen gesessen.

Ruprecht, ein thätiger ritterlicher Mann, suchte der Kaiserwürde wieder Ansehen zu verschaffen; aber die Zeiten waren schon zu sehr verworren und seine Regierung zu kurz, auch wurde er von einem Theile der Churfürsten, die ihn nicht mit gewählt hatten, nicht einmal anerkannt. Ein Zug, den er nach Italien unternahm, mißlang gleichfalls. Er starb im J. 1410, ohne etwas Erhebliches gethan zu haben, denn der wichtige Entschluß, ein allgemeines Concilium zur Ausgleichung der Spaltungen in der Christenheit zu berufen, den er im J. 1409 faßte, kam wegen seines frühen Todes nicht zur Ausführung.

In dieser, schon lange vorbereiteten, Berufung einer allgemeinen christlichen Kirchenversammlung zeigte sich die Uebermacht der Wissenschaft, die sich selbstständig hingestellt und ihren Sammelpunkt in den Universitäten gefunden hatte. Die Universitäten zu Paris, Oxford und Prag stellten ein Gutachten dahin aus: allein ein allgemeines Concilium könne die Kirchenspaltung beendigen und der Papstfei der Entscheidung eines solchen Conciliums unterworfen. Durch dieses Gutachten wurde der Kaiser, als Papstthums-Vicarius, berechtigt, die Kirche zu versammeln; denn die Kirchenversammlung zu Pisa, welche im J. 1409 von einem Theile der Kardinäle zusammenberufen war, konnte nicht als rechtmäßig anerkannt werden, weil die Kardinäle ein Recht zu solcher Berufung nicht hatten. Indeß führte diese Versammlung doch dazu, daß noch ein dritter Papst, Alexander V. gewählt und von einem Theile der Christenheit anerkannt wurde.

73. Kaiser Sigismund. 1410—37.

Es war nahe daran, daß es dem Kaiserthum erging, wie dem Papstthum, daß nämlich drei Kaiser zugleich aufstanden: der abgesetzte Wenzel, der noch immer eine Partei für sich hatte, dessen Bruder, der Churfürst Sigismund von Brandenburg, der auch durch Heirath und Wahl König von Ungarn geworden war, und ihr Vetter, der Markgraf Jodokus oder Jobst von Mähren; denn diese beiden wurden jetzt von einem Theile der deutschen Fürsten zu Königen gewählt. Jodokus starb jedoch schon im

folgenden Jahre, in einer neuen Wahl wurde Sigismund allgemein angenommen. Dieser Kaiser, in dem kräftigen Lebensalter von dreiundvierzig Jahren, war in mancher Hinsicht der vorzüglichste aus dem luxenburgischen Hause. Sein Aeußeres zeigte Majestät, verbunden mit Anmuth. Er war groß und wohlgebaut, sein Angesicht, von blondem lockigen Haare umwallt, machte ihn zu einem der schönsten Fürsten seiner Zeit. Sein Geist war lebhaft, sein Witz treffend; er konnte für einen gelehrten Fürsten gelten und redete sechs Sprachen geläufig. Er hatte etwas Biederes und Treuherziges in seinem Wesen, was ihm die Gemüther gewann, und einen redlichen Willen für das Gute. Allein mit diesen schönen Anlagen und glänzenden Eigenschaften stand seine Kraft zur That nicht auf gleicher Stufe. Er war zu wankelmüthig und unentschlossen und vermochte eine großartige Ansicht nicht kräftig festzuhalten, sondern war zufrieden, durch das nächste Mittel der Verlegenheit abzuhelfen. Darum hat er auch die großen Aufgaben der Zeit nicht bis zum Ende durchzuführen gewußt. Dazu war er der Sinnlichkeit unterthan und ein schlechter Wirth, verschwendete schnell, was er hatte, und befand sich deshalb fast fortwährend in Verlegenheit, weshalb auch bei ihm, wie bei seinen Vorgängern, der Adel für die vorgeschriebene Taxe ganz und gar feil war.

Sein nächstes Augenmerk richtete Sigismund auf die verderbliche Spaltung in der Kirche, da ein Papst in Italien, ein anderer in Frankreich, und ein dritter in Spanien seinen Sitz hatte und von da aus den Fluch über seine Gegner und die Länder aussprach, die ihnen anhingen. Es kam endlich im J. 1414 die merkwürdige Kirchenversammlung zu Kostnitz zu Stande, und nie ist wohl eine Versammlung größer und glänzender gewesen. Außer dem Papste Johann waren die drei Patriarchen von Konstantinopel, Grado und Antiochien, 29 Kardinäle, 33 Erzbischöfe, gegen 150 Bischöfe, 124 Aebte, 1800 niedere Geistliche, viele Doktoren und Meister der Wissenschaften und Künste, auch Abgeordnete der Universitäten Paris, Orleans, Oxford, Köln, Wien, Prag und anderer, ferner an 1600 Fürsten, Herren, Grafen und Ritter zugegen, sämmtlich mit mehr oder minder zahlreichem Gefolge, so daß die Zahl der Fremden bisweilen über 100,000 stieg; ja einmal sollen ihrer 150,000 mit 30,000 Pferden gezählt worden sein. Etwa dreißig verschiedene Sprachen redete diese Menge.

Von den drei Päpsten erschien nur Johann XXIII. aus Rom, der gemeinschaftlich mit Sigismund das Concilium ausgeschrieben hatte, in der Hoffnung, dasselbe werde die beiden Gegner absetzen und ihn bestätigen. Johann war nach Alexanders V. Tode gewählt, ein Mann, der durch Rohheit und Sittenlosigkeit, — er war in der Jugend Seeräuber gewesen, — allgemeines Aergerniß gab[1]). Das Concilium hatte gleich, ungeachtet des Widerspruchs der Italiener, die Absicht gefaßt, daß alle drei Päpste ihr Amt niederlegen sollten, damit das Uebel mit der Wurzel ausgerissen würde.

---

[1]) Von seiner Rohheit erzählt der Kostnitzer Canonicus Reichenthal, ein Zeitgenosse, der ein Diarium über das Concilium schrieb, folgenden Zug: Als der Papst auf den Artlenberg kam, da fiel sein Wagen um und er lag in dem Schnee unter demselben. Da kamen seine Diener und sprachen: „Heiliger Vater, gebricht Eurer Heiligkeit auch etwas?“ Da antwortete er in Latein also: „Jaceo hic in nomine diaboli.“ — Als er nun dies Land anschauet und den Bodensee und das Gebirge, dasprach er: „Sic capiuntur vulpes.“ (So fängt man die Füchse.)

Man war übereingekommen, daß erstlich nicht blos, wie bisher gewöhnlich, nur Bischöfe und Aebte, sondern auch die Doktoren der Theologie, so wie des kanonischen und bürgerlichen Rechts, eben so in äußern Angelegenheiten auch die Fürsten und ihre Gesandten, und endlich alle anwesende Priester am Stimmrecht Theil nehmen sollten; und zweitens, daß nicht einzeln, sondern nach Nationen gestimmt werde, so daß jede der vier Hauptnationen, die Deutschen, zu welchen auch die Polen und Nordländer gerechnet wurden, die Engländer, Franzosen und Italiener, jede eine Stimme hätten; — (die Spanier waren noch nicht angekommen.) Denn hätte man die einzelnen Stimmen gesammelt, so würden die Italiener, welche an Zahl die stärkeren waren, alle andern überstimmt haben. Bei den Deutschen zeigten sich, wie ein Zeitgenosse sagt, in dieser wichtigen Angelegenheit Standhaftigkeit und Ungestüm und dringendes Beharren auf ihren Forderungen; bei den Engländern Kühnheit und Scharfsinn; bei den Franzosen Großthun und die Gabe sich geltend zu machen; bei den Italienern Feinheit, List und Parteilichkeit.

Die Engländer und Deutschen waren wegen Absetzung der Päpste einig, und bald gesellten sich auch die Franzosen dazu. Johann XXIII., da er gegenwärtig war, sollte zuerst die Abdankungsurkunde unterschreiben; er suchte Auswege; endlich aber gab er nach und las am 1. März 1415 vor dem Altare knieend das Versprechen seiner Abdankung öffentlich vor. Kaiser Sigismund und alle Anwesende waren voller Freude; der Kaiser erhob sich sogar und küßte dem Papst die Füße und dankte ihm im Namen der christlichen Welt, daß er ein so herrliches Beispiel der Selbstüberwindung gegeben. Allein Johann hatte nur zum Scheine nachgegeben; schon hatte er seine Abrede mit seinem Freunde, dem Herzog Friedrich von Oestreich, genommen; dieser veranstaltete am 20. März ein großes Turnier, und als die Aufmerksamkeit Aller auf das Fest gerichtet war, entfloh der Papst als Herrenbote verkleidet, in einen grauen Mantel gehüllt, eine Armbrust auf der Schulter, in Begleitung eines kleinen Knaben, auf schlechtem Pferde nach Schafhausen, welches damals noch eine östreichische Stadt war. Der Herzog folgte ihm, und in der Nacht entwichen gleichfalls mehrere hundert italienische und östreichische Prälaten. Der Papst gedachte auch wider den Willen des Conciliums seine Gewalt fortzusetzen. Allein die versammelten Kirchenväter aus Deutschland, England und Frankreich, sammt dem Kaiser Sigismund, nahmen die Sache ernsthaft. Das Concilium erklärte unter Vorsitz des Kaisers Sigismund: „da seine Gewalt unmittelbar von Christus und über dem Papste sei, so sollten seine Beschlüsse auch ohne päpstliche Bestätigung die Kirche vereinigen und reformiren." Gegen die Entwichenen wurde mit der größten Strenge verfahren; Herzog Friedrich ward von dem Concilium in den Bann und von dem Kaiser in die Acht gethan, und auf des Letztern Befehl griff das Reichsheer unter dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg und die Schweizer des Herzogs Erbländer an und nahmen sie größtentheils weg. Das Aargau und die alte Stammveste Habsburg gewannen die Berner; die Habsburg zerfiel in Trümmer und wurde nicht wieder aufgebaut. (Erst zehn Jahre nach dieser Zeit nahm der Kaiser den Herzog wieder zu Gnaden an und gab ihm die Länder, die im Reiche gelegen waren, zurück; die Schweizer aber wollten ihre Eroberungen nicht wieder herausgeben und behielten das Aargau und andere Stücke.)

Der Papst, der des herzoglichen Schutzes beraubt war, mußte sich

wohl den Beschlüssen des Conciliums fügen; er wurde von Freiburg im Breisgau, wohin er geflohen war, nach dem Städtchen Ratolfszell, in der Nähe von Kostnitz, zurückgeführt, um hier sein Endurtheil zu vernehmen: „Daß er nämlich als ein offenbarer Verschwender der Rechte und Güter der römischen Kirche, der noch dazu die Christenheit durch seine bösen Sitten geärgert, des Papstthums entsetzt sein solle." — Johann unterwarf sich seinem Urtheil, wurde bis zum J. 1418 auf dem Schlosse zu Heidelberg und dem zu Mannheim in Verwahrung gehalten, dann wieder losgelassen und starb in demselben Jahre als Kardinal=Bischof von Frascati.

Der zweite Papst, der achtundachtzigjährige Gregor XII., der im südlichen Italien unter neapolitanischem Schutze lebte, erklärte sich gleich anfangs bereit, seine Würde niederzulegen, wenn der Friede der Kirche es fordere; er dankte demnach in diesem J. 1415 freiwillig ab und wurde Kardinal=Bischof von Porto.

Benedict XIII. aber, der sich in Spanien aufhielt, war nicht zum Nachgeben zu bewegen. Kaiser Sigismund selbst übernahm, auf Ersuchen des Conciliums, die Reise nach Spanien, um den alten Mann zu bereden; dennoch richtete er bei ihm selbst nichts aus. Aber der König Ferdinand von Arragonien, der ihm bis dahin angehangen hatte, entzog ihm seinen Schutz und nun setzte ihn das Concilium ohne weiteres ab.

So war eine Hauptabsicht der Versammlung erfüllt und die verderbliche vierzigjährige Spaltung der Kirche geendigt; man konnte nun zu der Wahl eines neuen Papstes schreiten. Aber es lag den versammelten Vätern noch eine andere große Sorge im Sinne, das war die Verbesserung der Kirche selbst. Man klagte über viele Mißbräuche, die sich eingeschlichen hatten, über Sittenverderbniß der Geistlichkeit, über das Kaufen geistlicher Stellen um Geld, dann insbesondere über die immer größer gewordenen Ansprüche des römischen Stuhles. Der Papst wollte hohe und niedere geistliche Stellen in den europäischen Ländern besetzen und schränkte dadurch die Wahlfreiheit der Kapitel, so wie die Rechte der Landesherren, ein; es sollten alle Klagen in Religionssachen vor seinen Richterstuhl nach Rom gebracht werden; er forderte viele Abgaben aus allen christlichen Ländern und so vieles andere, wodurch die hohe Würde des Papstes, als eines geistlichen Vaters, Rathgebers und Vorstehers der ganzen Christenheit, nach und nach in eine einträgliche Pfründe verwandelt war, wobei die innere Reinheit und Würde der Kirchenverfassung nothwendig leiden mußte. Solche Mißbräuche wollten die versammelten hohen Geistlichen, im Namen ihrer Nationen, abgestellt wissen, indem sie übrigens dem Papste alle schuldige Ehrfurcht, allen Gehorsam, und auch sehr viele rechtmäßige Einkünfte aus allen Ländern zusicherten. Besonders eifrig verlangten die Deutschen, und an ihrer Spitze der Kaiser, eine gründliche Kirchenverbesserung am Haupt und an den Gliedern. Allein die Italiener, welche den meisten Vortheil dabei hatten, wenn recht viel Geld aus den andern Ländern nach Rom floß, suchten diese Absichten zu hintertreiben und hielten nichts wirksamer dazu, als wenn das Concilium zuerst einen Papst wählte, welcher dann die Verhandlungen über die Kirchenverbesserung nach seinem Gefallen lenken könnte. Die Deutschen dagegen, die diese Absicht wohl merkten, forderten mit guten Gründen, daß erst nachher der neue Papst gewählt werde, von dem man als die erste Bedingung seiner Wahl die Bestätigung der neuen Kirchenverfassung fordern könne. Ihre Gründe waren triftig und gut; aber dennoch gelang es den

Italienern, die Franzosen und die indeß angekommenen Spanier auf ihre Seite zu bringen, und als auch die Engländer von ihrem Könige den Befehl erhielten, den Kardinälen beizutreten, standen die Deutschen allein und mußten endlich wohl nachgeben. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit, wie nachtheilig Sigismunds anderthalbjährige Abwesenheit auf der spanischen Reise und darauf in Frankreich und England, wohin ihn sein unruhiger Geist getrieben hatte, gewesen war; sein vorher überwiegender Einfluß auf dem Concilio war gesunken.

Der neue Papst wurde am 11. November 1417 gewählt, — es war ein Italiener, Otto von Colonna, der den Namen Martin V. annahm. Er war ein äußerst kluger Mann und wußte sehr fein meist allem auszuweichen, was die versammelte Kirche zur Einschränkung der päpstlichen Gewalt im Sinne hatte. Da erwachten die andern aus ihrem Schlummer, besonders wandten sich die Franzosen an den Kaiser Sigismund, damit er sich ernstlich der Sache annehme. Er antwortete ihnen aber: „Da wir Deutschen die Reformation verlangten, ehe ein Papst gewählt wurde, waret ihr Franzosen nicht damit zufrieden, sondern wolltet zuvor einen Papst haben. Nun habt ihr einen, wie wir, geht zu ihm und verlangt eure Kirchenverbesserung."

Der Papst, der wohl wußte, daß man Gegner trennen muß, wenn man sie besiegen will, fing an, mit den verschiedenen Nationen einzeln zu unterhandeln, weil eine jede ihre Reformationsvorschläge gemacht hatte, und daraus sind die besondern Concordate entstanden.

So war dieser große Zweck der Kirchenversammlung, die gesammten kirchlichen Einrichtungen und die Verfassung der Geistlichkeit zu verbessern, größtentheils vereitelt. Wie heilsam, wenn man mehr gethan hätte! wie viel Zwiespalt hätte dadurch für die Zukunft verhütet werden können! Man tröstete sich damit, daß von nun an regelmäßig alle zehn Jahre allgemeine Concilien sollten gehalten werden; allein, was nicht in dem rechten Augenblicke vollbracht wird, ist für alle Zeiten verloren. Die verabredeten zehnjährlichen Concilien kamen bald wieder in Vergessenheit.

Nachdem der Papst Martin seine Absichten erreicht hatte, schloß er am 22. April 1418 die Kirchenversammlung und ritt am 16. Mai in einem goldenen Meßgewande, mit weißer Inful, auf einem weißen Pferde, das mit Scharlach bedeckt war, unter einem prächtigen Traghimmel, zur Stadt hinaus. Sigismund ging voran und führte das Pferd beim Zügel, drei Fürsten, die zu den beiden Seiten und hinter dem Pferde gingen, trugen dessen Decke. — So war der Abzug und das Ende der großen Kostnitzer Kirchenversammlung, welche beinahe viertehalb Jahre gedauert hatte und von welcher so große Erwartungen für Reinigung und Wiederbelebung der christlichen Kirche gehegt waren. Man kann sagen, daß der geistige Kern der damaligen Menschheit in Kostnitz versammelt war. Und wie gering war die Ausbeute dreier so wichtiger Jahre!

74.* Johann Huß und die Hussitenkriege.

Diese Versammlung hat auch noch in einer andern Sache gerichtet und durch ihren Urtheilsspruch die wichtigsten Folgen veranlaßt.

Kaiser Karl IV. hatte im J. 1348 die Universität Prag nach dem Muster der Pariser gestiftet und sie wurde bald von Studirenden aus allen benachbarten Ländern stark besucht. Aber Karl räumte den Deutschen viele

und große Vorrechte bei denselben ein, worüber die Böhmen unzufrieden waren; und diese brachten es im J. 1409 dahin, daß der König Wenzel (in Böhmen war er noch König) den Deutschen jene Rechte wiederum nahm. Aufgebracht darüber zogen Tausende von fremden Studenten mit ihren Lehrern von Prag fort und stifteten oder vermehrten andere hohe Schulen, unter andern Leipzig, wo Markgraf Friedrich der Streitbare mit Anlegung einer Universität beschäftigt war, so wie Ingolstadt und Krakau. Johann Huß, der eifrigste und gelehrteste unter den böhmischen Lehrern, wurde nun Rektor der Universität. Er verbreitete bald Grundsätze, die von den gewöhnlichen ganz abwichen; größtentheils waren es die Lehren eines englischen Gottesgelehrten und Pfarrers, Johann Wycliff, welcher ungefähr dreißig Jahre vor Huß lebte. Dieser eiferte gegen die verdorbenen Sitten der Geistlichen und behauptete, es sei der heiligen Schrift zuwider, daß sie zeitliche Güter besäßen; auch verwarf er den Supremat des Papstes, so wie alle Mönchsorden, und redete in seinem Eifer sehr bitter über sie; die Lehre vom Fegfeuer, von der Transsubstantiation und andere Fundamentallehren der römischen Kirche focht er ebenfalls an. Und solche und ähnliche Grundsätze brachte auch Huß vor, eiferte unter anderm auch sehr heftig gegen den Ablaßhandel, und bewirkte bald dadurch, daß er als Ketzer angeklagt und vor den Richterstuhl des Papstes nach Rom gefordert wurde. Er gehorchte nicht und wurde in den Bann gethan; aber er hatte schon eine bedeutende Partei gewonnen, selbst der König Wenzel nahm ihn eine Zeitlang in Schutz, und es kam in Prag, so wie in andern Theilen Böhmens, sogar zu blutigen Händeln, bei welchen auch ein anderer Lehrer in Prag und Hussens Freund, Hieronymus, eine Rolle spielte. Jetzt wurde Huß vom Kostnitzer Concilium zur Verantwortung vorgeladen und er folgte, nachdem Sigismund, auf seines Bruders Wenzel Fürwort, ihm einen sichern Geleitsbrief ausgestellt hatte. Aber der Kaiser dachte hierein nicht, wie hundert Jahre später Karl V. gegen Luther zu Worms; er ließ es sich ausreden, daß er sein kaiserliches Wort zu halten brauche, da man ihm vorstellte: „Sein Wort dürfe dem katholischen Glauben nicht zum Nachtheil gereichen und den geistlichen Richter nicht hindern, sein Amt zu verrichten; auch mache sich einer, der den Glauben anfechte, alles Geleites selbst verlustig.“ Sigismund erlaubte, daß man den Huß gefangen nahm, und beschloß sich ferner gar nicht in die Sache zu mischen.

Man forderte von Huß den bestimmten Widerruf aller seiner Lehren, wo nicht, so müsse er als Ketzer auf dem Scheiterhaufen sterben. Er wählte das Letztere und wurde am 6. Juli 1415, so wie elf Monate nachher sein Freund Hieronymus von Prag, öffentlich in Kostnitz verbrannt. Sie starben mit einer Standhaftigkeit, die selbst von ihren Feinden bewundert wurde. Ihre Ueberreste wurden mit der Asche in den Rhein geworfen, um den Böhmen keinen Gegenstand der Verehrung zu lassen.

Die Nachricht von diesen Begebenheiten brachte ganz Prag in Bewegung und Aufruhr; die Böhmen schrieben Hussens Hinrichtung dem Hasse der Deutschen zu, und hingen nun um so mehr an seinen Grundsätzen. Ja sie gingen noch weiter; andere Lehrer setzten neue Lehren hinzu, und besonders fand Jacob von Mieß großen Anhang mit seiner Behauptung, daß das Abendmahl unter beiderlei Gestalten ausgetheilt werde müsse. Die Anhänger der neuen Lehre versammelten sich auf einem Berge, welcher nachher der Berg Tabor genannt wurde und von welchem sie selbst den Namen

Taboriten annahmen. Der König Wenzel wagte es nicht, diese Versammlungen zu stören, denn es kamen oft gegen 40,000 Menschen zusammen; und, wie es bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, sie gingen immer weiter in ihrem Eifer, je mehr ihrer wurden und je heftiger sie von dem Papste und der Kirche als Ketzer verdammt wurden. Bald zogen sie auch durch Prag im feierlichen Umgange, unter Vortragung des Kelches, und Wenzel, der sich nicht mehr sicher hielt, verließ die Stadt; er starb bald nachher im J. 1419.

Als der Zug der Hussiten eines Tages vor dem Prager Rathhause vorbei zog und jemand einen Stein herabwarf, der einen ihrer Priester traf, stürmten sie in äußerster Wuth das Rathhaus und stürzten den Bürgermeister, den Stadtrichter, drei Rathsherrn und sechs Gerichtsdiener zum Fenster hinaus, welche von dem rasenden Pöbel mit Spießen aufgefangen und ermordet wurden. Somit wurde das blutige Zeichen des Aufuhrs gegeben; unter der Anführung des Zizka, welcher auch zum Sturme des Rathhauses geführt hatte, zogen die Haufen im Lande umher und zerstörten die Klöster, peinigten die Priester und verwüsteten die Güter katholischer Herren. Dieser Johann Zizka von Troczna entwickelte ein Heerführer-Talent, wie deren wenige in der Geschichte vorkommen. Einäugig und später ganz blind, führte er seine begeisterten, aber an die strengste Kriegsordnung gewöhnten, Schaaren zum unfehlbaren Siege. Er selbst war von eiserner, unbeugsamer Gemüthsart.

Sigismund, der nach Wenzels Tode rechtmäßiger Herr von Böhmen war, forderte die Hülfe des deutschen Reiches gegen die Hussiten auf und brachte wirklich ein ansehnliches Heer zusammen; er rückte im J. 1420 in Böhmen ein und belagerte Prag. Allein Zizka schlug den Sturm tapfer ab, der König mußte einen Stillstand schließen und zog wieder zurück. — Im J. 1427 machten die deutschen Fürsten mit vier Heereshaufen einen neuen Einfall; allein der Schrecken vor den durch ihren Religionseifer fast unüberwindlich gewordenen Hussiten war schon so groß, daß die eingerückten Heere bei ihrem bloßen Anblicke in Unordnung geriethen und zurückwichen. Und eben so ging es einem neuen Heere, welches auf 100,000 Mann geschätzt wurde und im J. 1431 einrückte. Dasselbe wurde bei Riesenberg so gänzlich geschlagen, daß 10,000 Mann auf dem Platze blieben, alles Geschütz und Gepäck verloren ging, und daß der Kardinal Julian nur mit Mühe und mit Verlust seines Kardinalhutes, seiner Insignien, und der Kreuzbulle gegen die Hussiten, die er bei sich führte, sein Leben rettete. — Die Hussiten aber machten ihrerseits wiederholte Einfälle in Meißen, Sachsen, Brandenburg, Franken, Baiern und Oestreich, und ihre verwüstenden Züge waren schrecklich; es war ein Religionskrieg. Die Taboriten hatten die Lehre: wenn alle Städte der Erde bis auf fünf verbrannt seien, so beginne das neue Reich des Herrn. Jetzt sei die Zeit der Rache und Gott ein Gott des Zornes.

Nun rieth Alles zur Güte. Man gab sich Mühe einen kirchlichen Vergleich zu Stande zu bringen, und dieses gelang auch wirklich durch das im J. 1431 zu Basel versammelte Concilium. Es wurde den Hussiten die freie Lehre des apostolischen Glaubens, die Güterlosigkeit ihrer Geistlichen und der Genuß des Abendmahls unter beiden Gestalten erlaubt, jedoch so, daß die Priester das Volk fleißig belehren sollten, daß unter jeder Gestalt Christus ganz enthalten sei.

Der größte Theil des böhmischen Volkes nahm diesen Vergleich willig an, aber zwei Parteien wollten in ihrer Wuth von keiner Mäßigung und von keinem Vergleiche hören, die Taboriten und die Waisen, unter der Anführung von Procopius dem Großen und Procopius dem Kleinen. Es kam zum offenbaren Kriege zwischen ihnen und den Gemäßigten; diese aber gewannen eine große Schlacht in der Nähe von Prag, in welcher die beiden Procope umkamen, und nun erlangte endlich Sigismund, nachdem er im J. 1433 auch zu Rom die Kaiserkrone erhalten hatte, daß er auch als König von Böhmen anerkannt wurde; aber es war nur ein Jahr vor seinem Tode, denn in dem darauf folgenden Jahre 1437 starb er, 69 Jahre alt, nachdem er 51 Jahre in Ungarn und 28 Jahre in Deutschland König gewesen war, und mit ihm erlosch der luxenburgische Stamm.

Durch den Kaiser Sigismund ist die Mark Brandenburg, welche Karl IV. für das luxenburgische Haus gewonnen hatte, an den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich VI. von Hohenzollern gekommen. Schon im J. 1411 bestellte der Kaiser denselben zum bevollmächtigten Verweser und obersten Hauptmann der Mark Brandenburg, weil er, wie er sagt, „eine solche Einsicht und Tüchtigkeit bei demselben gefunden habe, daß er die Mark, die leider seit langer Zeit schwer verfallen, sicher wieder aufbringen und so regieren werde, daß Friede und gute Ordnung daraus hervorgehen würde.“ Und nachdem Friedrich diese Aufgabe mit Klugheit und Kraft vollbracht hatte, belehnte ihn Sigismund im J. 1415 „mit gutem Rathe der Mehrzahl der Churfürsten und vieler Grafen, Edeln und Getreuen der Mark Brandenburg mit der Chur- und Erzkämmererwürde erblich, mit dem Vorbehalt der Wiedereinlösung für das luxenburgische Haus um 400,000 ungarische Gulden (nach unserm Gelde 1,126,000 Thlr. Gold). Auch sollte, wenn Friedrichs Haus aussterben möchte, die Mark an das luxenburgische Haus zurückfallen. — Nachdem Sigismund von seiner großen Reise nach Spanien, Frankreich und England nach Kostnitz zurückkam, wurde am 18. April 1417 die feierliche Belehnung Friedrichs mit großer Pracht vollzogen. — So ist das Haus Hohenzollern unter die großen Reichsfürsten gekommen.

Auf ähnliche Weise erhielt Friedrich der Streitbare, Markgraf zu Meißen und Landgraf zu Thüringen, im J. 1423 für 100,000 Mark vom Kaiser Sigismund die sächsische Churwürde und den wittenbergischen Kreis, nachdem auch der Zweig des Anhaltischen Hauses, welcher Sachsen-Wittenberg und den Churhut besaß, ausgestorben war, und so gelangte das Haus der Grafen von Wettin, welches mit dem alten Sachsen in keiner Verbindung gestanden hatte, zu der Würde des sächsischen Herzogthums.

Zum Schlusse von dieses Kaisers Regierung möge noch, als Beitrag der Charakteristik jener Zeit, des Streites zwischen den Herzogen Ludwig von Baiern-Ingolstadt und Heinrich von Landshut gedacht werden. Beide waren auf der Kirchenversammlung zu Kostnitz gegenwärtig und brachten hier ihren Streit wegen der Ansprüche, die Ludwig auf seines Vetters Land machte, vor den Kaiser. Herzog Ludwig der Bärtige, — so war sein Beiname, — benahm sich sehr ungebührlich vor dem Kaiser und stieß gegen seinen Vetter sogar Schmähreden aus. Heinrich, darüber empört, eilte zu seiner Herberge, waffnete sich, ritt seinem Beleidiger bei dessen Heimkehr entgegen und stach ihn mit zwei Stichen vom Pferde, worauf er aus

Kostnitz entfloh. Im Zorne wollte ihm der Kaiser in die Acht erklären; als Ludwig aber wider Erwarten genas, verzieh ihm der Kaiser auf Fürbitten seines Schwagers, des Churfürsten Friedrich von Brandenburg. Aber Ludwig glühte desto mehr von Rache und erhob blutige Fehde gegen Heinrich, in welcher Franken, Baiern und Schwaben durch Mord und Brand verheert wurden, denn beide hatten viele Bundesgenossen geworben. Aber Heinrich behielt die Oberhand und der niederbaiersche Adel, der von ihm, als seinen Lehnsherrn abgefallen war, demüthigte sich wieder vor ihm. Nur das Haupt dieses Adels, Kaspar der Törringer, blieb ungebeugt und kam jetzt auf den Gedanken, den Herzog Heinrich vor den Freistuhl der westphälischen Feme zu laden. So groß war das Ansehen dieses Gerichtes, daß Heinrich, begleitet von seinem Schwager, dem Churfürsten von Brandenburg nach Westphalen ritt. Aber zur Stunde der Feme fehlte Kaspar der Törringer. Da ward er als falscher Kläger selbst zum Stricke verdammt und die Burg Törring, bei Salzburg, dem Erdboden gleich gemacht. Churfürst Friedrich und Herzog Heinrich ließen sich zu Wissenden der Feme aufnehmen.

VI. Die Kaiser aus dem östreichischen Hause. 1438—1806.

75. Kaiser Albrecht 1438—39.

Nach Sigismunds Tode wählten die Fürsten im J. 1438 einen Kaiser aus dem östreichischen Hause, und dasselbe ist von nun an mit einer einzigen kurzen Unterbrechung, 368 Jahre lang auf dem alten Throne der Deutschen geblieben. Albrecht von Oestreich, der als Schwiegersohn des unbeerbten Kaisers Sigismund zugleich König von Böhmen und von Ungarn geworden war, war ein sehr wohldenkender, ausgezeichneter Fürst und würde sicher recht viel Gutes für das Reich gestiftet haben, wie er denn z. B. schon den Gedanken eines ewigen gebotenen Landfriedens gefaßt hatte; aber schon im zweiten Jahre seiner Regierung, da er eben einen Zug gegen die Türken gemacht hatte, starb er auf dem Rückwege. Fast kein König ist von Hohen und Niedern, von Reichen und Armen, so betrauert worden, als Albrecht.

Noch unter dem Kaiser Sigismund war im J. 1431 das schon erwähnte neue Concilium zu Basel versammelt worden, um das zu Kostnitz angefangene Werk der Kirchenverbesserung fortzuführen. Allein das Concilium gerieth bald in sehr verwickelte Streitigkeiten mit dem Papst Eugen IV., über den dasselbe sogar die Absetzung aussprach und welchem es den Herzog Amadeus von Savoyen als Papst Felix V. entgegenstellte. Daß eine allgemeine Kirchenversammlung über dem Papste und die erste gesetzgebende Gewalt in der Kirche sei, dieser Grundsatz wurde zu Basel, wie früher zu Kostnitz, auf das feierlichste festgehalten. Die Deutschen mischten sich eine Zeitlang nicht in den Streit; endlich aber nahmen sie die Hauptbeschlüsse der Baseler Kirchenversammlung auf einem Fürstentage zu Mainz im J. 1439 durch ein förmliches Instrument an. Von den Reichsständen waren die drei geistlichen Churfürsten in Person zugegen, von dem Kaiser und den übrigen die Gesandten; ferner ein Gesandter des Königs von Frankreich und der Könige von Castilien, Arragonien und Portugal, um mit den Deutschen zusammen die Ordnung zu berathen. Von Seiten des Conciliums war der Patriarch von Aquileja zugegen.

Unter den Beschlüssen, welche hier angenommen wurden, waren solche, wodurch die bisherigen päpstlichen Rechte sehr eingeschränkt wurden. Statt der beträchtlichen Geldsummen, welche von allen höheren geistlichen Stellen jährlich nach Rom flossen [1]), sollte dem Papste ein bestimmter Unterhalt (Provisio) festgesetzt werden, und die deutschen Fürsten bewilligten fürs Erste dazu, „als freiwillige Beihülfe," den achten Theil dessen, was sonst bei einer Erledigung der geistlichen Stellen an die päpstliche Kammer gezahlt worden war. — Ebenfalls sollte der Papst künftig, außer dem Kirchenstaate, keine geistlichen Stellen besetzen, sondern die freien Wahlen der Kapitel sollte hergestellt werden. — Endlich hatte das Concilium auch über die Papstwahl und die Anzahl und Eigenschaften der Kardinäle Bestimmungen getroffen, wobei vorzüglich der Grundsatz aufgestellt war, daß nach Verhältniß aus allen Völkern eine gleiche Anzahl von Kardinälen den Papst umgeben sollte, welche, mit der Eigenthümlichkeit jedes Volkes bekannt, in dem einzelnen Falle den rechten Standpunkt der Beurtheilung anzugeben wüßten; „damit, wie sich das Concilium ausdrückt, die Kardinäle, so wie dem Namen, so auch der That nach, die Angeln (cardines) seien, auf welchen die Thore der allgemeinen Kirche ruhen und sich drehen können." Es wurde schon damals für ein wesentliches Hinderniß der Zufriedenheit der Völker mit der Kirchenverfassung gehalten, daß bei weitem die Mehrzahl der Kardinäle, die doch „des Papstes Rathgeber in der Leitung der christlichen Republik sein sollten," aus Italienern bestand. Man fühlte, daß das Papstthum, um eine die ganze christliche Welt umfassende Macht zu bleiben, eine neue Gestalt annehmen und durch thätige Theilnahme aller Nationen sich wieder beleben müsse.

Diese und andere Bestimmungen, welche der deutschen Kirche bedeutende Rechte und eine große Selbstständigkeit geben konnten, wurden von Albrechts Vetter und Nachfolger, dem Herzoge Friedrich von Oestreich, der ihm durch die Wahl der Fürsten als:

76. Kaiser Friedrich III. 1440—93.

folgte, durch die Wiener Concordate (früherhin fälschlich die Aschaffenburger Concordate genannt) mit dem Papst Nicolaus V., im J. 1448, zum großen Theile wieder aufgegeben; und das Baseler Concilium ging in demselben Jahre, ohne seine ursprüngliche Absicht erreicht zu haben, auseinander, nachdem dasselbe siebzehn Jahre versammelt gewesen war. Der Gedanke einer Kirchenverbesserung und Beschränkung des Papstthums durch eine vertretende Verfassung der Kirche, welche über demselben stehen sollte, ein Gedanke, für welchen ein halbes Jahrhundert gekämpft hatte, war damit zu Grabe getragen. Der Gegenpapst Felix V. legte freiwillig seine Würde nieder. Der Mann, welcher diese Wendung der kirchlichen Angelegenheiten vor Allen bewirkt hat, war der ehemalige Geheimschreiber Kaiser Friedrichs, Aeneas Sylvius, aus dem Hause Piccolomini in Siena, einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit. Früherhin war er selbst Geheimschreiber des Baseler Conciliums und der eifrigste Verfechter der Rechte der Concilien gewesen; als er aber für sein ehrgeiziges Streben eine glänzendere Laufbahn vor sich sah, wenn er sich dem römischen Stuhle eng anschlösse

1) Kaiser Maximilian I. behauptete später noch, der Papst ziehe ein hundertmal größeres Einkommen aus dem deutschen Reiche, als der Kaiser.

und das päpstliche Ansehen gegen die demselben drohende Gefahr vertheidigte, trat er selbst in den geistlichen Stand und wußte seinen Kaiser, so wie auch mehrere deutsche Fürsten, sehr geschickt zu Gunsten des Papstes zu leiten. (Er selbst wurde im J. 1458 Papst, unter dem Namen Pius II., starb aber schon nach kurzer Regierung im J. 1464.)

Der Kaiser Friedrich war ein gutgesinnter, nur allzu friedlicher und ruhiger Herr, dessen lange Regierung wenig rühmliches für Deutschland enthält. Seine Zeitgenossen haben ihn abgebildet, wie er Edelsteine auf einer Goldwage abwägt oder den Himmelsglobus in der Hand sich mit ein paar Gelehrten über den Stand der Gestirne bespricht. Allein in den Lauf der Geschäfte mochte er nicht mit kräftiger Hand eingreifen; wenn man ihm Mißbräuche vorhielt, so meinte er, es möge wohl nirgends ganz gleich und recht hergehen; wenn gehandelt werden sollte, so glaubte er oft, es werde sich schon alles von selbst zurechtfinden. Zu seinen eigenen Angelegenheiten verhielt er sich fast wie ein Beobachter; er sah gern in den Dingen das Allgemeine, Beherrschende, welches allerdings oft die Abweichungen wieder herstellt. Allein zu solcher zur Unthätigkeit verleitenden Seelenruhe waren die Verhältnisse der Zeit zu dringend.

Von Osten her rückte eine große Gefahr dem Reiche immer näher, ohne daß dagegen ernsthafte Vorkehrungen gemacht wären; das war die Gefahr vor den Türken. Diese eroberten am 29. Mai 1453 Konstantinopel und machten dem griechischen Kaiserthume ein Ende, nachdem es fast tausend Jahre länger bestanden hatte, als das Reich der Römer im Abendlande. Darauf drangen sie immer weiter gegen die Donau vor und es war nahe daran, daß sie auch Ungarn eroberten. Friedrich, so wie der Papst, redeten viel von einem Kreuzzuge gegen sie; aber die Zeiten der Begeisterung waren vorüber und Niemand ließ sich das Kreuz anheften. Daß wenigstens noch etwas gegen die Feinde des christlichen Namens geschah, war allein das Verdienst des Papstes Calixt III. Dieser ließ auf eigene Kosten eine Flotte von sechzehn Galeeren ausrüsten und schonte dabei selbst der Kostbarkeiten seines Schatzes nicht; und sein Legat, der Franziskanermönch Johannes Capistranus aus dem Neapolitanischen, ein 65jähriger Mann, an Körpergestalt und an Feuer der Beredsamkeit Peter dem Einsiedler, dem Prediger des ersten Kreuzzuges, gleich, hatte wenigstens einige Tausend armer Bürger, Bauern und Mönche mit heiligem Eifer für die Sache der Christenheit zu erfüllen gewußt und erschien mit ihnen im Jahr 1456, in dem gefährlichsten Augenblicke, da der Sultan Muhamed II. mit 160,000 Mann die Festung Belgrad belagerte. Wenn diese Festung fiel, so war Ungarn verloren und der Weg nach Wien den Türken eröffnet; denn der junge König Ladislaus von Ungarn sowohl, als der Kaiser Friedrich und die deutschen Fürsten, waren nicht gerüstet und rathschlagten, statt zu handeln. Da schlug Capistran zuerst mit seiner kaum nothdürftig mit Spießen, Dreschflegeln und Heugabeln ausgerüsteten Schaar, die er auf Kähne gebracht hatte, die türkische Flotte auf der Donau, die Belgrad einschloß, und warf sich in die Stadt. Auch der Ungarische Feldherr, Johannes Hunnyades Corvinus, hatte einige Mannschaft zusammengebracht und schlug mit den Kreuzfahrern die wüthenden Stürme der Türken zurück. Aber deren wohlverschanztes Lager selbst anzugreifen wagte er nicht und verbot sogar bei Todesstrafe jeden Ausfall. Allein der feurige Muth der Kreuzfahrer ließ sich nicht zurückhalten, und Capistran selbst,

als er dieses sah, stellte sich, einen Stab in der einen und ein Crucifix in der andern Hand, an ihre Spitze, erstürmte drei türkische Schanzen nach einander, und nun fiel auch Hunnyades mit der Reiterei den fliehenden Türken in den Rücken. Ihr Lager wurde nach einem schrecklichen Kampfe erstürmt, alles Geschütz und eine unermeßliche Beute gewonnen, und Mohamed selbst floh verwundet mit den Ueberbleibseln seines Heeres aus Ungarn. Ueber 20,000 Türken bedeckten das Schlachtfeld und des Sultans Macht war auf viele Jahre gelähmt. Diese Rettung verdankte die Christenheit dem Heldenmuthe eines Mönches und der Tapferkeit eines ungarischen Edelmanns, während die Könige und Fürsten unthätig, oder mit kleinlichen Händeln beschäftigt waren. Wäre der Sieg mit gemeinsamen Kräften rasch verfolgt worden, so konnte die ganze türkische Macht über den Haufen geworfen werden; aber es geschah nichts, und die beiden Helden, welche noch etwas hätten ausrichten können, starben noch in demselben Jahre 1456, erschöpft von den übermenschlichen Anstrengungen, an den bösen Seuchen, welche die Menge der Leichname erzeugt hatte.

Den Sohn des Johannes Corvinus, Matthias, erwählten die Ungarn zu ihrem Könige, als der nachgelassene Sohn Kaiser Albrechts II., Ladislaus Posthumus, im J. 1457 ohne Erben starb; sie wollten keinen aus den östreichischen Fürsten zum Könige haben. Auch die Böhmen wählten einen einheimischen Edelmann, Georg Podiebrad, und so sah sich das östreichische Haus für einige Zeit wieder aus dem Besitze beider Länder verdrängt. „Sonderbar," ruft Aeneas Sylvius in seiner böhmischen Geschichte aus, „daß diese beiden Reiche von den edelsten Fürstenhäusern an gemeine Edelleute gekommen sind!"

In Deutschland waren unterdeß unzählige Händel und Fehden, ein jeder dachte nur an seine Privatstreitigkeiten oder verfolgte seinen besondern Vortheil; und wenn ein Reichstag zur Beschließung eines Türkenzuges ausgeschrieben war, so stritt man Monate lang darüber, wie viel ein jeder an Geld und Mannschaft geben sollte, und verschob am Ende die ganze Sache auf das nächste Jahr. Ueberhaupt wurde auf den deutschen Reichstagen wenig Ersprießliches ausgemacht. Der Kaiser und die Fürsten erschienen meistentheils nicht mehr selbst, sondern schickten ihre Gesandten, und diese waren nur darauf bedacht, dem Vortheile ihrer Herren nichts zu vergeben. Sehr häufig wurden solche geschickt, die in dem römischen Rechte, welches jetzt fleißig studirt wurde, wohl erfahren waren[1]); diese kamen mit fein ausgesponnener Rede und hatten hundert Gründe, mit denen sie bewiesen, daß ihrem Fürsten oder ihrer Reichsstadt zu viel von der Last des Ganzen aufgebürdet werde. Man stritt darum, wer am wenigsten

---

[1]) Das Studium des alten römischen Rechtes wurde durch einen Deutschen von Geburt, Irnerius oder Werner, der im J. 1128 einen Lehrstuhl desselben zu Bologna errichtete, ganz vorzüglich befördert. Von nun an wanderten jährlich Tausende aus allen Ländern nach Bologna, dieses Recht kennen zu lernen, welches in dem Laufe vieler Jahrhunderte durch den Scharfsinn des römischen Volkes in der That zu solcher Feinheit und Gründlichkeit ausgebildet war, daß kein Volk jemals eine vollkommnere Rechtsordnung hervorgebracht hat. Dadurch hat sich dieses Recht, obgleich in alter Zeit und in einem fremden Lande entstanden, nach und nach des ersten Platzes in der Rechtswissenschaft bemächtigt; ja es hat den Eingang in das bürgerliche Leben der europäischen Völker gefunden und die alten einheimischen, aus diesen Völkern selbst hervorgegangenen, Rechtsgewohnheiten verdrängt.

für das Wohl des Vaterlandes beizutragen brauche, und darüber konnte wohl nie das Rechte und Große zu Stande kommen. Auch fing das Uebel schon an, daß man nicht von Mund zu Mund mit einander redete, einfach, kurz und kräftig, sondern in weitläuftigen Schriften und Gegenschriften; an die Stelle der lebendigen Rede trat der todte Buchstabe. Und wenn man endlich glaubte, daß eine Sache zur Entscheidung gedrängt sei, so trat vielleicht ein Gesandter mit der Entschuldigung auf, daß er keine Verhaltungsbefehle mehr habe; und mit der Einholung neuer gingen wiederum Monate verloren. So kam es, daß von nun an fast auf keinem Reichstage ein fester und bündiger Schluß gefaßt wurde, sondern immer verschob man den Ernst der Entscheidung auf eine neue Versammlung, und diese machte wieder eine neue nöthig. — Wie anders war es und besser, als noch die Fürsten selber freien Angesichts einander gegenüber standen und in einer Stunde herzlicher Unteredung mehr entschieden wurde, als später in Wochen und Monaten!

Auch dadurch hatte sich die Gestalt der Reichstage sehr verändert, daß statt der Gleichberechtigten, welche ehemals auf denselben versammelt waren, nun drei Abstufungen sich zu bilden angefangen hatten, die Churfürsten, Fürsten und Städte. Die ersteren hatten durch die goldene Bulle bedeutende Vorrechte erhalten und sonderten sich von den Fürsten und Städten ab; die letzteren aber hatten lange Zeit nur eine berathende, keine mitentscheidende Stimme. Dieses alles konnte die Einigkeit des Reiches nicht fördern.

Auch der Kaiser konnte den Ernst in die öffentlichen Angelegenheiten nicht bringen; kaum konnte er sein Ansehen bei seinen eigenen Unterthanen behaupten. Der östreichische Adel erkühnte sich, seinem Landesherrn Fehdebriefe zuzuschicken; selbst die Stadt Wien empörte sich gegen ihn, und sein Bruder Albrecht hatte seine Freude an diesem Unfug und schürte das Feuer immer stärker an. Es kam so weit, daß Kaiser Friedrich, mit seiner Gemahlin und seinem vierjährigen Sohne Maximilian im Jahre 1462 von seinen Unterthanen in der Burg zu Wien belagert wurde. Ein Holz- und Pferdehändler, Holzer mit Namen, hatte sich an die Spitze der Aufrührer gestellt und sich zum Bürgermeister machen lassen, und Herzog Albrecht kam selbst nach Wien, die Belagerung der Burg zu leiten; es ward ein Graben um dieselbe gezogen und man beschoß sie.

Der Kaiser zeigte sich diesmal standhaft und entschlossen, er munterte seine kleine Besatzung von vierhundert Mann zur tapfersten Gegenwehr auf und rief laut von der Mauer; „Diesen Ort wolle er vertheidigen, bis er sein Gottesacker werde.“

Solche Schmach ihres Kaisers konnten die deutschen Fürsten doch nicht gleichgültig ansehen, sie sammelten sich, ihn zu befreien; am schnellsten war der König Georg Podiebrad von Böhmen mit seiner Hülfe zur Stelle, machte den Kaiser frei und vermittelte den Frieden zwischen ihm und seinem Bruder. Doch mußte der Kaiser dem letzteren Niederösterreich und Wien auf acht Jahre abtreten. Albrecht starb indeß schon im folgenden Jahre, nachdem er noch an dem Bürgermeister Holzer, der auch ihn wieder an den Kaiser verrathen wollte, die verdiente Strafe geübt hatte; Holzer wurde lebendig geviertheilt.

Im deutschen Reiche wurde des Kaisers Stimme eben so wenig gehört, als in seinen Erbländern; kein Wunder, da der Kaiser siebenund-

zwanzig Jahre lang, von 1444—71, nie im Reiche gesehen worden ist! — Friedrich der Siegreiche, Pfalzgraf am Rheine, der die Pfalz durch glückliche Waffen um den dritten Theil vermehrte, durfte an seinem Schlosse zu Heidelberg einen festen Thurm bauen, den er „Trutz Kaiser" nannte, als Friedrich die Reichsacht gegen ihn aussprach. Eben dieser Pfalzgraf wagte es, den Erzbischof Diether von Mainz, das Haupt derjenigen Partei in Deutschland, welche des Papstes Rechte einzuschränken suchte, öffentlich in seinen Schutz zu nehmen, als Papst Pius gegen denselben Absetzung und Bann ausgesprochen hatte. Kaiser Friedrich dagegen wollte den Spruch des Papstes zur Ausführung bringen und trug dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, welcher an der Idee des Reiches festhielt und das alte Ansehen der beiden Hauptgewalten, des Kaisers und Papstes, zu erhalten strebte, und dem Graf Ulrich von Würtemberg, als kaiserlichen Hauptleuten, den Reichskrieg gegen den Pfalzgrafen und seine Bundesgenossen auf. Allein beiden Hauptleuten ging es nicht glücklich. Das Heer des Würtembergers wurde im J. 1462 bei dem Dorfe Seckenheim vom Pfalzgrafen gänzlich in die Flucht geschlagen und Ulrich selbst mit dem Markgrafen von Baden gefangen genommen; und in demselben Jahre schlug auch der Bundesgenosse des Pfalzgrafen, Herzog Ludwig von Baiern, den Albrecht von Brandenburg bei Giengen in Schwaben ebenso entscheidend und erbeutete die kaiserliche Hauptfahne. Gleichwohl unterwarf sich nachher der Erzbischof Diether freiwillig dem päpstlichen Spruche und trat das Erzbisthum dem vom Papste ernannten Adolf von Nassau ab; und so siegten doch noch einmal die alten Auctoritäten des Reiches und der Kirche in endlicher Entscheidung.

Eine andere berühmte Fehde unter Friedrichs Regierung war die vieler Fürsten und Herren, unter Anführung des schon genannten Markgrafen Albrecht von Brandenburg, des würdigen Stammvaters des kriegerischen Brandenburgschen Hauses, der wegen seiner Stärke und Schönheit und wegen seiner vielen ritterlichen Thaten der deutsche Achilles genannt wurde, gegen die Stadt Nürnberg in Franken. Nürnberg war damals eine der blühendsten und mächtigsten Städte in ganz Deutschland; der alte Haß zwischen den freien Bürgern und den Rittern brach im J. 1449 zu einer großen Fehde aus. Siebzehn der größten Fürsten des Reiches, Chur-Brandenburg, Chur-Mainz, Wilhelm von Sachsen, Otto von Baiern, Albrecht von Oestreich, u. s. w. sagten der Stadt die Fehde an. Dagegen hielten es zweiundsiebzig Städte mit Nürnberg, und auch die Schweizer schickten 800 Mann. Der verheerende Krieg, der vorzüglich das Landvolk traf, — zweihundert Dörfer wurden niedergebrannt, — dauerte sieben Jahre. Achtmal siegte der Adel; aber im März 1456 wurde das Heer des Markgrafen bei Pillereut, an den Fischteichen der Stadt, gänzlich geschlagen; den Sieg entschieden vorzüglich die Schweizer; und der Markgraf, der nun sah, daß selbst Fürstengewalt gegen die festen Mauern und die Reichthümer der Städte nicht zu bestehen vermöge, machte gern Frieden mit Nürnberg[1]).

[1]) Die Fehde ist von Hans Rosenplüt, genannt der Schnepperer, einem Wappenmaler in Nürnberg, besungen in einem Gedichte: „der Nürnberger Krieg." Der kriegerische, kühne Geist der Reichstädter spricht sich darin lebendig aus, und an Spott über die Flucht der Fürsten fehlt es auch nicht. — Ein niederdeutsches Gedicht jener Zeit erzählt die merkwürdig Soester Fehde im Jahr 1444, da der Erzbischof Dietrich von Köln mit 70,000 Mann, worunter sogar

Das Fehdewesen tobte unter Friedrichs Regierung noch so gewaltig, daß selbst die niederen Stände davon ergriffen wurden. So schickten im J. 1471 die Schuhknechte in Leipzig der dortigen Universität einen Fehdebrief zu; ferner die Bäcker des Pfalzgrafen Ludwig und die des Markgrafen von Baden mehreren Reichsstädten in Schwaben; und dergleichen mehr. — Doch das Uebermaß sollte bald auch die Hülfe hervorrufen, welche in der Entwickelung der Zeiten das Recht an die Stelle der Gewalt bringen mußte.

77. Oestreichs Verbindung mit Burgund.

Das Wichtigste in Friedrichs ganzer Regierung ist die Verbindung, die er mit dem burgundischen Hause knüpfte und die den Grund zu der Größe Oestreichs gelegt hat.

Der Herzog von Burgund, Karl der Kühne, war einer der reichsten und angesehensten Fürsten seiner Zeit. Er herrschte über die schönen Länder, welche an den Ausflüssen des Rheines und der Schelde liegen und mit dem gemeinschaftlichen Namen der Niederlande benannt werden, und ferner über die Freigrafschaft und das Herzogthum Burgund. Diese Länder waren unter den vier Fürsten des im J. 1363 gestifteten neuburgundischen Hauses durch Heirath, Erbschaft und Eroberungen zusammengekommen. Sie blüheten durch ausgedehnten Handel, den die zum hanseatischen Bunde gehörenden flandrischen Städte, bei dem Sinken der nordhanseatischen Städte an der Ostsee, an sich gebracht hatten. England war noch so in der Betriebsamkeit zurück, daß es seine Wolle in den Niederlanden verarbeiten ließ. Karl der Kühne konnte der glückliche Fürst eines so schönen Landes sein; sein stolzer, hochstrebender Sinn stand jedoch nach größeren Dingen, vielleicht gar nach der Kaiserkrone, und deshalb sah er es gern, als Kaiser Friedrich III. seinen Sohn Maximilian mit seiner einzigen Tochter Maria, welche einst die Erbin der burgundischen Länder wurde, zu vermählen wünschte. Als er aber merkte, daß der Kaiser die Nachfolge im Reiche nicht zum Opfer bringen werde, verlangte er von ihm wenigstens den Königsnamen, gleichwie frühere Kaiser auch die Herzöge von Böhmen, als Lehnsfürsten des Reiches, zu Königen gemacht hatten. Zu der Verhandlung hierüber verabredeten beide eine Zusammenkunft nach Trier, im J. 1473. Der reiche Herzog erschien mit mehr als kaiserlicher Pracht, und Friedrich, welcher bei der Unordnung in seinen Erbländern fast immer Mangel litt, erschien neben ihm in gar ärmlicher Gestalt. Das mochte ihn verdrießen; vielleicht mißfiel ihm überhaupt der stolze Sinn und das anmaßende Betragen des Herzogs; denn so sicher hielt dieser sich der Königswürde, daß er die Kleinodien zu seiner Krönung mit sich gebracht hatte und schon Anstalten zu dem großen Feste machen ließ. Wie mußte er entrüstet sein, als der Kaiser plötzlich, ohne ihn gekrönt zu haben, ja ohne Abschied zu nehmen, von Trier wieder abzog, mit der kalten Entschuldigung, daß seine Gegenwart in Köln, wegen der Uneinigkeit des Erzbischofs und seines Kapitels, dringend nöthig sei. Voll Zorn und keinesweges zu der Heirath mit dem östreichischen Hause geneigt, verließ der Herzog gleichfalls Trier.

Hussitische Söldner waren, die Stadt Soest angriff, aber am Ende mit Schimpf abziehen mußte.

Dennoch war diese Zusammenkunft nicht ohne Folgen. Karl hatte bei dieser Gelegenheit den jungen, ritterlichen Kaisersohn, der in allen Leibesübungen ein Meister war, lieb gewonnen und entwarf bei seiner Rückkunft das Bild desselben seiner Tochter mit den schönsten Farben; und ihr prägte es sich so tief in das Herz, daß sie, ohne Maximilian gesehen zu haben, von dieser Zeit an eine stille Neigung für ihn hegte.

Der Streit des Erzbischofs Ruprecht von Köln mit seinem Domkapitel war zu solcher Höhe gediehen, daß dieses seinen Sitz in der Stadt Neuß genommen hatte und ihm offenbar widerstand. Der Erzbischof suchte Hülfe bei Karl dem Kühnen, und dieser, der solche Gelegenheit recht gern ergriff und sich vielleicht schon im Geiste als Fürsten des Rheinstromes betrachtete, rückte mit einem Heere von 60,000 Mann vor Neuß. Die Stadt aber vertheidigte sich mit äußerster Tapferkeit und großem Ruhme; elf Monate lag der Herzog davor, machte sechsundfunzig vergebliche Stürme und verlor über 15,000 Menschen, und endlich, als Kaiser Friedrich mit einem Reichsheer zum Entsatze der Stadt heranzog und Karl selbst durch neunmaliges Stürmen an einem Tage nichts hatte ausrichten können, mußte er noch zufrieden sein, durch Vermittelung des päpstlichen Legaten einen Vergleich zu schließen, welcher ihm, wenn auch keinen Vortheil, doch wenigstens keine Unehre brachte. Neuß ward ihm übergeben, aber nur zum Scheine; denn noch an demselben Tage zog er wieder aus und gab die Stadt in die Hände des päpstlichen Legaten, der sie bis zu ausgemachter Sache zwischen dem Erzbischof und dem Kapitel bewahren sollte. Die Hauptsache für Friedrich war aber, daß in einem geheimen Artikel des Friedens die Heirath Maximilians mit Maria verabredet wurde, in dessen Folge auch Maria wahrscheinlich den Brief und den Verlobungsring an Maximilian schickte, die später die Heirath entschieden.

Der unruhige Herzog wandte sich bald darauf gegen den Herzog Renatus von Lothringen, dessen Land er gern mit dem seinigen vereinigt hätte. Er eroberte die Hauptstadt Nancy, ließ sich dort huldigen und wollte nun seine Waffen gegen die Schweizer kehren, damit sein Reich von den Quellen des Rheines bis nach seiner Mündung mächtig hinabliefe. Vergebens stellten ihm die Schweizer vor, daß ihr ganzes Land nicht so viel werth sei, als das Geschirr seiner Pferde; er fiel in die Schweiz ein und hielt sich des Sieges schon so gewiß, daß er die schweizerische Besatzung von Granson, welches er eingenommen, an den Bäumen aufknüpfen ließ. Da rückten ihm die Schweizer entgegen und nahmen schwere Rache für die That; obgleich dreimal geringer an Zahl, schlugen sie sein Heer bei Granson in blutiger Schlacht und erbeuteten sein ganzes mit Kriegszeug und unermeßlichen Schätzen [1]) angefülltes Lager. Er selbst floh, nur von fünf

1) Um von den Reichthümern des stolzen Herzogs ein Bild zu geben, werde hier das Hauptsächlichste von der Beute der Schweizer genannt. In seinem Zelte, welches von außen mit Wappenschilden von Gold mit Perlen umhängt war, fanden sie den goldenen Stuhl, auf welchem er bei feierlicher Gelegenheit saß, seinen herzoglichen Hut, von gelbem Sammet, mit den kostbarsten Edelsteinen und Perlen besetzt, (Jacob Fugger erstand ihn für 4500 Goldgulden,) das goldene Vließ, den Orden, welchen sein Vater gestiftet, das Hauptsiegel von Burgund, ein Pfund an Golde schwer, den goldenen Rosenkranz seines Vaters, der Edelsteine statt der Kugeln hatte, Reliquienkästchen, ein kostbares Gebetbuch u. s. w. Der Speisesaal war angefüllt mit goldenen und silbernen Pokalen, Schüsseln und Tellern, und vierhundert Reisekisten enthielten die kostbarsten Gold-, Silber-

Gefährten begleitet, vom Schlachtfelde. Voll Zornes rüstete er ein neues Heer von 60,000 Mann und zog in demselben Jahr 1476 noch einmal gegen sie. Bei Murten trafen die Heere aufeinander. Hans von Hallwyl, der die Eidgenossen führte, ließ sie vor der Schlacht knieend ihr Gebet verrichten, wie ihre Väter zu thun gewohnt waren; und während sie beteten, öffnete sich das Gewölk, welches bis dahin den Himmel mit grauer Decke überzogen hatte, und ein heller Sonnenschein fiel auf die Betenden. Er erschien ihnen als ein Bote des Himmels und als ein sicheres Unterpfand des Sieges, und mit solcher Zuversicht griffen sie den Feind an, daß er nicht zu widerstehen vermochte. Bald bedeckten 20,000 erschlagene Burgunder das Schlachtfeld. Ihre Gebeine wurden gesammelt und in dem Beinhause bei Murten aufbewahrt, mit der Ueberschrift: „Dieses Denkmal hat das Kriegsheer des mächtigen Herzogs von Burgund hinterlassen."

Im folgenden Jahre 1477, an einem kalten Wintertage, es war der 5. Januar, kam es zu einer blutigen Schlacht bei Nancy, in welcher der kriegerische Herzog endlich seines Lebens Ziel fand. Das vereinigte Heer der Lothringer und Schweizer schlug das seinige gänzlich in die Flucht; und er selbst, der sich im Getümmel der Schlacht verloren hatte, nachdem er ritterlich, seines Stammes würdig, gekämpft, wurde erst spät am andern Tage, fast unkenntlich, unter den Erschlagenen gefunden.

Sein Tod gab dem schlauen französischen Könige Ludwig XI. Hoffnung, neue, herrliche Länder zu erwerben; er wandte alle Mittel an, die burgundische Erbtochter Maria für seinen ältesten Sohn zu gewinnen; allein die Niederländer hatten einen heftigen Widerwillen gegen alles Französische; und als nun Kaiser Friedrichs Gesandte kamen und zu Aller Erstaunen einen eigenhändigen Brief und einen Ring vorzeigten, welche Maria dem Erzherzog Maximilian geschickt hatte, freute sich das Volk, und Maria erklärte offen und frei: „Ihn habe sie sich in ihrem Gemüthe auserkoren, ihn wolle sie auch zum Gemahle haben und keinen andern." Darauf machte sich der achtzehnjährige Maximilian selbst auf den Weg nach den Niederlanden und zog am 18. Aug. 1477 in Gent ein. Als Maria ihn in seiner jugendlichen Schönheit und hohen kräftigen Gestalt vor sich sah, sprach sie mit Thränen in den Augen: „Willkommen sei mir das edelste deutsche Blut, das ich nun mit Freuden bei mir sehe!" — Die Vermählung ward vollzogen und die leider nur zu kurze Ehe der beiden hochherzigen Wesen war eine der glücklichsten, die je auf Thronen geschlossen worden sind. Maximilian fand auch bald Gelegenheit, seine Tapferkeit und seine Einsicht den neuen Unterthanen in den Kämpfen gegen den französischen König zu bewähren; denn dieser, der den jungen Fürsten für einen unbedeutenden Gegner hielt und auf seine Uebermacht vertraute, hatte verschiedene Theile des burgundischen Landes mit Gewalt der Waffen an sich gerissen. Maximilian aber bot ihm tapfer die Spitze, schlug den habsüchtigen Feind bei Guinegast im Jahre

---

und Seidenstoffe, welche die Sieger für wenige Groschen verkauften. Das Gold wurde mit Hüten vertheilt. Der größte von des Herzogs Edelsteinen, einer halben Wallnuß an Größe gleich, dessen Werth von ihm einer Provinz gleich geschätzt wurde, wurde von einem Schweizer auf der Landstraße gefunden und für einen Gulden verkauft. Papst Julius II. erhandelte ihn später von den Bernern für 20,000 Dukaten, und noch glänzt er als erster Edelstein in der päpstlichen Krone. Ein zweiter im Lager erbeuteter Edelstein des Herzogs findet sich in der französischen Krone, und ein dritter in der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien.

1479, und würde ihm sicher alle Theile der burgundischen Herrschaft wieder abgenommen haben, wenn nicht im J. 1482 seine geliebte Gattin Maria, an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde auf der Reiherbeize, gestorben wäre. Da erkaltete der Eifer der Niederländer zu dem langwierigen Kriege und Maximilian mußte das eigentliche Herzogthum Burgund in den Händen der Franzosen lassen.

78. Kaiser Friedrichs letzte Lebensjahre.

In diesen Kämpfen konnte der Kaiser Friedrich dem Sohne keine Unterstützung gewähren; er war in seinen eigenen Erbländern hart bedrängt, theils durch die Türken, welche bis in Kärnthen und Krain ja bis ins Salzburgische streiften, theils durch den König Matthias von Ungarn. Dieser eroberte im J. 1485 sogar Wien; der Kaiser Friedrich mußte als Flüchtling im Reiche herumziehen und sein Mahl in den Klöstern und Städten nehmen, wo man ihn umsonst bewirthete; zuweilen fuhr er mit einem Spann Ochsen seine Straße. Aber selbst in dieser Erniedrigung verließ ihn doch das Gefühl seiner Würde nicht; sich selbst und auch Andern erschien er noch immer als der Quell alles Rechtes und aller Herrschaft in seinem großen Reiche, und diese Unerschütterlichkeit der Meinung bewirkte auch jetzt noch einmal eine Vereinigung der Fürsten des Reichs zu seinen Gunsten, so daß ihm gelang, was seinem großen Ahnherrn Rudolph in der Fülle seiner Kraft nicht gelungen war; im J. 1486 vereinigten sich die Churfürsten, besonders auf Betrieb des treuen, nun hochbetagten Albrecht Achilles von Brandenburg, und wählten Friedrichs Sohn Maximilian zum römischen Könige.

Ueberhaupt fing um diese Zeit der Sinn in vielen Mitgliedern des Reiches auf merkwürdige Weise sich zu regen an, so daß der Tiefersehende das Gähren einer neuen Zeit auch in diesen Erscheinungen erkennen mochte. Man fühlte es vielfältig, daß dem morsch gewordenen Reichsgebäude eine neue Grundlage gegeben werden müsse. Sie mußte, da Kaiserthum und Papstthum nun einmal als Mittelpunkte der ganzen christlichen Welt nicht mehr die Alleinherrschaft behaupten konnten, auf dem Boden der Reichsverfassung errichtet werden, und in der That besaß man auch schon hier alle Elemente eines großen Gemeinwesens, wenn sie nur zur Einheit und kräftigen Geltung gebracht wurden. Die Reichstage galten als die Mittelpunkte der allgemeinen Gesetzgebung und Verwaltung; ein kaiserliches Gericht war vorhanden; ein Landfrieden war schon aufgerichtet, wenn auch vielfältig gebrochen; eine Matrikel, nach welcher jedes Mitglied des Reiches zur allgemeinen Reichsvertheidigung seine Hülfe stellen sollte, war im Kriege gegen die Hussiten entworfen. Wenn diese Institute durchgreifend wirksam wurden, so war die Ordnung des Reiches gesichert.

Man war dafür in den letzten Regierungsjahren des Kaisers Friedrich überaus thätig. Im Jahre 1486 ward der Landfrieden erneuert, aber freilich noch mit einschränkenden Bestimmungen, welche in manchen Fällen die Selbsthülfe erlaubten. Im J. 1489 wurden die Formen der Berathung auf den Reichstagen nach den drei Collegien, dem churfürstlichen, fürstlichen und städtischen, fester geordnet.

Dem kaiserlichen Gerichte wollte man eine kräftigere Einrichtung zur Aufrechthaltung des Landfriedens geben, dasselbe sollte so gut wie der Kaiser selbst über die Landfriedensbrecher die Reichsacht aussprechen und die

nöthigen Maßregeln zur Vollziehung derselben anordnen können. Allein darüber konnte man mit dem alten Kaiser nicht fertig werden, der an dem Hergebrachten hing und von seiner Gewalt nicht das Geringste abzutreten gesonnen war. Die Stände mußten sich damit begnügen, von dem eben gewählten römischen Könige Maximilian das Versprechen zu erhalten, daß er bei seinem Vater alles versuchen wollte, um die beabsichtigte Einrichtung des Kammergerichts durchzusetzen. Daß es ihm nicht gelingen würde, wußte man wohl, aber man glaubte ihn selbst doch für die Zukunft seiner eignen Regierung gebunden zu haben. Wie es ihnen in diesem Punkte mit Maximilian später erging, werden wir in seiner Geschichte sehen. Man war froh, wenigstens Einiges erlangt zu haben.

Auch hatte man für's Erste auf eine andere Weise eine Macht gebildet, welche wenigstens in dem südlichen Deutschland der Erhaltung des Friedens behülflich sein konnte, das war der schwäbische Bund, der 1488, unter Vermittlung des Kaisers, zunächst gegen die Gewaltthätigkeiten der Herzoge von Baiern, welche schon Regensburg an sich gerissen hatten und mehrere Reichsstädte bedrohten, geschlossen wurde. Zuerst vereinigten sich die Ritterschaft und die Städte zur gemeinschaftlichen Abwehr gegen jeden Feind und zur Erhaltung des Landfriedens unter sich durch einen erwählten Bundesrath. Sehr bald traten benachbarte Fürsten hinzu, vorzüglich Würtemberg und Brandenburg. Dieser Macht fühlte sich Albrecht von München nicht gewachsen; er entschloß sich, Regensburg herauszugeben und bald noch selbst in den schwäbischen Bund zu treten.

Im J. 1490 erlebte Kaiser Friedrich auch noch die Befreiung seiner Erbländer durch den Tod des Königs Matthias und einen Vergleich mit dessen Nachfolger Wladislaus. Die letzten Jahre waren die besten in des Kaisers ganzem Leben und gewährten ihm für viele Mühseligkeiten eine Ruhe, welche er durch seinen treuen, guten Willen verdient hatte. Er starb den 19. August 1493, im 78. Lebensjahre, nach einer 54jährigen Regierung, der längsten, die ein deutscher König geführt hat.

Friedrich ist der letzte Kaiser gewesen, welcher die römische Kaiserkrone in Rom selbst empfing; es war am 19. März 1452. (Karl V. wurde in Bologna gekrönt.)

Preußen unter polnischer Hoheit. — Unter Friedrichs II. Regierung ist ein Nachbarland, welches von Deutschen erobert und bevölkert wurde und später in noch engere Verbindung mit dem deutschen Reiche getreten ist, der Ritterstaat **Preußen**, unter polnische Lehnshoheit gekommen, worüber wir hier das Wesentliche nachholen. — Wie unter Kaiser Friedrich II. die Ritter des deutschen Ordens nach Preußen zogen und dort eine Herrschaft gründeten, unter welcher Städte und Land schnell emporblühten, haben wir früher gesehen. Diese Blüte dauerte bis in das 15. Jahrh. Die Handelsstädte Danzig, Thorn und Elbing gelangten zu solcher Macht, daß Danzig unter anderm (nach Aeneas Sylvius) 50,000 Mann in's Feld stellen konnte; und eben so erzählen die Chroniken von einem Bauer, der, als er den Hochmeister Konrad von Jungingen (gegen das Jahr 1400) bewirthete, zwölf Tonnen als Sitze um den Tisch stellte, von denen elf ganz, und die zwölfte halb mit Gold gefüllt waren. Ja, er bot dieselben sogar dem Hochmeister zum Geschenke an. Dieser befahl aber, die zwölfte auch ganz zu füllen, damit man sagen könne, es sei in Preußen ein Bauer, der zwölf Tonnen Goldes besitze.

Aber schon unter eben diesem Hochmeister fing der Verfall der Ordensherrschaft an. Der Orden war zu reich geworden; Ueppigkeit und Laster schwächten die ritterliche Kraft; Ungerechtigkeit und Bedrückung entfremdeten das Volk seinen Herrschern. Und als nun die emporstrebende Macht der polnischen Könige sich gegen den Orden erhob, zeigte sich in diesem die Erschlaffung der alten Tüchtigkeit. In einer großen Schlacht bei Tannenberg im J. 1410 wurden die Ritter von dem Könige Wladislaus Jagello gänzlich geschlagen. Zwar erlangten sie noch leidliche Bedingungen in dem ersten Thorner Frieden im J. 1416, allein die alten Uebel blieben. Innere Zwistigkeiten kamen dazu; die Stände und Städte des Landes verbündeten sich gegen die Ritter und wählten im J. 1454 den König Casimir IV. von Polen zum Schutzherrn. Nach zwölfjährigem Kriege mußte der Orden im zweiten Thorner Frieden im J. 1466 einen Theil des Landes mit Culm, Marienburg, Elbing und andern Orten an Polen abtreten und für das Uebrige die Lehnshoheit der Krone Polen anerkennen. Das Land hatte in dem verheerenden Kriege unbeschreiblich gelitten; von 21,000 großen Dörfern waren nur noch 3000 übrig; und der Orden war zu einem Schattenbilde seiner vorigen Größe herabgesunken.

79. Maximilian I. 1493—1519.

Europa war in dem abgelaufenen Jahrhunderte zu großen Veränderungen reif geworden, welche, wenn sie einmal ihre Folgen ganz entfalteten, den Zustand der Völker völlig umgestalten mußten. Die Erfindung des Schießpulvers hatte schon angefangen die Kriegskunst so zu verwandeln, daß das Ritterthum, welches Jahrhunderte lang das Mittelalter beherrscht hatte, sich zu seinem Ende neigte; die Buchdruckerkunst, in Verbindung mit der Erfindung des Linnenpapiers, hatte ein neues Mittel der Gedankenmittheilung erschaffen, durch welches die Geister von einem Ende Europa's bis zum andern mit Windesschnelle bewegt werden konnten; die Entdeckung eines neuen Welttheiles und des Seewegs nach Ostindien veränderte den bisherigen Gang des Welthandels und gab die Kraft, die dadurch gewonnen ward, Völkern, welche bis dahin in der Reihe der übrigen noch wenig genannt waren; die Politik oder Staatskunst endlich, die jetzt aufkam und vorzüglich von Frankreich und Italien ausging, war ganz neuer Art; sie gab die Treue des Wortes gegen den Vortheil hin, und dieser wurde von nun an das Grundgesetz in den Verbindungen wie in den Feindschaften der Staaten, so daß in den Verhältnissen der Völker unter einander ein anderes Gesetz zu herrschen schien, als das, welches im Leben des einzelnen Menschen gilt.

In solcher Zeit der Gährungen und neuen Geburten kann man von dem Kaiser Maximilian sagen, daß er wie ein ehrwürdiges Bild der alten Zeit zwischen den neuen Gestalten da stand, indem sich in ihm noch einmal, und zuletzt, das Ritterthum in seiner ganzen Herrlichkeit darstellte. Wie dieses in seinen großen Zügen ebenso erhaben als liebenswürdig war, so vereinigte auch Maximilian Kühnheit, Ernst und Hoheit der Seele mit kindlicher Milde; und wie die warme Einbildungskraft des Mittelalters zu den wunderbarsten, außer aller gewohnten Bahn liegenden, Wagnissen trieb, so ist auch in Maximilians Unternehmen, das ritterlich Kühne,

Schwärmerische, oft Abenteuerliche vorherrschend. Es zeigt sich in dem Großen, wie in dem Kleinen. Eine seiner liebsten Beschäftigungen war die Gemsenjagd, weil sie die kühnste ist, und dabei wagte er sich oft an so gefährliche Stellen, daß seine Freunde für sein Leben zitterten; und eben so scherzte er mit der Gefahr sowohl in den Kampfspielen, in welchen er mit eigener Hand einen Löwen bezwang, als in dem Ernste der Schlacht, wo mancher Gegner vor ihm erliegen mußte. Seine Persönlichkeit forderte zugleich zur Bewunderung und zur Hingebung auf und war ganz geeignet, im Munde des Volkes fortzuleben, wie denn auch seine Thaten und Gefahren auf der Jagd wie im Kriege, von Mund zu Mund gingen. — Dabei fand der vielbeschäftigte Herrscher auch zu den Wissenschaften und Künsten Zeit, erwarb sich Kenntnisse, die selbst an dem, welcher sich einzig solchen Beschäftigungen widmen kann, Bewunderung erregen würden; denn er hatte ein Gedächtniß, welchem alles gegenwärtig blieb, was er je gelernt, gesehen oder erlebt hatte. Er redete fast alle damals in Europa üblichen Sprachen; hinterließ selbst mehrere Werke in deutscher Sprache; lernte mit eigener Hand die Kunst Harnische zu schmieden und Geschütze zu bohren; liebte Gelehrte und Künstler; und war so freundlich, so geistreich und liebenswürdig im Umgange, daß man in allem den vollendeten deutschen Mann in ihm zu erblicken glaubte. Nie ist ein Fluch oder eine Gotteslästerung über seine Lippen gekommen und sein edles Gemüth war stets, auch bei bittern Beleidigungen, zur Gnade geneigt. Auch sein Aeußeres entsprach ganz diesem Bilde. Er war groß und stark, von wahrhaft königlichem Anstande; in seinen jüngern Jahren wallte sein Haar in blonden Locken um den Nacken, in seinen lichtbraunen Augen war Feuer mit Güte zu lesen, und die hohe Stirn und Adlernase vollendeten den Ausdruck der Erhabenheit in seinen Zügen. Das Feurige in seiner Natur hatte Maximilian von seiner Mutter, der großherzigen Eleonore von Portugal, welche leider zu früh, als sie kaum dreißig Jahre alt war, starb. Doch muß auch seinem Vater zum Ruhme nachgesagt werden, daß er durch treffliche Meister, so wie durch eigenen Unterricht, sehr vorzüglich für die Bildung des Knaben und Jünglings gesorgt habe.

Gleich das erste Auftreten Maximilians gleicht dem Beginne einer Ritterdichtung. Liebe und Ehre rufen ihn noch als Jüngling auf den Kampfplatz und er besteht den Streit gegen den schlauen, in allen Künsten geübten, König Ludwig XI. auf die ehrenvollste Weise. Allein im Verlaufe des Lebens gelingt ihm nicht Alles, wie dieses Erste. Die Zeit war vorüber, wo ein kühnes, ritterliches Wagen den Erfolg glücklich an sich riß. Statt, wie in alter Zeit, mit den rasch aufgebotenen Vasallen einen Ritt in Feindesland zu thun, Gefangene niederzuwerfen und nach ehrenvoller Beendigung der Fehde bald heimzukehren, mußte man jetzt besoldete Heereshaufen halten; es war nicht mehr allein das Uebergewicht des Geistes und der persönlichen Kraft, welches große Unternehmungen gelingen machte, sondern das meiste entschied der Reichthum an äußern Hülfsmitteln; und der tapfere, hochherzige Kaiser, der in einer früheren Zeit gleich den herrlichsten seiner Vorgänger gewaltet haben würde, stand nun aus Mangel äußerer Hülfsquellen in Absicht des Gelingens hinter den schlauen, kalt berechnenden Königen von Frankreich und Spanien zurück. Er wußte die Bedeutung der äußeren Mittel, und namentlich des Geldes, nicht, wie sie, zu berechnen; er verschwendete große Summen und im ent=

scheidenden Augenblicke fehlten sie alsdann und seine Heere gingen auseinander[1]).

Diese Bemerkungen geben den Aufschluß über Maximilians Leben und erklären den Widerspruch, in welchem er gegen sein Zeitalter stand. Uebrigens verfolgte er, eingedenk der alten, ehrwürdigen Bedeutung der Kaiserwürde, das große Ziel, Recht, Frieden und Ordnung in Europa möglichst aufrecht zu halten, und zwar weniger durch die Gewalt der Waffen, als auf dem Wege der Einsicht und Vernunft; ferner das Ansehen der Kirche zu schützen; und endlich die gesammte Kraft der christlichen Völker gegen den allgemeinen Feind, die Türken, zu richten. Ja, in seinem vor dem Außerordentlichen nicht zurückweichenden Geiste kam er sogar auf den kühnen Gedanken, selbst die päpstliche Krone zu erlangen und so die beiden höchsten Würden der Christenheit, zum Wohle und Frieden der Welt, in seiner Person zu vereinigen. Es ist dies keine Erdichtung, sondern durch Dokumente und die eigenen Briefe des Kaisers erwiesen, indem er bei einer schweren Krankheit des Papstes Julius II. im J. 1511 ernstliche Schritte that, im Fall seines Todes (er genas jedoch wieder), sich zum Papste wählen zu lassen. Und wenn man die damalige Lage der Welt genau erwägt, so war der Gedanke des Kaisers auch nicht in dem Maaße abenteuerlich und unmöglich, wie er auf den ersten Blick erscheint. Ein Haupthinderniß, welches sein Ehestand hätte in den Weg legen können, war durch den Tod seiner zweiten Gemahlin Bianka ebenfalls gehoben. — Gleichwohl hatte Maximilian bei dieser, so wie bei den meisten übrigen Bestrebungen seines Lebens, das Maaß der äußern Mittel nicht gehörig berechnet; die Idee stand zu großartig neben der kleinlichen Wirklichkeit; und deshalb hatten seine meisten Unternehmungen einen geringen Erfolg, wie die Geschichte seines Lebens jetzt näher darthun wird.

Die auswärtigen Beschäftigungen Maximilians bezogen sich fast ausschließlich auf Italien. Hier verfolgten die französischen Könige, deren Macht durch die gänzliche Vertreibung der Engländer vom französischen Boden, so wie durch die Einziehung der großen Kronlehen Burgund, Bretagne, Provence und Anjou, außerordentlich gewachsen war, immer eifriger den Gedanken, das in sich uneinige Land der kaiserlichen Oberlehnsherrlichkeit zu entziehen und wo möglich sich zu unterwerfen. Daher suchte Karl VIII. alte Ansprüche des Hauses Anjou auf Neapel hervor, wo eine Nebenlinie des spanisch-arragonischen Stammes regierte, rückte schnell mit einem geworbenen Heere in Italien ein und eroberte im J. 1495 in kurzer Zeit Neapel. Große Wirkung thaten dabei die leichten aus Geschützmetall gegossenen Kanonen, welche durch Pferde gezogen dem Heere folgten, da man bis dahin nur schwere eiserne gekannt hatte, welche nur bei Belagerungen gebraucht wurden. Sobald sich indeß die Italiener von dem ersten Schrecken erholt hatten, vereinigten sich Freunde und Feinde gegen die Franzosen; auch der Kaiser, der Papst und König Ferdinand der Katholische von Arragonien versprachen ihre Hülfe, und der französische

---

1) Schon als Knabe sprach Maximilian einst diese Gesinnung aus, als sein Vater ihm einen Teller mit Obst und einen Beutel mit Geld schenkte. Maximilian behielt das Obst und verschenkte das Geld an seine Bedienten. „Der wird ein Streugütlein werden,“ seufzte der Vater. Maximilian aber erwiderte: „Ich will nicht ein König des Geldes werden, sondern des Volkes und aller derer, die Geld besitzen.“

König sah sich gezwungen, seine Eroberung eben so schnell wieder aufzugeben, als er sie gemacht hatte. Bei Gelegenheit dieses Bündnisses mit Ferdinand von Arragonien verabredete auch Kaiser Maximilian die höchst wichtige Heirath seines Sohnes Philipp, des Besitzers der Niederlande mit der spanischen Königstochter Johanna. Diesen Philipp hatte ihm seine geliebte Maria von Burgund geboren, und aus Philipps Ehe mit der spanischen Johanna stammte der nachherige Kaiser Karl V., welcher halb Europa unter seiner Herrschaft vereinigte, und ein zweiter Sohn, der nachherige Kaiser Ferdinand I.

Die Franzosen ließen sich indeß durch den ersten mißlungenen Versuch auf Italien nicht abschrecken. Der Nachfolger Karls VIII., König Ludwig XII., wollte Mailand unter seine Herrschaft bringen, da es mit Neapel nicht geglückt war. Er gründete seine Ansprüche auf Familienverträge mit dem Hause Visconti und griff den damaligen Herzog, Ludwig Moro, feindlich an. Mit Hülfe der Venetianer, denen er einen Theil der Beute versprach, eroberte er das Herzogthum bald, im J. 1500, und der unglückliche Herzog mußte, nach zehnjähriger Gefangenschaft, sein Leben in einem Kerker in Frankreich beschließen. Jetzt richtete der König seine Blicke von Neuem auf Neapel, verband sich mit Ferdinand von Arragonien, und beide theilten, nachdem sie den König Friedrich zur Niederlegung seiner Krone gezwungen hatten, das Land, welches keinem von ihnen gebührte. Bei dieser Gelegenheit mußte Ludwig aber erfahren, wie der Schlaue durch den Schlaueren betrogen wird; der spanische König wußte durch seinen Heerführer Gonsalvo von Cordova die Franzosen bald wieder aus dem Neapolitanischen zu vertreiben und behielt das Königreich für sich.

Der Kaiser hätte ein solches Schalten anderer Völker in Italien nicht dulden müssen; das unglückliche Land, welches sich nicht selbstständig zu erhalten wußte, mußte wenigstens durch kaiserlichen Schutz vor solcher Willkühr der Fremden bewahrt werden; und Maximilian hätte gern die alten Rechte der Lehnshoheit behauptet; allein das deutsche Reich unterstützte ihn nicht, seine Macht war zu gering, er mußte es geschehen lassen, daß der König Ludwig im Besitze Mailands blieb, und zufrieden sein, als er doch in sofern die kaiserliche Würde ehrte, daß er das Herzogthum als Lehn des Reiches annahm.

Während die Franzosen sich in Italien festsetzten, machte Maximilian einen Versuch, — den letzten, der gemacht worden ist, — die Schweizer wieder unter die Botmäßigkeit des Reiches zu bringen, den gemeinen Pfennig von ihnen einzuziehen und sie zu nöthigen, vor dem Reichskammergericht zu Recht zu stehen. Noch einmal erhob sich der alte Haß des Adels, besonders des schwäbischen Landes, gegen die Schweizerbauern. Den Anlaß gab ein unbedeutender Streit der östreichischen Regierung in Tyrol mit den Graubündnern, welche im J. 1498 in die „ewige Eidgenossenschaft" aufgenommen wurden; die Hauptsache war aber, daß die Schweizer im Bunde mit den französischen Königen waren und ihnen Hülfe leisteten zu den Zügen nach Italien, was als eine Verletzung ihrer Reichspflicht angesehen wurde; denn noch immer betrachtete man sie als einbegriffen in den Reichsbund. Aber das Ende des Krieges gegen sie, der im J. 1499 fünf Monate lang geführt wurde, war schimpflich für Deutschland. Der schwäbische Adel wurde in mehreren Gefechten hart geschlagen; ein großes und glänzendes Reichsheer, welches Maximilian selbst in Kostnitz sammelte, kehrte, wegen

des Widerwillens der Fürsten an einem Kriege in den gefährlichen Bergen der Schweiz, die schon so manche Niederlage gesehen hatten, unverrichteter Sache an den Grenzpässen des Berner Landes um; und Maximilians Hofmarschall, Graf von Fürstenberg, der das Heer der rheinischen Fürsten durch das Elsaß bei Basel in die Schweiz führen sollte, ward bei dem Städtchen Dornach oder Dorneck von den Schweizern überfallen und mit dem Verluste von 3000 Todten und des ganzen Lagers geschlagen. Da mußte man Frieden machen und den Schweizern ihre Selbstständigkeit lassen, obgleich sie sich noch nicht ausdrücklich vom Reiche lossagten. — Bald nachher wurden auch die bisherigen Reichsstädte Basel und Solothurn in den Schweizerbund aufgenommen.

Maximilian fand sehr bald wieder Beschäftigung in Italien. Hier war um diese Zeit kein Staat blühender, als der der Venetianer. Durch ihren ausgebreiteten Handel hatten sie unermeßliche Reichthümer erworben; durch die Eroberung der Inseln Creta und Cypern und anderer Ueberbleibsel des griechischen Kaiserthums waren sie zur Herrschaft des mittelländischen Meeres gekommen; ein großer Theil von Oberitalien war ihnen nach und nach unterthan geworden und sie strebten nach immer größerer Macht. Allein ihr Uebermuth erregte den Haß ihrer mächtigen Nachbarn, welche noch dazu auf verschiedene Theile ihres Gebiets Ansprüche machten; das meiste, was sie in Oberitalien außer ihrem alten Lande besaßen, hatte ehemals zum Reiche, andere Stücke hatten zum Kirchenstaate gehört; in Unteritalien hatten sie Orte an sich gerissen, auf welche Ferdinand der Katholische, als König von Neapel, gerechte Ansprüche hatte; Frankreich endlich hätte gern ihre zunächst an Mailand grenzenden Orte an sich genommen. Daher entstand im J. 1508 die berühmte Verbindung zwischen Spanien, Frankreich, dem kriegerischen Papst Julius II., und dem Kaiser, gegen die Republik Venedig, welche man die Ligue von Cambray nennt, und die den, wenn auch reichen, doch gegen solche Macht unbedeutenden, Freistaat augenblicklich erdrücken zu müssen schien. Allein wie diese Verbindung die erste große dieser Art in der Geschichte der neuern europäischen Staaten ist, so ist sie auch in sofern das Vorbild der meisten folgenden und ein Spiegel der Bodenlosigkeit der gewöhnlichen neuern Staatskunst geworden, daß sie, auf Eigennutz und Selbstsucht gegründet, ohne einen festen Anker in der sittlichen Würde der Völker zu haben, sich wie ein leerer Hauch wiederum auflösete, als die Karten des Vortheils sich anders mischten, und daß sie zum Gespött vor ganz Europa wurde. Denn die schlauen Republikaner wußten die Verbündeten durch Vorspiegelungen des Eigennutzes bald so zu trennen, daß diejenigen unter einander feind wurden, die vorher Freunde waren, und daß sie selbst am Ende unverletzt aus dem Kampfe gegen die mächtigsten Fürsten hervorgingen.

Von dem Kaiser Maximilian rühmt die Geschichte, daß er es am treuesten mit seinen Bundesgenossen meinte und auf die Ehre seines Wortes hielt. — Zuerst nämlich im J. 1509 war Ludwig XII. am schnellsten auf dem Kampfplatz und eroberte in wenigen Wochen alles, was ihm die Ligue als Theil der Beute zugesprochen hatte; und als auch Maximilian mit seinem Heere anrückte und einen Ort nach dem andern einnahm, flehten die Venetianer um den Frieden bei ihm und boten die Herausgabe alles dessen an, was sie je dem östreichischen Hause oder dem Reiche entzogen hätten, so daß er Gelegenheit hatte, einen sehr vortheilhaften Vertrag mit ihnen zu schließen. Er that es aber nicht, weil sich die Verbündeten feierlich

verpflichtet hatten, nur gemeinschaftlich den Frieden zu bewilligen. So gewissenhaft dachten die Uebrigen nicht. Ferdinand der Katholische, da er seine Orte in Unteritalien inne hatte, nahm nicht weiter Theil an dem Kampfe, und der Papst Julius II. verließ sogar die Ligue, aus Haß gegen die Franzosen, ganz und verband sich mit den Venetianern; dasselbe that auch nach einiger Zeit Ferdinand, und die drei nannten ihren Bund den heiligen Bund. Die Franzosen wurden aus Mailand vertrieben. Da wandten sie schnell ihre Politik um; weil sich die erste Berechnung falsch gezeigt hatte, so schlossen sie mit ihren bisherigen Feinden, den Venetianern, einen Bund; und Spanien verband sich dagegen wieder mit dem Kaiser und dem König Heinrich VIII. von England gegen jene beiden. In dem Raume weniger Jahre hatte also Freundschaft der Feindschaft und diese wiederum jener Platz gemacht; Spanien war z. B. erst feindlich, dann verbündet, und nun wieder feindlich gegen Venedig; und im ganzen gehaltlosen Spiele zeigte sich, daß die List als Weisheit galt und die Stimme des Gemüthes für nichts geachtet wurde.

Den Franzosen half auch die neue Berechnung diesesmal nicht; sie wurden mit Hülfe der Schweizer durch die Schlacht bei Novara im Jahr 1513 ganz aus Italien herausgeschlagen; und da sie auch in ihrem eigenen Lande durch den Kaiser und die Engländer hart gedrängt wurden, welche unter Maximilians eigener Anführung an derselben Stelle, wo er vor 34 Jahren als Herrscher in Burgund gesiegt hatte, die Schlacht bei Guinegast (von der schleunigen Flucht der Franzosen die Sporenschlacht genannt) gewannen, so mußte Ludwig seine Ansprüche auf Mailand auf eine gelegnere Zeit verschieben. Maximilian gab Mailand als Reichslehen an Max Sforza, den Sohn des Ludwig Moro.

Aber auch dieser besaß es nicht lange. Als Ludwig XII. im Jahr 1515 starb, folgte ihm der jugendlich kühne und ehrgeizige Franz I. auf dem französischen Throne; und um seine Regierung mit einer glänzenden That zu beginnen, brach er noch in demselben Jahre mit einem Heere nach Italien auf und eroberte Mailand wieder. Die Schweizer, welche der Stadt zu Hülfe kamen und sich unvorsichtig in ein Treffen einließen, wurden bei Marignano nach zwei heißen Tagen besiegt. Es war die erste große Schlacht, die sie gänzlich verloren. Das französische Geschütz und die deutschen Landsknechte, die im französischen Solde dienten und von nun an als das beste Fußvolk galten, gewannen den Sieg. Der Kaiser Maximilian zog zwar im folgenden Jahre noch einmal nach Italien und belagerte Mailand, allein sein Alter und so viele mißlungene Bestrebungen machten ihn zum Frieden geneigt; überdieß schmolz sein Heer aus Mangel des Soldes schnell zusammen; er überließ in dem Vergleiche zu Brüssel im J. 1516 das Herzogthum Mailand dem französischen Könige und gab, was ihm fast noch empfindlicher war, der verhaßten Republik Venedig die wichtige Festung Verona zurück.

So endigte sich nach vielfachem Wechsel der Streit in Italien, auf welchen Maximilian seine beste Kraft hatte verwenden müssen. Dieser Streit hatte ihn auch abgehalten, der Richtung zu folgen, nach welcher ihn sein ritterliches Gemüth vorzüglich trieb, nämlich die Türken zu bekriegen und wo möglich aus Europa zu vertreiben. Dieser Lieblingswunsch schwebte ihm stets vor der Seele und sprach sich noch wenige Monate vor seinem Tode, auf seinem letzten Reichstage zu Augsburg, in einem Antrage an die Stände

des Reiches zu einem Türkenkriege auf das Lebendigste aus; allein die kleinlich und eigensüchtig bewegte Zeit war solchen Gedanken nicht günstig.

Von den übrigen auswärtigen Veranstaltungen des Kaisers ist am merkwürdigsten die Erneuerung der schon bestehenden Verbindung mit Ungarn und Böhmen. Er hatte, wie schon erwähnt worden, von seinem Sohne Philipp, der früher gestorben war, und der spanischen Johanna, außer dem nachherigen Kaiser Karl V., noch einen Großsohn, den nachherigen Ferdinand I.; diesen vermählte er im J. 1515 mit der Tochter des ungarischen Königs Wladislaw und legte dadurch den Grund zu der unmittelbaren Vereinigung Ungarns und Böhmens mit den östreichischen Ländern.

80. Innere Angelegenheiten des deutschen Reichs unter Maximilian.

Der ewige Landfriede 1495. — Schon in den letzten Regierungsjahren des Kaiser Friedrich hatten die Stände des Reiches, wie oben erzählt worden ist, sich viele Mühe gegeben, den Frieden im Reiche festzustellen und durch rechtliche Anordnungen zu sichern. Gleich nach dem Anfange der Regierung des neuen Kaisers wurden diese Bemühungen ernstlich fortgesetzt. Sie sollten das ganze Reichsgebäude umfassen und dem Reichstage, oder vielmehr einem aus den Ständen zu errichtenden Reichsrathe, sollten große Befugnisse eingeräumt und das Reichsgericht sollte möglichst unabhängig und kräftig hingestellt werden. Am thätigsten war für diese Ideen der Churfürst Berthold von Mainz, geborner Graf zu Henneberg, einer der merkwürdigsten Männer jener Zeit. Schon unter Friedrich III. war er, seit er im J. 1486 als erster geistlicher Churfürst an die Spitze der deutschen Reichsstände getreten war, die Seele der Arbeiten für die Anordnungen der innern Angelegenheiten gewesen; unermüdet, frei von persönlichen Absichten, das Vaterland im Herzen, verfolgte er die allgemeinen Zwecke.

Gleich auf dem ersten Reichstage, den der neue Kaiser 1495 zu Worms hielt, wurde die Sache wegen des Landfriedens und des Kammergerichts vorgenommen. Der Kaiser, welcher den Frieden im Reiche ebenfalls sehnlichst wünschte, um die Kräfte desselben gegen das feindliche Frankreich gebrauchen zu können, gab sich eifrig mit ans Werk, und so wurde der schon oft für eine Anzahl von Jahren angeordnete Landfriede am 7. Aug. auf ewige Zeiten gesetzlich gemacht. Dieses ist der ewige Landfriede, welcher diesen Reichstag so berühmt gemacht hat. Wenn dieser Friede auch noch manche Einschränkungen des Rechtes an sich trug, und wenn auch mit ihm keineswegs auf einmal alles Fehdewesen aufhört, — wir werden vielmehr noch von mehrfachen Unordnungen und Selbsthülfen im Reiche hören, — so hatte er doch den Vorzug, daß gesetzlich von nun an das Faustrecht*) gänzlich aufhören und die Herrschaft des Gesetzes als der normale

*) Wir erinnern bei dieser Gelegenheit daran, daß das gesetzliche Faustrecht, nicht, wie es meistens geschieht, mit den räuberischen Gewaltthaten verwechselt werden darf, die in schlimmen Zeiten außerhalb alles Rechtes geübt werden. Der ungebotene Landfriede, welcher das ganze Mittelalter hindurch als bestehend angesehen wurde, untersagte jede Gewaltthätigkeit und jede Fehde, die nicht gesetzmäßig angesagt war, als einen Friedensbruch, und gesetzmäßig angesagt werden konnte die Fehde nur gegen den, der den Frieden gebrochen und sich geweigert hatte, vor Gericht Recht zu nehmen. Zogen

Zustand gelten sollte; und diese Idee verschaffte sich, nachdem sie einmal lebendig aufgefaßt war, im Laufe der Zeiten allmälig die allgemeine Herrschaft. Wenn wir die unübersehbar wichtigen Folgen dieser Wendung der Dinge für die mittlern und niedern Stände des Volkes bedenken, von denen die Geschichte zu allen Zeiten so wenig kennt, weil ihr Leben von einem Tage zum andern unbemerkt abläuft, so müssen wir das Jahr 1495 als eines der wichtigsten unserer Geschichte und den Kaiser Maximilian, der wenigstens hierzu mit warmer Theilnahme die Hand bot, als einen der größten Wohlthäter unsers Volkes anerkennen.

Aber freilich in die weiteren Ideen des Churfürsten Berthold und der Stände, welche die Kräftigung des Reichsregiments und des Kammergerichts beabsichtigten, ging er nicht so willig ein; er wollte, gleich seinem Vater, von den kaiserlichen Rechten sehr ungern etwas aufgeben, so wenig er dieselben, seiner auswärtigen Geschäfte wegen, auch recht kräftig zu üben im Stande war. Das Kammergericht hatte er, wie sein Vater, als Hofgericht, welches seinem Hofe folgen mußte, behandelt. Die Stände wollten denselben einen festen Sitz und überhaupt mehr Selbstständigkeit geben, und der Kaiser, der die sogleich nach seiner römischen Königswahl im Jahr 1489 gegebene Zustimmung zu den damaligen Vorschlägen so bald nicht wieder zurücknehmen konnte, mußte in der Hauptsache nachgeben. Das Gericht sollte die Streitigkeiten zwischen den Reichsständen, die sonst gewöhnlich durch die Gewalt der Waffen ausgemacht wurden, auf dem Wege Rechtens entscheiden, und, was außerordentlich wichtig ist, im Namen des Kaisers gegen die Widerspenstigen die Reichsacht aussprechen dürfen. Auch in seiner Zusammensetzung sollte es nicht mehr ein blos kaiserliches Gericht, sondern ein wirkliches Reichsgericht sein; der Kaiser ernannte nur den Vorsitzenden, den Kammerrichter, der ein geistlicher oder weltlicher Fürst, Graf oder Freiherr sein sollte; die sechzehn Beisitzer wurden von den Ständen präsentirt, vom Kaiser bestätigt; auch die Städte durften einige Beisitzer in Vorschlag bringen. Das Gericht sollte an Einem Orte im Reiche unabänderlich die festgesetzten Gerichtstage halten. — Der Kaiser setzte das Gericht auch wirklich ein und übergab dem Grafen Eitel Friedrich von Zollern, als erstem Kammerrichter, den Scepter als Richterstab. Am 3. Novbr. 1495 hielt es seine erste Sitzung auf dem Großbraunfels zu Frankfurt am Main. Zur Unterhaltung des Gerichts sollten die Sporteln der Parteien dienen und, wo diese nicht ausreichten, eine Auflage im ganzen Reiche, die man den gemeinen Pfenning nannte.

Zwar ging es mit dem Gerichte, wie mit dem ewigen Landfrieden; die Ideen waren gut, die Pläne sinnreich ausgedacht, allein in der Ausführung zeigten sich noch viele Schwierigkeiten. Wie der Landfriede noch oftmals gebrochen wurde, ehe er dauernd die Herrschaft gewann, so wurde die Wirksamkeit des Kammergerichts noch mehrfach unterbrochen; mancher wollte seinem Ausspruche nicht Gehorsam leisten und es fehlte die Macht, ihn zu zwingen, weil der Kaiser theils auswärts beschäftigt war, theils

---

also beide Theile es vor, ihren Streit ohne Zuziehung der Gerichte selbst auszumachen, so war die Fehde rechtmäßig. Wurde nun aber vom Könige oder von den Ständen ein Landfriede für das ganze Reich oder einzelne Provinzen auf eine bestimmte Zeit vorgeschrieben, so war das ein gebotener Landfriede und hob auch die rechtmäßige Fehde auf. Der ewige Landfriede Maximilians war demnach ein gebotener Landfriede für alle Zeit.

überhaupt zu dem von ihm unabhängiger gewordenen Gerichte kein rechtes Herz fassen konnte. Dann fehlten die Besoldungen der Mitglieder, weil die Beisteuer der einzelnen Reichsglieder sehr unordentlich oder gar nicht einkam, und das Gericht ging mehrmals ganz auseinander. Es kam dahin, daß der Kaiser dasselbe wieder allein zusammensetzte und besoldete und so nach alter Weise von sich abhängig machte. Die Unzufriedenheit zwischen Kaiser und Ständen kam endlich so weit, daß der Churfürst von Mainz zweiundzwanzig Klagpunkte gegen den Kaiser zur Sprache brachte und der Kaiser mit dreiundzwanzig Artikeln als Gegenklage antwortete. Es entspann sich ein bitterer Briefwechsel zwischen ihm und dem Erzkanzler, und die Wagschaale des Kaisers war ziemlich leicht geworden.

Allein, wie mehrmals in Maximilian's wechselreichem Leben, fing sie auch bald wieder an zu sinken. Er verstand es, wenn auch die Churfürsten ihm entgegen waren, sich unter den weltlichen und geistlichen Fürsten Freunde zu machen. Viele Bisthümer besetzte er, mit Hülfe der gerade damals befreundeten päpstlichen Gewalt, mit seinen Freunden. Unter den weltlichen Fürsten waren mehrere junge, kriegslustige Herren, die im Kriegsdienst unter ihm sich wohlgefielen; der heitere, ritterliche Kaiser, mit Unternehmungen stets beschäftigt, Meister in den Waffen, gutmüthig, freigebig, geistreich, wußte sie an sich zu fesseln. Wir wissen, daß Herzog Erich von Kalenberg sich Ruhm in östreichischen Kriegen erfocht; das ganze welfische Haus war östreichisch gesinnt. Die Herzöge von Sachsen, Mecklenburg, Pommern, Cleve, waren es ebenfalls; den Grafen Eberhard den Bärtigen von Würtemberg, einen der ausgezeichnetsten Fürsten seiner Zeit, hatte er schon im J. 1495 dadurch gewonnen, daß er das Land zu einem Herzogthume erhob, und dessen Sohn Ulrich, den er in seinem 16. Jahre für volljährig erklärte, hing ihm gleichfalls treu an. Die Markgrafen von Brandenburg bewahrten die Ergebenheit ihres Stammvaters Albrecht Achilles. Durch Belohnungen mancherlei Art, besonders durch Zollverleihungen, benutzte Maximilian klug den Rest kaiserlicher Vorrechte zur Vergrößerung seiner Partei. Und so stark war er im J. 1504 wieder geworden, daß er eine große Streitfrage, welche über die Erbschaft des Herzogs Georg von Baiern-Landshut entstand, nach seinem Willen zu Ende führen konnte. Die Herzoge von Baiern-München und der Pfalzgraf Ruprecht standen gegen einander; Maximilian selbst nahm auch einen Theil der Erbschaft in Anspruch. Da der Pfalzgraf sich durchaus dem Ausspruche des kaiserlichen Kammergerichts nicht fügen wollte, sprach Maximilian die Acht über ihn aus. Mit Hülfe der obengenannten befreundeten Fürsten, des schwäbischen Bundes und seiner eigenen Hausmacht, führte Maximilian die Acht siegreich durch, das Haus Pfalz mußte sich beugen, er selbst gewann nicht unbeträchtlich an Besitzungen. In diesem Kriege war es, daß Maximilian am 12. Sept. 1504 nicht weit von Regensburg auf 4000 Böhmen stieß, die der Pfalzgraf Ruprecht zu seiner Unterstützung gewonnen hatte, und in der Heftigkeit des Kampfes mit seinem verwundeten Pferde stürzte und von diesem geschleift wurde. In dieser äußersten Gefahr sprang Herzog Erich von Braunschweig vom Pferde, achtete es nicht, daß er durch den Arm und zweimal durch das Bein geschossen wurde, fiel dem Pferde in den Zügel und rettete den Kaiser. Die Böhmen wurden fast aufgerieben.

Maximilians Stellung in den Reichsangelegenheiten wurde um so günstiger, als im J. 1504 auch das Haupt der churfürstlichen Opposition,

Berthold von Mainz, starb. Nun konnte Maximilian auf den Reichstagen zu Köln und Kostnitz in den beiden darauf folgenden Jahren sein Uebergewicht dadurch geltend machen, daß er die organischen Einrichtungen des Reiches in seinem Sinne an die Stelle der früheren setzte, welche aus einem ideellen Streben nach Nationaleinheit entstanden waren. Aber die Territorialmacht war schon zu stark geworden, um sich der Idee eines allumfassenden Ganzen lieber unterzuordnen, als sie sich früher dem Kaiser hatten unterwerfen wollen. Von einem Reichsregiment mit fast kaiserlicher Gewalt war keine Rede mehr; dagegen stellte man das Kammergericht nach den Wormser Beschlüssen wieder her, und dieses, so wie die Errichtung einer Matrikel, nach welcher die Beisteuer der Reichsausgaben und die Stellung von Truppen zu Reichskriegen auf die Stände nach ihrer Macht vertheilt wurden, sind die beiden wichtigen Resultate des Kostnitzer Reichstages von 1507. Drei Jahrhunderte hindurch sind das Kammergericht und der Matrikularanschlag in Geltung geblieben und haben die Einheit des deutschen Reiches, trotz der Selbstständigkeit der Territorien, dargestellt.

Nach diesen glücklichen Verrichtungen im Reiche war es, daß sich Maximilian zu dem früher erzählten großen Zuge nach Italien gegen die Venetianer rüstete, und er hatte so gute Hoffnungen, daß er im Februar des J. 1508 in Trient den Titel eines erwählten römischen Kaisers annahm, ohne die Krönung in Rom abzuwarten. Dieser Entschluß war für die Folgezeit von großer Bedeutung; Maximilians Nachfolger haben den kaiserlichen Titel unmittelbar nach ihrer Krönung in Aachen angenommen, und nur noch ein Kaiser, Karl V., ist in aller folgenden Zeit vom Papste gekrönt worden. Der Papst Julius II. erhob auch keinen Einspruch, sondern begrüßte Maximilian schriftlich mit dem kaiserlichen Titel.

Die Kreiseintheilung Deutschlands. 1512. — Auf dem Reichstage zu Köln im J. 1512 brachte der Kaiser noch einen wichtigen Punkt, die innere Ordnung des Reiches betreffend, zur Sprache, nämlich wie die Sprüche des Kammergerichts durch eine bestimmte Macht in jedem Theile des Reiches ausgeführt werden möchten; denn ohne eine solche ausführende Macht waren sie oft ganz nichtig. Man faßte die Idee, die Eintheilung der Kreise, welche bis jetzt nur für die Wahlen zum Kammergerichte in Anwendung gekommen war, zu benutzen und noch tauglicher einzurichten. Sechs Kreise waren schon früher abgetheilt: Baiern, Schwaben, Franken, der Rheinische, Westphalen und Niedersachsen; jetzt sollten auch die churfürstlichen und die kaiserlichen Erblande zugezählt werden, und zwar Sachsen und Brandenburg als der obersächsische, die vier rheinischen Churfürsten als der Churkreis, Oestreich als der neunte, Burgund als der zehnte Kreis. Jeder Kreis sollte als ein geschlossenes Ganze angesehen und durch einen Kreisobersten oder Hauptmann sollten die Friedens- und Kriegsgeschäfte versehen werden. Ungeachtet mehrfacher Widersprüche zwischen Kaiser und Ständen kam ein Beschluß zu Stande und wurde in den Reichsabschied aufgenommen. Zur Ausführung kamen die Beschlüsse jedoch nicht sogleich, sondern erst etwa zehn Jahre später ist die Kreiseintheilung zu wirklicher Bedeutung gelangt.

Außer der Grundlegung zu allen obigen organischen Einrichtungen, die, wenn auch nicht von Maximilian allein ausgegangen, so doch unter seiner Mitwirkung entstanden waren, verdankt Deutschland diesem auch noch

eine neue, vollkommenere Kriegsordnung durch verbesserte Eintheilung der Heereshaufen, und endlich die Anfänge eines Postwesens.

Wir dürfen uns jedoch über den Charakter dieser Zeit nicht täuschen, welche recht eigentlich als eine Uebergangszeit in unserer Geschichte dasteht. Solche Zeiten werden durch die widersprechendsten Erscheinungen, vor Allem aber durch eine allgemeine Unruhe und Gährung aller Verhältnisse bezeichnet, welche jeden Augenblick das Gefühl giebt, daß man auf einem ausgehöhlten Boden stehe, unter welchem die losgebundenen Elemente neuer Schöpfungen toben. Es waren erst Saamenkörner ausgestreut, deren Wachsthum und Frucht späteren Zeiten vorbehalten blieb.

Gegenwärtig war auf keiner Seite Befriedigung. Man hatte von beiden Seiten gefordert und keiner hatte seinen Zweck erreicht. Die gegenseitigen Rechte und Pflichten des Oberhauptes und der Stände waren schwankender geworden, als je. Gegen die Ansätze in der Matrikel erfolgten unzählige Reclamationen; es waren aus den alten Registern Fürsten aufgeführt, die sich gar nicht mehr fanden; viele Stände waren als unmittelbar bezeichnet, die mittelbar geworden waren und nun von den Landesherren in ihre Landesmatrikel zurückgefordert wurden, namentlich eine Menge von Städten. (So wurde unter anderm auch von dem dänisch-holsteinischen Gesandten vorgetragen, daß eine Stadt, Hamburg genannt, als Reichsstadt angeschlagen worden, die aber in Holstein liege und von seinem gnädigen Herrn als natürlichem Erbherrn in Anspruch genommen werde. Er drang jedoch nicht durch, sondern die Reichsfreiheit der Stadt wurde anerkannt.)

Auch das Reichskammergericht mit seinen Sprüchen fand Widerstand von allen Seiten. Es erwachte vielmehr überall ein Streben nach Selbstständigkeit, welches in eine solche Reihe von Gewaltsamkeiten ausbrach, daß der Anfang des 15. Jahrh. noch einmal das Bild chaotischer Verwirrung in Deutschland darbietet.

1. Die Fürsten schritten hie und da zu offenem Kriege, um ihre Landeshoheit auszubreiten. Die Grafschaft Hoya wird im J. 1511 von Braunschweig, Lüneburg, Bremen und Minden überzogen; die Reste der freien Friesen werden im J. 1514 von Braunschweig, Lüneburg, Calenberg, Oldenburg und dem Herzog Georg von Sachsen angegriffen; die Uebermacht siegt; und so der Beispiele mehrere.

2. Die Ritterschaften fühlen sich von den Fürsten eingeengt, schließen sich zusammen und leisten offenen Widerstand. (Hildesheimische Stiftsfehde.) Die Wegelagerung der Raubritter gegen die Städte und die Züge der von den Messen zurückkehrenden Kaufleute hat noch nicht aufgehört; noch wird eine ewige Unruhe durch die Gefahren bei Tage und Nacht auf den Heerstraßen, durch Hülfegesuche, Warnungen, Fehdebriefe erhalten; der Ritter hinwiederum darf sich nicht getrauen, eine Stunde weit von seiner Burg ohne Harnisch auf die Jagd zu gehen. (Götz von Berlichingen, Franz Selbitz, vor Allem der berühmte Franz von Sickingen, der ganze Heere gegen die Fürsten ins Feld stellte.)

3. Die von allen Seiten bedrängten Städte hatten die alte Kraft noch nicht eingebüßt; sie wehrten sich, wie früher gegen die Fürsten, so in den kleineren Fehden gegen die Ritter oft mit Glück; und wehe dem Edelmann, der in ihre Gefangenschaft gerieth! Keine Fürbitte der Verwandten, selbst nicht von Fürsten, konnte ihn meistens vor dem Beile des

Henkers schützen. Unter den nordischen Städten stand Lübeck noch immer am mächtigsten an der Spitze der Hanse. Im J. 1509 griffen sie den König Johann von Dänemark an, eroberten seine Schiffe in Helsingör und führten reiche Beute heim. In der Schlacht von Bornholm schlug ein Lübecksches Schiff drei dänische Schiffe, von welchen es geentert war, ab und eroberte eins von ihnen.

Auf den deutschen Reichstagen behaupteten die Städte noch immer eine bedeutende Stellung. Ihre Handelsgesellschaften, durch welche die größten Geschäfte gemacht wurden, verschafften ihnen die Reichthümer und dadurch ihr Uebergewicht, erregten aber auch den Neid der Fürsten, welche auf vielen Reichstagen jener Zeit Vorschläge machten, diese großen Gesellschaften, wenn auch nicht zu sprengen, doch stark zu besteuern. Und in der That mochten auch viele Klagen über die hohen Preise der Waaren, welche durch diese Gesellschaften willkührlich gestellt wurden, gegründet sein.

Im Innern der Städte selbst spiegelte sich die Gährung der Zeit nicht weniger lebhaft ab. Die Obrigkeiten wurden von den Gemeinden und Vorstehern der Innungen fast überall bedrängt, weil man hier die Herrschaft weniger patricischer Geschlechter, dort die Höhe der Abgaben, nicht dulden wollte und ehrgeizige Köpfe aus der Menge die Gewalt an sich zu reißen trachteten. Die Geschichte vieler Städte aus dem Anfange des 16. Jahrh. ist voll von blutigem Aufruhr.

4. Bedenklicher fast, als aller genannten Stände, zeigte sich der Zustand des Bauernstandes. Ueber den ganzen Boden des Reiches hin gährte es in ihm. Die Forderungen des Landesherrn so wie der Gutsherrschaft waren gestiegen, weil jeder die Lasten des Reiches gern auf den untern Stand wälzte. Dagegen hatte dieser seine Kräfte in den Waffen kennen gelernt, indem aus seiner Mitte die Schaaren der Landsknechte hervorgingen. Diesen Namen erhielten sie eben davon, daß sie aus dem Landvolke waren, im Gegensatz gegen den Ritterstand. Das Beispiel des Schweizer Landvolkes, welches seine Unabhängigkeit vom Reiche fast vollendet hatte, reizte besonders in Oberdeutschland. Schon gegen das Ende des 15. Jahrh., 1493, bildete sich im Elsaß, in der Gegend von Schlettstadt, ein geheimer Bund mißvergnügter Landleute, welche in tiefer Nacht, auf unwegsamen Pfaden, sich auf abgelegenen Höhen versammelten und durch feierliche Eide, unter schweren Drohungen gegen jeden Verräther, auf gewisse Artikel verbanden: „Sie wollen nicht anders als nach eigener freier Bewilligung steuern, die Zölle sollten abgeschafft werden, ebenso alle geistliche Gerichtsbarkeit; kein Geistlicher solle eine höhere Pfründe beziehen, als von 40 Gulden; die Juden müßten getödtet, ihre Güter vertheilt werden u. s. w." Diese Eidgenossenschaft mit dem Abzeichen des Bundschuhes, des gemeinen deutschen Bauernschuhes in der Fahne, dehnte sich weit aus. Eben so erhob sich in Würtemberg im J. 1514 eine ähnliche Verbindung unter dem Namen des armen Kunzen oder Konrad. Es war der Haß gegen Adel und Geistlichkeit, der sich am deutlichsten aussprach. Zwar wurde der Bundschuh zuerst im Elsaß, dann als er im J. 1502 wieder in der Gegend von Bruchsal auftauchte, und eben so die würtembergische Verbindung des armen Konrads, mit Gewalt der Waffen unterdrückt, die Anführer mit dem Tode bestraft; allein die Gährung blieb, und auf allen Reichstagen sprach sich die Sorge wegen einer Empörung der Bauern aus, wenn von Auflagen, wie der gemeine Pfennig, die Rede war. Auf dem Reichstage zu

Mainz im J. 1517, wo Einige der Unordnung im Reiche, besonders durch die Sickingschen Fehden, durch ein Aufgebot des 50. Mannes entgegen zu treten riethen, wagten die Stände nicht, so allgemein eingreifende Maßregeln zu beschließen; „der gemeine Bauersmann, ohnehin durch Theurung und Hunger geplagt, möchte dadurch in seinem wüthenden Gemüthe noch mehr gereizt werden und, was ihm schon lange im Herzen stecke, eine allgemeine Meuterei möchte entstehen.“ So sprach man und wünschte lieber die obwaltenden Unruhen in Güte beizulegen. — Wie die Flammen doch noch ein Jahrzehend später hell ausbrachen, werden wir in der Geschichte der Reformation sehen.

An der Schwelle dieser großen Weltveränderung sind wir angekommen, welche zu den gährenden Elementen, die wir so eben gezeigt haben, einen der großartigsten Antriebe hinzubrachte, die je in der Weltgeschichte vorgekommen sind. Ein großes Glück für die Entwickelung der deutschen Nation, daß ein solcher Antrieb geistiger Art in die Geschichte eintrat und sich der Gemüther bemächtigte; die zerstörende Natur des übrigen Gährungsstoffes hätte leicht eine Auflösung in äußeren Kämpfen, zur Barbarei hin, erzeugen können!

Der alternde Kaiser Maximilian sollte nicht mehr in diese Bewegungen eingreifen; sein Lebensziel war nahe, seine Kräfte in vielen mühseligen, zum Theil fruchtlosen, Kämpfen aufgezehrt. — Auf dem Reichstage zu Augsburg im J. 1518 bemühte er sich noch angelegentlich, seinen Enkel Karl, der nun schon König von Spanien war, zum römischen Könige wählen zu lassen; sein Wunsch wurde aber damals nicht erfüllt, weil der Papst und ein Theil der Churfürsten Bedenklichkeiten wegen der zu großen Macht des vorgeschlagenen Königs hatten. Mißmuthig und kränkelnd reiste Maximilian ab und starb noch auf der Reise zu Wels in Oberöstreich, den 12. Jan. 1519, im 59. Jahre seines Alters, und wurde, seinem Wunsche gemäß, unter den Altarstein der Kirche zu Wienerisch-Neustadt neben seiner geliebten Mutter Eleonore begraben. — Es wird erzählt, daß er schon seit einigen Jahren seinen Sarg mit sich geführt habe. Gleich wie er dem Tode in früherer Zeit in dem kräftigen Muthe des Lebens und der Jugend oft getrotzt hatte, so lebte er in den letzten Jahren aus religiösem Ernste mit ihm vertraut.

81. Das Ende des Mittelalters.

Es ist schon im vorigen Kapitel der wichtigen Veränderungen gedacht worden, welchen unser Volk in den letzten Jahrhunderten entgegengereift war. Mit Maximilian, als seinem letzten Vertreter, war das Mittelalter abgelaufen; eine neue Zeit, die schon lange im Keimen war, trat immer bestimmter ins Dasein ein. Wir wollen noch einen Blick auf die Zeichen zurückwerfen, welche das Neue verkündigten, und auf die großen Erfindungen, welche am meisten zu seiner Erzeugung mitgewirkt haben.

Erfindung des Schießpulvers. Adel. Kriegswesen. — Wo und wann das Schießpulver zuerst erfunden ist, kann nicht genau bestimmt werden; es ist wahrscheinlich, daß die Chinesen es sehr früh gekannt haben, daß es von ihnen zu den Arabern und durch diese nach Europa gebracht ist. Allein es wurde noch nicht zum Kriege gebraucht und kann also vorher auch eigentlich noch nicht Schießpulver genannt werden. Als solches findet es sich erst gegen das J. 1350 im Gebrauch, und man schreibt diese

Erfindung einem deutschen Mönche Berthold Schwarz (aus Dortmund in Westfalen gebürtig) zu. Er hatte, so erzählt man, eine Mischung von Salpeter, Schwefel und Kohlen in einem Mörser zerrieben, es kam zufällig ein Funke hinein, die Masse entzündete sich und warf den Stein, mit welchem er es gerieben hatte, mit großer Gewalt in die Höhe. Dieser Zufall leitete auf den Gedanken, große metallene Mörser für den Gebrauch im Kriege zu verfertigen, aus denen man Steine und Kugeln gegen eine feindliche Stadt schleudern könnte, und so wurde das schwere Geschütz erfunden, dessen Gebrauch schon um das J. 1400 ziemlich allgemein war. Zum erstenmale geschieht des groben Geschützes in der Schlacht bei Crecy in Frankreich, zwischen den Franzosen und Engländern, im Jahre 1346, Erwähnung. Das kleine Geschütz, oder die Handbüchsen [1]), die ein einzelner Mensch mit sich fortträgt, erfand man etwas später; doch wird derselben schon in einer Urkunde vom J. 1381 erwähnt, indem nämlich die Stadt Augsburg zu dem Kriege der Städte gegen den Adel dreißig Büchsenschützen zu stellen sich verpflichtete.

Durch diese neu erfundenen Waffen mußte die ganze Gestalt und Weise des Krieges umgewandelt werden. In der alten Zeit wurde der Kampf fast nur in der Nähe geführt; Mann gegen Mann mit Lanze und Schwert; die persönliche Kraft, Uebung, Gewandtheit, und der Muth der Brust gaben die Entscheidung. Falls nicht eines der Heere aus Feigheit früh floh, so war die Schlacht nur dann entschieden, wenn der Kampfplatz mit einem großen Theile der fechtenden Krieger bedeckt lag; die Schlachten waren blutiger, aber entscheidender. Nachdem nun aber der Kampf aus der Ferne die Hauptsache wurde und der Einzelne seinem Gegner nicht mehr ins Auge sah, sondern dem Zufall überlassen mußte, ob seine Kugel das Schicksal des Tages entscheiden helfe oder ohne Wirkung im leeren Raume sich verliere; nachdem er sich immer mehr als ein Werkzeug der Berechnung des Heerführers hingeben mußte und des letzteren Kunst und Verstand als die Quelle der Entscheidung zu gelten anfing, da mußte der Geist des Ritterthums durch die neue Kriegsweise vollends vernichtet werden. Jenes stützte sich auf die höchstmögliche Ausbildung der persönlichen Kraft, und dieselbe gab dem Einzelnen ein solches Uebergewicht, daß ein ganzer Haufe gemeiner Fußknechte gegen den überall geharnischten Mann auf seinem gepanzerten Streitrosse nicht zu bestehen vermochte; nun aber konnte der feigste Mann den tapfersten Ritter mit seiner Büchse aus der Ferne erlegen. Mit äußerster Erbitterung des Gemüthes eiferte lange Zeit der Adel gegen die neue heimtückische, unehrliche Waffe; endlich, da sie die Oberhand gewonnen hatte, zog er sich immer mehr vom eigentlichen Kriegshandwerke zurück.

Doch ging auch diese Veränderung nicht schnell vor sich. Noch lange nach Erfindung des Schießgewehres, da die Schützen nur noch einen kleinen Theil des Heeres ausmachten und das grobe Geschütz nur bei Belagerungen

---

1) Diese waren einfache Röhren, welche eben so wie die Kanonen durch eine Lunte angezündet wurden. Weil es aber langsam und mühselig war und besonders das genaue Zielen verhinderte, so erfand der deutsche Scharfsinn im J. 1551 zu Nürnberg das deutsche Feuerschloß, an welchem der zündende Funke durch ein umlaufendes stählernes Rad, welches gegen den Kiesel im Hahne anschlug, hervorgebracht wurde; und nachher wurde diese Erfindung in Frankreich zu dem spätern Flintenschloß vervollkommnet, welches aber in neuerer Zeit wiederum mehrfache Verbesserungen erhalten hat.

gebraucht wurde, blieb der geharnischte Reiterhaufen der Kern der Heere und erhielt sich der Adel in seiner kriegerischen Erziehung. Die Turniere blieben seine Hauptfeste, wo der Jüngling schon früh mit der Gefahr spielen lernte; und alle Verbote der Päpste und Kirchenversammlungen gegen dieselben, weil sie gefährlich waren, — denn oft wurde auch mit scharfen Lanzen gerennt, — und alle Kirchenstrafen gegen die Theilnehmer, indem z. B. kein im Turnier Umgekommener Begräbniß in geweihter Erde erhalten sollte, hatten die leidenschaftliche Vorliebe für diese Feste nicht auszurotten vermocht. Noch in dem 15. Jahrh. findet sich fast kein deutsches fürstliches Geschlecht, welches nicht eins seiner Glieder bei solchen Kampfspielen verloren hätte. Von dem Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg wird erzählt, er habe bis siebenzehnmal scharf gerennt, und selbst der Kaiser Maximilian hat es mehreremal gewagt. So erzählt der Geschichtschreiber des östreichischen Hauses, Fugger, wie auf dem Reichstage zu Worms im J. 1495 ein französischer Ritter, Claudius Barre, erschienen sei und die ganze deutsche Nation zur Probe der Waffen herausgefordert habe. Kaiser Maximilian ließ sich das Recht für die Ehre seines Volkes zu streiten nicht nehmen und überwand den fremden Ritter, nachdem das Rennen mit den Lanzen unentschieden geblieben war, mit dem Schwerte.

So wie dieser Kaiser der letzte der eigentlich ritterlichen Kaiser ist und wie sein Zeitalter überhaupt das Mittelalter beschließt, so erscheint auch in einigen seiner Zeitgenossen, wie z. B. in Götz von Berlichingen, Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten, noch einmal der Kampf der alten Herrlichkeit ihres Standes gegen den gewaltigen Wechsel der Zeiten, — bis sie erliegen. Selbst in den Geistlichen dieser spätern Zeit zeigt sich mitunter der kriegerische Sinn des Ritterthums. Als Friedrich III. gegen Karl den Kühnen heranzog, Neuß zu befreien, führte der tapfere Bischof von Münster, Graf Heinrich von Schwarzburg, den ersten, aus Westfalen, Niederländern und Niedersachsen bestehenden, Heerhaufen selbst an und zeigte größeren Eifer zum Kampfe, als der Reichsfeldherr, der sonst so ritterliche Albrecht Achilles von Brandenburg. Ja, er hegte die Hoffnung, den stolzen Herzog von Burgund in der Schlacht selbst zu treffen und mit ihm zu kämpfen. Da es nicht zur Schlacht kam, sondern ein Stillstand geschlossen wurde, während dessen die Münsterschen mit des Herzogs Pikarden in blutigen Streit geriethen, forderte der Bischof, der keine Genugthuung für die seinem Heere angethane Schmach erhalten konnte, den Herzog Karl selbst zum Zweikampfe heraus. Kaiser Friedrich untersagte den Zweikampf; das Heer aber urtheilte, nicht der Markgraf von Brandenburg, sondern der Bischof von Münster habe auf diesem Zuge den Namen des deutschen Achilles verdient.

Die Umwandlung des ganzen Kriegswesens war indeß immer entschiedener geworden. An die Stelle der alten Lehnsheere waren die Soldtruppen gekommen und damit das ganze volle Uebel der Absonderung des kriegerischen Standes von dem Bürger eingetreten. In älterer Zeit war der Vogt, der die Rechtspflege und die bürgerliche Ordnung in einem Bezirke verwaltete, zugleich der Befehlshaber der Stadt und Burg und der Anführer im Felde; eben so die Räthe und Hofbeamten der Fürsten; die Geschäfte des Lebens standen im Einklange und wurden mit den gleichen Geisteskräften geführt. Jetzt trennte man sie, und der Kriegsdienst wurde ein Gewerbe.

Das Schlimmste war damals, wenn die Fürsten die im Kriege gehaltenen Söldner nicht beibehalten konnten; da wurden sie dann, weil sie weder Lust noch Fähigkeit hatten zu bürgerlichen Geschäften zurückzukehren, eine Plage der Länder. Bitter klagt darüber die Chronik des Sebastian Frank. „Die verderblichen Landsknechte," sagt sie, „sind niemand nütz Volk, das ungefordert, ungesucht umläuft, Krieg und Unglück sucht und nachläuft. Ein unchristlich und verloren Volk, dessen Handwerk ist, Morden, Rauben, Brennen, Spielen, Saufen, Gotteslästern, freiwillig Wittwen und Waisen machen, ja, das sich nicht dann ander Leut Unglück freut, mit jedermans Schaden nähret und innerhalb und außerhalb des Krieges die Landleute plaget. Die Sach ist leider dahin gekommen, daß ein jeder Landsknecht sich stellt, als habe er einen Eid geschworen, sobald er einmal den Spieß auf die Achsel nehme, so wolle er sein Tag keine Arbeit weiter thun. Ehemals kriegte ein jeder Fürst mit seinem eigen Volk, so er Anstöße hätt; jetzt, da man dies unnütz Volk also feil findet, geht es nun mit viel Tausend zu, will ein jeder über dem andern mit der Viele und Stärke der Rüstung sein, und kost ein Krieg jetzt wohl mehr, bis man anfahet und mit diesem Gesind hinausrüstet, als dort bis man vollendet. Wenn dieß Volk nicht wäre, so wären viel geringer Kriege, und müßte oft ein Fürst mit so viel Hundert kriegen, als jetzt mit Tausend, und sollt dennoch mehr ausrichten. Denn dieses Volk und Schadenfroh hängt immer eins ans ander, daß sich der Krieg verlängere, und wär ihm leid, wenn es recht zuginge und Fried würde. Damit wird dann das Land erschöpft, und schier kein Fürst noch Bauer Geld mehr hat." — Ganz bestimmt und ehrenvoll unterscheidet dieselbe Chronik von diesen Miethstruppen, welche einem jeden dienen, der ihnen Sold gab, die Krieger, welche nur für ihr Vaterland fochten. „Die Unterthanen," sagt sie, „die aus Noth des Gehorsams von ihrem Herrn zum Kriege aufgefordert werden, und so sie vollenden, wieder niedersetzen an ihre Arbeit, nenne ich nicht Landsknecht, sondern gehorsame Kriegsleut." — Uebrigens waren jene Landsknechte, über deren Zuchtlosigkeit so bitter geklagt wurde, treffliche Krieger in der Schlacht. Mit achtzehn Fuß langen Lanzen bewaffnet, durch Helm und Küraß geschützt, standen sie wie eine feste Mauer und ihre vorgestreckten Lanzen bildeten einen undurchdringlichen Wald, weshalb die Franzosen ihre Schlachtordnung herisson, Stachelschwein, nannten. Kaiser Maximilian gab ihren geschlossenen Reihen durch geschickte Eintheilung und Uebung im Oeffnen und Wiederschließen noch mehr Beweglichkeit. Sie verdunkelten selbst den Ruhm der Schweizer und brachen das Uebergewicht der alten ritterlichen Reiterei, deren Ansehen schon durch das hussitische und schweizerische Fußvolk gesunken war, nun völlig.

Die Einführung von Soldtruppen war auch von bedeutendem Einflusse auf die landständischen Verfassungen, welche sich in den einzelnen deutschen Ländern jetzt auszubilden anfingen. Weil die Landesherren, statt der alten Kriegsfolge ihrer Vasallen, jetzt zur Unterhaltung ihres Kriegswesens Geld nöthig hatten, so verwandelten sich die sächlichen Leistungen ihrer Unterthanen in Geldleistungen, und um diese zu erhalten, mußte der Landesherr die Einwilligung seiner Stände haben, welche ihm gegenüber bald dasselbe bedeuten wollten, was die Fürsten dem Kaiser gegenüber bedeuteten. Die Landstände bestanden aus den ersten Geistlichen oder Prälaten, der Ritterschaft und den Städten, welche letztere aber häufig erst

später hinzukommen. An den Bauern wurde nicht gedacht, da er meistentheils in den Zustand der Hörigkeit gerathen war; nur in einzelnen Ländern, z. B. Tyrol, hatten auch die Bauern Landstandschaft.

Das Hauptrecht der Landstände wurde, nach obiger Ableitung, das Steuerbewilligungsrecht, zu welchem auch bald ein Aufsichtsrecht über die Verwendung der Steuern kam. Andere Rechte in Beziehung auf Krieg, auf Landestheilungen, auf die Beschwörung der Privilegien bei dem Regierungsantritte eines neuen Landesherrn u. s. w. kamen hinzu.

Indeß bildete sich das Verhältniß des Adels in den neuen Verfassungen nicht günstig zu den übrigen Ständen. Das Lehnssystem hatte sich aufgelöst, wenn auch die Form noch bestand. Der Adel leistete die Lehnsfolge nicht mehr, und der Bürgerstand und Landmann fühlten, daß sie die eigentliche Leistung übernahmen. Denn der Adel behauptete, vermöge des Lehnrechtes von seiner Hofstelle steuerfrei zu sein, weil er agros ad militiam erhalten habe; und wenn er sonach Steuern bewilligte, so geschah es auf Kosten seiner Bauern, außer in dem Falle, daß ein Adeliger steuerbares Land erworben hatte. Diese Stellung des Adels konnte ihm das Vertrauen der übrigen Stände nicht erhalten und es bildet sich so eine Abneigung gegen den Adel aus, den die frühere deutsche Geschichte nicht kennt.

Erfindung der Buchdruckerkunst. — Eben so wichtig, als die Erfindung des Schießpulvers für den Krieg, war die Buchdruckerkunst für alle Geschäfte des Friedens. Auch sie ist ein Werk des deutschen Scharfsinns, und nicht etwa durch Gunst des Zufalls, sondern durch die bewußte Richtung des Nachdenkens gefunden und von Stufe zu Stufe weiter ausgebildet.

Man hatte schon früher, nach dem Muster kleiner Bilder, die man in Holz ausschnitt und abdruckte, auch die Buchstaben nachgeschnitten, dann eine ganze Seite eines Buchs und endlich ganze Bücher, in Holz geschnitten, indem man jede Seite derselben auf einer besonderen Holztafel nachbildete. Obgleich dieses viel mühsamer war, als das Abschreiben, so konnte man dafür auch mit diesen Tafeln ein Buch viele hundert Mal abdrucken und so den Lohn der mühseligen Arbeit gewinnen. Dennoch mußte sie noch um Vieles erleichtert werden können; so dachte Johann Guttenberg, aus einem alten adeligen Geschlecht im J. 1401 zu Mainz geboren, unt wandte die ganze Kraft seines Geistes auf die Verfolgung des Gedankens, die Buchstaben einzeln, von gleicher Größe, auf der Spitze hölzerner Stäbchen auszuschneiden, diese zu Wörtern zusammenzusetzen, abzudrucken, wieder auseinander zu nehmen, und dann zu der Bildung der folgenden Seite von Neuem zu benutzen. Nach vielfachen Versuchen gelang ihm das Werk. Er verband sich mit einigen andern Männern seiner Vaterstadt, dem Goldschmied Johann Faust, und dem Peter Schöffer aus Gernsheim[1]); und diese Gesellschaft bildete die Erfindung durch das Hinzufügen der noch fehlenden Dinge, der eigenthümlichen Mischung von Metallen zu den Lettern, der Presse, der Druckschwärze, zu der nöthigen Vollkommenheit aus, um den Druck eines Buches zu beginnen. Man machte den Anfang mit der Bibel. Aber der wahre Erfinder genoß die Frucht seiner Arbeit nicht, die er so

---

1) Die gewöhnliche Annahme, daß Schöffer ein Geistlicher gewesen sei, ist falsch. Der Name Clericus, den er sich beigelegt, bedeutet einen Kalligraphen, der sich mit Bücherabschreiben beschäftigte.

wohl verdient hatte; der Goldschmied Faust, welcher ihm Geld vorgeschossen, nachdem er sein Vermögen auf die Versuche der Kunst verwendet hatte, ließ ihm alle seine Geräthschaften durch einen gerichtlichen Spruch abnehmen und schloß ihn von der Unternehmung aus. Der Erfinder der wichtigsten Kunst der neueren Zeit mußte durch die Wohlthaten des Churfürsten von Mainz sein Leben fristen und starb im J. 1468.

Im J. 1457 wurde durch Faust und seine Gehülfen das erste Buch, die lateinischen Psalmen, vollendet, und 1462 bald darauf eine ganze Bibel. So großer Unterschied war schon damals in dem Preise eines solchen Werkes gegen die Kosten des Abschreibens, daß eine Bibel, die man abgeschrieben um 4—500 Goldgulden kaufte, gedruckt für dreißig gegeben wurde; und dennoch war dieser Preis noch ohne Vergleich höher, als wir ihn nach der allgemeinen Ausbreitung der Buchdruckerkunst kennen. Und dieses ist eben der große Vortheil dieser Erfindung, daß jedes Licht der Erkenntniß, welches das menschliche Geschlecht auf eine höhere Stufe geistiger Klarheit erhebt, nicht mehr ein Eigenthum Weniger bleibt, sondern ein Gut ganzer Völker werden kann. Dadurch greift die Buchdruckerkunst auf eine wunderwürdige Weise in die Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts ein. Das Gesetz in dieser Entwicklung, welches sich vom Anfange aller Geschichte bis auf den heutigen Tag am klarsten erkennen läßt, ist dieses, daß die Bildung und Aufhellung des Geistes immer weitere Kreise einnimmt und eine immer größere Zahl der Menschen ergreift. Wenn auch darüber gestritten werden mag, ob wir im Ganzen in den Wissenschaften und Künsten auf höherer Stufe stehen, als manche Völker der alten und mittleren Zeit, so ist doch der Fortschritt in der allgemeinen Ausbreitung der Erkenntniß auf keine Weise abzuleugnen und die Buchdruckerkunst ist der große Hebel hierzu gewesen. — Von großer Wichtigkeit für die außerordentlichen Folgen der Buchdruckerkunst war die schon vorher gemachte Erfindung des Linnenpapiers. Früher gebrauchte man Pergament, welches aber zu kostbar und zu dick, dann Baumwollenpapier, welches zu wenig dauerhaft war; das Linnenpapier, wahrscheinlich auch eine deutsche Erfindung, kommt zuerst in einer Urkunde vom J. 1318 zu Kaufbeuren vor. Welche Erleichterung der allgemeinen und schnellen Verbreitung von Nachrichten und Gedanken hat nicht die Feinheit, Leichtigkeit und Wohlfeilheit dieses Materials gewährt!

Durch die Erfindung der Buchdruckerkunst tritt die Wissenschaft in ihr volles Recht ein und die Universitäten erhalten ihre rechte Bedeutung. Nach dem Beispiele Prags waren auch in Deutschland Universitäten gegründet: Wien 1365, Heidelberg 1386, Köln 1389, Erfurt 1392, Würzburg 1402, Leipzig 1409, und so in rascher Folge Rostock, Trier, Greifswalde, Freiburg, Ingolstadt, Tübingen, Mainz, und im Anfange des 16. Jahrh., 1502, Wittenberg.

Wir schließen die allgemeine Betrachtung des jetzt geendigten Zeitraums mit einigen Worten über die Folgen der Entdeckung Amerika's und des Seeweges nach Ostindien. Sie gingen zwar nicht von unserm Vaterlande aus, aber sie hatten doch vielfachen Einfluß auf dasselbe; nicht nur durch die Erweiterung des Gedankenkreises im Allgemeinen, welche für den menschlichen Geist daraus folgen mußte, sondern auch insbesondere durch die Veränderung des Welthandels. Bis dahin waren die ostindischen Erzeugnisse, deren Europa jedes Jahr einen beträchtlichen Vorrath bedurfte,

auf verschiedenen Wegen durch Asien an das mittelländische Meer gekommen und von da vorzüglich durch die italienischen Seestaaten abgeholt und weiter verfahren. Der Landweg zu den nördlichen Gegenden ging dann, wie schon früher entwickelt ist, durch Deutschland. Nun aber, nachdem die Portugiesen im J. 1498 den Seeweg um Afrika herum gefunden hatten, konnten sie bei den großen Vortheilen der Seefracht, bald alle anderen Völker aus dem ostindischen Handel verdrängen; Venedig und die anderen italienischen Seestaaten sanken, und auch Deutschland fühlte die Folgen mittelbar sehr bald. Sein Handel sank gleichfalls, so wie der der Portugiesen und Spanier stieg; und durch den großen Umschwung zerfiel auch der Bund der Hansa immer mehr, nachdem derselbe schon durch die aufstrebende Industrie anderer Völker, so wie durch innere Zwistigkeiten des Bundes selbst, bedeutend gelitten hatte. Die deutschen Städte konnten sich vom 16. Jahrh. an auf der alten Höhe des Reichthums und der Macht nicht erhalten, und so wurde der aufstrebenden fürstlichen Gewalt auch von dieser Seite der Weg gebahnt.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.